This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

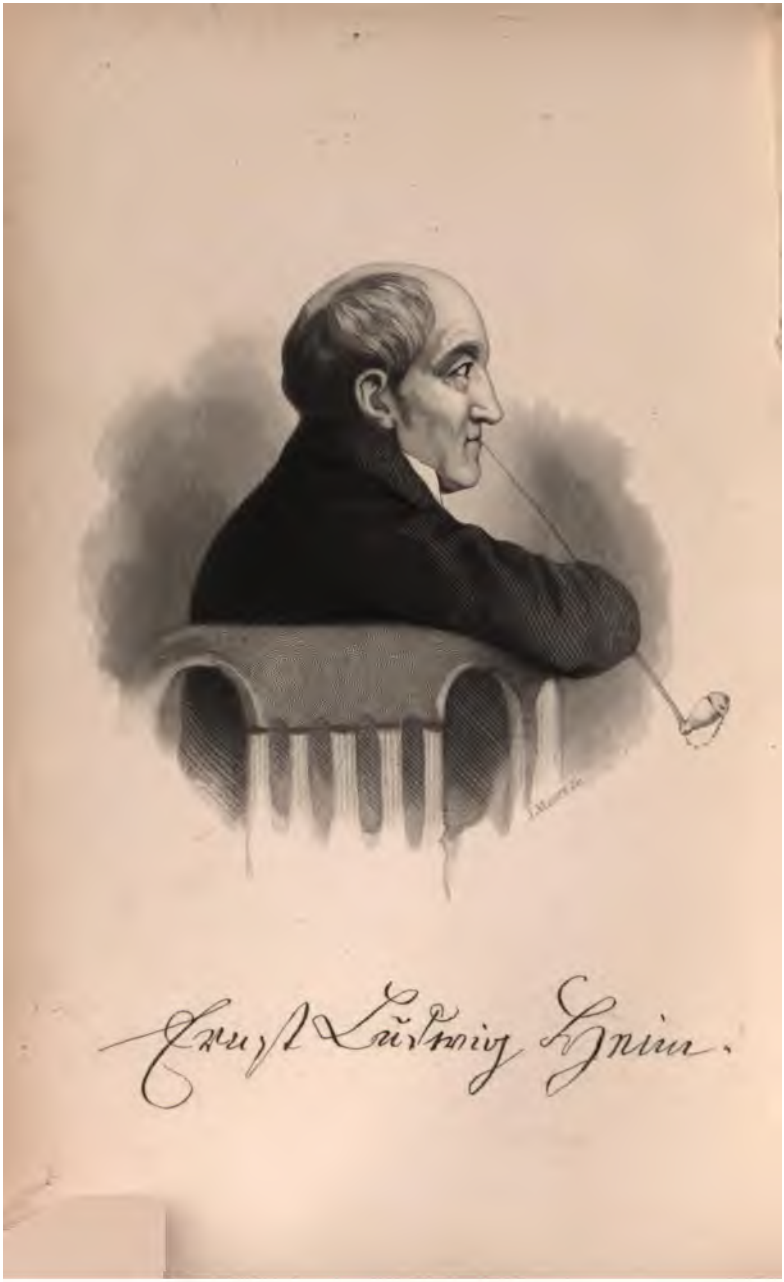
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0185 0534

BY LANE
LELAND·STANFOR


Ernst Ludwig Grimm.

Der alte Heim.

[illegible]

[illegible] Ludwig Heim's.

[illegible]

Georg Wilhelm [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der alte Heim.

Leben und Wirken

Ernſt Ludwig Heim's.

Nach

hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern

dargeſtellt

von

Georg Wilhelm Keßler.

Mit Heim's Bildniß.

Dritte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1879.

610.72
H402HK
c.1.3

238032

STANFORD LIBRARY

Vorrede zur ersten Auflage.

Wenn man die Weltgeschichte nicht mit Unrecht das tiefsinnigste und erhabenste Gedicht nennt, so darf man auch behaupten, daß die treue Lebensbeschreibung eines nicht ganz gewöhnlichen Menschen, welchem die Vorsehung die volle Entwickelung seiner natürlichen Gaben auf Erden vergönnte, nicht blos die mannichfaltigste Belehrung gewähre, sondern auch einen eigenthümlichen Reiz in sich trage, der dem besten Roman und jeder Dichtung abgeht. In dem Verfolge, in der Anschauung des wirklichen Lebenslaufs bedarf es keiner täuschenden Vermittelung der Phantasie; die Handlung, der Charakter liegen klar vor den Augen und befriedigen die Wahrheitsliebe des Lesers.

Ernst Ludwig Heim, der Sohn eines armen Landpredigers, auf einem kleinen Dörfchen geboren, bedurfte reicher Naturanlagen und großer, beharrlicher Anstrengung aller innern Kräfte, um die Hindernisse auf seiner Bahn zu überwinden, um sich zum Feldmarschall unter den Doctoren, wie ihn im heitern Toast der alte Blücher als College leben läßt, emporzuschwingen. Neben dem Theologen Schleiermacher und dem Finanzminister Maaßen wurde er zu den ausgezeichnetsten Männern gerechnet,

welche der Tod im vorigen Jahre in der Hauptstadt Preußens hinwegraffte. Der Mensch in ihm wurde von seinen Mitbürgern, von seinen Zeitgenossen nicht minder geachtet als der Arzt. Er hatte keinen Feind. Von lauterm Gemüthe, voll Milde und Wohlwollen gegen seinen Nächsten, wurde er unendlich belohnt durch die oft bis zur Begeisterung gesteigerte Zuneigung vieler, die ihm näher traten. Auch in allen andern Lebensverhältnissen ergoß sich der Segen des Himmels in seltener Fülle über ihn. Das Leben eines solchen Mannes kann nicht anders als anziehend und erbaulich sein, wenn es nur wahr und zusammenhängend in seinen eigenthümlichen Erscheinungen dargestellt ist.

Der hier mitgetheilte Versuch macht keinen Anspruch auf das Lob einer kunstgerechten Charakterschilderung. Ein den technischen Forderungen entsprechendes Gemälde von Heim's Leben und Thaten zu liefern, darf sich der Verfasser nicht beigehen lassen. Die beglückenden Bande, welche ihn von frühen Jahren an in Heim's Nähe hielten, möchten sein eigenes Urtheil, wenn nicht trügen, doch vor der Menge verdächtigen; daher er sich desselben soviel als möglich zu enthalten und vor allem Heim selbst in seinen stillen Bekenntnissen oder in seinen Briefen an die wackern Brüder reden zu lassen gedenkt. Ein Mann, dessen Geradheit und Aufrichtigkeit, wie gegen jedermann, so gegen sich selbst von der Kindheit an bis ins höchste Alter rein und unverfälscht waren, kann in solchen Urkunden nichts anderes als sein eigenstes Wesen niedergelegt haben. Und wie die Hingebung an die Vertrauten, so war auch die Erwiderung, hauptsächlich in den trefflichen Briefen des würdigen ältesten der sechs Brüder. Die Worte des alterthümlich strengen Vaters dürfen nicht ganz fehlen. Daß durch solche Mittheilungen der Leser

in den Stand gesetzt werde, die Wechselwirkung des Schicksals und der persönlich freien Entschließung und That selber zu entziffern, das Bild des Abgeschiedenen sich deutlich und lebendig vor die Augen zu stellen, dies ist der Zweck des Unternehmens.

Bessere Muße, längere Feile hätten das Werk mehr abrunden mögen. Aber der Spruch: „Bis dat, qui cito dat", gilt in unsern mit sich drängenden Ereignissen und davon handelnden Büchern überfüllten Tagen nur zu sehr von unserm Falle. Eine Spanne Zeit, und es sind dem Heimgegangenen viele Freunde gefolgt, denen die Erinnerung an sein heiteres Dasein, an seinen freudigen Tod noch manche Stunde des enteilenden Lebens versüßt. Die Theilnahme eben solcher Freunde an den schon 1822 über Heim's Leben erschienenen Nachrichten, ihre geäußerten Wünsche, ihre Aufmunterung, Aehnliches und Ausführlicheres, was sich in Heim's nachgelassenen Papieren fände, zu veröffentlichen, gab dem Verfasser den Muth zu dieser umfassenden Bearbeitung. Später mag das Büchlein nur noch unter den Kindern und Enkeln des theuern Entschlafenen gelesen werden. Bei diesen bedarf der Herausgeber keiner Entschuldigung. Aus den eigenen Worten ihres edeln Ahnherrn wird ihnen das treue Bild desselben entgegentreten und ihr Herz erfreuen, wie im Leben sein Anblick die Herzen so vieler erfreute, denen er sich nahte.

So bedeutend die Stufe des Ruhms sein mag, welche Heim in der Heilkunde erreichte, so möchte doch der Arzt in der hier dargebotenen Biographie vergeblich unmittelbare Belehrung in seiner Wissenschaft oder Kunst suchen. Heim's Blick drang in die geheimsten Tiefen der Natur, und umgekehrt that wiederum seine bloße Erscheinung oft Wunder an den Kranken.

Ein jeder meint, er wär' nie krank gewesen,
Wenn er nur mit dir spricht;
Wo du erscheinst, da sind sie schon genesen:
So froh macht dein Gesicht.

So heißt es in einem der Tafelgesänge bei Heim's Doctorjubiläum. Dies sind Gaben der Natur, Eigenschaften des Gemüths, Früchte des Lebens, nicht Ausbeute von Bücherstudium, nicht Gegenstände der schriftlichen Tradition oder des Unterrichts. Wie aber der Mensch durch und durch beschaffen war, den Gott so glücklich ausgestattet für seinen irdischen Beruf, das nur sollte hier einem längern Gedächtnisse aufbehalten werden.

Das dem Volumen nach unscheinbare, vielleicht aber um so gehaltreichere literarische Vermächtniß Heim's war in Zeitschriften zerstreut, wird aber hoffentlich, von sachkundiger Hand gesammelt und geordnet, gleichzeitig mit diesem biographischen Versuche in einem Ganzen erscheinen.* An diese Quelle verweisen wir diejenigen, welche über Heim's wissenschaftliche Verdienste nähere Auskunft verlangen.

Berlin, 27. April 1835.

Georg Wilhelm Keßler.

---

* Erschienen unter dem Titel: „Dr. E. L. Heim's vermischte medicinische Schriften, herausgegeben von Dr. A. Paetsch" (Leipzig 1836).

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage.

Liebe und Dankbarkeit trieben mich vor zehn Jahren zu dem Versuche, das Leben meines seligen Schwiegervaters zu beschreiben. Schon in dieser Beschäftigung fand ich eine unschätzbare Belohnung. Der Tod des Ministers Maaßen, die Bildung eines neuen Ministeriums für Herrn von Ladenberg aus einer Abtheilung des vormaligen Finanzministeriums, deren Direction mir zehn Jahre anvertraut war, entriß mir nicht allein eine Stellung in der höhern Staatsverwaltung, welche ich als das ehrenvolle Ziel meiner amtlichen Laufbahn zu betrachten gewohnt war, sondern nöthigte mich auch, dem längern Aufenthalte in Berlin, dem beglückenden Kreise alter bewährter Freunde und geliebter Verwandten zu entsagen. Alle mit solcher Wendung des Schicksals verknüpften trüben Ansichten und bittern Eindrücke lösten sich zu innerer Befriedigung auf, indem ich jede dem mühevollen Berufe abzusparende Stunde darauf verwendete, mich in die unendlich reiche Lebensfülle meines herrlichen Helden einzutauchen. Sobald aber das Büchlein vollendet und dem Publikum dargeboten war, kamen mir von allen Seiten in öffentlichen Anzeigen und Beurtheilungen, in Briefen

günſtiger Leſer jedes Standes die unzweideutigſten Beweiſe des Beifalls und der Theilnahme entgegen. Auf meinen nächſten Reiſen, im Herbſte 1835 nach Franken, im Frühling 1836 über Hamburg und Bremen nach Weſtfalen, diente mir meines guten Schwiegervaters Leben zum wirkſamſten Empfehlungsbriefe. Mit Rührung werde ich lebenslänglich der Güte gedenken, mit welcher beſonders in Bremen edle Gönner mich und die Meinen überhäuften. Meinen Söhnen öffnete ſelbſt in England und Frankreich der Name ihres Großvaters manche Thür. So durfte ich wol der Vorſtellung Raum geben, nicht allein der Heim'ſchen Familie, ſondern auch dem Vaterlande eine nicht ganz werthloſe, flüchtige Gabe gereicht zu haben in dem Buche, deſſen Bearbeitung ſchon mich wunderbar belohnt hatte. Daran reihte ſich natürlich der Gedanke, ſpäter in einer zweiten Auflage manches nachzutragen, was der Aufbewahrung würdig ſchien. Da und dort vermißten Heim's Freunde in ſeinem Lebensbilde kleine Züge, welche ſie für bedeutend hielten und in wenigen Zeilen ergänzt wiſſen wollten. Doch mußte man ſolchen Wünſchen mit behutſamer Auswahl entgegentreten, um ſich nicht in eine Anekdotenjagd zu verirren, wozu ein ſo populärer Mann wie der Dr. Heim, welchem das Volk zu dem Eigenthümlichen wol auch Fremdes andichtet, gar leicht verlockt.

Eine heilige Pflicht nicht allein gegen Heim's Nachkommen, ſondern gegen alle theilnehmenden Leſer, welche aus meinem Büchlein die Tugenden der Lebensgefährtin Heim's, den Einfluß derſelben auf ſeinen irdiſchen Frieden kennen gelernt haben, ſcheint es mir zu ſein, einiges über den Tod dieſer herrlichen Frau zu berichten. Charlotte Heim ſtarb zu Berlin am 7. Mai 1842, noch ehe dort die Nachricht von den wüthenden Flammen, welche in

denſelben Tagen Hamburg überwogten und großentheils verzehrten, eingetroffen war.

Die entfernten Lieben beklagend, daß ſie nicht zugegen ſein konnten beim Scheiden der Mutter, welche zu jeder Zeit ihres Lebens allen ihren Kindern ein helfender, ſegnender Engel geweſen, ſchreibt die älteſte Tochter an den Verfaſſer: „Uns ward das Glück, die letzten frohen Lebenstage mit der Mutter zuzubringen. Schon im Winter war ſie durch Barners Anweſenheit erfreut, durch den Aufenthalt in einer ihr in jeder Hinſicht behaglichen Wohnung ſtets auf das heiterſte geſtimmt, und wenn auch mitunter ein Tag der Schwäche, wie wir ſie an der Mutter ſeit vierzig Jahren kannten, dazwiſchentrat, ſo durften wir doch hoffen, daß auch dieſe ſich mit dem Sommer vermindern werde. Der Abſchied von Barners war ihr diesmal bei der nahen Ausſicht ihrer Rückkehr leicht geworden; ſie fühlte ſich nicht angegriffen, und mit dem Grünen und Blühen der Bäume belebte ſich ihr empfänglicher Sinn oft bis zum freudigſten Entzücken. Vollkommen froh und geſund feierte ſie den Himmelfahrtstag bei Wilhelm, machte nach Tiſche mit ihm und mir eine herrliche Fahrt durch den Thiergarten, ſpielte mit uns und Grolman abends eine Partie L'Hombre und ſchlief in der darauffolgenden Nacht aufs beſte. Am Freitag Morgen erſchien ſie, da ihre Leute den Tag über mit einer großen Wäſche beſchäftigt waren, ſchon beim Frühſtück völlig angekleidet; auch war ſie während des ganzen Tags beſonders heiter, las mir, wie ſie ſeit drei Wochen faſt täglich — ſonſt nie — gethan hatte, aus ihren eigenen, ſeit 1796 geführten Tagebüchern vor und ſprach mit großer Lebendigkeit von der vergangenen ſchönen Zeit, von dem Aufenthalte in Münſter und Kleve (1818). Ebenſo geſtimmt brachte ſie auch den Nachmittag und Abend, wo

ich mit ihr allein war, zu; sie konnte von ihrem Fenster aus nicht aufhören sich über den frischen Schmuck der Linden zu freuen und die Lage ihrer Wohnung zu preisen. Zu Abend aß sie ein weiches Ei, scherzte viel mit August (ihrem Urenkel) über dessen Glauben, daß man die Schale zerbrechen müsse, wenn es bekommen solle, und legte sich dann zur gewohnten Zeit, uns eine gute Nacht wünschend, heiter und ahnungslos — zur ewigen Ruhe nieder. Da wir, um halb vier Uhr geweckt, voller Besorgniß zu ihr eilten, fanden wir sie über Schmerz in der Brust und dem linken Arm klagend, sonst aber klar und bewußt wie immer; und da Wilhelm, gegen ihren Wunsch herbeigerufen, kam, fand er nicht den geringsten Grund zur Besorgniß; er, wie die liebe Mutter, hofften Erleichterung von einem Senfpflaster, das augenblicklich gelegt ward. Wilhelm wollte die Wirkung davon abwarten, sonst würde er uns sogleich wieder verlassen haben, — als sie sich plötzlich erhob und nach dem vergeblichen Versuche, sich zu erbrechen, augenblicklich wieder mit einem tiefen Seufzer zurücksank, der ihre engelgleiche Seele schmerzlos dem Himmel zugeführt hatte. Unser Entsetzen, unser Jammer war unaussprechlich, ich vermag es nicht, ihn zu schildern. Bis zum 10. Mai 8 Uhr haben wir unabläßig die theuere Leiche umgeben, die kein schreckliches Bild des Todes zeigte, sondern in voller Schöne den Abglanz der himmlischen Seele, die sie verlassen hatte, behielt. Der Superintendent Marot sprach an ihrem Sarge im Beisein der ganzen Familie und zahlreicher Freunde würdige, den hohen Werth der allgemein verehrten Mutter anerkennende, erhebende Worte, und mit dem tiefsten Schmerze mußten wir dann sie zur lange erwählten Ruhestätte, an der Seite unsers ewig theuern Vaters, führen sehen."

Schön bewährten sich in solcher Vereinigung die über

der Grabstätte zu lesenden Worte: Es sei kein Trauerort für die Familie Heim.

Noch vor dem Scheiden der geliebten Mutter wies der Verleger von Heim's Leben den Herausgeber auf das Bedürfniß einer neuen Ausgabe hin. Zu den schon gesammelten Beiträgen fanden sich in dem Nachlasse der Witwe einige sehr schätzbare Stücke, namentlich 1) in der merkwürdigen gedruckten Rede, welche Johann Ludwig, der älteste der sechs Heim'schen Brüder, an dem Grabe der Mutter gehalten hat, deren Segen so sichtbar in den Schicksalen dieser Brüder waltete, deren Gedächtniß in allen Lebensverhältnissen die Söhne so kräftig und innig zusammenhielt; 2) in einigen Briefen des Bruders Anton, der in dem Leben Ernst Heim's als dessen Alterego so bedeutend auftritt, von welchem aber in der ersten Ausgabe unmittelbare Mittheilungen fast gänzlich mangeln.

Sollten diese dürftigen Reste aus Anton Heim's Briefwechsel mit der von Ernst Heim für den Fall des Todes ihm vermachten lieblichen Braut dem Leser als unbedeutend erscheinen, so sei dem Herausgeber vergönnt, mit wenigen Worten auf die Bedeutsamkeit dieses seltenen Mannes hinzuweisen, der an Liebenswürdigkeit und hoher Freiheit des Charakters keinem seiner Brüder nachstand. Anton Heim's Haus war die Pflege und der Stützpunkt der Solz-Heim'schen Familie, deren zerstreute Glieder seine erst 1835 auf ihrem bescheidenen Landsitze Welkershausen bei Meiningen verstorbene Witwe Johanna, geb. Arnold, mit seltener Fertigkeit der Feder im weiten Umfange ihres Briefwechsels zusammenhielt. Mit eigenen Kindern nicht gesegnet, überließ Anton Heim sich dem reinsten Vertrauen gegen seine Gattin, deren Herzen mitten unter dem Kreise der liebenswürdigsten, ausgezeichnetsten Männer Liebe und Pflege von Kindern tiefgefühltes Be-

dürfniß war. Während den Freunden im Hause im Gebiete der Hausfrau der zwangloseste Verkehr gestattet war, waltete in den Geschäften Anton Heim's, in seinem mühsamen Berufe als Anwalt, die strengste Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Fleiß. Wie er sich von früh morgens bis Mittag von jedem Bauer unterbrechen ließ bis zu erfolgter Abfertigung, so wurden einige Nachmittagsstunden den benachbarten Bergen gewidmet, von welchen einen Anton Heim erwarb und aus einer Wüste mit beharrlichem Eifer zu einer Anlage aus Obstpflanzungen, ausländischen Bäumen und Sträuchern, wie sie der Park heischt, und rosigen Esparsettgeländen umschuf, seitdem als Heim's Berg in der Gegend bekannt. Der Abend gehörte den Brüdern und Freunden.

Bei der günstigen ersten Aufnahme des Büchleins glaubte der Herausgeber sowenig als möglich an dem ersten Texte rühren zu dürfen, den Werth jeder Aenderung, jedes kürzern oder längern Zusatzes mit strenger Gewissenhaftigkeit prüfen zu müssen.

Arnsberg, im März 1845.

Georg Wilhelm Keßler.

Vorrede zur dritten Auflage.

Ueber vierzig Jahre sind verflossen, seit dieses Buch durch meinen Vater verfaßt und der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Während einer für die nationale Entwickelung unsers Vaterlandes so bedeutungsvollen Zeit, in welcher die Thätigkeit des Volks in einem fortwährenden Ringen und Kämpfen um Reformen der mannichfachsten Art aufging, hätte man wol erwarten können, daß bei dem großen Publikum das Interesse für ein Werk wie das vorliegende erkalten würde, für ein Buch, welches den Lebensgang eines Mannes darstellt, der in keinerlei Weise sich an den äußern Ereignissen seiner Zeit betheiligte, dessen ganze berufliche Thätigkeit vielmehr sich nicht weit über einen verhältnißmäßig engen Kreis — Berlin — hinaus entwickelte. Nichtsdestoweniger aber hat sich „Der alte Heim" während dieser Zeit in alle gesellschaftlichen Kreise eingebürgert; Heim's innerer Lebensgang war es, der für den ruhigen und denkenden Leser eine spannende Anziehungskraft hatte. Seine hervorragenden Eigenschaften als Arzt und als Mensch, seine geniale Natur wie sein kindlich frommer Sinn verschafften ihm nicht nur die Bewunderung und Liebe seiner Zeitgenossen, sondern haben ihn auch zu einer durchaus volksthümlichen Charakter-

gestalt gemacht, welche in dem Wechsel der Zeiten unvergänglich fortleben wird.

Die Stadt Berlin hat sein Andenken besonders dadurch geehrt, daß sie sein Bild neben dem anderer bedeutender berliner Aerzte im neuen Rathhause und am neuen städtischen Krankenhause im Friedrichshain hat anbringen lassen. Auch die nach ihm benannte ärztliche Gesellschaft „Heimia" besteht und blüht noch heute in Berlin in dem Bestreben, den Geist der Humanität und Collegialität, der in ihm so herrlich leuchtete, zu pflegen und zu erhalten.

Die vorliegende neue Auflage ist mit geringen Abweichungen ein Abdruck der zweiten. Eingedenk der von meinem Vater am Schluß der Vorrede zu letzterer ausgesprochenen Mahnung, habe ich wesentliche Aenderungen hier nicht vorgenommen. Nur ist zur leichtern Uebersicht für den Leser das Buch in mehrere mit Ueberschriften versehene Abschnitte zerlegt worden.

So möge denn dieses Werk, ein in treuer Liebe dem „alten Heim" errichtetes Denkmal, ferner fortleben im deutschen Volke; möge es fortfahren, wahre Humanität bei ihm zu fördern und diejenigen bürgerlichen und häuslichen Tugenden zu entwickeln, welche eine Zierde des seltenen Mannes waren, dessen Leben es darstellt.

Bochum, im October 1878.

Fritz Keßler.

Inhalt des erſten Theils.

		Seite
1.	Das Vaterhaus und die Schule	3
2.	Auf der Univerſität	22
3.	Studienreiſen	111
4.	Aerztliche Praxis in Spandau und Eintritt ins eheliche Leben	179

Der alte Heim.

Erſter Theil.

1.

Das Vaterhaus und die Schule.

Im Kirchenbuche der Gemeinde zu Solz, im sachsen-meiningischen Antheile der Grafschaft Henneberg in Franken, vom Jahre 1747 steht geschrieben: „Ernst Ludwig Heim, M. Johann Ludwig Heim's, Pastors, und der Dorothea Regina, geb. Wagner, Söhnlein, geboren 22. Julius abends zwischen 5 und 6 Uhr. Weil es schwach war, so wurde es den 23. Dom. VIII. p. Trin. im Hause getauft. Weil ich die Woche darauf vi commissionis (kraft Auftrags) während der Superintendenten-Vacanz Visitation in Wasungen halten mußte, so wurde es erst den 2. August in der Kirche eingesegnet. Der Pathe ist Herr Johann Ernst Calenberg, Freiherrlich Tannischer Centgraf in der Tann, mein Herr Schwager."

Der dieses bezeugt, Heim's Vater, der gelehrte Magister Johann Ludwig Heim, starb in Solz 1785 im 82. Jahre als emeritirter Pfarrer, nachdem er bereits am 12. Trinitatis-Sonntage des vorhergehenden Jahres sein funfzigjähriges Amtsjubiläum in der Kirche daselbst, umgeben von fünf ehrenwerthen Söhnen, einer Tochter und mehrern Enkeln, gefeiert hatte. Nur Ernst, der dritte von den sechs Brüdern, fehlte bei jenem Feste. Seine Geschwister sind lange vor ihm hinübergeschlummert zu einem höhern Leben, und zwar fünf in zarter Kindheit. An allen übrigen hat sich auf Erden der

Spruch Salomon's (Sprichw. 20, 7) bestätigt, den der Vater seinen Kindern in der Zueignung des dritten Theils seiner „Hennebergischen Chronik" ans Herz legte: „Ein Mann, der in seiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit lebt, dessen Kinder sind glücklich nach ihm."

Noch hängt in jener Kirche ein schönes großes Brustbild des würdigen Pfarrers, in dessen Zügen die sprechendste Aehnlichkeit mit seinem Sohne Ernst ausgedrückt ist. Ihm folgte im Amte der jüngste Sohn, diesem ein Enkel, sodaß seit fast einem Jahrhundert ein Heim jenem Predigtamte vorsteht.

Eine kurze Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Mannes befindet sich in den zu Weimar herausgekommenen „Nova acta historico-ecclesiastica", Jahrgang 1786. Der Hauptgegenstand seiner gelehrten Beschäftigung war die Geschichte des Vaterlandes. *

Wenn es räthselhaft erscheint, wie dieser Vater bei den geringen Einkünften einer nur kleinen Pfarre seinen gelehrten Forschungen obliegen und sechs Söhne zu Männern erziehen

---

* Von seinen herausgegebenen Schriften sind bekannt:

1) Hennebergische Chronik, als ein dritter Theil der Spangenbergischen Chronik. Meiningen 1767 und 1776. 4.

2) Beschreibung der Schlösser Dißburg und Hutsberg. Frankfurt a. M. 1761.

3) Kurzgefaßte Geschichte vom Dreißigjährigen Kriege und darauf erfolgten Westfälischen Frieden. Meiningen 1748. 8.

4) Kurzgefaßte Geschichte von dem Religions- oder Schmalkaldischen Kriege, sammt darauf erfolgtem Passauischen Vertrage und Augsburgischen Religionsfrieden. Meiningen 1755.

Beide Schriften, Nr. 3 und 4, wurden durch die in den Jahren 1748 und 1755 eintretenden Jubelfeste des Westfälischen Friedens und des Religionsfriedens veranlaßt, bezogen sich hauptsächlich auf die hennebergischen Gegenden, wurden auf Kosten des Verfassers gedruckt und unentgeltlich von ihm unter seine Zuhörer vertheilt.

5) Zwei kurze Abhandlungen: a. Von der Schlacht bei Fladenheim zwischen Kaiser Heinrich IV. und den Sachsen an den Grenzen des Amtes Fischberg. — b. Von den ältesten Besitzern des Amtes Fischberg und der hennebergischen Erbgerechtigkeit, nebst einem Kupfer. Meiningen 1766. 8.

konnte, die ſich ſämmtlich auf ihrer gewählten Lebensbahn vortheilhaft auszeichneten, ſo verdient außer der von der heutigen ſehr verſchiedenen Zeit auch die Beſonderheit jener glücklichen Gegend unſers deutſchen Vaterlandes einige Beachtung.

Weder ſo mild noch ſo fruchtbar wie das mittlere und ſüdliche Franken iſt der nördliche Winkel zwiſchen dem Rhöngebirge und dem Thüringerwalde. Aus den Bergen, auf welchen im Dunkel der Ahorne, Buchen und Eichen die Trümmer alter Burgen verwittern, ſtürzen ſilberklare Bäche durch blumige Wieſengründe. Entfernt von großen Städten, von Fabriken und ſelbſt von Handelsſtraßen, lebt der Bauer nur in und mit ſeiner Gemeinde, mit ſeinem Pfarrer und ſeinem Schulmeiſter. Vom Hofdienſte und ähnlichen drückenden Verhältniſſen iſt keine Spur vorhanden.

Dem großen Reformator, deſſen Vorfahren ſelbſt in jenem Ländchen lebten (in Möhra, etwa ſechs Stunden von Solz), verdankt man die glückliche Pflege der Kirchen und Schulen. Noch heute ſind die Früchte ſeiner Kirchenordnungen und Viſitationen in dieſen ſchon damals ſächſiſchen Landen erkennbar. Darum findet der Sohn des Bauers wie des Pfarrers bei ſeinem Schulmeiſter oft beſſern Troſt als in andern Gegenden der Edelknabe bei dem weither verſchriebenen koſtbaren Hauslehrer. In einem Nachbarorte von Solz ſtudirte ein Bauer in den Winterabenden Geometrie und Algebra. Er lieferte Aufſätze über hiſtoriſche und andere Denkwürdigkeiten ſeines Dorfes, die faſt unverändert gedruckt werden durften. Ein anderer verfertigte Klaviere, die bis Hamburg und weiter Abſatz fanden, und beide haben ihre Gemeinden nie im Leben verlaſſen. Der Schulmeiſter eines andern an Solz grenzenden Dorfes wanderte Sonntags nachmittags in ſeiner ſchlichten Bauerntracht nach der Stadt, um abends die herzogliche Kapelle Muſiken ausführen zu hören, die er ſelbſt geſetzt hatte. Aber nicht nur ihm, ſondern jedem anſtändigen Landbewohner war es verſtattet, im Schloſſe unter den Augen ſeines leutſeligen Fürſten die beſten Concerte frei zu hören. So durfte denn auch im Schulſeminar verlangt werden, daß der zur Aufnahme ſich meldende Bauernſohn reif zum Unterricht im Generalbaß ſei. Auf eine Entfer-

nung von 1—6 Meilen war ein halbes Dutzend guter Gymnasien zu erreichen; ebenso viele, und darunter die besten, Universitäten in einem Umkreise von 15—20 Meilen.

Gern mögen wir uns bei einem solchen Ländchen des ältern Zustandes unsers deutschen Vaterlandes erinnern, welcher nicht selten von neuer Staatsweisheit verunglimpft wird.

Dort also, im einsamen Dörfchen Solz, in der stillen Pfarrwohnung erblickte Ernst Heim das Licht der Welt. In seinen auf der Universität Leyden im Jahre 1773 niedergeschriebenen Bekenntnissen zählt er es zu den Hauptwohlthaten seines Schöpfers, daß er von guten und ehrlichen Aeltern in einem Lande geboren sei, wo die Sitten noch in Einfalt und Unschuld wohnen. Die Einfachheit des kindlichen Lebens schärft bis in die späteste Zeit hinaus die Erinnerung an die kleinste hervorleuchtende Begebenheit. So erzählte Heim noch im hohen Alter, wie er von seiner Wärterin ans Fenster getragen worden sei, um den Leichenzug einer Schwester zu sehen, die gestorben, ehe er zwei Jahre alt war. Ferner erinnerte er sich der Taufe seines nur zwei Jahre von ihm unterschiedenen Bruders Anton, und des Pfefferkuchens, welcher ihm bei diesem Feste von einem der Gäste geschenkt wurde. Nur wenig später mag es gewesen sein, daß er im Schmerz bei einer heftigen Züchtigung den Vater in die Schulter biß, dadurch natürlich die Schläge nur vermehrte und der weichen Mutter, die ihn im Kinderstühlchen wieder zu trösten suchte, bittere Thränen entlockte. Schwerlich wird der Knabe der großen Stadt von einer zuerst geschauten Oper einen so lebhaften Eindruck bewahren als Heim von einem Paar rothsammtener Beinkleider, die er in seiner frühesten Knabenzeit erblickte. Der älteste Bruder bringt am Sonnabend aus der Stadt einen Schulkameraden und Verwandten zum Besuche mit. Die besagten Beinkleider des Herrn Vetters Hermann schillern den auf dem Hofe beschäftigten Knaben in die Augen; keiner aber wagt sich in die Stube, wo der strenge Vater die Angekommenen empfängt, sie zum Ausruhen und zum freundlichen Gespräche höflich einladet. Endlich klemmt sich einer durch die Thür und verschwindet sogleich hinter dem Ofen. Die andern folgen. Und nun schielen

ſie verſtohlen hervor nach den rothen Hoſen, bis endlich in Ernſt, dem Keckſten, die Begierde ſiegt. Leiſen Trittes, auf den Zehen, rückt er dem Vetter näher und näher, bis er endlich mit beſcheidener Hand über das glänzende Bein ſtreichen kann — und wie ein Pfeil ſchießt er wieder hinter den Ofen. Noch im hohen Alter gewährte ihm der Gedanke an jenen ſanften Strich den ſüßeſten Genuß.

Aus einem Briefe des Vaters an Heim vom 3. Juli 1769 erhellt, daß dieſer ſchon im zweiten Jahre ein hartnäckiges Fieber überſtand. Im fünften Jahre bekam er das Scharlachfieber und bald darauf die Pocken, welche Krankheiten ihn dem Tode nahe brachten und ihn in ſeiner geiſtigen Entwickelung ſo zurückwarfen, daß er von ſeinen in Abſtufungen von zwei und zwei Jahren ihm folgenden Brüdern, Anton und beſonders Fritz, weit übertroffen wurde. „Du biſt immer ſchwächlich geweſen, und das Lernen wollte gar nicht fort“, ſchreibt der Vater. Selbſt im zwölften Jahre hatte er es noch zu keiner Fertigkeit im Leſen gebracht, worüber ſeine Mutter nicht ſelten weinte, auch wol ihn ſtrafte. Erſt ſpäter gedieh er wieder zu der angeborenen innern Kraft.

Der Siebenjährige Krieg, bei deſſen Ausbruch Heim acht Jahre zählte, führte allerlei buntes und wildes Kriegsvolk in das ſtille Dorf. Gern verkehrte der lebhafte Knabe mit den Soldaten. Doch ward er auch von der Unart der Zeitungsſchreiber angeſteckt und erdichtete für die neugierigen Bauern nach Herzensluſt blutige Schlachten, ließ Feſtungen ſtürmen u. dgl. Ein Prinz von Iſenburg, im Pfarrhauſe einquartiert, ſah die Wand der Stube über und über mit Bildern beklebt, welche Ernſt Heim aus Hübner's Bildergeographie nachgezeichnet hatte. Der hohe Kriegsmann ſtieg auf den Tiſch, betrachtete dieſe Werke und verkündete dem Knaben, er ſei ein Genie, aus ihm werde noch etwas Tüchtiges werden. Nichts hatte ihm im Leben ſo ſehr geſchmeichelt wie dieſes Lob.

Nach Heim's Aeußerungen geſchah im väterlichen Hauſe ſehr wenig für den eigentlichen Unterricht der Kinder. Nur zur Thätigkeit im allgemeinen und zum ſtrengſten Gehorſam wurden ſie angehalten. Oft überſtiegen die auferlegten Arbeiten

die Kräfte der Knaben, zumal bei Ernſt, der von zarterm Körper war als ſeine Brüder. Er ſelbſt hat dieſe Arbeiten in folgender Art aufgezeichnet:

„Alles Brennholz mußten wir kleinſägen und ſpalten.

„Im Garten mußten wir graben und begießen, wozu das Waſſer aus einem tiefen Brunnen im Hofe herauszuwinden war.

„Hopfen- und Bohnenſtangen mußten wir im Walde hauen und nach Hauſe tragen, unter welcher Laſt ich zuweilen meinen Geiſt hätte aufgeben mögen.

„Alles Obſt im Garten und im Felde mußten wir abnehmen und heimſchaffen, auch Eicheln und Bucheckern im Walde ſammeln. Beim Bierbrauen, welches der Vater ſelbſt verrichtete, mußten wir Waſſer tragen und ihm behülflich ſein, was eine ſauere Arbeit war.

„Das Heu zu mähen war zwar nicht eigentlich unſer Geſchäft, wir thaten es aber oft freiwillig. Dagegen lag uns das Wenden auf der Wieſe ob, ſowie die Hülfe auf dem Heuboden beim Abladen und Eintreten. Auch mußten wir den Schnittern und Mähern das Eſſen zutragen.

„Für die Gänſe mußten wir Futter im Troge ſtoßen, auch wol die Schweine füttern und ſelbſt Miſt aufladen helfen. Im Winter mußten wir ſtundenlang dreſchen und am Abend Aepfel ſchälen, dann jeden Apfel in ſeine fünf Theile brechen und dieſe zum Trocknen auf Fäden ziehen.

„Wenn die kleinern Geſchwiſter den größern oft dadurch läſtig wurden, daß dieſe jene wiegen und ſich mit ihnen herumſchleppen mußten, ſo wendete ſich ſpäter wiederum das Blatt. Kamen nämlich die ältern auf die Stadtſchule, ſo fiel den jüngern der ſchlimme Dienſt zu, jenen Nahrungsmittel aller Art zwei Stunden weit zu bringen.*

„Das waren die unangenehmen Geſchäfte. Dagegen hatten wir unſere Luſt an Fiſchfang, Vogelſtellen und allerlei Jagd. Im zehnten Jahre erhielt jeder die Freiheit, mit der Flinte durch Feld und Wald zu ſtreifen. Das einzige

---

* Bis an ſein Ende verwahrte Heim einen leinenen Querſack, welcher zu dieſem Transport gebraucht worden war.

Geld, welches in unsere Hände kam, kleine Geschenke der Großmutter, wurde für Pulver und Schrot verwendet. Im Herbste wurde eine Schneiß (Dohnengang) gestellt, und überdies wurden im Garne Vögel genug gefangen, um von Michaelis bis Weihnachten die Küche damit zu versehen.

„Dabei bestand unsere Bekleidung im Sommer oft nur aus zwei Stücken, einem Hemd und einem Paar Beinkleider."

Allerdings werfen diese Nachrichten ein mindestens zweideutiges Licht auf die Erziehungsmethode des gelehrten Magisters, welche kaum durch die günstigsten Erfolge gerechtfertigt werden möchte. Doch scheinen die Unruhen des Krieges, in dessen Zeit gerade das Knabenalter Ernst Heim's fällt, vermehrte Amtsgeschäfte des Vaters durch Erledigung einiger benachbarten Pfarren, in denen er die Seelsorge neben einem eigenen Filial übernehmen mußte, endlich die Rücksicht auf die durch Krankheiten merklich geschwächten physischen Kräfte seines Sohnes Ernst das Mangelhafte des Unterrichts sowol zu erklären als auch zu entschuldigen. Sehr natürlich ergibt sich auch aus dem letzten Umstande, daß jene schweren körperlichen Arbeiten sich dem zartern Knaben am tiefsten ins Gedächtniß geprägt haben. In derselben Zeit that sich schon der ältere Bruder Ludwig auf dem Lyceum zu Meiningen durch seinen hellen Geist und sein emsiges Studium der Alten hervor, wozu er die gründliche Vorbereitung vom Vater mitgebracht hatte. Billig findet daher folgender Bericht, welchen der zweite Sohn, Jörg, über des Vaters Weise in Zucht und Unterricht der Kinder hinterlassen hat, neben obiger Erzählung seinen Platz:

„Nächst seinem geistlichen Amte lag dem Vater die Sorge für die gute Erziehung seiner Kinder am Herzen. Ohne die Mühseligkeit des Lehrergeschäfts aus früherer Erfahrung zu kennen, beschloß er, seine Kinder selbst zu unterweisen. Nur Musik und Rechnen lernten sie beim Schulmeister. In seinen Entschließungen pflegte er allezeit standhaft zu bleiben, und so unterrichtete er seine Kinder, besonders die Söhne, selbst und behielt sie bis zum sechzehnten Jahre ihres Alters unter seiner Aufsicht in seinem Hause. Eine ihm natürliche Gleichgültigkeit gegen leere Worte und abgeschmackte Methoden,

die man zu seiner Zeit noch oft für wesentliche Stücke des Unterrichts in Sprachen und Wissenschaften hielt, erleichterte ihm seine Mühe und beförderte seinen Zweck. Noch mehr als dies wirkte das Beispiel seines eigenen Fleißes. Er stand gewöhnlich um 7 Uhr des Morgens auf und brachte mit seinem Anzuge und mit Zubereitung eines von ihm selbst gesammelten Kräuterthees eine Stunde zu, während welcher seine Kinder ihr Frühstück, trockenes Brot und Wasser, oder einen Trunk leichten Bieres verzehrten und sich in ihrer Ordnung herumsetzten. Um 8 Uhr wurde erst von ihm, dann von den Kindern laut gebetet und ein kurzes Lied gesungen. Darauf arbeitete er an seinen Predigten, und die Kinder nahmen jedes ein Buch in die Hand. In dem Aufgeben und Hersagen der Lectionen schien er sehr nachlässig zu sein, indem er selten danach fragte, ob es ein Katechismus oder die Grammatik, ein lateinisches oder griechisches Wörterbuch, der Cornelius oder das griechische Testament war, welches sie vor sich nahmen. Dieses Stillsitzen, um Sitzfleisch zu erlangen, wie er sich ausdrückte, dauerte bis 11 Uhr, wo gegessen wurde. Nach dem Essen durften sich die Kinder mit Spielen und Springen im Garten bis 1 Uhr die Zeit vertreiben, so wie sich der Vater in dieser Stunde mit seinen Blumen beschäftigte, zu deren Wartung ihn die Neigung von der Jugend an bis ins hohe Alter nie verließ. Von 1 Uhr nachmittags bis um 3 Uhr mußten sich die Kinder im Schreiben üben. Schönschreiben, abschreiben, Exercitien machen, aus dem Lateinischen oder Griechischen übersetzen, das war ihm meist einerlei. Er schrieb in diesen Stunden an seinen vaterländischen Geschichten oder sammelte Nachrichten dazu. Von 3 Uhr bis abends 6 Uhr im Sommer durften die Kinder spielen, drechseln, den Fisch- oder Vogelfang abwarten, in Feldern und Wäldern umherspringen. Diese Freiheit wurde durch eine große Strenge, mit welcher der Vater seine Kinder wegen des geringsten Schadens, den sie sich oder andern zufügten, züchtigte *, wiederum gezügelt; und so wußte er

* Eine nach Ernst Heim's Meinung die derbsten Schläge übertreffende Strafe war der Befehl, augenblicklich in der schönsten

ſie zum unbedingteſten Gehorſam und zur ſchärfſten und beſtändigſten Aufmerkſamkeit auf ſeine Mienen und Worte anzuhalten.

„Nach dem Abendeſſen wurden einige Kapitel aus der Bibel von den Kindern laut geleſen, ein Lied geſungen, und dann ſtand es jedem Kinde frei, zu Bett zu gehen oder noch mehrere Stunden, zumal im Winter, mit Leſen, Schreiben, Zeichnen, Malen ſich die Zeit zu vertreiben. Er ſelbſt las bis gegen 11 Uhr, wobei alles in der Stube, welche

---

Spielſtunde zu Bette zu gehen, wovon er ſeinen lebenslänglich bewahrten Widerwillen gegen den Schlaf herzuleiten pflegte. Daß der alte Vater eine beträchtliche Beimiſchung von Tyrannei in ſeinem Weſen gehabt, beweiſt unter vielen Erzählungen die eine, welche von mehrern ſeiner Söhne in ſpätern Jahren vernommen wurde. Wenn er etwas verlegt hatte und nicht ſogleich wieder auffinden konnte, ſo wurde vorausgeſetzt, die Söhne hätten den vermißten Gegenſtand in Händen gehabt und verſchleppt. Daher wurde mit dem älteſten begonnen und ſo abwärts bis zum jüngſten ein jeder ohne Erbarmen geſchlagen, um den Schuldigen zum Geſtändniß zu bringen. So hatte eines Tages wegen der vermißten Brille der ſtrenge Zuchtmeiſter die ſämmtlichen Knaben ſchon hart geſtraft und, da dies Mittel nicht zum Zwecke führte, den ältern zum zweiten mal ergriffen, als die weiche, von den Leiden der Kinder tiefbewegte Mutter ſich ehrerbietig dem Eheherrn mit den Worten naht: „Herr Magiſter, ſollte nicht Ihre Brille durch die Taſche etwa in das Futter hinabgerutſcht ſein?“ Schüchtern berührt die liebende Mutter die Beinkleider des Vaters, wo ſie ihre Vermuthung beſtätigt findet und ſo der grauſamen Scene ein Ende macht. Eine ähnliche Züchtigung wurde einſt durch einen in der Fenſterbekleidung entdeckten Brandfleck veranlaßt, welcher dem Muthwillen der Knaben ſchuld gegeben wurde, bis ſich fand, daß ein Glas Waſſer, welches zufällig im Fenſter ſtand, die Sonnenſtrahlen concentrirt und den Schaden angerichtet hatte. Der Vater pflegte in ſolchen Fällen die Söhne darauf hinzuweiſen, daß, wenn ſie auch diesmal nicht ganz ſchuldig geweſen, ſie die Schläge durch andere Vergehungen längſt reichlich verdient hätten. Die Mutter aber, in Sorge, eine ſolche Behandlung möchte Bitterkeit in den zarten Gemüthern erzeugen und dieſe von dem Vater abwenden, ſchlich am Abend zu dem ſtillen Lager der Kinder, ſie zu tröſten, zu ermahnen und verſöhnend ihnen die Härte des Vaters nur als die gewiſſenhafte Erfüllung ſeiner ſchweren Pflicht darzuſtellen.

Studir=, Schul=, Kinder= und Gesindestube zugleich war, sehr still zugehen mußte.

„Gewöhnlich fiel in jeder Woche ein ganzer Tag, auch wol noch ein Nachmittag aus, der zum Besuche guter Freunde oder zu Geschäften in der Nachbarschaft angewendet wurde. Er pflegte jedesmal einen oder zwei seiner Knaben mitzunehmen. Ungeachtet zu Hause in der Stube niemand, weder von den Kindern noch von den Hausgenossen, in seiner Gegenwart, ohne von ihm befragt worden zu sein, ein lautes Wort reden durfte, so war er nun der freundlichste, gesprächigste Vater. Bei jedem Berge, Walde, Dorfe oder alten Schlosse erzählte er die Geschichte derselben und verband damit eine kurze und eindringende Nutzanwendung. Seine Forschungen in der vaterländischen Geschichte, unterstützt von einem bis ins höchste Alter erhaltenen bewundernswürdigen Gedächtnisse, gewährten ihm hierzu reichen Stoff.

„Neben dieser Strenge, Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Gelehrsamkeit des Vaters wirkten die treuen Ermahnungen der frömmsten und besten Mutter auf die Herzen der Kinder. Auch erhöhte die scharfe Zucht des Vaters bei alt und jung in der Gemeinde die Liebe und schützende Theilnahme gegen die Kinder.

„So wurden die Söhne aus dem älterlichen Hause nach dem Lyceum in Meiningen entlassen, wo guter Wille, Fleiß und Aufmerksamkeit bald die einzelnen Lücken in ihren Kenntnissen ausfüllten. Nun trat an die Stelle der Strenge des Vaters Freundschaft und liebreiches Wesen, wenn sie ihn besuchten. Dem Zutrauen in ihren Fleiß, in ihre guten Sitten, in ihre Verschwiegenheit setzte er keine Grenzen. Er erkundigte sich nie, weder bei ihren Lehrern noch bei andern nach ihrer Aufführung, verlangte nie Rechnung von dem Gelde, welches er ihnen gab, ließ sie in einem Gasthofe speisen und examinirte sie nie im eigentlichen Verstande des Wortes. Er unterhielt sich mit ihnen wie ein Freund mit seinem Freunde."

Wir lassen dieser Schilderung des gemeinsamen Lebens der sölzer Pfarrkinder gleich das namentliche Verzeichniß derselben folgen, um so mehr, als sie in ihrem Vereine, in

ihrer gegenseitigen werkthätigen Liebe und innigen Theilnahme ein seltenes, erhebendes und überaus glückliches Beispiel und Muster für alle zahlreichen Familien darbieten. Eben=darum ist auch das Leben eines einzelnen der Gebrüder Heim nicht hinreichend verständlich ohne nähere Kunde von den Verhältnissen der übrigen, von dem Rathe und der Hülfe, womit der eine den andern zu unterstützen immer bereit war. So tritt es schon im Briefwechsel der Jünglinge hervor, wie der ältere, Ludwig, mit der Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Wissenschaften die innere Entwickelung seiner Brüder gleichsam leitet und namentlich seinem Ernst das Verständniß seiner eigenen Natur eröffnet; wogegen der kluge, gewandte und in den Geschäften des Lebens sichere Anton die Externa beherrscht und ebenso als fideler jenaischer Bursche den zuverlässigen Schaffner der Brüder macht, als er diese später in die Arme der liebenswürdigsten Bräute führt.

1) Johann Ludwig, sachsen=meiningischer Wirklicher Geheimrath und Excellenz, Verfasser der „Geologischen Be=schreibung des Thüringer Waldgebirges" (3 Theile in 6 Bän=den, 1796—1812) — nach dem Urtheile der Kenner ein ebenso eigenthümliches als classisches Werk. Er starb 1819, 78 Jahre alt.

2) Georg Christoph, Pfarrer zu Gumpelstadt, Verfasser einer „Flora germanica". Er war Mitarbeiter an mehrern gelehrten Zeitschriften, trieb einen nicht unbedeutenden Verkehr mit getrockneten Herbarien und Steinsammlungen, die er in und außer Deutschland versendete, und trug so zur Verbreitung der Naturkunde bei. Er starb 1807, 64 Jahre alt.

3) Ernst Ludwig, Doctor medicinae und königlich preußischer Geheimrath, starb den 15. September 1834 im 88. Lebensjahre.

4) Anton Christoph, herzoglich sachsen=meiningischer Hofadvocat und Hofrath, ausgezeichnet durch seine Talente und seine Thätigkeit ebenso wie durch sein gastfreies Haus, in welchem der Fürst des Landes, der Gelehrte, der Künstler, der biedere Landmann gleich willkommen waren und sich gleich wohl befanden. Selbst ohne Kinder, verstattete er seiner Gattin, Pflegekinder ganz nach ihrer Neigung anzunehmen,

und war so der liebreichste Vater vieler Einzelnen, ja ganzer verwaister Familien. Er starb 1813, 64 Jahre alt.

5) Friedrich Timotheus, Pfarrer zu Effelder, durch die ganze Gegend als ein würdiges Vorbild seines Standes gepriesen, machte sich nicht allein als Seelsorger, sondern auch durch eine sehr glückliche Beförderung der Obstbaumzucht verdient. Von ihm ist des Freiherrn Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg „Systematische Classificirung und Beschreibung der Kirschensorten" (Stuttgart, Cotta, 1819) herausgegeben. Des edeln Truchseß Vorbericht enthält in wenigen Zügen ein schönes Denkmal seiner hier unter 1) und 5) genannten Freunde. Er starb 1820, 69 Jahre alt.

6) Johann Christoph, folgte dem Vater im Amte und starb zu Solz 1814, 61 Jahre alt.

7) Christiane Luise, verehelichte Weigand, starb zu Wasungen 1808, 53 Jahre alt.

Kehren wir nun zu den besondern Schicksalen Ernst Heim's zurück. Diesem prägte sich schon im zarten Alter das Bild eines Doctors als das Ziel seiner Wünsche ein. In seinem fünften oder sechsten Jahre erschien ein Doctor mit einem großen, mit breiten goldenen Tressen eingefaßten Hute in des Vaters Hause. So ein Mann möchtest du werden, dachte der Knabe, und der Hut ist ihm nie aus dem Sinn gekommen. Er säumte auch nicht, bei zeiten Hand ans Werk zu legen. Eine fremde Katze war in Verdacht gekommen, Küchlein auf dem Pfarrhofe geholt zu haben. Die Knaben stellten ihr Schlingen in der Scheune, fingen und tödteten das Thier, wollten aber den Leichnam, damit der Vater nichts davon gewahr würde, ins Feld hinaustragen. Ernst aber ließ dies nicht zu, bevor er eine vollständige Section der Katze vorgenommen hatte, bei welcher die Brüder sich jedoch aus Ekel entfernten und demnächst die Bestattung der Leiche dem Prosector allein überließen.

Indessen war Heim die Strenge des Vaters oft beschwerlich. Die Strafe des Zubettgehens fand er so unerträglich, daß er öfter aus der Schlafstube im zweiten Stock durchs Fenster auf einen an das Haus gebauten Backofen kletterte

und durch den Garten entwischte, um, zumal bei Mondschein, durch Feld und Wald zu ziehen. So erklärt es sich, daß er im vierzehnten oder funfzehnten Jahre mit dem Gedanken umging, sich unter das Luckner'sche Freicorps zu begeben. Der bald erfolgende Friede brachte ihn jedoch hiervon ab. Als guter Schütze hatte er große Lust, sich der Jägerei zu widmen. Doch wurde ihm dies wieder leid, als er einst bei dem Besuche eines benachbarten Edelmannes im väterlichen Hause den ihm wohlbekannten Sohn eines Predigers hinter dem Stuhle seines Herrn stehen und aufwarten sah. In dieser Zeit wollte ein Apotheker, ein entfernter Verwandter, den jungen Vetter zu sich nehmen und diesem, da er selbst kinderlos war, dereinst die Apotheke überlassen, wenn er gut einschlüge. Durch folgenden Vorfall aber wurde dieser Plan bald zerstört. Die Knaben schoben Kegel im Garten. Der anwesende Apotheker sah dem Spiele am Ende der Bahn zu und wurde von Ernst Heim wiederholt aufgefordert, eine Kugel nach dem Standorte zurückzuwerfen, zuletzt unter der Drohung, im Falle längerer Weigerung sogleich mit der zur Hand stehenden Flinte begrüßt zu werden. Der Mann war natürlich nicht geneigt, einem solchen Gebote zu gehorchen, daher Ernst die jedoch nur blind geladene Flinte sofort auf ihn abdrückte. Der Herr Vetter ward dadurch so erschreckt, daß er nichts weiter von dem verwogenen Knaben wissen wollte. Zum großen Heil des letztern blieb dieser Vorfall dem Vater verborgen.

Für einen Geistlichen und Gelehrten hielt der strenge Magister seinen Sohn Ernst, nach dessen eigener Aeußerung, für zu leicht und flüchtig, daher er ihm rieth, ein Doctor zu werden. Vielleicht an den Mann mit dem goldbesetzten Hute ebenso wie der Sohn denkend, setzte er hinzu: „Zu einem Quacksalber schickst du dich am besten; du kannst den Leuten alles weismachen, was du willst. Ich habe mehrere medicinische Bücher, nach welchen du curiren kannst."

Obwol dem Vater auch sonst ähnliche Aeußerungen über die Aerzte entfallen sein sollen, so mögen doch tiefere Blicke und Gedanken jenen seltsamen Worten zu Grunde gelegen haben. Das Andenken an eigene ehrenwerthe Vorfahren mußte ihm schon den Arzt in günstigerm Lichte zeigen. Sein

Großvater, Doctor Johann Kaspar Heim, war ein hochgeschätzter Stadt- und Landphysikus in Meiningen. Sein Urältervater mütterlicherseits aber, Johannes Mattenberg, Bürgermeister in Gotha, war in jüngern Jahren Leibarzt König Heinrich's IV. von Frankreich, welcher bei seiner Religionsveränderung den deutschen Doctor entließ und ihn mit einer goldenen Gnadenkette beschenkte, davon noch einige Stücke in der Familie anzutreffen sind. Der würdige Pfarrer übte auch selbst neben der Seelsorge die Heilung leiblicher Uebel, und sein ärztlicher Ruf war weit verbreitet. In seiner kurzen Lebensgeschichte ist unter anderm bemerkt, daß er viel mit Brechmitteln ausrichtete und hitzige Arzneien sorgfältig vermied; daß er insonderheit bei den in den Jahren 1771 und 1772 grassirenden Fiebern in dortiger Gegend sehr wohlthätig wirkte, seine Mittel meist selbst bereitete, diese den Kranken sehr billig überließ und den kleinen Ueberschuß zur Vermehrung seiner Bibliothek verwendete.

Daß übrigens die Meinung des Vaters von seinem Sohne Ernst nicht ganz so gering gewesen sein könne, als man aus obiger Rede folgern möchte; daß er vielmehr in seinem Innern, wenigstens zuweilen, obgemeldetem Prinzen von Isenburg beigestimmt habe, läßt folgendes in diese Zeit gehörige Ereigniß vermuthen.

Der Vater wollte seine (S. 4 unter Nr. 5 a. erwähnte) Abhandlung über die Schlacht bei Fladenheim durch eine Zeichnung erläutern. Er beauftragte seinen Ernst mit der Aufnahme der Gegend. Dieser wanderte dahin, nahm die ganze Landschaft von Kaltennordheim bis Rosa und Georgenzell von mindestens 2 Meilen Länge in der Vogelperspective auf, und sein Werk sammt seinem Namen wurden in einem Kupferstiche verewigt.

Im reifern Alter äußerte Heim, nicht ganz zum Ruhme der vielleicht erst später fortgeschrittenen Heilkunst des Vaters, von dem im Januar 1764 erfolgten Tode seiner frommen Mutter, daß diese an einer Lungenentzündung gestorben, ohne daß man ihr zur Ader gelassen, wohl aber ihr hitzige Essenzen eingegeben habe. Ihr schneller Tod befestigte in dem Sohne den Entschluß, Arzt zu werden. Tief betrauerte er ihren

Verluſt; er ging oft in den Wald, um recht laut und bitterlich weinen zu können. *

Im Mai deſſelben Jahres bezog Ernſt mit ſeinem Bruder Anton das Lyceum zu Meiningen. Beide waren bei weitem nicht hinlänglich vorbereitet für die erſte Klaſſe, in welcher ſie dennoch dem Wunſche des Vaters gemäß aufgenommen wurden. Mit den beiden ältern Brüdern, Ludwig und Jörg, war dies geſchehen, und ſie hatten ſich bald durch gute Fortſchritte ausgezeichnet. Darum mochten wol die beiden oberſten Lehrer der Anſtalt, Hopf und Emmerich, dem Willen des ſtrengen Magiſters vertrauensvoll nachgeben. Ein halbes Jahrhundert hindurch haben dieſe gelehrten Männer, erſt als Lehrer, dann als Ephoren des Lyceums, treu für die höhere Bildung der Jugend gearbeitet. Mit inniger Dankbarkeit rühmte auch Ernſt Heim ihre Geduld, ihre verſtändige und gründliche Unterweiſung.

Der jüngere Bruder Fritz erzählte in reifem Alter oft mit dankbarer Erinnerung, wie ſchon damals ihn Ernſt von einer lebenslänglichen Lähmung ebenſo kühn als glücklich gerettet habe. Fritz war nämlich auf der in einiger Entfernung von Solz einzeln liegenden Mühle, wohin er einen Sack Korn auf dem Schiebkarren gebracht hatte, von dem großen Hunde des Müllers in die Wade gebiſſen worden, ſodaß er nach einem ſchwierigen und ſchmerzhaften Verbande längere Zeit ruhig im Bett liegen mußte. Bei einem Beſuche der Brüder Ernſt und Anton im älterlichen Hauſe verſucht endlich Fritz wieder aufzuſtehen, fühlt aber zum eigenen und aller der Seinigen Schrecken, daß die Muskeln des verletzten Beines verkürzt ſind und er nur tiefhinkend ſich fortbewegen kann. Ernſt unterſucht die Wunde und fordert ſogleich Anton auf, den Bruder, welchen er ſelbſt an der einen Hand hält, am andern Arme zu faſſen,

* Von der am Grabe der Mutter gehaltenen Rede des älteſten Sohnes Ludwig iſt neuerlich ein gedrucktes Exemplar aufgefunden worden, welches für die Charakteriſtik der Verſtorbenen und der Zeit bedeutend genug erſcheint, um wenigſtens im Auszuge mitgetheilt zu werden. Siehe Beilage A.

und nun wird der Lahme unter Zetergeſchrei mit Gewalt und möglichſter Schnelligkeit wol ſechsmal um einen großen Tiſch herumgezogen, bis die verharſchte Wunde platzt. Jetzt iſt Ernſt zufrieden; Fritz wird wiederum zu Bett gebracht und das Bein lang ausgeſtreckt gehalten, bis die Wunde von neuem geheilt iſt. Der Gebiſſene behielt zwar ſein Lebenlang eine tiefe, ſelbſt durch den Strumpf ſehr auffallende Narbe in der zierlichen Wade, verſpürte aber nicht die geringſte Schwäche beim Gehen und Laufen.

Ein fleißiger und geſchickter Jüngling, Zierlein, die Zierde der Schule, unterrichtete Heim privatim im Lateiniſchen und Griechiſchen. Durch den angeſtrengteſten Fleiß hatte dieſer es ſchon nach zwei Jahren dahin gebracht, daß er für reif gehalten wurde, die Univerſität zu beziehen. In der Mathematik und in der deutſchen Verskunſt that er es allen ſeinen Mitſchülern zuvor.

In ſeinen Papieren fanden wir noch den Urtext ſeiner Abſchiedsrede unter folgender Aufſchrift: „Kurze Abhandlung von der eiteln Begierde, ein Polyhiſtor zu werden, ausgearbeitet und in hexametriſchen Verſen nebſt einer Valediction abgefaßt von E. L. Heim, von Solz. Gehalten unter dem hochzuverehrenden Herrn Herrn Inſpector Hopfen in Meiningen, den 17. März 1766."

Sonach bewährte ſich auch an Heim der Lichtenberg'ſche Satz, daß jeder gute Kopf einmal in ſeinem Leben Verſe gemacht haben müſſe. Wenn nun auch ſeine Hexameter vor der Kritik eines J. H. Voß ſelten Stich halten dürften, ſo mögen ſie doch der Nachwelt den Beweis liefern, daß, wie es lange vor Shakſpeare ſchon ein engliſches Theater gegeben, auch ſchon lange vor dem eutiner Rector auf Schulen deutſche Hexameter zu fertigen unternommen worden ſei.

In der Ausführung des erwähnten Themas warnt der Redner den Jüngling vor der Ueberſchätzung ſeiner Kräfte und ermahnt ihn, in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen das rechte Maß zu halten. Dabei ſind die poetiſchen Bilder aus der Mythologie wie aus der Natur nicht geſpart. So heißt es unter anderm:

Kaum erſchallet das Wort ihm „Philoſophie“ in die Ohren,
Wird er alsbald begeiſtert und will ſich von nun an ihr widmen,
Will auch gleich jeglichen Theil in derſelben geſchwinder durchirren.
Bald nun durchſchaut er die ſchwierigen Bücher von Bildung der Seele,
Bald die geprieſene Kunſt, den Verſtand und Willen zu beſſern,
Bald ermißt er die Größen, bald ſucht er die Rechte der Völker,
Dann der Geſellſchaft und dann der einzelnen Menſchen zu faſſen;
Bald will er auch den Umfang der himmliſchen Weisheit erkennen,
Dann auf einmal erforſchen Geheimniß und Künſte des Arztes,
Dann auch bringet ſein Geiſt in die unterirdiſchen Klüfte,
Schwinget ſich dann hinauf zum erhabenen Pol und berechnet
Der Geſtirne Entfernung, und ob ſie auch alle bewohnt ſind,
Was für Bürger dort hauſen; dies alles verſteht er aufs klarſte.
So, ſo wächſt ſein Verſtand, ſo mehrt ſich gewaltig ſein Wiſſen,
Gleich den frühen Gewächſen, die vor den natürlichen Zeiten
Durch die wachſame Kunſt und eifrige Mühe des Gärtners
Duftende Blumen und Früchte in treibender Wärme gewähren.

Später ſagt er dann:

Doch, o Jüngling! wohin entführen dich deine Begierden?
Zügellos fliegſt du empor — aber ach! mit ikariſchen Flügeln
Nur deinem Untergang zu — hin nach dem Lichte der Sonne.
Sieh', ach ſiehe! — ſie ſchmelzen in Tropfen die wächſernen Flügel.

Die den Hexametern folgende Valediction wird durch ein Dankgebet an Gott eingeleitet und iſt dann:

1) an die damals als Vormünderin ihrer beiden Söhne, Karl und Georg, regierende Herzogin Charlotte,

2) an die anweſenden Mitglieder des Conſiſtoriums und des hochedeln Rathes der Stadt,

3) an die Lehrer des Lyceums, und

4) an die Mitſchüler gerichtet.

Der junge Dichter ruft aus:

Du, o Gott, Herr Zebaoth,
Den die Himmel ſelbſt erzählen,
Du unendlich ſtarker Gott,
Nimm den Dank von meiner Seelen!

War's ein blindes Ohngefähr,
Daß mir ſchön der Jugend Blüte
Aufging? Nicht ein Ohngefähr,
Nein, es war nur deine Güte.

Deine Gnade führte mich
Von den Zeiten in die Zeiten,
So daß Glück und Unglück ſich
Nie zu keiner Zeit entzweiten. — —

Dann fuhr er fort:

Auf, Dichtkunſt! ſing' auch deine Töne
Charlotten, die das Scepter führt,
Durch deren Huld die Muſenſöhne
Nur Glück und Heil und Wohlfahrt ziert.

Aus Liebe zu der reinſten Tugend
Wacht ſie in Sorgen manche Nacht,
Wo ſie des Landes zarte Jugend
Durch weiſe Lehrer glücklich macht. — —

Zu den Herren des Conſiſtoriums und Rathes hebt er an:

Auch Ihnen muß mein Dankaltar
Von reinem Opfer glühen,
Den Vätern, durch die offenbar
Das Land, die Schulen blühen.

Wenn nicht der ernſten Themis Thron
Durch Euer Licht ſich ſchmückte,
Wer weiß, ob dennoch Freud' und Lohn
Das Land ſo ſchön beglückte?

Wer weiß, ob auch Urania
Bei uns ſo rührend lehrte,
Und ob man wol auch hie und da
Viel von Minerva hörte. — —

Von den unter 3 gehörigen Strophen iſt die dritte beſonders an den Inſpector Hopf, die vierte an den Rector Emmerich gerichtet:

Von dem Lehrer ſoll ich ſcheiden,
Der voll wahrer Weisheit iſt?
Ich ſoll ihn nun ferner meiden,
Den die Tugend hold begrüßt?

Dieſen ſoll ich auch entbehren?
Schickſal, was verhängſt du nicht!
Strömet, ach! ſtrömt denn, ihr Zähren,
Furchet gänzlich mein Geſicht. — —

Beim Abſchiede von den Genoſſen wird der geliebte Bruder Anton beſonders angeredet:

Bruder, auch von dir, Geliebter, ſoll ich jetzo mich entfernen?
Die wir ſchon in zarter Kindheit Eins nur waren in uns Beiden,
Treulich aneinander hielten, wie im Spielen, ſo im Lernen?
Bruder, dich auch ſoll ich meiden? — ach, das Echo hallet: Leiden! —

Heim erwarb ſich durch dieſes ſein dichteriſches Erzeugniß ſehr viele ſchmeichelhafte Lobſprüche und Auszeichnungen vor den drei andern Abiturienten, denen er nach ſeinem eigenen Urtheile in Kenntniſſen nachſtand. Offenbar hatte der geläufige, dreiſte und lebendige Vortrag ſeiner Rede mehr zu ſeinem Ruhme beigetragen als der poetiſche Gehalt derſelben. Zierlein ſuchte deshalb durch ſeinen Tadel das Gleichgewicht in der Stimmung des Freundes zu erhalten.

2.

Auf der Univerſität.

Heim's älterer Bruder, Ludwig, hatte damals ſeine Studien in Jena und Göttingen bereits vollendet und befand ſich als Hauslehrer bei Herrn von Ramdohr in Dübben im Hannoveriſchen, von wo aus er im December 1765 an ſeine Brüder Ernſt und Anton unter anderm ſchreibt: „Lernt fleißig. Wann werdet ihr denn auf Akademien gehen? Ich will alles Mögliche thun, um unſern Vater zu bewegen, daß er Euch nach Göttingen ſchicke. Für Dich, mein lieber Ernſt, wird es zwar beinahe unausſtehlich theuer ſein, doch wird Gott ſchon weiter helfen.“ — Dieſe Abſicht wurde indeß nicht erreicht. Ernſt Heim ging Oſtern 1766 mit Zierlein nach Halle und bezog daſelbſt mit ſeinem Freunde eine Stube. Noch über ein Jahr benutzte er deſſen Unterricht in den alten Sprachen und bemühte ſich vornehmlich, richtig und geläufig lateiniſch zu reden.*

Außer ſeinen Collegien lebte Heim anfangs in Halle eingezogen nur mit wenigen Studenten, mit allem Fleiße ſeinen Studien ergeben.

Nächſt Zierlein war er in den erſten Jahren ſeinem Reinhard, der Medicin Befliſſenem aus Mühlhauſen, mit begei-

* Zierlein iſt im Jahre 1782 als ein ſehr geſchätzter Lehrer am Gymnaſium zum Grauen Kloſter in Berlin geſtorben, bis in den Tod durch die treueſte Liebe mit ſeinem Jugendfreunde Heim verbunden.

ſterter Freundſchaft ergeben und bewahrte ihm dieſe auch, wie erwähnt werden wird, in ſpäterer Zeit.

Er mußte ſich ſpärlich behelfen, aß zu Mittag in einem Speiſehauſe für 1 Gr. und abends für 4 Pf. Brot. Während ſeines ſechsjährigen Aufenthaltes in Halle hat er von ſeinem Vater überhaupt nur 500 Rthlr. erhalten. Man würde jedoch irren, wenn man von dieſer geringen Summe und von jenen Preiſen der Mahlzeiten auf den Lebensgenuß ſchließen wollte, welcher Heim in Halle zutheil wurde, wie ſpäter aus ſeinen eigenen Briefen aus jener Zeit erhellen wird. So ſchmal übrigens jene Summe nach den Anſprüchen der heutigen Zeit erſcheinen mag, ſo überſtieg ſie bei weitem dasjenige, was der Vater jedem einzelnen ſeiner ſechs Söhne zu den akademiſchen Studien ausſetzen und gewähren konnte. Die Pfarrſtelle in Solz trug jährlich etwa 200 bis 300 Rthlr. Pr. Cour. ein, daher es wol verzeihlich war, wenn dem alten Herrn zuweilen der Kopf warm wurde und ihm etwas derbe Worte in die Feder liefen. Unterm 9. Juli 1768 ſchrieb er an ſeinen Ernſt, dem er eigentlich vorzugsweiſe zärtlich geneigt war: „Deinen Brief aus Jena habe ich richtig erhalten und daraus geſehen, daß Du Anton, der ſo mit Schulden bis über den Kopf überladen, dergleichen noch mehr haſt machen helfen. Du hätteſt nicht nöthig gehabt, Dein liebes liederliches Brüderchen zu ſehen. Du ſchreibſt, Du habeſt kein Geld mehr; ich habe auch keins mehr. Was ſoll nur daraus werden? Voriges Jahr habe ich Deinetwegen 100 Gulden borgen müſſen; Du weißt nicht, wie mir zu Muthe und wie ihr gottloſen Kinder mich quälet, daß ich vor der Zeit zu Grabe gehen muß. Ich ſchicke Dir 2 Louisdor“ — —

Zuletzt ſagt er: „Ich weiß keinen Heller aufzutreiben; die Zinſen bleiben aus, die Kapitalien kommen in Concurs, um meine mütterliche Erbſchaft betrügt mich der Kammerrath, und ihr plagt mich um Geld. Ich bin des Lebens ſatt. Lebe wohl.“

Heim's vorzüglichſte Lehrer waren Nietzky, von Büchner, Böhmer, Junker, Wohlfahrt, Kemme. In ſechs Jahren hörte er allmählich alle Vorleſungen aus dem Gebiete der Heilkunde, Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, ſelbſt Aſtronomie und ein Privatiſſimum über Mechanik bei von Segner und

Naturrecht bei Madihn. Drei Jahre hindurch übte er sich unter Gebhard im Fechten und brachte es zu großer Fertigkeit im Stoß und Hieb, doch ohne ein Schläger zu werden. Weniger gelang ihm das Tanzen, dem er keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Botanik trieb er mit besonderer Liebe, sodaß er nicht nur bald alle in Leyser's „Hallescher Flora" beschriebenen Pflanzen, sondern auch alle im Botanischen Garten befindlichen ausländischen Gewächse genau untersuchte und kannte. Sein Lehrer Junghans kannte keine Moose und überhaupt nur wenig von Kryptogamen. Dies veranlaßte Heim, nur desto emsiger nach diesen geheimnißvollen Pflanzen zu forschen. Seine Sammlung wurde bald ziemlich vollständig durch die häufigen und weiten Excursionen, welche er in der Gegend machte.

Nach drei Jahren bildete sich dem jungen Arzte schon allmählich eine nicht unbedeutende Praxis sowol unter den Bürgern der Stadt als unter den Studenten. In dieser Zeit schickte ihn Nietzky zu einem kranken Studenten, von Karstedt. Dieser faßte eine außerordentliche Liebe zu Heim und bot alles auf, dessen Freundschaft zu gewinnen. Von Karstedt war sehr wohlhabend und drang in den geliebten Freund, einen reichlichen Mittagstisch und neue Kleider von ihm anzunehmen, auch auf seine Kosten ganz nach Belieben auszureiten. So verschieden in vieler Beziehung beide Naturen einem jeden, der sie in späterer Zeit nebeneinander beobachtete, zu sein schienen, so innig blieben sie durch Liebe und Dankbarkeit bis in den Tod miteinander verbunden. *

---

* Auch auf ihre Kinder pflanzte sich dieses Verhältniß fort und wurde unterhalten durch die abwechselnde Vereinigung der Familien, im Sommer auf dem Lande bei von Karstedt, im Winter in Berlin bei Heim. Das letzte irdische Verlangen von Karstedt's war nach seinem Heim. Dieser eilte zu ihm, konnte aber nur noch die Leiche nach ihrer ewigen Ruhestätte begleiten. Obwol der Tod nach von Karstedt's vieljährigen Leiden ihm eine Wohlthat war, so hatte doch Heim seit seiner Mutter Tode nicht so viel Thränen vergossen als hier um den verblichenen Freund. Von Karstedt war Stiftshauptmann zum heiligen Grabe und Landrath in der Priegnitz, gab jedoch die letzte Stelle wegen Kränklichkeit auf und starb im Jahre 1808 auf seinem Gute Fretzdorf bei Wittstock.

Durch von Karstedt wurde Heim in Halle in einen Kreis junger Männer gezogen, welche, indem sie sein heiteres, freimüthiges Wesen liebten, nach seinem eigenen Geständnisse wiederum dazu beitrugen, manche Härte in seinem Betragen und in seiner Sprache durch ihren Umgang abzuschleifen. Gerade unter der reichern Klasse der Studenten fand er aber auch oft die wildere Ausschweifung, die größere Verderbtheit. In der Unschuld seines Herzens, von strenger christlicher Frömmigkeit durchdrungen und von Natur keinen fürchtend, schärfte er den lockern Gesellen oft das Gewissen. Seine Bekenntnisse enthalten manch merkwürdiges Beispiel einer zerknirschenden Reue, welche er in noch nicht ganz verlorenen Jünglingen erweckte. Indeß mußte er auch oft erfahren, daß denen, welche am ersten bereit sind, ihre Sünden zu bekennen, die wenigste Kraft beiwohnt, Buße zu thun.

Nach dieser aus Heim's Munde in den ältern Jahren entnommenen Schilderung der ersten Hälfte seines Aufenthalts in Halle schalten wir hier einiges aus dem Briefwechsel mit seinen Brüdern ein, welcher sich freilich nur stückweise erhalten hat. Nicht allein das Jugendbild, das Studentenleben Heim's tritt daraus klarer hervor, sondern auch das schöne und werkthätige Verhältniß der Brüder gegeneinander, insonderheit aber der höhere Standpunkt, welchen der ältere Bruder, der unterdeß Erzieher der beiden jungen Herzoge Karl und Georg von Sachsen-Meiningen geworden war, gegen die fünf jüngern einnahm. Infolge der von der sterbenden Mutter erhaltenen Vollmacht und übernommenen Pflicht (vgl. S. 42) bemächtigte er sich durch Wort und That des bedeutendsten Einflusses auf die Erhaltung und Ausbildung seiner geliebten Brüder. Wie wenig jedoch diese, bei aller Anerkennung der Autorität, der geistigen Ueberlegenheit des Erstgeborenen, geneigt waren, seinen Ansichten ihr eigenthümliches Wesen unterzuordnen oder gar aufzuopfern, davon wird uns Ernst Heim in seiner höflichen Antwort vom 7. April 1768 auf Ludwig's scharfe Epistel vom 2. Febr. desselben Jahres ein schlagendes Beispiel geben. Sollten auch manchen Lesern die folgenden Mittheilungen aus noch vorhandenen Briefen hin und wieder zu ausführlich oder ganz überflüssig erscheinen, so mögen sie,

das ihnen Gleichgültige überſchlagend, bedenken, daß dem Herausgeber auch die Pflicht obliegt, den zahlreichen Nachkommen des alten ſölzer Magiſters Heim nicht allzu viel von dem brieflichen Nachlaſſe ihrer würdigen Ahnen zu entziehen. Ueberdies behalten ſo umſtändliche und treue Schilderungen längſtvergangener Zuſtände ſtets ein allgemeines Intereſſe, und in dieſer Beziehung dürften die gegebenen Fragmente des Briefwechſels des wackern halleſchen Studenten mit ſeinen Brüdern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem heutigen Geſchlecht ſchon einige Unterhaltung, wol auch einigen Nutzen gewähren.

Oſtern 1767 hatte Anton Heim die Univerſität Jena bezogen, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren. Unterm 30. October 1767 ſchrieb ihm Ernſt aus Halle, nach vorausgeſchicktem Lobe der dortigen Trauben, Klagen über Geldmangel, über die ſich mehrenden und an den Straßenecken winkenden Manichäer und Bitten um Hülfe bei dem Bruder, an welchen der Vater die ſpärlichen Wechſel zu ſenden pflegte: „Hier ſchicke ich Dir den Indicem laborum, quibus etc. Sende mir dagegen den jenaiſchen und zugleich einige Catalogos. Verlangſt Du hieſige Catalogos, ſo will ich ſie Dir ſchicken. Meine Collegia ſind:

1.	VIII—IX.	Semiologia gen. et spec.	wöchentl.	6	St. 4	Rthlr.
2.	IX—X.	Pathologia gen. et spec. . .	»	6	» 5	»
3.	X—XI.	Dispensat. Brandenburgicum	»	4	» 4	»
4.	XI—XII.	Therapia generalis	»	4	» 5	»
5.	III—IV.	Anatom., si adsunt cadavera	»	6	» 7	»
6.	IV—V.	Materia medica	»	5	» 5	»
7.	I—II.	die ☿ Examinatorium. . . .	»	1	» 1	»
8.	I—II.	„ ♄ Disputatorium	»	1	» 1	»“

In dieſer Zeit finden wir Heim unter der damaligen Regie in einen böſen Handel mit den franzöſiſchen Tabackspächtern verwickelt. Er hatte in dem benachbarten ſächſiſchen Dorfe Reideburg ein Päckchen Taback gekauft und mit nach Halle genommen, was entdeckt, beim akademiſchen Gericht anhängig gemacht und mit unerſchwinglicher Geldſtrafe geahndet wurde. Heim ſollte 20 bis 30 Rthlr. bezahlen, was wol einen reichern Burſchen, als er war, hätte zu Grunde richten können. Er ſcheint darüber in Verzweiflung geweſen zu ſein, inſoweit dies ſein grundfröhlicher Sinn auf Augen-

blicke zuließ. Seine nach Hülfe rufenden Briefe an Brüder und Vater ſind, wie die meiſten aus dieſem Jahre, verloren gegangen, doch gewähren folgende Urkunden ein lebendiges Bild der Noth, in welcher er ſich befand.

Ludwig Heim an Anton Heim (in Jena).

Meiningen, den 24. November 1767.

Die unglücklichen Umſtände, darinnen Bruder Ernſt ſich befindet, gehen mir überaus nahe. So gern ich ihm aber ſelbſt helfen wollte, ſo unmöglich iſt es mir. Ich habe ſelbſt 36 Rthlr. Schulden, an welchen ich, wenn ich die ordentlichen Ausgaben jedes Quartals dazurechne, ein Jahr werde zu bezahlen haben. Und wo wollte ich 30 Rthlr. baares Geld gelehnt bekommen? Ja, wenn es Tuch oder ſonſt etwas wäre, das man auf Credit nehmen könnte, ſo wollte ich ihm leicht helfen. Unſerm Vater will ich den Brief, welchen Ernſt geſchrieben hat, ſchicken und ihm die größten Vorſtellungen dabei machen. Wenn ſie nur nicht fruchtlos ſind. Ich weiß gewiß, daß er ſelbſt keine 30 Rthlr. hat; er hat Dir neulich alles geſchickt, was er gehabt. Unterdeſſen deucht mich auch, daß die Sache mit dem Ernſt nicht ſo ſtreng werde genommen werden, beſonders wenn er, wie ich oft gehört habe, mit dem Herrn von Büchner gut ſteht. Wenn er dieſem vorſtellte, daß er unmöglich die geforderte Summe aufbringen könnte, ſo wäre es ja wol leicht, daß er mit 8 oder 14 Tagen Carcerſtrafe durchwiſchte. Und was hätte denn dies zu ſagen? In der Entfernung, worin man ſich nach 10 Jahren von der Akademie befindet, ſieht man die Vergnügungen und die Strafen, welche dort vorkommen, ſehr gering an. Ich würde mich jetzt mit kaltem Blute in ein akademiſches Carcer ſtecken laſſen, zumal wenn ich kein anderes Verbrechen, als das ſeine iſt, begangen hätte. Und wenn es auch alle Welt in ſeinem Vaterlande erfahren ſollte, daß er um einer ſo nichtigen Urſache willen auf dem Carcer geſeſſen, ſo würde es ihm zu keiner Schande gereichen. Sollte aber ſo ſtreng mit ihm verfahren werden, daß er ein halb Jahr oder gar noch länger ſitzen und darüber ſeine Geſundheit verderben müßte (denn

was die Wiſſenſchaften anbelangt, ſo kann man auf dem Carcer oft aus Büchern mehr lernen als in den Collegiis, e. g. Herr Hofrath Hellfeld), ſo hielte ich es für das Beſte, daß, nachdem er alle möglichen Vorſtellungen ſeines Unvermögens gemacht und ſich auch ſelbſt zum Carcer erboten, er ſich bei guter Gelegenheit aus dem Staube machte und zu Dir käme; nicht um bei Dir zu bleiben, denn in Halle muß er nun einmal Doctor werden, da er daſelbſt bekannt und es am wohlfeilſten iſt, dieſe Würde zu erlangen. Er könnte nachher durch Briefe um Erlaſſung der Strafe bitten und, im Falle man ihm dieſe zugeſtehen wollte, verſprechen, wieder zurückzukommen, ſeine Schuldleute zu bezahlen und Doctor daſelbſt zu werden; dahingegen, wenn man ſtreng mit ihm umgehen wollte, aus dieſem allen nichts werden würde. Ich bin gewiß, daß man ihm auf dieſe Bedingung noch mehr als 30 Rthlr. erlaſſen würde. Wenn Du ihm nur noch zeitig genug Nachricht von dieſem meinem Rathe geben kannſt. Schicke ihm dieſen meinen Brief ſelbſt und tröſte ihn, ſoviel Dir möglich. Ich ſehe die Sache für ſo gar tragiſch nicht an, als ſie Dir vielleicht vorkommt. Sollte er allenfalls ja nicht wieder nach Halle zurückkehren, ſo kann er immer noch mit der Zeit bei beſſern Umſtänden ſeine Schulden bezahlen und ſein Gewiſſen befriedigen. Lebe wohl.

Nachſchrift. Ich habe gehört, daß Herr von Büchner ihm einmal verſprochen, ihn zu einem Arzt in Berlin zu bringen, der ihn an Kindesſtatt annehmen wollte. Allenfalls er noch Hoffnung dazu hätte, ſo müßte er freilich mit dem Entwiſchen aus Halle vorſichtig umgehen und die Sache wohl überlegen, damit er nicht ſein Glück verſcherzte. Schreibe mir mit erſter Poſt, wie die Sache ſteht.

Dieſem Briefe waren einige Zeilen des Troſtes an Bruder Ernſt beigelegt; indeß wurde Anton's thätige und geſchickte Vermittelung vorzugsweiſe in Anſpruch genommen, da ihn nach dem richtigen Urtheile ſeiner Brüder die Natur zu dem Berufe eines Anwaltes geweiht hatte, den er ſpäter ſo glücklich erfüllte.

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 3. December 1767.

Daß ich Dich recht ſehr wegen des Dir zugeſtoßenen Unglücksfalles bedauert habe, mein lieber Bruder, daran wirſt Du nicht zweifeln, da Du weißt, wie ſehr ich Dich jederzeit geliebt habe. Mein Vergnügen iſt um deſto größer, da ich unſern Vater vermocht habe, 50 Rthlr. aufzunehmen, um ſie Dir zu ſchicken. Ich habe dieſes Geld, das in 7 ganzen, 3 halben Louisdor und 2 Dukaten beſteht, zuerſt an den Anton geſchickt, weil ich nicht weiß, wie die Umſtände in Halle ſind, und dieſer vielleicht nähere Nachricht von Dir haben wird als ich. Unterdeſſen ſähe ich es doch lieber, wenn Du die Dir zuerkannte Strafe auf dem Carcer ausſtündeſt, beſonders wenn dieſelbe etwa nur 14 Tage oder 3 Wochen dauern ſollte, als ſo viel Geld bezahlteſt. Es wird immer beſſer ſein, wenn Du dieſes zu Befriedigung Deiner Schuldleute oder zu Beſtreitung anderer Bedürfniſſe anwendeſt, als wenn Du es aus unnöthiger Scham für akademiſche Strafen, die kein Verbrechen oder üble Aufführung zum Grunde haben, der Univerſität gibſt und hernach wieder in dürftigen Umſtänden lebſt. Ich wünſche, daß Du auf alle Fälle den beſten Gebrauch davon machen mögeſt. Lebe wohl und ſei verſichert, daß ich mit wahrer Zärtlichkeit bin — —

Ludwig Heim an Anton Heim.

Meiningen, den 7. December 1767.

Es iſt mir überaus angenehm geweſen, aus Deinem und dem von Ernſt beigelegten Briefe zu erſehen, daß die Sache mit dieſem lieben Bruder ſo geht, wie ich es vorausgeſehen habe. Es iſt natürlich, daß ſie nicht ſo viel Strafe von ihm bekommen werden, als ſie gefordert haben. Unterdeſſen habe ich ehegeſtern einen Brief mit Geld für ihn an Dich geſchickt und Dich darin gebeten, Dich vorher zu erkundigen, ob man das Geld ſicher an ihn übermachen könnte, ſodaß es in Halle auf der Poſt weder von dem Prorector, noch von den Creditoribus, die er daſelbſt haben möchte, in Empfang genommen und er nichts davon bekommen dürfte. Aber nun, nachdem ich ſeinen

Brief geleſen, deucht mich, daß es weit beſſer ſei, ihm daſſelbe gar nicht zu ſchicken, bis ſeine Sache völlig zu Ende iſt.

Die Gründe, warum ich dies dafürhalte, kann ich jetzt nicht anführen, da ich in der äußerſten Geſchwindigkeit ſchreiben muß. Gut genug, ſchicke ihm das Geld durchaus nicht, bis alles aus iſt. Dies will ich Dir auf das nachdrücklichſte eingebunden haben. Melden kannſt Du es ihm zwar, daß Geld für ihn da iſt, aber Du mußt es deſſenungeachtet zurückbehalten, er mag bitten ſo ſehr er will. Wenigſtens mußt Du erſtlich meine Erlaubniß dazu haben, und wofern Du ſie übergehſt, ſo werde ich mich ein andermal gar nicht in Euere Umſtände miſchen. Du ſiehſt, daß es mein ganzer Ernſt iſt. Er muß auch in Halle thun, als wenn er gar kein Geld zu hoffen hätte. Wie wohl wird es ihm hernach thun, 50 Rthlr. zu haben, die er zu ſeinem Beſten anwenden kann. Lebe wohl — —

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Halle, den 19. Januar 1768.

Kaum bin ich aus dem Unglück mit dem Taback heraus, mein lieber Bruder, ſiehe, ſo bin ich in ein anderes geſtürzt, welches mir noch weit empfindlicher iſt als das erſte. In jenem hatte ich es mit den Tabackspächtern zu thun, welche mich im übrigen nichts angehen, in dieſem aber mit meinem beſten Vater. Ich will Dir nur ohne Umſtände den Brief hier abſchreiben, welchen ich vor einigen Tagen von unſerm Vater erhielt, damit Du daraus mein Leiden erkenneſt.

„Lieber Sohn,

Du haſt an mich sub d. 25. Decbr. a. p. geſchrieben und wünſcheſt mir ein glückliches Neujahr und eine lange Reihe von Jahren. Für mich iſt es ſchon gut, wenn ich noch lange lebe, aber Ihr müſſet mir auch das Leben nicht verdrießlich machen, wie Du thuſt, der Du Dir einbilden mußt, ich hätte einen Sack voll Geld. Auch Deinetwegen habe ich letzthin vom Herrn Secretär Hermann 100 Fl. lehnen müſſen; wie viel Du davon empfangen, weiß ich nicht einmal, und Du biſt noch ſo flegelhaft und ſchreibſt nichts davon, viel weniger bedankſt Du Dich. Undank, ſo mußt Du doch gelernt haben,

ist das schändlichste Laster, und einem solchen Menschen gibt Gott kein Gedeihen. Du bist von Jugend auf ein leichtsinniger und liederlicher Mensch gewesen, und wie man sonst hört, ist Deine Haushaltung sehr unordentlich. Du hältst nichts zu Rathe. Du hast mir im abgewichenen Jahre einen Brief voller Aufschneidereien geschrieben: Du hättest einen halben Freitisch, Du hättest Gelegenheit nach Berlin. Von dergleichen Zeug wird meine Seele matt. Du bist nun Ostern zwei Jahre drinnen; hast Du etwas gelernt, so ist's gut, wo nicht, so ist der Schade Dein. Lange kann ich Dir kein Geld geben, zumal wenn Du es liederlich anwendest. Dein Unglück, davon Du an Ludwig geschrieben, hält er für eine Fabel und ich für eine Lüge. Unterdeß habe ich Dir Geld geschickt; es geht auf Dein Conto. Es gefällt mir aber gar nicht, Du magst Dein Leben ändern, und was verboten ist, soll man nicht thun. Ich wünsche Dir zum neuen Jahre auch einen neuen Sinn und gute Gesundheit. Du kannst mir einen Brief durch Anton schicken und schreiben, was mit Dir werden soll und wo Du Dich hinzuwenden gedenkst. Lege auch eine Specification bei, wie viel Du Geld erhalten" — —

Wie sauer ist mir's geworden, diese Lobrede abzuschreiben! Da ich sie zum ersten male las, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Vater an seinen Sohn, ohne sichere Nachrichten von demselben zu haben, einen solchen Brief schreiben könnte. Doch was ist zu machen? Ich muß mein Unglück in Geduld tragen und meine Unschuld rechtfertigen. Das Geld habe ich erst den 30. December empfangen und folglich mich nicht früher bedanken können. Das übrige muß ich seiner Verantwortung überlassen. Einen beschuldigen ist keine Kunst; doch möchte ich denjenigen kennen, von welchem er gehört hat, ich lebe liederlich. Ich habe unserm Vater verschiedene Attestata von den hiesigen Professoribus geschickt, wenn er diesen nicht Glauben beimessen will, so kann ich nicht helfen. Bin ich mir doch nichts Böses bewußt. Daß ich alternative mit einem andern Studenten einen Freitisch habe, hat mir Herr Zierlein bezeugen müssen, und daß ich Gelegenheit nach Berlin habe, beweist der Brief dessen, zu dem ich kommen soll. Daß ich wirklich habe Strafe

bezahlen müſſen, habe ich mir von dem Obertabackspächter atteſtiren laſſen. Mein Vater muß mich ja für den gottloſeſten Menſchen anſehen, indem er mir nicht das Geringſte mehr glaubt. Wahrlich, dies geht mir nahe und zwingt mich, meinen Zuſtand zu beweinen. Meine Zeit auf Univerſitäten iſt ſo kurz, um alles zu lernen, was mir noththut, und mir wird das Leben durch Schulden, durch böſe Briefe u. dgl. noch ſchwerer gemacht. Faſt dürfte ich ſagen, ich ſei zum Unglück geboren. Zu Hauſe habe ich wenig lernen können; auf Schulen kam ich für meine Erkenntniß zu hoch in den Klaſſen, und zu bald mußte ich abgehen und kam alſo ſehr dürftig hierher. An allen drei Mängeln iſt mein Vater ſchuld. Nun will ich das ganze Studium medicum gründlich erlernen, will auch das noch nachholen, was ich auf Schulen nicht lernen konnte. Was für eine Arbeit iſt dies? Doch ich will alles meinem Schöpfer anheimſtellen. Will mich denn mein liebſter Vater nicht zu Hauſe haben, kann er mich vielleicht nicht mehr vor ſeinen Augen ſehen? Es kommt alles auf ihn an. Wenn er mich noch ein halbes Jahr oder ein Jahr ſtudiren läßt und dann promoviren, ſo begehre ich nicht nach Hauſe. Als Doctor ſteht mir die ganze Welt offen, und mein Glück in fremden Landen zu machen, ſoll mir nicht fehlen. Ich werde doch jederzeit dankbar für ſeine väterliche Liebe ſein. Jetzt aber bin ich ganz niedergeſchlagen und mir ſelbſt zum Verdruß. Schreibe bald — —

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 2. Februar 1768.

Ich freue mich recht ſehr, mein lieber Bruder, daß Du Dich noch wohl befindeſt, und daß der verdrießliche Handel, darein Du mit den Tabackspächtern biſt verwickelt geweſen, ein erträgliches Ende genommen hat. Du wirſt Dich nun wol in Zukunft hüten, dieſen Herren wieder in die Hände zu fallen. Ihre Frauen Gemahlinnen dürften zu einer andern Zeit nicht ſo aufgelegt ſein, Fürbitten einzulegen, als ſie es diesmal geweſen ſind. In Anſehung des Briefes vom Vater haſt Du nicht Urſache, Dich ſo ſehr zu grämen, wie Du thuſt. Es iſt nicht ſo böſe gemeint. Ich bin ehegeſtern bei ihm ge-

weſen, und wenn ich Deinen Brief damals ſchon hätte erhalten, ſo würde ich mündlich mit ihm darüber geſprochen haben. Allein ich fand den Brief erſt, wie ich nach Hauſe kam. Unterdeſſen habe ich deswegen an ihn geſchrieben und ihm wegen der harten Ausdrücke, die in demſelben befindlich waren, Vorſtellungen gemacht, die, wie ich hoffe, nicht fruchtlos ſein werden. Ich bin überzeugt, daß er Dir zu viel gethan hat, da er von Dir ſagt, Du ſeiſt liederlich, und ich glaube, daß Du mit Grund Dich hierin auf Dein Gewiſſen berufen kannſt, das Dich von einer ſolchen Beſchuldigung freiſpricht. Jedoch ſollte Dir nicht zuweilen eben dieſes Gewiſſen ſagen, daß Du ein wenig leichtſinnig und unbeſtändig biſt? Vergib mir, lieber Bruder, dieſe kleine, Dir vielleicht unangenehme, aber doch wahrhaftig gutgemeinte Anmerkung über Deinen Charakter. Ich habe mich nicht enthalten können, dieſelbe bei Leſung des Briefes, in welchem Du mir Dein Unglück mit allen Umſtänden beſchrieben haſt, zu machen. Wie iſt es möglich, in einem Augenblicke in den Abgrund der Verzweiflung verſinken zu wollen und in dem andern wieder ſo munter und aufgeräumt zu ſein, als wenn einem nicht das Geringſte widerfahren wäre? Wie wenig geſetzt mußt Du nicht ſein, da es Dir etwas Leichtes iſt, in einem Athem und mit allem dazu erforderlichen Gefühl auszurufen: Himmel, welche Freude! und Himmel, welches Elend! Ueberall herrſcht in allen Deinen Gedanken, in ihren Wendungen, in ihrer Verbindung und folglich auch in den Handlungen, die davon entſpringen, ſo viel windiges, ſo wenig gründliches und ſtandhaftes Weſen. Es ſei fern von mir, liebſter Bruder, daß ich Dich deswegen weniger lieben ſollte als vorher, und es würde mir leid ſein, wenn Du wegen dieſer Freimüthigkeit, mit welcher ich Dir Deinen Fehler vorhalte, ein geringeres Vertrauen in mich ſetzen wollteſt, als Du ſonſt gethan haſt. Nein! aus ebendieſem Grunde, weil ich Dich liebe, wünſche ich Dich ſo vollkommen zu ſehen, als es möglich iſt. Und hierzu iſt Dir vor allen Dingen nöthig, daß Du Deine natürliche Flüchtigkeit mäßigeſt, mehr Ueberlegung und Nachdenken in Deiner Aufführung anwendeſt und geſetzter, ernſthafter und gründlicher würdeſt. Solange Du noch auf Univerſitäten biſt, wirſt Du zwar ſchon

mit Deiner gewöhnlichen Denkungsart durchkommen, allein wie es hernach gehen wird, weiß ich nicht. Wer wird sein Leben einem Arzte anvertrauen wollen, der zwar den ersten Tag gefällt, an dem man aber schon den folgenden bemerkt, daß viel leere und luftige Gedanken in seinen Gesprächen vorkommen? Wir haben zwei Leibärzte an unserm Hofe, den Herrn Hofrath Wagner und den Herrn Dr. Jawand. Der erstere ist ein Mann von wenig Worten. Der andere ist der höflichste, gesprächigste und gefälligste Mann von der Welt, und wie man sagt, soll er dem ersten an Geschicklichkeit nicht viel nachgeben. Dessenungeachtet hat er das Zutrauen noch lange nicht, welches man zu dem Herrn Hofrath Wagner trägt, und zwar aus dem Grunde, weil man von ihm glaubt, daß er mehr rede als überlege. Zu einem Arzte, der sich das Zutrauen seiner Patienten erwerben will, wird unumgänglich erfordert, daß er ein gesetztes und ernsthaftes Wesen wo nicht besitze, doch annehme, solange er bei ihnen ist. Ich könnte noch viel hinzusetzen, um Dir die Wichtigkeit dieser Erinnerungen zu zeigen, wenn ich nur Zeit hätte. Ich habe wol sechsmal an diesem Briefe abbrechen müssen, so sehr bin ich jetzt immer in Zerstreuung. Schreibe unterdessen nur beständig an mich. Ich will Dir soviel wie möglich antworten und auch Dein Interesse beim Vater besorgen. Wenn Du ein wenig französisch verstündest, so würde es Dir nichts schaden. Wenigstens würdest Du ein andermal Madame la Marquise de La etc. französisch anreden können. Wenn Du nur alle Tage eine halbe Viertelstunde darauf wendest, so kommt doch in einem Jahre schon so viel heraus, daß Du ein französisches Buch lesen kannst. Und wie schöne medicinische Bücher haben wir nicht in dieser Sprache! Schreibe mir bald wieder und lebe recht gesund und wohl. Ich bin, ob Du vielleicht daran zweifeln magst, Dein wahrhaftig treuer Bruder. — —

Ernst Heim an Ludwig Heim.

Halle, den 7. April 1768.

Für die Aufrichtigkeit, welche Du mir in Deinem letzten Briefe so deutlich bewiesen hast, lieber Bruder, bin ich Dir

vielmals verbunden. Du beſchuldigſt mich darin eines Fehlers, welcher die Vollkommenheiten eines Menſchen ganz zu verfinſtern und zu unterdrücken vermögend iſt, nämlich des Fehlers des Leichtſinnes und der Wankelmüthigkeit. Ich kann, liebſter Bruder, nicht ganz leugnen, daß ich zuweilen etwas leichtſinnig bin, daß ich etwas beſchließe, ohne die Gründe vorher ganz eingeſehen zu haben, weshalb ich den Entſchluß faßte; dies habe ich von Jugend auf an mir wahrgenommen und mich deshalb zu beſſern geſucht. Dieſer Fehler liegt hauptſächlich in dem Baue meines Körpers, deſſen feſte Theile ſehr biegſam und zart ſind, die flüſſigen aber ſehr dünn. Es wird alſo ein geſchwinder Umlauf des Blutes in mir ſtattfinden. Die Seele muß ſich ſehr häufig nach dem Körper richten, wie wir bei Krankheiten deutlich ſehen. Iſt nun ein Körper zart und der Umlauf des Blutes geſchwind, ſo wird die Seele dieſes Körpers weniger lange bei einem Dinge ſtehen bleiben und deſſen Eigenſchaften betrachten können, als es die Seele kann, welche in einem feſten und hart anzufühlenden Körper wohnt, in welchem der Umlauf des Blutes immer gleichförmig und nicht allzu raſch vor ſich geht. Solche glückliche Perſonen, die ſchon von Natur geneigt ſind, bei Sachen, welche ſie näher angehen, lange und aufmerkſam ſtehen zu bleiben, beſitzen, wie man zu ſagen pflegt, ein Temperamentum cholericum; den erſtern hingegen legt man ein Temperamentum sanguineum bei. Aus mediciniſchen und pſychologiſchen Gründen läßt ſich darthun, daß ein choleriſcher Menſch ebenſo wenig dazu kann, wenn er ſich lange und aufmerkſam bei einer Sache aufhält, als ein Sanguineus, wenn er die Mannichfaltigkeit und Vielheit der Dinge liebt. Es iſt nun auch leicht einzuſehen, daß jener weit geſetzter, weit ernſthafter ſein müſſe als dieſer. Ich ſehe nun gar wohl ein, daß ich mehr mit dem letzten als mit dem erſten verwandt bin. Allein dadurch will ich meinen Fehler keineswegs ganz entſchuldigen. Die Seele muß ſich allezeit mächtig genug zu erhalten ſuchen, den Körper zu regieren, und ich kann mit gutem Gewiſſen ſagen, daß meine Seele ſeit zwei Jahren nicht ganz fruchtlos in dieſer Bemühung geweſen iſt. Der Grund hiervon iſt leicht einzuſehen; ich bin älter, mein Körper alſo feſter und der Umlauf des Blutes

langſamer geworden. Meine Seele hat aber auch über einzelne Gegenſtände öfter und lange nachdenken müſſen und ſich dadurch gleichſam ein mehres Recht über den Körper erworben. Du ſiehſt, wie offenherzig ich bin, Dir, liebſter Bruder, meine Fehler zu geſtehen. Du wirſt mir aber erlauben, daß ich ebenſo freimüthig über Deinen Brief urtheile, bei deſſen Verfertigung Du die Hauptabſicht hatteſt, mir aus wahrer Liebe meinen Fehler der Flüchtigkeit ſammt allen daraus entſpringenden Folgen vorzuhalten. Dieſe Abſicht iſt allerdings lobenswürdig und verdient meinen ſchuldigen Dank. Ob aber dieſe Deine ſonſt aufrichtige und eifrige Bemühung an mir praktiſch geworden, mag ich nicht behaupten. An mir liegt es nicht; ſollte es an dem Briefe liegen? Du ſchreibſt von Flüchtigkeit, von Leichtſinn, von Mangel an Standhaftigkeit und ſetzeſt dazu noch eine reiche Doſis der empfindlichſten Beiwörter. So heißt es z. B. in Deinem ſonſt ſehr angenehmen Briefe: „Ueberall herrſcht in allen Deinen Gedanken, in ihrer Wendung, in ihrer Verbindung und folglich auch in den Handlungen, die davon entſpringen, ſo viel windiges, ſo wenig gründliches und ſtandhaftes Weſen!“ — und endlich ſagt Dein Verkündigungsvermögen, daß ſich wenige Patienten mir anvertrauen würden, und daß Du zweifelhaft ſeiſt, wie es mir künftig ergehen möchte. Dies alles kannſt Du mir ſo ſchreiben, ohne mir den geringſten Beweis anzuführen? Glaubſt Du denn, daß man die Seelen der Menſchen verbeſſern oder glücklicher machen könne, wenn man die Fehler derſelben vergrößert, ſeinen Tadel in die empfindlichſten und bitterſten Worte einkleidet, ohne die andern einſehen zu laſſen, daß ſie wirklich jene Fehler und in ſolchem Maße an ſich tragen? Haſt Du alle meine Gedanken erforſcht, daß ſie windig, wenig gründlich, luftig und leer ſind? Woher weißt Du denn, daß ich ſeither in meiner Ueberlegung, meinem Nachdenken, meiner Aufführung wenig geſetzt, wenig ernſthaft, wenig gründlich geweſen bin? Iſt das Dein Ernſt, oder haſt Du nur eine gewiſſe Figur der Redekunſt, die, wo ich nicht irre, die Hyperbole genannt wird, nachahmen wollen? Das erſte kann ich nicht glauben, indem ich, wenn meine Fehler ſo groß wären, in einem ganz andern Verhältniſſe zu andern Leuten ſtehen würde, als es wirklich

der Fall ist. Das letztere bezweifle ich aber auch, indem es fast lächerlich gehandelt wäre. Dein Brief, liebster Bruder, hat daher nur so viel gefruchtet, daß ich genauer auf meine Handlungen Achtung gegeben.

Wer die Fehler eines andern verbessern will, muß die Kunst verstehen, den andern von seinen Fehlern auf eine bescheidene Art zu überführen, ihm die Größe derselben, damit er kein Mistrauen hege, getreulich abzumalen und ihm die sichersten Mittel vorzuschlagen, wie er sich am leichtesten von denselben befreien könne. Dieser andere wird alsdann, wenn er noch irgendein Gefühl besitzt, sich seiner Fehler schämen, sie auf alle Weise zu verbessern suchen, jenen aber hochachten, ihn lieben und ihm auf ewig dankbar sein.

Dies sind meine wenigen Gedanken über Deinen Brief. Ich habe offenherzig geredet, weil ich weiß, welch ein Feind von Schmeicheleien Du bist. Für die guten Vorstellungen, die Du meinetwegen unserm Vater gemacht hast und die nicht ohne Frucht gewesen sind, bin ich Dir vielmals verbunden. Wirst Du jetzt ein Gleiches thun, so werde ich Dir noch mehr verdanken. Ich habe ihn um 40 bis 47 Rthlr. angesprochen — —

Ueber den fatalen Handel mit den Tabackspächtern, welcher hiermit als geschlossen zu betrachten, wird nur noch bemerkt, daß eigentlich Nietzky, dessen Gunst sich Ernst Heim damals schon in vorzüglichem Grade erfreute, durch seine Fürsprache bei der Frau Marquisin, deren Hausarzt er war, dem Jammer des armen Studenten ein Ziel gesetzt hatte.

Bruder Ludwig hatte sich unterdeß durch die etwas empfindliche Erwiderung vom 7. April, welche übrigens ein Muster von Kalligraphie lieferte, nicht abhalten lassen, bei dem strengen Vater alles für den bedrängten Ernst zu thun, was er vermochte. Statt 40 Rthlr. waren jedoch nur 27 Rthlr. erfolgt, und zwar mit einigen brieflichen Zugaben, welche der obigen Probe von des alten Herrn Schreibart ganz ähnlich waren. Z. B. „Machst Du Schulden, so bezahle sie auch, und wo Du es nicht kannst, so lasse Dich nach Spandau in die Karre bringen und sieh, wie es thut.“ Dabei hatte er Ernst und Anton gänzlich verboten, ferner an ihn zu schreiben. Ernst tröstete sich jedoch in einem Briefe an seinen ältesten Bruder

vom 22. September 1768 durch ſeine Theorie von des Vaters Temperament, welches dieſen gar manches ſchreiben laſſe, woran ſein väterliches Herz nicht denke. Er nimmt daher ohne Bedenken auch die fernern guten Dienſte des Bruders bei dem Vater in Anſpruch und beweiſt aus ſeiner damaligen Lage, wie er ſich gegen Schuldenmachen ebenſo wenig ſträuben könne als ein Rad gegen die Bewegung um ſeine Achſe, ſobald Pferde vor den Wagen geſpannt ſind und anziehen.

Wie ſehr man ſich jedoch täuſchen würde, wenn man von dieſer Geldnoth auf einen trüben Sinn, auf ein gedrücktes Gemüth ſchließen wollte, davon zeugt der folgende Brief, mit welchem gleichzeitig ein ähnlicher an Bruder Ludwig abging, nur daß Heim in dem letzten ſeine heitere Laune mehr im Zügel hielt:

Halle, den 13. November 1768.

Herzensbruder; beſter, liebſter Anton!

Wie ſehne ich mich nicht nach einem Briefe von Dir! Wie haſt Du mich ſo vergeſſen können, mich, Deinen Bruder, der Dich ſo ſehr liebt? Kein Tag, keine Nacht, wenn ich erwache oder ſchlaflos bin, geht vorüber, daß ich nicht an Dich denke, Du guter Anton, Du Herzensbruder. Schreibe mir ja bald, wenn Du mich wieder einmal recht fidel machen willſt. Wie iſt es Dir ſeithero ergangen? Drücken die Schulden in Jena auch ſo wie in Halle? O verdammte Schulden, verwünſchte Sklaverei! Du haſt ihrer wol auch ſo viele als Haare auf dem Kopfe. Doch wer kann es ändern, wir können nichts thun, als dergleichen noch mehre machen.

Generalia specialibus sunt praemittenda, ut dicunt philosophi (das Allgemeine muß dem Beſondern vorausgeſchickt werden, wie die Philoſophen ſagen). Du kannſt dabei denken, was Du willſt; in verbis simus faciles (mit Worten wollen wir es nicht ſo genau nehmen). Ich befinde mich wohl und vergnügt; wohl dem Körper nach, adest in corpore consensus functionum (denn es herrſcht die gehörige Uebereinſtimmung unter ſeinen verſchiedenen Verrichtungen), und vergnügt respectu mentis (was den Geiſt betrifft). Die Collegia, welche ich in dieſem Jahre höre, verſchaffen mir überaus viel Ver-

gnügen und Nutzen. Nietzky, deſſen Vorleſungen ich täglich zwei Stunden beiwohne, iſt der Mann, durch den ich meinen mediciniſchen Verſtand vergrößere. Aber, Brüderchen, 10 Rthlr. muß ich ihm klotzen. Doch mit Freuden werde ich ſie ihm geben. Meine Seligkeit iſt ſtudiren. Fröhlich, in meinem Gott vergnügt, ſtehe ich des Morgens auf, danke meinem Schöpfer für die Ruhe und fange mit möglichſtem Fleiß und Eifer meine Geſchäfte an. Und wie ruhig und zufrieden kann man ſich dann niederlegen, wenn man ſeine Pflichten als Chriſt, als Menſch, als Student erfüllt hat. Kurz, Brüderchen, ein Vergnügen über alles Vergnügen!

Doch ich habe nicht nöthig, Dir viel hiervon zu ſchreiben, Du ſchmeckeſt ja dieſes Vergnügen mit mir. Und dazu kommt noch die Freundſchaft. Wie viel trägt nicht ein aufrichtiger Freund zu unſerm Glück bei, der uns zum Guten ermuntert und Rath ertheilt? Ich bin immer ſo glücklich geweſen, ſolche Freunde zu haben. Der ehrliche Reinhard war mein erſter und ſein Andenken wird mir heilig bleiben. Jetzt iſt ein Hausburſche von mir, Namens Holl aus Ulm, an ſeine Stelle getreten. Wir Franken fällen nicht immer die beſten Urtheile über die Schwaben. Aber man ſoll dergleichen allgemeine Urtheile über ganze Nationen nicht auf Individua appliciren; nulla regula sine exceptione (keine Regel ohne Ausnahme). Kurz, Holl iſt ein liebenswürdiger Menſch, den ich liebe, weil er aufrichtig denkt. Er ſucht nicht nur meiner Seele bene zu thun, ſondern auch meinem Körper. Der Seele, indem ich mich mit ihm oft in lehrreichen Geſprächen über verſchiedene Materien unterhalte; dem Körper, indem ich auf ſeiner Stube ſitzen kann, um meinen Corpumpus zu erwärmen. Denn, quod bene notandum (wohl zu bemerken), ich habe noch keine Hölzer. Anderer Gefälligkeiten nicht zu gedenken. Nächſt dieſem folgen zwei Juden. Herr Warburg, ein ſcharfſinniger Kopf, den Du kennſt, und Herr Aronſon, oder zergliedert: der Sohn des Aron. Solange dieſe Drei leben, kann ich fidel ſein. — Ein langes Momentum, aber doch noch zu kurz für Freunde. Nun auf etwas anderes zu kommen.

Ich habe neulich zweimal öffentlich opponiret. Wenn Du ein feines Gefühl haſt, ſo mußt Du dies ſchon gemerkt haben,

denn ich habe allezeit Deine Geſundheit auf dem Doctorſchmauſe getrunken. Das letzte mal ging es ſehr feierlich her. Sechs fidele Brüder tranken meines Herrn Bruders in Jena Geſundheit. Jeder ſchenkte ſein Glas voll Weins und nun fing einer an ſtark und laut zu rufen: „Es lebe des Herrn Heim's Herr Bruder in Jena hoch!“ und die andern ſchrien alle: „Hoch und abermals hoch, und noch einmal hoch!“ — Nachdem dies geſchehen war, trank ich zur Dankſagung für dieſe Ehre insgeſammt ihr beſtändiges Wohlergehen und war fidel und luſtig bis an den Morgen. Insgeheim muß ich Dir aber geſtehen, daß mir um die zwölfte Stunde nicht gut zu Muthe war; doch um die zweite Stunde war wieder alles gut, und ich fuhr fort, wo ich ſtehen geblieben. Dieſes war bei Herrn Oppen, den Herr Hartdegen kennt. Hisce omnibus praemissis (nach Vorausſchickung dieſes allen) komme ich auf die Kleidungsſtücke, ſo ich anhatte beim Opponiren. Ich will ſie alle ihrem Werthe nach taxiren, damit Du daraus entnehmeſt, welcher Titel nach Rabener's Urtheil mir zukommen würde. Weil der Kopf der vornehmſte Theil iſt, ſo ſtehet deſſen äußere Beſchaffenheit obenan:

Friſur, vortrefflich, wol 12 Locken auf jeder Seite	—	Rthlr.	4	gGr.
Haarbeutel, ſehr groß, von Herrn Aronſon .	1	„	8	„
Ein vortreffliches Oberhemd, ſchön und lieblich, von Herrn Warburg	5	„	—	„
Eine Halsbinde mit ſilberner Schnalle, dreizehnlöthig, von demſelben	2	„	—	„
Vortrefflicher Rock nebſt Weſte mit ſilbernen Knöpfen, von Herrn Fleckeln, einem Juden	26	„	—	„
Schwarze Atlashoſen, von Herrn Aronſon .	10	„	—	„
Goldene Uhr, pariſer Arbeit, von demſelben	50	„	—	„
Silberner Degen, von Herrn Warburg . .	25	„	—	„
Leinene Strümpfe, in Ulm verfertigt, von Herrn Holl	—	„	12	„
Seidene Strümpfe, Schuhe nach der neueſten Mode, ſilberne Schuh- und Hoſenſchnallen, Ring an der Hand, feiner Hut unterm Arm, von Herrn Aronſon	20	„	—	„
Summa	140	Rthlr.	—	gGr.

Folgendes muß noch ſupplirt werden:

Ein Unterhemd, mein eigen, ziemlich durchlöchert und gut, in die Papiermühle zu wandern	—	Rthlr.	2	gGr.
Silberne Hemdknöpfe, von Herrn Holl, feine Arbeit	—	„	12	„
Seidenes Schnupftuch, von demſelben . .	1	„	—	„
Silberne Doſe, darin für 8 Pf. Schnupftaback	3	„	4	„
Schöne Strumpfbänder, von meiner Perſon .	—	„	3	„
Summa	4	Rthlr.	21	gGr.

Meine Kleidung und Putz betrug alſo Summa Summarum aller Summen, um mit dem ſölzer Schulmeiſter zu reden, 144 Rthlr. 21 gGr. Haſt Du alſo ſeither eine geringe Meinung von mir gehabt, welches ich indeß nicht glauben will, ſo ſtelle Dir Deinen Bruder nun in dieſem Pomp vor und dazu ſeine ernſthafte Miene, welche Liebe, welche Hochachtung mußt Du empfinden, ja Du kannſt ihm Deine völlige Bewunderung nicht verſagen.

Ich möchte gern unſers Vaters „Geſchichte der Grafen von Henneberg" dem Herrn Profeſſor Hauſen, welcher mir viele Gefälligkeiten erzeigt hat, zum Präſent machen. Kannſt Du das Buch entbehren, ſo ſende es mir unfrankirt.

So weit war ich geſtern Abend gekommen, und heute, welches Glück! erhalte ich Deinen Brief. Ich freue mich ſehr, daß Du ungeachtet Deiner Schulden noch fidel und vergnügt biſt. Wenn Du nur mit 50 bis 60 Rthr. darinnen ſteckſt, ſo bin ich ja übler daran als Du. Calenberg ſoll ich die Beſchaffenheit der hieſigen Univerſität beſchreiben — eine weitläufige Arbeit. Fritz iſt in Solz und muß Chriſtel unterrichten. An unſern Vater habe ich nun geſchrieben, ganz höflich, um kein Geld gebeten, will auch nie darum bitten, nisi summa urgeat necessitas (wenn nicht die äußerſte Noth drängt). Haſt Du denn mit Ludwig etwas vor? * Nach den von dem lieben Bruder Georg erhaltenen Briefen iſt ſo etwas zu vermuthen.

Vor den Manichäern habe ich jetzt ziemlich Ruhe. Weil ich mich ſtill aufführe, ſo trauen ſie mir. Allen Landsleuten

* Bruder Anton mochte wol gegen den gebieteriſchen Ton in des ältern Bruders Briefen einigen Einſpruch gethan haben.

meine Empfehlung. Daß ſich Herr F. etwas viel einbildet, laſſe Dich nicht befremden; die meiſten Apotheker thun alſo, wenn ſie Medicin ſtudiren. Ich habe ihm zweimal geſchrieben, ohne Antwort erhalten zu haben. Was macht Herr Doctor M.? Dieſer iſt wegen ſeines Pragmatis de rara atrophiae causa in der Halleſchen Zeitung abſcheulich heruntergemacht worden. Es wird ihm der Rath ertheilt, noch ſelbſt Collegia zu hören

Das Papier iſt alle. Lebe wohl, liebſtes Brüderchen. Kannſt Du in den Ferien zu mir kommen, ſo ſoll es mich ſehr erfreuen. Bringe nur einen recht vollen Geldbeutel mit.

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 3. Januar 1769.

Du wirſt vielleicht glauben, lieber Bruder, ich wollte Dir gar nicht mehr ſchreiben, weil ich Dir ſo lange Antwort ſchuldig geblieben bin. Aber Du mußt in dieſem Stücke jetzt einige Nachſicht mit mir haben. In der Verfaſſung, in welcher ich mich jetzt bei Hofe befinde, fallen mir ſo mancherlei große und kleine Beſchäftigungen zu, daß ich zuweilen kaum einige Augenblicke entübrigen kann, um zur Erhaltung meiner Geſundheit freie Luft zu ſchöpfen. Ich freue mich nur, daß Du ſtets ſo geſund und vergnügt biſt. Im übrigen habe ich zu der Güte und Vorſehung unſeres himmliſchen Vaters das Zutrauen, daß er Dich nicht wird unverſorgt laſſen. Dies iſt der Inbegriff der Wünſche, die ich bei dem Eintritte des gegenwärtigen Jahres für Dich hege. Gott laſſe in demſelben ſeine unausſprechliche Treue auch an Dir ſich verherrlichen und ſchenke Dir in reichem Maße alles, was zu Deinem wahren Wohle gereichen mag. Fürchte ihn nur von ganzem Herzen und bete ohne Unterlaß mit einem gläubigen, auf Chriſtum gegründeten Vertrauen. Er wird gewiß unſer und das Gebet unſerer ſeligen Mutter nicht unerhört laſſen, das ſie für uns gethan, da wir noch unter ihrem Herzen lagen. Wir ſind auf ihn geworfen von Mutterleibe an. Er iſt unſer Gott und wird ſich unſerer gewiß annehmen, wenn wir uns von ganzer Seele zu ihm wenden. Ich werde Dir dies noch viele male wiederholen. Denn es war der Befehl unſerer ſterbenden Mutter

an mich, euch dies bei aller Gelegenheit vorzuhalten und einzuſchärfen.

Im Vaterlande finden ſich für Dich als einen Arzneikundigen wenig Ausſichten. Wenn nur Bruder Jörg aus Ullenhauſen antwortete, an welchen ich Deinetwegen geſchrieben habe. Seit einem Vierteljahre hat er nichts von ſich hören laſſen. Anton wird wol künftige Michaelis zu Herrn von Eyben als Hofmeiſter des jungen Herrn von Steuben, eines Sohnes unſerer Frau Oberhofmeiſterin, kommen. So findet dieſer wenigſtens zu Anfang ſeinen Unterhalt — —.

Lebe wohl, liebſter Bruder, bete beſtändig, ſtudire fleißig, ſuche Deine Freunde und Gönner zu erhalten und wo möglich zu vermehren und glaube, daß ich ewig bin — —

Hierauf ſandte Ernſt Heim unterm 2. März dem ältern Bruder eine ſehr dankbare Erwiderung nebſt ausführlicher Rechenſchaft über die Eintheilung ſeiner Zeit und den Verlauf ſeiner Studien. Wir heben nur Folgendes aus einem ſpätern Briefe aus.

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Halle, den 27. März 1769.

Mein langes Schweigen [nur 25 Tage] wird Dich nicht beleidigt haben, lieber Bruder; meine Collegia ſind jetzt ſehr wichtig und verhindern mich am Schreiben. Bei der Vermählung unſerer Prinzeſſin mit dem Erbprinzen von Gotha ſeid ihr wol ſehr vergnügt, und der Aufwand iſt gewiß groß geweſen. Herr Profeſſor Hauſen hat mir mehres darüber mitgetheilt. Mit dieſem habe ich einen ſehr vertrauten Umgang und ich lerne vieles von ihm, ob er gleich ein Historicus iſt. Seine ſchönen Bücher ſtehen mir allezeit zu Gebote. Ich habe bereits von ihm geleſen: das „Bremiſche Magazin“, 10 Theile; die Schriften des Rouſſeau; engliſche mediciniſche Wochenſchriften; ferner ſeine „Geſchichte der Proteſtanten“ (wie gefällt Dir dieſes Buch?); einige Schriften von Wieland, z. B. deſſen „Muſarion“, „Idris“ und ſeinen „Agathon“. Vermuthlich iſt es Dir bekannt, daß Wieland nach Erfurt kommt. Vor einigen Tagen habe ich auch den dritten Theil von der Bibliothek

der elenden Scribenten geleſen, ſo wider die Klotzianer gerichtet. Das meiſte darinnen iſt dummes Zeug. Die beſten Männer, ſo gewiß jedermann ſchätzet, ſind darin lächerlich gemacht, als z. B. Boiſen, Schreck in Wittenberg, deſſen Stil und Gedanken vortrefflich, wie man aus ſeiner Biographie ſehen kann; Teller in Berlin und andere verdienſtvolle Männer. Reidel und Klotz ſind die Hauptperſonen darin. Der letzte iſt der Verfaſſer von den ſcurriliſchen Briefen, welche Du geleſen haben wirſt. Monſieur Klotz befindet ſich nicht in den beſten Umſtänden; ſein übermäßiges Weintrinken und der ſtarke Umgang mit liederlichen Weibsperſonen bringen ihn um ſein Geld und ſein niedriger Charakter um alle Freunde. In Halle geht kein ehrlicher Mann mit ihm um.

Nachdem hierauf das Kapitel vom Geld- und zugleich Kleidermangel abgehandelt iſt, heißt es:

So verdrießlich auch mancher ſein würde, der ſich in meinen Umſtänden befände, ſo bin ich doch immer vergnügt und ſchlage alle Sorgen in den Wind.

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 5. Mai 1769.

Deine geſchwind aufeinander folgenden Briefe haben mir großes Vergnügen gemacht. Dem Anſcheine nach biſt Du mit Deinem dermaligen Zuſtande ſo wohl zufrieden, daß Du nicht verlangeſt, Michaelis zu uns zu kommen. Deſſenungeachtet iſt dies der Wille unſers Vaters und Du wirſt demſelben wol nicht ausweichen können. Aber ich möchte nur wiſſen, wo er das Geld zum großen D. hernehmen will! Ob Dir Dein Aufenthalt auf Univerſitäten viel helfen wird, kann ich nicht ſagen. Man ſchmeichelt ſich zwar in Deiner Lage mit den vielen Kenntniſſen, die man noch zu erlangen gedenkt, die man ſich aber auch außer der Akademie und noch weit praktiſcher erwerben kann. Uebrigens habe ich an denen, die lange Studenten geweſen, bemerkt, daß ihre Denkungsart und ihr Betragen eine gewiſſe Wendung zu nehmen pflegt, die auf ihre Glücksumſtände einen ſehr nachtheiligen Einfluß hat.

Heute iſt Fritz nach Leipzig abgereiſt. Der arme Bruder! Er wird ſich unfehlbar die Füße wund gehen. Doch kann er in Jena einige Tage liegen bleiben. *

Anton iſt in Gotha geweſen, um der Frau Oberhofmeiſterin und dem Herrn von Eyben die Aufwartung zu machen. Nach Briefen, die ich von den Prinzen und dem Herrn von Dürkheim erhalten, ſoll er ſehr wohl gefallen haben. Wenn er nur ſeine Schreibart änderte, ſowol die Hand als den Stil, ſo würde er, wie ich hoffe, hier mit Ehren fortkommen. In ſeiner Stelle wird er ſich mit vieler Klugheit benehmen müſſen, in welche ich jedoch keinen Zweifel ſetze, wenn er nur guten Rath, daran ich es nicht werde fehlen laſſen, anzunehmen fähig iſt.

Künftigen Montag werden unſere Herrſchaften, die ſeit 14 Tagen in Gotha geweſen, wieder hier eintreffen u. ſ. w.

Signor Klotzen kenne ich von Göttingen her ſo gut, als ihn jemand beſchreiben kann. In ſeiner Aufführung iſt er ſich immer gleich geweſen — —

In ſeiner Antwort vom 19. Mai freut ſich Ernſt Heim der nahen Ausſicht, daß ein dritter Bruder nun bald ſich ſelbſt erhalten und die Unterſtützung des Vaters nicht ferner in Anſpruch nehmen werde. Dieſer hatte unterdeß ſeinem Sohne Ernſt einen wohlwollenden Brief geſchrieben und darin 204 Rthlr. zur Promotion verheißen, welche im Auguſt d. J. auch erfolgten. Uebrigens wird Bruder Ludwig ſehr dringend um ſilberhaltige Stufen für Nietzky's chemiſche Verſuche gebeten, die Mineralien mögen koſten, was ſie wollen.

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 3. Juli 1769.

Du erhältſt hierbei die verlangten Erzſtufen, lieber Bruder. Sie koſten nichts, indem der Hofrath Wagner ſie mir geſchenkt hat. Ich wünſche nur, daß der unſterbliche Herr Dr. Nietzky das darinnen enthaltene Silber fixiren möge. Wäre mir ſeine Adreſſe bekannt, ſo ſchickte ich ſie an ihn ſelbſt und erſparte

* Friedrich Heim iſt auch in Jena geblieben und hat daſelbſt Theologie ſtudirt.

Dir gern das Poſtgeld. Unterdeß wirſt Du ſchon Mittel finden, daſſelbe wieder von ihm einzuziehen. Ob Dir unſer Vater mehr als 204 Rthlr. ſchicken wird, daran zweifle ich gar ſehr. Ich habe deshalb mit ihm geſprochen und ihn feſt entſchloſſen gefunden, nichts weiter für Dich zu zahlen. — Wenn der Herr in Wettin nur eine einzige Tochter hätte, ſo wäre die Sache recht ſchön für Dich. Aber da mehrere vorhanden ſind, ſo würde es auch Schwäger geben, und in ſolchen Fällen entſtehen allezeit Uneinigkeiten, wenn der Schwiegervater einen ernähren ſoll. Ueberdies denke ich, die Doctores in Halle möchten den nahe dabei befindlichen Landdoctoren die Praxis ſchwächen. Sonſt iſt das einzige Mittel, Deinen Unterhalt auch in hieſigen Gegenden zu finden, eine reiche Frau. Ich will ſelbſt, ſoviel ich vermag, zu einer ſolchen behülflich ſein; denn bei unſerm Vater kannſt Du auf die Dauer nicht bleiben — —

Oſtern 1769 war der einzige Sohn des berühmten Leibarztes Friedrich's II., des Geheimraths Muzel, von Berlin nach Halle gekommen. Noch nicht neunzehn Jahre alt, vereinte dieſer Jüngling mit einem gebildeten Verſtande und ungewöhnlichen Kenntniſſen eine höchſt ernſte, faſt überreife Anſicht der menſchlichen Dinge. Angeſtrengtes Studiren hatte ihm ſchon mancherlei Leibesbeſchwerden und trübſinnige Anwandlungen zugezogen. In ſolchem Gegenſatze mit dem ſtets heitern Heim, war er mit dieſem wiederum einig in einer ſtreng chriſtlichen Geſinnung. Das ſeltene Bündniß, welches allmählich beide aneinanderſchloß, ja faſt zu einem Menſchen machte, beſtimmte von nun an ſo ganz die Richtung von Heim's Leben, daß, indem wir dieſes betrachten wollen, wir zugleich den Freund ſtets im Auge behalten müſſen. Ja, die noch vorhandenen, überaus reichhaltigen Briefe*, welche zwiſchen dem verewigten

* Nicht nur für die Nachkommen der genannten Perſonen, ſondern auch für jeden andern Leſer haben dieſe Briefe einen bedeutenden Werth; einmal dadurch, daß ſie ein überaus edles Familien- und Freundſchaftsverhältniß damaliger Zeit ſo lebendig darſtellen, dann aber auch durch die vielſeitigen Beobachtungen eines mit ſeltener Bildung ausgeſtatteten Jünglings, welchem auf

Muzel, ſeinem würdigen Vater, ſeiner zärtlich geliebten einzigen Schweſter und Heim gewechſelt wurden, ſind die vorzüglichſte Quelle über die nächſten, für Heim's Bildung ſo wichtigen und für ſeine Laufbahn entſcheidenden Jahre. Nachdem Muzel ſchon 1769 ſeine Schweſter in ſein inniges Verhältniß zu „dem lieben, luſtigen Freunde, der ihm die hypochondriſchen Stunden verjagt", gezogen hatte, erzählt Heim ſpäter der noch nie geſehenen Freundin mit folgenden Worten, wie er ſich mit dem Bruder zuſammengefunden habe:

„Daß ich Muzel's Freund hätte werden ſollen, glaubte ich vor zwei Jahren gar nicht, denn damals ſchien er mir ein Menſch, der viele Untugenden an ſich trüge, die weder einem Chriſten, noch einem vernünftigen Menſchen anſtändig ſind. Eben dies glaubte mein Freund von mir. Er ſah immer ernſthaft aus und redete ernſt von Kleinigkeiten. Ich konnte nicht anders ſchließen, als daß er darin etwas ſuchte, um ſeinen Stolz zu befriedigen. Ich war damals ein Menſch, der nie eine finſtere oder traurige Miene machte; bei jeder Gelegenheit war ich luſtig und munter. Mein Muzel glaubte daher von mir, daß ich ein leichtſinniger und alſo zu allen Laſtern fähiger Menſch ſei. Er konnte mich ſo wenig leiden als ich ihn, weil ich den Stolz von jeher für ein entſetzliches Laſter gehalten habe. Als ich mir ſpäter Mühe gab, ihn zu demüthigen, hörte ich ihn oft ganz verſtändig antworten, und ich fing an, ihn zu ſchätzen. Auch er bekam von mir beſſere Begriffe, und nach einem halben Jahre waren wir ſchon ziemliche Freunde. Wie groß nun aber ſeit jener Zeit unſere Freundſchaft gewachſen, kann ich wol empfinden, Ihnen aber nicht ſagen, liebſte Mademoiſelle. Im Anfange waren wir zwei Menſchen, die, dem äußern Scheine nach, einander ganz widerſprachen; jetzt aber hat einer den andern ſich gleichgemacht."

ſeinen Reiſen nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Holland, England und Frankreich, durch den Ruf ſeines Vaters und die Empfehlung des vielgereiſten Bruders deſſelben, des Barons Muzel-Stoſch, der Zugang zu den ausgezeichnetſten Männern jener Zeit offen ſtand, und welcher ſowol durch ſeine eigene als durch die Perſönlichkeit ſeines heitern Begleiters jenen Empfehlungen den glücklichſten Nachdruck zu geben vermochte.

Muzel liebte die Botanik, worin Heim's Kenntniſſe den ſeinigen überlegen waren. Dies gemeinſame Streben veranlaßte ihre äußere Annäherung.

..... Schon im Juni 1769 gingen ſie zuſammen nach Jena, um die dortige pflanzenreiche Gegend und vornehmlich den berühmten ziegenhainer Botaniker, einen Bauer, Namens Diedrich, kennen zu lernen. Muzel ſchloß hier auch mit dem lieben Bruder Anton herzliche Freundſchaft. Folgende wenige Zeilen erwähnen dieſer Zuſammenkunft:

Ernſt Heim an Anton Heim.

Halle, den 20. Auguſt 1769.

Heute habe ich Deinen Brief erhalten und heute antworte ich Dir auch ſchon, mein lieber Bruder. Du beklagſt Dich vielleicht mit Recht über mein wildes Weſen, wie Du es zu nennen beliebſt. Ich muß Dir aufrichtig geſtehen, daß mich meine Lebensart wol etwas verändert hat und daß ich ſo ins Wilde gerathen ſein mag. Darum liebe ich Dich aber nicht weniger als zuvor, obſchon ich Dir es in Jena wegen der vielen Zerſtreuungen nicht ſo deutlich zu erkennen geben konnte. Habe ich denn eine einzige Viertelſtunde mit Dir allein ſein können? Mir iſt keine bewußt. Dir zu Liebe und zu meinem eigenen Beſten werde ich mir alles abgewöhnen, was Dir fehlerhaft an mir erſcheint. Meine halleſche Studentengeſellſchaft beſteht meiſt aus ſolchen, die ſchlimme Uebel haben und von mir curirt werden. Dieſe ſtehen unter meiner Botmäßigkeit und werden auf das ſtrengſte commandirt. Doch ſei nur zufrieden, liebes Brüderchen, dieſe Angewöhnungen ſollen wieder abgeſchafft werden. Herr Muzel, mein ſehr guter Freund, wird vieles hierzu beitragen. Komm nur nach Halle, da ſollſt Du meinen Entſchluß vollzogen finden. (Nach Empfehlungen an mehrere Landsleute und Freunde, Beſtellungen wegen zurückgebliebener Pflanzen u. ſ. w. heißt es am Schluſſe:)

„Grüße mein liebes Fritzchen, der wol eine fürchterliche Vorſtellung von mir behalten hat. Herr Muzel hat Deinen Brief empfangen. Er iſt ſowol Dir als auch Fritzen mit großer Neigung zugethan. Warum haſt Du aber Hochedler

Herr an ihn geſchrieben? Wenn Du gegenwärtig wäreſt, rief er aus, ſo ſollteſt Du mindeſtens einige Hiebe dafür bekommen. Vale, mi frater!"

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 3. October 1769.

Aus Deinem Briefe, den mir Herr Zierlein zugeſtellt hat, lieber Bruder, erſehe ich, daß der letzte, den ich Dir geſchrieben habe, muß verloren gegangen ſein. Darin hatte ich Dir gemeldet, daß ich keine Erzſtufen weiter zu ſchaffen wüßte. Hier ſind dergleichen nicht zu haben und ſie aus dem Oberlande kommen zu laſſen, würde zu viel koſten. Uebrigens ſehe ich nicht ein, wozu Herr Dr. Nietzky noch mehre braucht. Die Probe zu machen, ob das darin liegende Silber fixirt werden könne, dazu waren die überſchickten hinlänglich. Wenn er es aber wirklich ſo weit gebracht hat und Du haſt das Geheimniß von ihm erfahren und kannſt Dich noch eine Zeit lang mit dem Silber in Halle unterhalten, das in dergleichen Erzſtufen befindlich iſt, ſo will ich ſchon ſehen, wie ich Dir von Zeit zu Zeit einen Vorrath davon zukommen laſſe. Hätte ich gewußt, wie viel Dir daran gelegen iſt, ſo hätte ich mich wol im Oberlande damit verſehen können, wo ich mit dem Prinzen 14 Tage geweſen bin.

Es wird mir eine große Freude ſein, Dich künftige Oſtern hier zu ſehen, ob ich gleich ſonſt nichts dagegen habe, daß Du ſo lange als möglich außerhalb Deines Vaterlandes bleibeſt. Nur mache nicht, daß am Ende unſer Vater noch eine Rechnung zu bezahlen bekommt, darüber er erſtaunen möchte. Denn er glaubte nun völlig mit Dir fertig zu ſein, nachdem er Dir das Geld zur Doctorwürde geſchickt hatte. Wenigſtens verſchone mich mit dem Auftrage, ihn dazu zu ſtimmen, denn ich werde gemeiniglich mit ihm uneins, wenn ich Geld für Euch von ihm verlange. Uebrigens werde ich mich um ſo viel eifriger beſtreben, Dir in andern Fällen nützlich zu ſein. In voriger Woche habe ich einen Brief von Jörg an Dich nach Jena geſchickt. Er iſt nicht mehr in Ullenhauſen, ſondern in Enzen. — —

Ernſt Heim an Anton Heim.

Halle, am Donnerstag vor Oſtern 1770.

Ich ſchicke Dir hier nach Deinem Verlangen die Bibeln, mein liebes Brüderchen, nämlich drei kleine und eine große und zehn Stück von dem Auszuge. Eine kleine koſtet 21 gGr., die große 1 Rthlr. 12 gGr., ein Auszug mit Futteral 4 gGr., ohne Futteral 1 gGr. Die ganze Auslage mit dem Käſtchen, ſo 6 gGr. kommt, beläuft ſich alſo auf 5 Thlr. 10 gGr. Du wirſt hoffentlich mit den Sachen zufrieden ſein. Warum, mein alter ehrlicher Anton, haſt Du mir aber einen ſo choleriſchen Brief geſchrieben, und ſo kurz? Ei! ei! Könnteſt Du wol böſe auf mich ſein? Ich wüßte nicht, wo ich kaltſinnig geweſen wäre; vielmehr habe ich Dir mit aller Beſcheidenheit geantwortet und geſagt, wie ich alle Deine Gründe ſehr gern annehme, mir jedoch nichts vorzuwerfen hätte, wenn ich denſelben zuwiderhandelte, und zwar, weil Deine Gründe in genere ganz gut ſind, in specie aber ſich Umſtände zutragen können, nach welchen man ſündigen würde, jene Gründe zu befolgen. Iſt das Kaltſinn, lieber Anton? So der Himmel will, komme ich in 4 bis 6 Wochen nach Hauſe, da ſollſt Du mich ſtrafen, wenn ich Strafe verdient habe. Seit 8 Tagen habe ich in den größten Schwulitäten gelebt wegen eines Patienten, von dem ich jeden Tag fürchtete, er würde ſterben. Es iſt derſelbe, von welchem ich Dir neulich ſchrieb. Das Praeputium hinter dem Capite penis war ihm ſehr angeſchwollen; ich hatte ihm viermal zur Ader gelaſſen, nichts wollte helfen. In einer Nacht ging ihm die Ader auf, und ich fand ihn am Morgen halbtodt, weil er ſich ganz verblutet hatte. Da das Praeputium nicht beſſer wurde, ſo wollte ich es herunterſchneiden. Den dritten Theil ſchnitt ich auch wirklich ab, allein da der Schmerz und die Verblutung zu heftig wurden, ſo konnte ich die Operation nicht vollenden. Am folgenden Tage war er tödlich krank, allein nun hat mir der Himmel geholfen, und er iſt außer aller Gefahr.

Meine Erbſchaft habe ich gemacht, ſie iſt aber viel geringer, als man mir geſagt hatte. Sie beſteht in einem ſilbernen Degen, welcher 25 Rthlr. gekoſtet hat, einem anato-

tomiſchen und chirurgiſchen Beſteck von 16 Rthlr. Werth und einem Sceleton artificiale von einem dreijährigen Kinde, ferner einem Embryon von einem Monat. Uebrigens genug, denn ich habe das nicht verdient von dieſem Menſchen.

Herr Zierlein iſt in voriger Woche Magiſter geworden und kommt als Rector nach Prenzlau. Er läßt Dich grüßen und ſendet Dir hierbei ſeine Dissertatio pro gradu magistri. Bruder Fritz habe ich auf das Feſt zu mir eingeladen, weil Herr Zierlein ihn gern noch einmal ſehen möchte. Ich werde mich ſehr freuen, wenn er kommt, und wir recht viel von Dir miteinander plaudern können, mein alter Anton. Da Du ein Freund von Saleiern biſt, ſo erhältſt du hierbei 15 Stück, die Du Dir recht wohl ſchmecken laſſen wirſt. Bei Bruder Ludwig entſchuldige mich, daß ich ſo lange nicht geſchrieben. Wie ſteht es mit den Mineralien? Nietzky wartet mit Schmerzen darauf und ich noch mehr.

Wegen meines Phyſikats habe ich keine nähere Nachricht; das Wetter war zu ſchlecht, um nach Aſchersleben zu reiten. Im übrigen befinde ich mich ſehr wohl und leide keinen Mangel an irgendeinem Gute, wofür ich der Vorſehung nicht genug danken kann. Grüße unſern Vater, Ludwig und alle Freunde und Verwandte. Du biſt doch mein beſter Bruder, Du magſt knurren, wie Du willſt. — —

Ernſt Heim an Anton Heim.

Halle, im October oder November 1770.

Du biſt mit Recht mein alter Anton, weil ich mit Dir unter meinen Brüdern am meiſten umgegangen bin. In Deinem letzten Briefe, der mir überaus wohl gethan hat, verlangſt Du ausführliche Nachricht über alle meine Umſtände. Soll ich das thun? Iſt Dir zu trauen? Du lebſt unter Hofleuten, dieſe verſtellen ſich gern und auf ihre Worte iſt nicht zu bauen. Weit entfernt, Dir ſo ſchlimme Eigenſchaften beizumeſſen, glaube ich doch, daß die beſten Gemüther durch den Umgang mit Hofleuten können verderbt werden.

So weit habe ich vor 8 Tagen geſchrieben und nun wieder vergeſſen, was ich alles von den Hofleuten beibringen wollte.

Wir wollen Hofleute Hofleute ſein laſſen und uns als treue, redliche Brüder betrachten. Deinem Willen werde ich Genüge leiſten und Dir alles aufrichtig ſchreiben.

Ich bin geſund, munter und vergnügt, mit einem Worte fidel. Soviel mir möglich, ſuche ich meine Pflichten gegen Gott und gegen meine Nebenmenſchen zu erfüllen, und dieſes Bemühen macht die ganze Grundlage meiner Zufriedenheit. Ich glaube daher, daß mir gar nichts fehlt, obgleich mir gewiß noch ſehr viel fehlt. Alſo zufrieden bin ich. Uebrigens aber habe ich im verfloſſenen Sommer Folgendes getrieben. Chemie, Botanik und der Beſuch meiner Kranken haben meine meiſte Zeit weggenommen. Der Botanik wegen bin ich in Leipzig geweſen, in Jena und in der Gegend um Halle. Mein treuer Freund Muzel iſt faſt immer mein Begleiter geweſen, oder vielmehr ich der ſeinige. Wir reiſten meiſt zu Pferde und machten erſt vor kurzem um einiger Herbſtpflanzen willen den Weg nach einem 5 Meilen von hier entfernten Orte. Auch mit den Inſekten haben wir uns in dieſem Sommer viel beſchäftigt, ſodaß ſich meine Erkenntniß beträchtlich vermehrt hat. Von einem Unfall, wenn man es ſo nennen darf, muß ich Dir erzählen, der uns auf einer unſerer botaniſchen Excurſionen begegnete. Im Auguſt gingen wir nach Danſtedt, 3 Stunden von Halle, wo ich zwei Kranke zu beſuchen hatte und zugleich Pflanzen ſuchen wollte. Die Gegend daſelbſt iſt überaus ſchön und der Himmel war ſehr heiter. Wir botaniſirten auf einem waldigen Berge bis an den ſpäten Abend und gingen, nachdem wir eine Zeit lang auf dem Gipfel des Berges in der angenehmſten freundſchaftlichen Unterhaltung geruht hatten und, trunken von Vergnügen und Wolluſt, in den Himmel verſetzt zu ſein glaubten, nach dem Dorfe zurück. Der Wirth, welcher auch mein Patient war, hatte ein vortreffliches Abendbrot bereitet; wir aßen und legten uns in Gott vergnügt nieder. Des andern Morgens brachen wir um 5 Uhr auf, um gegen 8 Uhr in Halle zu ſein und unſere Collegia beſuchen zu können. — —

Wir erlauben uns hier, Heim zu unterbrechen und Muzel's Bericht über dieſes Abenteuer einzuſchalten, einmal, weil es nöthig erſcheint, dieſen für Heim's Geſchick ſo bedeutenden

Freund baldmöglichſt ſelbſtredend einzuführen, dann auch, weil bei dem frühern Verſuche über Heim's Leben deſſen eigener Brief noch unbekannt war, und Muzel's Erzählung, welche übrigens mit der ſeines Genoſſen aufs genaueſte übereinſtimmt, dort aufgenommen wurde.

Muzel ſchrieb an ſeine Schweſter: „Wir waren bei unſerm geſtrigen Ausgange aus Halle bei dem Dorfe Niebleben über eine damals noch trockene Wieſe gegangen. Jetzt fanden wir auf dieſer Waſſer von der ausgetretenen Saale. Da uns indeſſen der Weg bekannt war, ſo zogen wir unſere Stiefeln aus und wateten glücklich bis zu einer kleinen Anhöhe. Hier ſahen wir aber ſtärker fließendes Waſſer vor uns. Der erſte gute Erfolg hatte uns Muth gemacht; ich ſchlug alſo meinem Heim vor, unſer Heil noch weiter zu verſuchen. Wir zogen uns aus bis an den Gürtel und gingen weiter, allein das Waſſer ward immer tiefer. Heim rief mir zu: «Liebſter Bruder, wir ſinken!» Ich zeigte ihm einen Ort, wo Gras aus dem Waſſer hervorragte, und arbeitete, ſoviel mir möglich, gegen den Strom, der uns beſtändig mit ſich fortzureißen drohte. Endlich gelangten wir mit Noth an einen bisher noch freien Ort. Allein nun war guter Rath theuer: hinter uns ſchwoll das Waſſer, und vor uns konnten wir keinen Grund finden. Wir hatten zu wählen, entweder von der Flut fortgeriſſen zu werden, oder uns in eine offenbare Lebensgefahr zu ſtürzen. Ich war ganz ſtill, und ich kann nicht beſchreiben, wie ſehr mir meine öftern Betrachtungen über die Vorſehung Gottes jetzt zu ſtatten kamen; ich überließ mich ihm ganz und ſuchte meine Seele zu beruhigen. Mein Freund rief, ſo laut er konnte, um Hülfe. Wir ſahen niemand auf dem Felde und ſprachen beide ſchon ſehr lebhaft von dem Tode*, als wir in der Ferne auf dem Waſſer etwas Weißes gewahr wurden, welches wir nach und nach für einen ſchwimmenden Menſchen erkannten. Dieſer kam uns immer näher und bot uns liebreich ſeine Dienſte an. Wir reichten ihm voller Freude einer nach dem andern die Hände und mußten ſo eben den Weg

* Heim's Worte lauten: „Wir glaubten hier unſern freundſchaftlichen Tod zu finden, ſprachen ſehr gelaſſen darüber und waren höchſt vergnügt."

zurückmachen, den wir gekommen waren. Allein wäre uns dies schwerlich gelungen, denn das Wasser war seitdem so sehr angeschwollen, daß es uns bis an die Brust ging. Ich erkaufte diesmal mit 8 Groschen die Errettung meines Lebens und das Leben eines Menschen, der zum Dienste der Welt mehr Talente zu haben scheint als ich."

Wir lassen nun den zweiten Theil von Heim's zuvor abgebrochenem Briefe an seinen Bruder Anton folgen:

„Ich wohne noch bei meinem alten Herrn Konrad, welcher fortfährt, mir Liebes und Gutes zu erzeigen. Wir werden diesen Winter und vielleicht auch noch künftigen Sommer zusammenbleiben. Andere Studenten, bei denen ich es äußerlich noch viel besser gehabt haben würde, baten mich schon Michaelis, zu ihnen zu ziehen. Allein ich konnte dies Konraden nicht zu Leide thun, welchem ich doch das Glück verdanke, noch länger in Halle bleiben zu können.

In Aschersleben bin ich noch nicht gewesen, wo ich aufs gerathewohl das reiche Mädchen heirathen und Physikus mit 250 Rthlr. werden soll. Ich will es eben nicht verreden, aber sollte es geschehen, so geschieht es nicht so bald. Ich bin ein hübscher Junge, wenigstens sagen es die Leute; wenn ich durch eine Frau mein Glück machen will, so habe ich noch Zeit genug dazu. Unterdeß lebe ich kreuzfidel und studire, was das Zeug halten will. Des Morgens stehe ich um 6 Uhr auf und studire bis 11 Uhr, wenn ich nicht etwa sehr gefährliche Kranke zu besuchen habe. In dieser Zeit treibe ich theils das Französische, theils lese ich medicinische und philosophische Schriften. Von 11 bis 12 Uhr höre ich bei Herrn Geheimrath von Segner Astronomie. Von 12 bis 1 Uhr esse ich bei den Herren Herrmann und Guischard, wo ich den besten Tisch habe, den es für einen Studenten in Halle gibt. Von 1 bis 2 Uhr studire ich wieder oder besuche Kranke. Von 2 bis 3 Uhr höre ich Materiam medicam und von 3 bis 4 das Practicum bei meinem göttlichen Nietzky. Von 4 bis 5 werden Kranke besucht, oder ich trinke zu Hause Kaffee und lese etwas dabei. Von 5 bis 6 höre ich die Physiologie bei meinem alten Nietzky. Von 6 bis 7 wird gegessen, sehr selten aber zu Hause, meist bei Patienten oder in feierlichen Zusammen-

künften von Studenten. Von 8 bis 9 leſe ich Herrn Konraden das Formulare, und von 9 bis 10 gehe ich mit meinem Freunde Muzel ſpazieren, das Wetter mag beſchaffen ſein, wie es will. Von 10 bis 11 rede ich mit Herrn Konraden von ſeinen Collegiis. Ich erkläre ihm, was er nicht gefaßt hat, oder corrigire ihm, was er misverſtanden. Er muß mich aber allezeit fragen, von ſelbſt ſage ich ihm ſelten etwas, damit der Burſche denken lerne. Um 11 Uhr lege ich mich nieder und ſchlafe dann wie ein Prinz in meinem Gott vergnügt und frage nichts nach der ganzen Welt. Siehe! ſo verſtreichen mir die Tage, die mir nur immer allzu kurz erſcheinen.

Sonnabends habe ich keine Collegia. Da gehe ich nun allezeit mit meinem Freunde des Morgens um 8 Uhr zu Herrn Junghans, um in deſſen botaniſchen Büchern zu ſtudiren. Wo wir noch Lücken in unſerer Erkenntniß finden, füllen wir ſie wo möglich aus; wo nicht, ſo merken wir es an, um es im Sommer, wo die Pflanzen wieder blühen, vollends zu ergänzen. Sonnabends Nachmittag bleibe ich entweder zu Hauſe und ſtudire, oder ich bin bei Patienten zu Gaſt. Des Sonntags früh leſe ich in der Bibel und zwar ſtets mit der größten Andacht und Aufmerkſamkeit. Kommen Stellen vor, die ich nicht verſtehe, ſo rufe ich alsbald meine Haustheologen zuſammen und laſſe mir dieſelben erklären. Es ſind vernünftige Leute, mit denen ich gut fertig werde. Wenn ſie mir jedoch keine rechte Satisfaction geben (denn ich bin etwas eigen), ſo gehe ich zu Herrn Stubenrauch, qui est p. p. o. Theologiae (der ordentlicher Profeſſor der Theologie iſt), und laſſe ſie mir auslegen, wenn ſie anders mit dem menſchlichen Verſtande können begriffen werden. Von 10 bis 11 gehe ich in die Schulkirche, welche nur eine Stunde dauert. Den Nachmittag bringe ich zu Hauſe zu oder bei Patienten. Dies iſt alſo die Eintheilung meiner Zeit.

Bei den Studenten ſtehe ich in ſehr gutem Anſehen; man ehrt und liebt mich allenthalben, mehr als ich wirklich zu verdienen fühle. Beinahe 200 Studenten ſind mir alle gewogen. Unter dieſen ſind Geſchickte, Fleißige, Fromme, Liederliche, Vornehme, Geringe, Arme, Reiche, Adelige und Bürgerliche. Ich weiß mich bei jedermann zu inſinuiren,

indem ich keinem Vornehmen und Reichen schmeichle, aber auch keinen Armen verachte. Ich rede überall frei und so wie ich denke. Bekomme ich einen Reichen und Vornehmen in die Cur, der selbst an seiner Krankheit schuld ist, so lese ich ihm so gut die Moral als jedem andern; daher werde ich allenthalben für einen ehrlichen und aufrichtigen Menschen gehalten. Die meisten veneriren mich auch mehr, als man einen gewöhnlichen Studenten zu ästimiren pflegt. Man nennt mich meistens Herr Doctor, obschon sie wissen, daß ich mir aus dem Titel nichts mache. Wenn mich einer zu sich bittet, so werde ich herrlich tractirt, und ich werde so oft eingeladen, daß ich nicht zu allen kommen kann. An Essen und Trinken leide ich also keinen Mangel.

In meinen Curen bin ich, gottlob! ganz glücklich, da ich schon viele schwere Krankheiten ganz allein curirt habe. Letzthin bekam ein Student, ein Ostfriese, 23 Jahre alt, die Blattern und lag sehr gefährlich danieder, ist aber wieder vollkommen gesund geworden. In manchen Krankheiten verordne ich ganz besondere Mittel, welche den Studenten zuweilen sehr wohlgefallen. Einer litt am Magenkrampf, wogegen er schon manches gebraucht, so aber alles nicht geholfen hatte. Sein Medicus hatte ihm das Reiten verboten. Nun consulirte er mich, da das Uebel nicht nachlassen wollte. Ich verschrieb ihm Arznei, die er in zwei Tagen gebrauchen sollte, die aber wenig Wirkung that. Ich befahl ihm daher, eine Bouteille Wein zu trinken und dann sich sogleich aufs Pferd zu setzen und zu reiten, was das Zeug halten wollte. Wie fidel war der Bursche und wie geschwind und eifrig, dies Mittel zu appliciren! Er that wie ich ihm geheißen und ward gesund. Da es ein sehr vornehmer Herr war, so habe ich mir viele Ehre erworben, sowol bei ihm als bei andern. Ein anderer, gleichfalls ein Vornehmer, hatte einige Zeit heftiges Reißen im Rücken, was ihm allen Schlaf benahm. Ich ließ ihm gleich zur Ader, nachmittags 2 Uhr. Des Abends um 6 Uhr mußte er einen formellen Commers für 16 Personen aufwichsen und dabei brav singen und wenigstens 12 Gläser Punsch trinken, sodaß er ganz molum wurde. Darauf legte er sich schlafen, schlief wie ein Gott und alles Reißen war weg. Obgleich

gewiſſe Mediciner, wenn ſie ſo etwas hören, ſich manchmal über mich aufhalten und glauben, ich thue dergleichen aus Unbeſonnenheit, ſo ſind dies doch nur ſolche, die keine richtigen Principia aus ihrer Theorie geſchöpft haben. Ich unternehme nichts, ohne hinreichenden Grund dazu zu haben; wo ich dieſen aber finde, wähle ich danach meine Mittel, ſie mögen ſo paradox ſcheinen als ſie wollen. Dieſen Sommer habe ich wenigſtens funfzig curirt, meiſt Studenten, und keiner iſt mir geſtorben. Ich bitte, wie bei allen meinen Unternehmungen, meinen gütigen Gott um ſeinen Beiſtand, und durch ihn bin ich immer glücklich geweſen.

Noch von einem Glücke muß ich Dir ſchreiben, ſo ich in Halle mit meinem Freunde Muzel genieße, deſſen ſich kein Student rühmen, und für welches ich der Vorſehung nicht genug danken kann. Wir können nämlich einmal in der Woche zu der Frau Geheimräthin von Büchner gehen, welche ein engliſches Mädchen hat. Die Frau Geheimräthin hat den beſten Charakter, und ich verehre ſie als eine Mutter; die Mademoiſelle aber iſt ein Frauenzimmer von den vortrefflichſten moraliſchen Eigenſchaften. Beide tragen vieles zu meiner innern Beſſerung bei. Sage aber zu Hauſe niemand etwas hiervon. Grüße die Brüder. Fritz iſt bei mir überaus vergnügt geweſen." — —

In Heim's Bekenntniſſen aus dieſem Jahre findet ſich übrigens, daß ſich die beiden Freunde nicht lange mit dem einmaligen Beſuche in der Woche begnügt haben; vielmehr geht ſelten ein Tag vorüber, wo ſie nicht die vortreffliche Frau von B. geſehen und ſich mit der Adonis pulcherrima (ſchönſten Adonis), wie Mademoiſelle genannt wurde, unterhalten haben.

Das noch vorhandene Fragment eines Kalenders vom Jahre 1770 enthält zum Beweiſe deſſen, was in vorſtehendem Briefe über die Patienten unter den Studenten geſagt iſt, ein getreues namentliches Verzeichniß der täglich behandelten Kranken mit Bemerkung der verordneten Mittel. Leider gehören die meiſten zu denen, welche ihre Krankheit ſelbſt verſchuldet haben, daher auch die Notizen alle in lateiniſcher Sprache eingetragen ſind. Die Moral, welche jedem geleſen worden,

ist jedoch weggeblieben. Die Menge dieser Unglücklichen wirft ein gräßliches Licht auf die Sittenlosigkeit, von welcher damals viele Jünglinge dahingerissen wurden. — Dasselbe Fragment gibt auch einen vollständigen Bericht über ein in diesem Jahre stattgefundenes solennes Duell in folgenden Worten:

„Der Baron von K. hatte am 23. December auf einem Ball bei Pauli in der Betrunkenheit den Sch., Stud. jur., welcher eingetreten war, ohne zu wissen, daß es eine geschlossene Gesellschaft war, zur Thür hinausgeworfen. Sch. forderte von von K. auf den Hieb Satisfaction. Den 28. December fuhr ich mit von K., H. und von S. auf die Bräuhanschenke. Sch., A., G. und von B. ritten und K. und D. gingen zu Fuß. Als wir angekommen, begaben wir uns sogleich in den großen Saal, und von K. und Sch. machten sich zum Streit fertig. Beide sahen furiös aus, zuckten die Hieber, und der Kampf war heftig. Sch. bekam einen ziemlichen Hieb in die Hand, ließ dies aber noch für keine Satisfaction gelten. Nun rückten sie noch näher aufeinander und hieben wacker los; und ehe man sich's versah, so hatte Sch. einen Hieb im Gesicht, welcher schräg über die rechte Backe und in die Unterlefze lief, sodaß von dieser ein gutes Stück losgehauen war und herunterhing. Wir sprangen zu und rissen sie voneinander. Ich ließ die Wunde, welche sehr stark blutete, erst etwas verbluten und verband sie dann mit Charpie und Binden. Sch. wollte durchaus noch einen Gang machen; wir redeten ihm aber alle zu, und er ließ sich endlich auch bewegen, gab dem von K. die Hand, küßte und versicherte ihn, daß er nun völlige Satisfaction habe."

Von den ersten Monaten des Jahres 1771 führte Heim ein sehr genaues, noch vorhandenes Tagebuch, das treueste Bild seines an edlern Freuden überaus reichen akademischen Lebens.* Von seinen Lehrern wie von seinen jugendlichen Freunden geachtet, geliebt und mannichfach ermuntert, beginnt und beschließt er seine Tage meist mit Lesen der Heiligen Schrift

* Die Aufschrift lautete: „Aufrichtige Erzählung meines Lebenswandels und einiger andern Personen, mit denen ich oft umgehe, auch einiger Merkwürdigkeiten, so ich an andern Menschen wahrgenommen, vom Jahre 1771" u. s. w.

oder mit einem frommen Gesang unter Begleitung auf dem Klaviere. Selbst nach einer lustigen Punschgesellschaft (den 26. Januar 1771) liest er um Mitternacht mit tiefer Rührung des Herzens noch einige Kapitel im Buche der Weisheit. Ein andermal ruft er aus: „O Gott, wie sehr danke ich dir, daß du mich in einer Zeit hast geboren werden lassen, wo ich das Neue Testament lesen kann!“ Nach dem Gebete für seinen Vater, für seine Brüder und Freunde legt er sich gewöhnlich „in seinem Schöpfer völlig vergnügt“ oder „munter, zufrieden und gesund“ zu Bett. — Nach einem fröhlichen Abend, welchen er mit seinem Muzel bei dem Professor Nietzky zugebracht hatte, bemerkt er: „Gott, wie vielen Dank bin ich dir nicht schuldig, daß du mich einen so guten Lehrer hast finden lassen, der ein Hauptgrund meiner ganzen zeitlichen Glückseligkeit sein wird.“

Das vorhin erwähnte Klavierspiel betreffend, ist zu erinnern, daß Heim sieben Jahre hindurch musikalischen Unterricht bei dem Schulmeister in Solz genossen, auch dort zuweilen bei größern Kirchenmusiken den Generalbaß gespielt hatte. Wenn er es auch nicht eben weit in der äußern Fertigkeit dieser Kunst gebracht hatte, zumal im Vergleich mit einigen seiner Brüder, so war er doch ganz durchdrungen von der Schönheit der Musik. Muzel mochte nur von ihm Choräle hören. Bei dem Spiele eines Herrn Böttcher ward, nach den Worten seines Tagebuchs, seine Seele ganz Feuer, und er wünschte sich zu sterben, um himmlisches Vergnügen zu genießen. Dagegen langweilten ihn die Concerte, welche bei seinem damaligen Stubengenossen von einem Herrn Uber aufgeführt wurden. Diesen ging er oft aus dem Wege und brachte deshalb manche Nacht bei andern Freunden zu. Als er eines Abends den musikalischen Cirkel noch versammelt fand, bat er Herrn Uber, ihn ein Burschenlied spielen zu lassen. „Allein“ (so lauten die Worte des Tagebuchs) „der Antrag wurde übel genommen. Ich ging also zum Flügel, fing an zu spielen und zu singen: «Sadon, Sadon» u. s. w. — und da der Vers kam: «Rien, rien» u. s. w., so sagte ich zu der ganzen Gesellschaft, in diesem Verse würde Herr Uber geschildert, worüber denn ein lautes Gelächter angestimmt wurde. Weil ich es sagte (näm-

lich ein so alter Bursche), so durfte er es nicht übel nehmen, obgleich es sehr beleidigend war. Ich bat ihn auch gleich lächelnd um Verzeihung. So viel ist gewiß, gleichwie eine einzelne Blume mir lieber ist als ein ohne Ordnung zusammengebundener Strauß, ebenso schätze ich ein Burschenlied höher als hundert Uber'sche Concerte. Um 12 Uhr legte ich mich, in meinem Gott vergnügt, zu Bett und dachte oft an meinen Friseur" (dem er einige Thaler schuldig war, ohne zu wissen, wie er den guten, armen Mann befriedigen sollte).

Zu derselben Zeit finden wir ihn sogar auf einem Liebhabertheater als Madame Philipert in der „Clarisse oder dem unbekannten Dienstmädchen". Unter den Zuschauern nennt er den Fürsten, die Fürstin und den Grafen von Anhalt, den Obersten von Bodenburg, die Professoren Madihn, Meier, Pauli, Hausen mit vielen Damen. Nach der Vorstellung ging er in seinem weiblichen Putz in das Haus seiner Freundinnen, wo er sich denn, im Schutze der Verkleidung, manche ergötzliche Freiheit, wiewol nur in den Grenzen des Anstandes, erlaubte.

Jene Freundinnen sind uns schon vorhin in dem an Bruder Anton gerichteten Briefe verrathen worden; sie waren die Geheimräthin von Büchner, Witwe des im Leben Heim sehr gewogenen halleschen Professors, und ihre einzige Tochter aus früherer Ehe, Christiane Leo. Auch sind mehrere aus Leipzig öfter dahin kommende Verwandte zu diesem Hause zu rechnen. Hier war die Wiege der Freundschaft zwischen Heim und Muzel. Mit Begeisterung verehrten beide die Geheimräthin als ihre zweite Mutter. Die holdselige Tochter war ihnen mehr als Schwester und Geliebte; sie war der Schutzengel ihrer Tugend. Die Freiheit, die innige Vertraulichkeit, welche beiden Jünglingen von diesem lieben Wesen gewährt wurde, erscheint wunderbar, ja sie ist unerklärlich nach den kältern Formen jetziger Zeit oder nach den heuchlerischen Sitten einer großen Stadt. Nur wenn wir den Ausdruck reiner, frommer Unschuld in den Bekenntnissen und Briefen der beiden Freunde finden, und im eigenen Gemüth wehmüthig freudige Erinnerungen an die schuldlosesten Genüsse der entschwundenen Jugend aufgeregt werden, wird uns jenes glückliche Ver-

hältniß verständlich. Neben der gewissenhaften Aufzählung der oft zu hohen Summen aufsteigenden Küsse von der lieblichen Freundin finden sich in dem Heim'schen Tagebuche häufig Stellen wie die folgende:

„Nach Tische habe ich Patienten besucht und bin in die Collegia gestiegen. Dann habe ich in Pope's Abhandlung vom Menschen gelesen, und zwar französisch, worin mir mein Muzel Unterricht gibt. Abends ging ich mit meinem Freunde in das von Büchner'sche Haus. Die Frau Geheimräthin von Büchner nebst der Leo waren höchst vergnügt, welches mir weit lieber war als mein eigenes Vergnügen. Die Gespräche der Mutter waren diesen Abend ganz vortrefflich. Ich habe weitläufig mit ihr von der Vorsehung Gottes, vom Nutzen und Vergnügen des Gebets geredet, wobei sie mir vieles von ihren Lebensumständen erzählt, in wie vielen Leiden sie sich befunden, oft in so großen, daß sie geglaubt habe, Gott wolle sie verlassen; welche Gedanken sie aber Gott hernach wieder demüthiglich abgebeten, da er ihr allemal wiederum zu ihrem wahren Besten aus der Noth geholfen habe. O Gott, wie sehr preise ich dich, daß du mich diese Frau hast kennen gelehrt! Dies ist wirklich das größte Glück, so mir in Halle zutheil geworden ist. Eine Frau, die so vielen Einfluß auf die Verbesserung meiner Seele hat, was soll ich dieser gleichschätzen? Alle Ehre, so mir viele erzeigen, alle Lustbarkeiten, welche mir von vielen angeboten werden, alles dies ist nichts gegen dich, tugendhafte und fromme Frau! Das gute Kind, die Leo, hat sich diesen Abend auch als ein wahrhaft tugendhaftes Frauenzimmer gezeigt. Sie scheint freilich zuweilen etwas leichtsinnig wie alle jungen Frauenzimmer. Wir blieben bis halb zwölf im von Büchner'schen Hause, dann ging ich, in meinem Gott höchst zufrieden und vergnügt, nach Hause, schrieb noch und legte mich um 1 Uhr zur Ruhe. O gütiger Gott, wie viele unverdiente Wohlthaten erzeigst du mir nicht! Laß mich an diese guten Tage gedenken, wenn ich ins Unglück kommen sollte, damit ich mich auch da standhaft beweisen und deine Güte preisen möge!"

Aehnliche dankbare Ergießungen über die Freuden im von Büchner'schen Hause finden sich in spätern Bekenntnissen, als

die Freunde in fernen Gegenden waren. Fast zwei Jahre nachher in Aachen wurden sie in eine selige Stimmung versetzt durch die Erinnerung an jene Tage. — Auch als Greis, wenn er alles Glück seiner Jugend vergessen, wollte Heim doch der Wohlthaten gedenken, die jene beiden Wesen ihm und dem Freunde erzeigt hatten. Seinen Kindern wollte er einst diese Dankbarkeit gegen die Nachkommen der geliebten Leo einprägen. — „Wenn ich mir die große, edle, sanfte und liebenswürdige Seele der von Büchner lebhaft vorstelle" (heißt es im Tagebuche), „und vergleiche sie mit mir selbst und andern, so ich genau kenne, so erstaune ich über die vielen Merkmale eines höhern Geistes, eines Engels." Keine auch nur leise Regung von Eifersucht in dem Verhältnisse zu der geliebten Leo findet sich in den Bekenntnissen und Briefen der beiden Jünglinge, worüber man sich freilich nicht verwundern kann, wenn man liest, wie sie in eben jener Zeit einander gestehen, daß sie sich entweder kein, oder nur ein und dasselbe weibliche Wesen jemals zueignen könnten. Ja, es zeigt sich auch nicht, daß einer oder der andere eigentlich getrauert habe, als ihnen von der Geliebten eröffnet wurde, daß sie mit einem ältern Freunde bereits verlobt sei, und daß dieser sie bald nach Schlesien heimführen werde. Ihre heißen Wünsche gingen nur dahin, daß der glückliche O.... eines solchen Engels ganz würdig sein möge.*

Solche Gefühle im Busen, unter solchem Schutz der Unschuld des Herzens, durfte wol der muntere Heim, als nun schon fünfjähriger Student, ehrwürdig den wildern Burschen und geliebt von den gesittetsten und fleißigsten seines Kreises, es unternehmen, manchen verirrten Jüngling bis in die Woh-

---

* Nicht ohne Rührung liest man in einem von Muzel an Heim gerichteten Briefe aus Leipzig vom 28. April 1775 die Worte: „Denke an das holde Kind, das Deinen Freund einer melancholischen Gefühllosigkeit entrissen, das Dir Deinen Muzel erhalten hat; sie ist nicht mehr, das süße Mädchen, unsere Leo. Ihr erstes Kindbett hat ihr das Leben gekostet. Sie ist uns in die Ewigkeit vorausgegangen, wo wir ihr besser als hier für das Gute werden danken können, welches sie uns so oft uneigennützig hat schmecken lassen."

nungen des Laſters zu verfolgen und von dem Rande des Verderbens hinwegzureißen. Ebenſo ungeſcheut erklärte er ſich gegen zweckloſe, die freie Bewegung und Entwickelung des Jünglings oft hemmende Verbindungen, indem er es thöricht nannte, durch Beſchwörung von Geſetzen, die man noch nicht kennt, ja die den Pflichten eines vernünftigen Menſchen und eines Chriſten widerſprechen können, ſeine Freiheit zu veräußern.

Von dem Vertrauen und der Anerkennung ſeines ſittlichen Uebergewichts, welche er bei ſeinen Commilitonen genoß, finden ſich die auffallendſten Beiſpiele in ſeinem Tagebuche. Den wärmſten Bekehrungseifer widmete er einem mit manchen glücklichen Gaben und liebenswürdigen Eigenſchaften ausgeſtatteten jungen Wüſtling, deſſen Vater vom Candidaten der Theologie ſich unter Friedrich's Fahnen zum General emporgeſchwungen hatte und in den Adelſtand erhoben worden war. In einer Stimmung aufrichtiger Reue und guter Vorſätze hatte dieſer Jüngling dem Freunde einen Brief ſeines Vaters mitgetheilt, von welchem Heim tiefbewegt eine Abſchrift in ſeine Blätter übertrug und es ſich zur Gewiſſensſache machte, keine Bitte und Ermahnung bei dem Sohne zu ſparen, um den Worten des Vaters einen dauernden Eindruck zu ſichern. Wir nehmen den Brief unbedenklich auch hier auf, da er für die Charakteriſtik der Zeit nicht ohne Bedeutung iſt:

„Zum neuen Jahre wünſche ich Dir, daß Dich die Güte Gottes mit Weisheit und Verſtand ſchmücken möge, damit Du anfangeſt, ſelbſt einzuſehen, was zu Deinem Beſten oder Schaden ſei. Vergiß nicht, dieſen allmächtigen Gott und Vater über alles zu fürchten, zu lieben und ihm zu vertrauen; rufe denſelben täglich um dieſen gnädigen Beiſtand an, ohne welchen Du weder in dieſer Zeit, noch dort in der unbegreiflichen Ewigkeit glücklich werden kannſt. Schäme Dich nicht, ein Chriſt zu ſein, und beweiſe ſolches durch einen ſowol Gott als Menſchen wohlgefälligen Lebenswandel. — Verachte meine Ermahnungen nicht. Meine Lebensjahre ſind bald dahin, daß ich Dir alſo nicht viel mehr werde geben können, und hernach möchte es Dich gereuen, daß Du mir nicht gefolgt biſt! — Gehe nicht mit ungezogenen Leuten um, denn von ſolchen

gewöhnſt Du Dir an, gemein und niederträchtig zu leben, ſondern befleißige Dich einer ehrbaren Höflichkeit und einer vernünftigen Ambition, welche uns von dem niedern Haufen unterſcheidet, ohne hochmüthig zu ſein. Letzteres iſt ein Laſter, vor welchem man ſich vorſichtig hüten muß. — Gewöhne Dich an die Ordnung in allen Stücken, denn wer in ſeinen eigenen Sachen nicht ordentlich iſt, der kann es auch nicht in anderer Leute Sachen ſein, und wird ihm alſo auch nichts anvertraut. Gott iſt ein Gott der Ordnung; dieſem Vorbilde müſſen wir folgen. Jung gewohnt, alt gethan, iſt ein wahres Sprichwort. — Hierbei will ich auch die Reinlichkeit in allen Stücken anbefehlen, damit die Leute nicht ſagen können: Der junge Menſch iſt dem Namen nach zwar ein Edelmann, in ſeinen Sitten aber ein Bauer, und an ſeinen Händen ſowol als an ſeinem ganzen Leibe ein Schwein, das man von weitem ſchon riechen kann; dem müſſen ſeine Aeltern eine ſchlechte Erziehung gegeben haben. Dieſen Vorwurf haben Deine Aeltern doch nicht verdient, und alſo mache, daß dergleichen Schande nicht auf uns falle. — Wie ſich der Herr Hofrath von Madai befindet, kannſt Du wol nicht wiſſen, weil Du ſeinen freundſchaftlichen Ermahnungen aus dem Wege gehſt, welches mich ſehr kränkt.

Daß Dir dies Freude macht, ſollte ich zwar aus Deinem Briefe nicht ſchließen, wenn mich nur Deine ſeit Duisburg geführte Lebensart nicht in Zweifel ſetzte, was mich oft Thränen koſtet. Ach, iſt es möglich! ein einziger Sohn, dem ich in meinem Leben noch nichts als lauter Gutes gethan, macht mich weinen? Ich werde bald aus dieſer Zeitlichkeit ſcheiden müſſen, ohne meinen Wunſch, ihn glücklich zu ſehen, erreicht zu haben. Welch eine Betrübniß für meine Zärtlichkeit! Ach, möchte doch ein einziger Tropfen der Thränen, die mir jetzt aus den Augen brechen, auf Dein Herz fallen und Deine Empfindlichkeit rege machen, ſo würdeſt Du an Deine Kindespflicht gedenken. Dies wünſcht ſehnlichſt Dein treuer Vater. — — P. S. Faſſe mit dieſem Jahreswechſel den feſten Vorſatz, einen neuen Lebenswandel anzufangen, und bringe ſolches aber auch in Erfüllung, ohne Dich durch etwas daran

ſtören zu laſſen, damit meine Gebeine ſich wieder erfreuen können."

„Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten", ſagt Heim, „als ich dieſen Brief las, und dennoch empfand ich die höchſte Freudigkeit, daß ich einen ſo frommen und rechtſchaffenen Mann kennen gelernt." *

Mit nicht minder bewegtem Herzen ſchrieb Heim den Brief eines Offiziers ab, welcher einem vertrauten Freunde berichtet, wie er ein verlorenes Geſchöpf aus einem liederlichen Hauſe in Leipzig mit edler Entſagung und beträchlichen Opfern in das Haus der jammernden Aeltern zurückbringt.

Wie er die Begegniſſe ſeiner damals ſchon fleißigen ärztlichen Praxis in ſich aufnahm, davon zeugen viele im Tagebuche aufbewahrte Fälle. Vorſichtig und beſcheiden ſuchte er den Unterricht ſeiner Lehrer unter der fleißigſten Beobachtung der ihm anvertrauten Kranken anzuwenden. Die religiöſe Geſinnung, nach welcher er ſtets Gott als den einzigen wahren Helfer erkannte, und auch, wenn die Anſtrengungen des Arztes fruchtlos waren, den höhern Willen verehrte, gab ſeinem Gemüthe ſchon früh die für den Augenblick der Gefahr oft ſo entſcheidende Ruhe der Ueberlegung, und bewahrte ihm zugleich die Wärme menſchlichen Gefühls, welches ſo leicht im täglichen Anblick des Jammers und Todes erkaltet. Sah er, daß ſeine Kunſt zu Ende ſei, ſo war er den Trauernden ein wahrhaft geiſtlicher Tröſter. Nietzky ſandte ihn in viele angeſehene Häuſer. Wie wenig er aber dadurch Gefahr lief, die innere vom äußern Scheine unabhängige Würde des Menſchen in ſeinen Kranken zu verkennen, erzählt er ſelbſt unterm 14. April 1771 mit folgenden Worten: „Von meinem Freunde ging ich zu einem Unteroffizier, einem großen, anſehnlichen,

* Zu ſeiner großen Freude fand Heim einige Jahre ſpäter bei ſeiner Rückkehr aus England und Frankreich ein ſchönes Bild dieſes lange unbekannt von ihm verehrten und geliebten Mannes bei dem Großvater des Herausgebers, welchem, als ſeinem alten Univerſitätsfreunde, der General nach ſeiner glänzenden Erhebung es geſchenkt hatte. „Ueber eine Viertelſtunde betrachtete ich das Bild mit dem größten Vergnügen", ſagt Heim.

etwas bejahrten Manne, der mich ſchon einigemal inſtändig und doch vergeblich gebeten hatte, ſein krankes Kind in die Cur zu nehmen. Aber Himmel, wie ſehr wurde ich daſelbſt in meinem Gemüthe beſchämt! Sowie ich in die Stube trat, ſtand der ehrwürdige Kriegsmann von ſeinem Stuhle auf, nahm mit einer demüthigen Miene ſeine Mütze ab, bückte ſich vor mir vielmals und konnte mir kaum die Freude genug zu verſtehen geben, die er über meine Erſcheinung und über meinen guten Willen hatte, weil er ſein Kind ſehr liebte und von mir überzeugt war, daß ich ihm helfen würde. Ich wußte mich gar nicht zu faſſen, ſo beſtürzt war ich über die Liebe und Ehrenbezeigung dieſes Mannes, gegen den ich ein ſo junger, unerfahrener Menſch bin."

Rührend iſt die unſagliche Bekümmerniß um einen unter Nietzky behandelten Studenten, Namens Nieter, welcher im März 1771 an einem bösartigen Fieber unter Heim's Augen ſtarb. Viele Stunden des Tages und der Nacht hatte er, zuweilen mit Freund Muzel, am Bette des Kranken geſeſſen und alles angewendet, um ihn zu retten. „Wie nah mir dieſer Todesfall gegangen iſt", ſteht im Tagebuch, „iſt kaum zu glauben. Dieſer Menſch hat ſehr ordentlich, fleißig und tugendhaft gelebt. Während der ganzen Krankheit hat er ſich ſtandhaft und geduldig bezeigt, auch ſehr oft von Gott und göttlichen Dingen ganz vernünftig geſprochen. Er war zwanzig Jahre alt und von Körper ſehr gut und ſchön gebaut. Ich würde nicht ſo unruhig in meiner Seele ſein, wenn ich nicht glaubte, an dem Tode dieſes Menſchen einige Schuld zu haben. Vielleicht wäre er nicht geſtorben, wenn ich ihm nicht eine ſo ſtarke Laxanz verſchrieben hätte. — Gott! ſollte ich Urſache ſeines Todes ſein, ſo wirſt du mir meine Uebereilung vergeben. Ich bin ein Menſch und kann fehlen. Da meine Wiſſenſchaft ſehr wichtig iſt, ſo müſſen auch meine Fehler von großer Wichtigkeit ſein. Ich könnte mir viele Vorwürfe machen, vermag aber nicht das Geſchehene zu ändern; ich will mich künftig nur hüten, um jede Uebereilung zu vermeiden, — dies wird die beſte Buße ſein."

Nach dem Tode blieb Heim noch mehrere Stunden bei dem anweſenden Bruder des Verſtorbenen, ſchrieb dann an den Vater

einen Bericht über die Krankheit und ſuchte ihn zu tröſten über den Verluſt ſeines guten Sohnes. Heim hatte trotz der unglücklichen Cur die ganze Zuneigung und das Vertrauen des Bruders gewonnen, ſodaß dieſer, als er ebenfalls in Halle erkrankte, durchaus von niemand als von Heim behandelt ſein wollte, und von dem letztern nur mit der äußerſten Mühe bewogen wurde, Nietzky zu conſuliren. Den armen Verſtorbenen behielt Heim lange in ſchmerzlicher Erinnerung.

In dieſer Zeit hatten die Brüder Anton und Ludwig in der Heimat Ernſt Heim das Phyſikat in Waſungen zu verſchaffen geſucht. Die vom Ende des Jahres 1770 bis gegen Oſtern 1771 über dieſen Plan an Bruder Anton geſchriebenen Briefe enthalten ſo eigenthümliche Aeußerungen, ſo ſchöne Blicke ins Innere der vor uns ſich entfaltenden Menſchennatur, daß wir nicht umhin können, das Bedeutendere daraus hier folgen zu laſſen:

Ernſt Heim an Anton Heim.

Halle, den 19. November 1770.

Nach Deinem Briefe ſoll ich mich ſogleich erklären, ob ich Luſt habe, als Phyſikus nach der weltberühmten Stadt Waſungen zu gehen. Ich habe die Sache geſtern und heute ſoviel als möglich überdacht. Ich will alles auf den Willen unſers beſten Vaters ankommen laſſen; kann ich ihm in ſeinen alten Tagen ein wirkliches Vergnügen dadurch verſchaffen, ſo will ich herzlich gern dahin gehen. Ein Umſtand freilich, von welchem Du ſchreibſt, will mir im geringſten nicht gefallen; ich ſoll nämlich um des lieben Brotes willen auch eine Frau aus Waſungen heirathen. Darüber kann ich jetzt nichts beſtimmen. Wie leicht iſt es möglich, daß in ganz Waſungen kein Frauenzimmer zu finden, welches mir gefällt und die Eigenſchaften beſitzt, ſo ich von meiner künftigen Frau nothwendig verlange? Ehe ich aber eine andere heirathe, lieber will ich betteln gehen. Um eine Frau mit Geld zu gewinnen, brauche ich nicht nach Waſungen zu gehen. Auf alle Fälle muß ich jedoch folgende Bedingungen machen: 1) Mein beſter

Vater muß es sehr gern sehen, und es muß ihm eine Freude sein, daß ich die Stelle annehme. 2) Ich muß von meinem Salario und meiner Praxi gehörig leben können. 3) Ich muß nicht genöthigt werden, die Stelle vor Michaelis anzutreten. Wenn eine von diesen Bedingungen fehlt, so wollen wir Wasungen Wasungen sein lassen. Ich will indeß alles dem gütigen Schöpfer anheimstellen. Schreibe bald und ich werde gleich antworten. Heute bin ich nicht im Stande, mehr zu schreiben. Ich habe drei Studenten in der Cur, wovon einer die F... hat, und die beiden andern sind nicht weit davon; diese haben mir seit einigen Tagen den Kopf sehr warm gemacht. — —

Halle, den 4. December 1770.

Heute habe ich Deinen langen Brief erhalten, mein guter Anton. Deine Bemerkungen über einen so wichtigen Schritt haben mir sehr wohlgefallen und mich überzeugt, daß Du es aufrichtig meinst. Nach vielem Hin- und Hersinnen trage ich kein Bedenken mehr, das Physikat in Wasungen anzunehmen, da es gewiß ist, daß es mein bester Vater wünscht, und Du mir versicherst, daß ich, wenn ich mich daselbst ordentlich, genau und vernünftig aufführe, von meiner Praxi und meinem Salario leben könne. Zwar möchte es sein, daß ich in Halle ein vornehmerer, reicherer, auch wol gelehrterer Mann würde, woraus jedoch nicht folgt, daß ich ein glücklicher zu nennen wäre. Darum bleibe ich bei dem gefaßten Entschlusse. Das Physikat mit dem Mädchen in Aschersleben rührt mich eben nicht sehr. Jenes allein würde ich gleich annehmen, aber das Mädchen?!

Ostern geht mein Freund Muzel von hier ab, desgleichen viele meiner guten Bekannten. Sich eben wieder mit Füchsen abzugeben, das thut ein so alter Bursche nicht gern. Ich bin es überdem satt, mich länger unter den Studenten herumzuschmeißen, wo meistens nichts gethan wird als gefressen und gesoffen. Ich glaube nach meiner Erkenntniß der Welt schon mehr nützen zu können, als ich hier wirklich thue. Nietzky, mein theuerer Lehrer, will es zwar gar nicht zugeben, indem er absolut einen Professor aus mir machen will. Allein zu

einem Professor bonae indolis (tüchtigen Professor) wird viel erfordert, und ich habe überdem keine sonderliche Lust dazu.

Du siehst also, alter Anton, ich will nach Wasungen. Nun fragt es sich nur, was ich noch anwenden muß, um das Physikat zu erhalten. Das mußt Du mir weitläufig schreiben, indem ich in solchen Dingen unerfahren bin. Wenn die Rede von einem Morbo venereo (einer syphilitischen Krankheit) wäre, so würde ich mir wol zu helfen wissen; allein so muß ich mich unterrichten lassen. Wenn Du es für nöthig hältst, an einige zu schreiben, so schicke mir nur gleich einige Formeln zu Briefen, ich will sie getreulich sammt dem unterthänigsten Diener copiren und meine Anmerkungen noch dazusetzen. Ostern oder Pfingsten will ich auch das Amt antreten.

Nun aber, mein liebes Brüderchen, wo bekomme ich Geld her zu meiner Promotion und Reise? Kannst Du etwas schaffen, und wieviel? Wenn ich verspräche, in Halle zu bleiben, so sollten mir die Mittel zur Promotion nicht fehlen; allein daß ich weggehe, verdrießt gar manchen. Mit meiner Dissertatio inauguralis gedenke ich in vier bis sechs Wochen fertig zu sein. Freilich steckt mir noch vieles im Sinn, was ich in Halle lernen wollte. Allein man kann für sich auch studiren, und was ein gewissenhafter Physikus verstehen muß, glaube ich meistens zu verstehen.

Sehr gesund, ganz vergnügt und fidel bin ich und denke dies auch in Wasungen zu sein. Aus Reichthum, Ehre und Ansehen mache ich mir nichts. Mittelmäßiger Unterhalt und ein gutes Gewissen, die können den menschlichen Geist schon munter erhalten. Jenen glaube ich in Wasungen zu finden, und das letztere kann ein rechtschaffener Mann allenthalben behaupten.

Solltest Du unterdessen aller angewandten Mühe unerachtet mir dies Physikat nicht verschaffen können, so sei versichert, daß ich deshalb gar nicht verdrießlich sein werde. Ich bitte Dich recht inständig, keine unerlaubten oder einer vernünftigen Moral nicht anständigen Mittel dabei zu gebrauchen. Daß ich z. E. den Dr. Wagner vor den Kopf stoßen sollte, das gefällt mir nicht, und noch weit weniger die Absicht, die Dein Principal dabei zu haben scheint.

In voriger Woche bin ich erstaunlich wegen Patienten in Arbeit gewesen. Wenn Du an unsern rechtschaffenen Vater schreibst, empfiehl mich ihm. Kann ich in seinen alten Tagen etwas zu seinem Troste und zu seinem Vergnügen beitragen, so werde ich meine Pflicht thun. — Mein Freund κατ' ἐξοχήν (mein ausschließlicher Freund) läßt Dich bestens grüßen.

Halle, den 7. December 1770.

Meinen Brief hast Du ohne Zweifel erhalten, mein alter Anton. Es bleibt bei allem, was ich Dir geschrieben, ausgenommen, daß es mir sehr lieb wäre, wenn ich ein halbes Jahr länger in Halle bleiben könnte. Seit anderthalb Jahren habe ich mich besonders stark mit Chemie abgegeben und darin nicht wenig Progressen gemacht. Im künftigen halben Jahre wollte mir Nietzky, wie er mir heilig versprochen hat, die Metallurgiam sublimiorem privatissime lesen. Wenn ich diese gut verstehen lerne, glaube ich einst dem Vaterlande weit nützlicher werden zu können denn als Physicus Wasungensis (Physikus in Wasungen). Ich weiß, in unserm Lande gibt es Minern, sowol Kupfer- als Silberminern. Die Bruder Ludwig geschickt, davon hat Professor Nietzky schon eine Stufe bearbeitet und einige Gran Silber erhalten. Wenn nun der Minern noch mehre zu Tage liegen oder zu Tage gefördert werden können, wie vielen Nutzen könnte ich nicht dem Lande verschaffen! Die Ursache, weshalb ich länger hier bleiben möchte, ist also zum Vortheil des Landes; denn in dem ganzen meininger Lande ist kein Chemikus, der Principia hat, noch weniger jemand, der die Metallurgie versteht. Vielleicht hältst Du dies für Prahlerei, weil selbst der Professor Walch in Jena gesagt, man könne kein Silber aus den Minern scheiden. Allein wer hat denn Walch zum Chemico gemacht oder gar zum Metallurgisten? Man sagt, das Silber, so in den Minern enthalten, sei zu flüchtig und man könne es nicht fixiren. Allein dies sind Possen, die allein von einer schlechten Erkenntniß der Chemie zeugen. Freilich ist das Silber in diesen Minern flüchtig, und alles Silber, wie überhaupt alle Metalle, können durch Zusätze flüchtig gemacht werden. Allein man muß ihnen nur entweder dasjenige rauben, was die Metalle

volatiliſirt, oder man muß die Corpora metalla volatilia reddentia (die Körper, welche die Metalle flüchtig machen) ſo modificiren, daß ſie nicht mehr als Volatilia in den Metallis agiren können. Wie dies alles bewerkſtelligt werden kann, und zwar mit dem größten Nutzen, davon habe ich ſchon viele Kenntniß, allein in einem halben Jahre würde ich dieſelbe bei meinem göttlichen Nietzky noch ſehr zum Beſten des Landes vermehren.

Wie wäre es alſo, mein rathgebender Anton, wenn ich dies alles Deinem Herrn von Eyben ſchriebe, oder wenn Du ihm meine Abſicht entdeckteſt? Ich verſichere bei meiner Ehrlichkeit, daß ich keinen Nutzen dabei ſuche, länger in Halle zu bleiben, als blos das Glück des Landes zu heben, die Silberbergwerke in Aufnahme zu bringen und den Hof dereinſt zu bereichern. Das Silber, ſo Nietzky aus den Minern erhalten, kann ich Dir ſchicken oder auch an Herrn von Eyben. Suche alles klüglich nach Deiner Gewohnheit zu behandeln. Lebe 100000mal wohl. — —

P. S. Wenn ich bis Michaelis hier bleiben kann, ſo habe ich auch den Vortheil, daß meine Promotion viel weniger koſtet, weil Nietzky dann Dekan iſt. Siehſt Du aber ein, daß es ganz und ſchlechterdings unmöglich iſt, länger in Halle zu bleiben, ſo muß es dabei bleiben, daß ich Oſtern abgehe.

In einem bald folgenden Briefe vom 17. December 1770 drückt ſich derſelbe innere Kampf der Empfindungen aus: die Unluſt, ſich von den mancherlei Banden loszureißen, welche Heim in Halle feſthielten, und die Sehnſucht nach den geliebten Brüdern in der Heimat. Wir ziehen nur wenige Worte aus:

„Haſt Du Dich ſchon wegen des Geldes zum Doctorwerden umgeſehen? Nimm es nur, wo Du kannſt, wenn ich auch gleich das erſte Jahr mein Salarium* zum Bezahlen der Schulden verwenden muß. — Geld muß ich abſolut haben; laſſe es aber unſern Vater nicht erfahren, weil er ſonſt falſch auf mich werden möchte. Er hat mir einen ziemlich ernſt-

* Dies betrug, wie wir unten ſehen werden, leider nur 50 Gulden.

haften Brief geſchrieben, der einige ſehr derbe Stellen enthält ſo mir gar nicht gefallen. Doch er iſt mein Vater und meint es nicht ſo böſe. Ich habe auch an ihn geſchrieben. — Ich habe wieder einen ſehr gefährlichen Patienten glücklich curirt, dabei aber mehr Angſt ausgeſtanden als der Patient ſelbſt. — Grüße unſern Ludwig und frage ihn, ob er ſein Fechten nicht verlernt habe. Ich paſſire in Halle für einen guten Fechter. Wenn es ſich in unſerm geſitteten Lande ſchickt, ſo werde ich noch manchmal einen Gang mit ihm machen. Jetzt lerne ich auch das Hauen und hoffe es bis Oſtern noch weit darin zu bringen. Es iſt ein wahres Gaudium!“

Ernſt Heim an Anton Heim.

Halle, den 3. Januar 1771.

Als ich Deinen Brief erhielt, war ich juſt in der größten Verlegenheit. Am letzten Sonntage des vorigen Jahres ließ ich einem der ſchönſten und vornehmſten Mädchen* zur Ader. Da ich dieſes Frauenzimmer wegen ſeiner moraliſchen Vollkommenheiten erſtaunlich liebe, ſo war ich etwas furchtſam. Ihre Adern ſind ſehr fein, und wer ihr früher zur Ader gelaſſen, hatte zweimal geſchlagen, ehe Blut gekommen. Ich verſprach mir ganz gewiß, nur einmal zu ſchlagen, und zwar an einem Fuße, was ein anderer noch nicht gewagt hatte. Die Ader wurde auch gut getroffen, allein ich hatte das Unglück gehabt, zu tief zu ſchlagen, ſodaß ich das Eiſen mit einiger Gewalt zurückziehen mußte, und bei genauer Beſichtigung bemerkte, daß ein Stückchen davon in der Ader oder im Knochen ſtecken geblieben war. Du kannſt Dir vorſtellen, daß die Wunde dem Frauenzimmer entſetzlich weh thun mußte. Ich ſelbſt erſchrak heftig, ließ aber nichts davon merken. Das Blut lief indeß gut. Nun denke Dir meine Angſt. Man hat ſo viele Beiſpiele von traurigen Ausgängen des Aderlaſſens; manche ſind lahm geworden, manche haben gar den Fuß verloren. Dieſes ſtellte ich mir nun alles lebhaft vor. Mein Schmerz würde minder groß geweſen ſein, wenn ich das

* Seiner Leo.

gute Kind nicht zuvor ſo ſehr gebeten hätte, ſie möchte mir doch erlauben, ihr zur Ader zu laſſen. Ich weiß auch gar nicht, wie ich ſo tief habe ſchlagen können; mehr als tauſend Perſonen habe ich zur Ader gelaſſen, ohne daß mir irgendein Unglück dabei begegnet wäre. Ich blieb den ganzen Tag bis nachts 12 Uhr bei ihr, um nur ihren Schmerz durch allerlei Unterredung zu mildern. Am Montag, als Dein Brief ankam, dauerten die Schmerzen fort, und ich konnte denſelben in meiner großen Unruhe nicht mit Aufmerkſamkeit leſen. Erſt Dienstag nachmittags und geſtern und heute hörten alle Schmerzen auf und die Wunde hat ſich vortrefflich geſchloſſen. Ich bin alſo ſeelenvergnügt und habe auch Deinen Brief recht oft mit dem größten Vergnügen geleſen. Ehe ich ihn aber beantworte, kann ich mich nicht enthalten, Dir noch etwas von dem lieben Frauenzimmer zu erzählen. So groß auch meine Unruhe und Angſt waren, ſo habe ich doch über die ausnehmende Standhaftigkeit dieſes Frauenzimmers in ihren heftigen Schmerzen erſtaunen müſſen.

Geſtern, als ich beinahe zwei Stunden allein mit ihr im Garten ſpazieren ging und ihr ſagte, welche Angſt ich ihres Fußes wegen ausgeſtanden, wie groß mein Unglück geweſen ſein würde, wenn ſie blos durch meine Schuld hätte lahm werden oder gar den Fuß verlieren ſollen, bedauerte ſie mich ſehr und ſagte unter anderm, wenn Gott ihr ein ſolches Leiden zuſchicken wollte, ſo hätte er noch weit andere Mittel, es zu bewerkſtelligen, als meinen Schnepper. Ich glaube ziemlich ſtandhaft in Unglücksfällen zu ſein; allein dies Frauenzimmer beſchämte mich auch hier, wie ſie mich ſchon oft beſchämt hat. Wenn ich noch ins Vaterland kommen ſollte, werde ich Dir ſehr viel von dem lieben Kinde und ihrer braven Mutter erzählen.

Nun gehe ich an Deinen Brief. Du biſt in der That ein guter und ehrlicher Junge. Ich habe vortrefflichen Pfefferkuchen, den mir noch obendrein das liebe Frauenzimmer geſchenkt hat, den ſollteſt Du ganz allein bekommen, wenn Du bei mir wäreſt. Außer Deiner Redlichkeit und Aufrichtigkeit biſt Du auch ein ſehr vorſichtiger und behutſamer Mann, der in ſeinen Unternehmungen caute zu Werke geht. Dies wird

Dich, als einen Hofmann, vor manchem Fehler bewahren. Ich dagegen habe noch wenig Gelegenheit gehabt, mich in dieſen Tugenden zu üben. Um ſo mehr freue ich mich, daß mein Brief das Glück gehabt hat, unſerm lieben Bruder Ludwig zu gefallen, noch mehr aber, daß ſogar Herr von Dürkheim ihn zu leſen gewürdigt hat. Mit welchen Worten ich meine Empfindung über das Verfahren des Herrn von Eyben ausgedrückt habe, iſt mir nicht mehr im Gedächtniß. Du wirſt wohlthun, meine Briefe entweder gut zu verwahren oder lieber zu verbrennen. Daß mir Herr Dr. Wagner nicht mehr zuwider iſt, freut mich herzlich. Ich werde mir, wenn ich nach Waſungen komme, alle mögliche Mühe geben, ihn mir gewogen zu machen, ihn conſuliren, wenn ich es auch nicht für nöthig halte. Gleiches werde ich mit Herrn Dr. Jabant thun. Mit den alten Doctoribus, mit den Damen und mit den Prieſtern darf es ein junger Medicus niemals verderben. Hat er dieſe zu Freunden, ſo kommt er leicht durch die Welt. Wegen der Mühe, ſo Du mit meinem Bittſchreiben gehabt, danke ich Dir von Herzen. In 14 Tagen könnte ich es alſo erfahren, ob ich nach Waſungen komme oder nicht. Wenn es geſchieht, ſo werde ich mich freuen, meinem Vaterlande nützlich ſein zu können und meinen beſten Vater und meine treuen Brüder ſo nahe um mich zu haben. Wird aber nichts daraus, ſo bleibe ich vergnügt in Halle.

Es iſt mir niemals in den Sinn gekommen, die Bergwerke dort neu einzurichten, ſondern ich habe nur gemeint, daß es gut ſein würde, Leute im Lande zu haben, welche etwas von der Metallurgia verſtehen, und welche verſtändige und geſchickte Männer, welche mit den Bergwerken zu thun haben, unterſtützen können. Die meiſten können ſich nicht ſo lange auf Akademien aufhalten, um auch ſolche Wiſſenſchaften zu erlernen. Darum hätte ich es gern noch etwas weiter darin gebracht und wäre bis Michaelis in Halle geblieben. Indeß werde ich mich nicht grämen, wenn ich Oſtern nach Hauſe ſoll. Aber, liebes Brüderchen, 150 Rthlr. muß ich haben. Des Herrn Dr. Schaubach traurige Umſtände gehen mir nah, beſonders da er ſich ſonſt gut geſtanden hat. Allein es iſt beſſer, wenn anders vernünftige Leute das Land regieren, daß ein Menſch

verderbe, als daß viele zu Grunde gehen, um dem einen Brot zu geben, welches er vielleicht zuvor mit Füßen getreten hat. Gott kann keine schärfere Ruthe gebrauchen, ein Land zu strafen, als wenn er zuläßt, daß sich viele schlechte Medici darin aufhalten. Durch einen solchen werden oft in wenigen Monaten mehr getödtet, als alle Scharfrichter Deutschlands ihr Leben lang umgebracht haben. Wenn das wasunger Volk ein böses Volk ist, so könnte demselben leicht eine solche Strafe zugedacht sein. Doch ich urtheile wol zu frei und ich will dem Herrn Physikus keineswegs unrecht thun.

Deine Erinnerungen, wie ich mich in der jetzigen Lage gegen meine halleschen Gönner und Freunde verhalten soll, sind sehr gut. Nur wenige Personen wissen darum, daß ich Halle vielleicht bald verlasse. Nietzky ist jetzt in Leipzig bei einem polnischen Fürsten, und vorher war er auch verreist, daher ich alle seine halleschen Patienten besuchen muß. Weder Tag noch Nacht habe ich Ruhe, fast beständig muß ich herumlaufen, und wo man hinkommt, da wollen einen die Leute tractiren. Den 28. December habe ich bei einer Schlägerei einem Studenten die Lippe, welche ganz zerhauen war, und überdies die Hand verbunden. Jene Wunde konnte sehr gefährlich werden, beide aber lassen sich sehr gut zur Heilung an.

Daß der sölzer Schulmeister doch endlich dem Tode in die Hände gerathen ist, thut mir sehr leid. Ich hätte den Mann gern noch einmal sehen und sprechen mögen. Nun werde ich aber vielleicht die Ehre haben, den Hans „Herr Schulmeister" zu tituliren.

Empfange nun noch meine vielen tausend Glückwünsche zum neuen Jahre. Bleibe immer mein bester Bruder und schreibe mir auch ferner so lange, angenehme und lehrreiche Briefe, bis ich das Glück habe, in die Mauern Meiningens einzutreten. Da will ich Dich sogleich zu meinem Hofmeister annehmen und um Unterricht bitten, wie ich mich gegen die Großen und Gewaltigen des Landes zu verhalten habe, welche Titulos iure oder sponte (welche Titel von Rechts wegen oder durch freiwilliges Zugeständniß) ihnen gebühren, wie oft man dieselben hersagt, wenn man genöthigt ist, die Ehre zu haben, ihnen persönlich seine allerunterthänigste Aufwartung zu machen,

und wie weit die Entfernung des Kopfes von der Erde bei der Beugung des Rückens ſein muß. Ei, wie freue ich mich, ſo viele nützliche Sachen von meinem alten Anton zu lernen. Deine Ernſthaftigkeit wird der Unterweiſung Nachdruck geben. — —

Mein anderes Ich!

Halle, den 22. Januar 1771 abgeſchickt.

Deinen Brief vom 21. vorigen Monats habe ich heute den 7. erhalten. Der meinige vom 3. dieſes Monats wird Dir auch richtig zugekommen ſein. Ich danke Dir zuerſt für die viele Mühe, welche Du Dir bei unſerm Vater meinetwegen gegeben haſt. Wenn es ihm nur nicht allzu ſchwer ankommt, daß er mir noch 100 Rthlr. ſchicken ſoll. Du verlangſt einen genauen Bericht über meine Vermögensumſtände. Was könnte ich Dir wol abſchlagen, nachdem Du mir von Deiner Redlichkeit und Verſchwiegenheit ſo viele Proben gegeben haſt?

Von dem Gelde, ſo mir mein beſter Vater zur Promotion geſandt, habe ich noch 30 Rthlr., ſo ich aber an Studenten verliehen, und wovon ich etwa 15 Rthlr. wiederbekommen möchte. Das übrige habe ich theils an baarem Gelde an Arme verſchenkt, theils habe ich es mit Willen, theils ohne dieſen, vercurirt; denn in Halle gibt es gar zu viele arme Leute, dieſen habe ich, wenn ſie krank waren, ſowol guten Rath als auch Arzneien freigegeben. Es wäre noch gut, wenn ich nur ſo lange, als ich Geld hatte, freie Arzneien gegeben hätte; allein ich habe ſpäter auch in den Apotheken für Arzneien ungefähr 20 Rthlr. Schulden gemacht, die ich am Ende doch bezahlen muß. Meiner Waſchfrau bin ich 8 Rthlr. ſchuldig und meinem Friſeur 10 Rthlr. Außerdem habe ich meinen ſilbernen Degen für einen Louisdor verſetzt. Meine Schulden belaufen ſich alſo auf etwa 40 Rthlr. — Meine Promotion koſtet 110 Rthlr., die Diſſertation zu drucken und einzubinden 20 Rthlr. — Ein Kleid habe ich nur; alſo muß ich mir doch ein neues machen laſſen: dies koſtet wenigſtens 25 Rthlr. Dann brauche ich für Reiſekoſten und andere kleine Ausgaben zum mindeſten 20 Rthlr. Ich muß alſo nahe an 200 Rthlr. haben, um mit Ehren aus Halle zu kommen. Nun hoffe ich

freilich, daß mir die Facultät wenigſtens 10 Rthlr. ſchenken werde, auch denke ich, daß mir meine Patienten, wenn ich promovire, gewiß 30 Rthlr. bezahlen. Gäbe alſo unſer Vater 100 Rthlr., und Du könnteſt mir dazu 30 bis 50 Rthlr. verſchaffen, ſo wäre mir geholfen. Wo der Nervus gerendarum* fehlt, iſt es gar zu ſchlimm. Ich glaube in Waſungen mehr zu verdienen als hier. Ich hätte in Halle vielleicht viel eingenommen, wenn ich immer ein geringes Sostrum hätte nehmen wollen. Allein ich habe immer meinen Patienten zu wiſſen gethan, wenn ſie mir nicht 2 bis 3 Louisdor für meine Cur geben könnten, ſo verlangte ich lieber gar nichts. Ich habe daher auch von den meiſten gar nichts erhalten. Hätte ich alles das Geld, welches mir verſprochen worden iſt, ſo beſäße ich mehr als 30 Louisdor. Mancher Arme hätte mir wol gern einen Louisdor gegeben, allein von ſolchen habe ich nichts angenommen, wenn ſie mir es auch zehnmal anboten. — Ich werde mich aber, wenn ich nach Hauſe kommen ſollte, in dieſem Stücke ändern müſſen, denn viele misbrauchen die Gutthätigkeit anderer. Meine Praxis iſt ſehr ſtark; wenn ich Doctor wäre, ſo ſollten die Studenten auch wol bezahlen. So ſind aber die meiſten meine Brüder und Freunde, und ich kann nichts von ihnen fordern.

Ich bin indeß unbeſorgt. Mein Geld iſt zwar weg, und ich habe oft, wenn ich es hingab, an den Sirach gedacht, der da ſagt: „Vergiß des Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag haſt, ſo wird dir auch Freude widerfahren, die du begehrſt.“ — Mir aber war jeder Tag ein fröhlicher Tag, und alſo dachte ich, wozu ſoll mir das Geld?

Wenn ich nach Waſungen komme, ſo wird mich der Himmel ſchon ſegnen, und da werde ich dann unſerm Bruder Chriſtel, wann er auf Univerſitäten iſt, beiſtehen können, damit wir unſern Vater nicht gar zu ſehr entkräften.

(Nach Beantwortung mehrerer hier gleichgültigen Fragen, welche in einem frühern Briefe des Bruders enthalten waren, fährt Ernſt Heim fort:)

---

* Nervus rerum gerendarum, die alles bewirkende Kraft (das Geld).

Da ich noch Platz vor mir sehe, wovon sollte ich meinem andern Ich schreiben als von mir selbst? Ich lebe jetzt in der größten Zufriedenheit und Ruhe des Gemüths. Alles geht mir nach Wunsch, und ich habe eben keine gefährlichen Patienten, welche mich traurig machen könnten. Der Studiosus, so einen Hieb ins Gesicht bekommen hatte, ist wieder völlig und sehr gut geheilt, welches meine und seine Freude ist. Die Liebe dieses Menschen gegen mich ist stark, und durch diese Cur sind mir wenigstens zwanzig Studenten mehr gewogen worden. Wo ich hinkomme, bewerben sie sich um meine Gunst, und ein jeder wünscht sich ein Temperament wie das meinige, um ebenso glücklich zu sein als ich. Selbst Offiziere machen mir viele Complimente und gehen sehr freundschaftlich mit mir um. Wann ich auf das Kaffeehaus trete, wo ich zuweilen esse und trinke, weil ich da alles, was mir beliebt, durch Herrn Hermann frei habe, so gesellt sich gleich ein ganzer Haufe von Menschen um mich, um mit mir zu reden. Viele schätzen mich deswegen glücklich und ich erkenne es auch für ein Glück, lebe mit jedermann in Frieden, diene einem jeden mit Rath und That, soviel in meinen Kräften steht, erzeige jedem die gebührende Ehre und suche eine allgemeine Menschenliebe unter denen, mit welchen ich umgehe, zu stiften. Dabei habe ich immer eine heitere und fröhliche Stirn, welche bei den Leuten ein gutes Zutrauen erweckt. Ich bin stets lustig und vergnügt, aber niemals muthwillig. Ich nehme an allen Vergnügungen und Lustbarkeiten der Welt Antheil, jedoch ohne mein Gewissen und meine Ehre dabei zu verletzen. Ich freue mich mit den Fröhlichen und trauere mit den Trauernden, — und weine mit den Weinenden? — Dies kann ich nicht sagen, denn Weinen hält mir gar schwer, und ich habe, solange ich in Halle bin, nur dreimal geweint.

In meinem Freunde Muzel finde ich eine große Ursache meines Vergnügens und meiner Zufriedenheit. Ihm gebe ich von allen meinen Handlungen Rechenschaft, und er muß sie alle wissen, wenn ich nicht Eid und Schwur gethan habe, sie niemand zu entdecken. Er kann mich bestrafen, wo ich manchmal etwas hitzig und flüchtig gehandelt habe, und es freut mich, wenn er es thut. Ich bestrafe ihn wiederum ebensowol

und lobe ihn, wo es seine Handlungen verdienen. Hätte ich nur einige Gespräche aufgeschrieben, so ich mit meinem Freunde gehalten, damit Du sie lesen könntest; Du würdest Dich verwundern, daß zwei Menschen so miteinander leben können. Er kennt meine Fehler sehr gut, so wie ich die seinigen. Meine Hauptleidenschaft ist der Leichtsinn und seine die Ehre. Dagegen haben wir beide wieder so viel Gutes, daß wir, wenn wir nur streng mit uns verfahren, unsere Leidenschaften bezwingen können, ohne andere oder uns selbst damit zu beleidigen.

(Es folgt nun noch eine ausführliche Schilderung der bereits bekannten Glückseligkeiten im von Büchner'schen Hause, dann einige Krankengeschichten u. s. w., welches alles wir übergehen, wegen der ähnlichen Schilderungen in einem folgenden Briefe von acht feingeschriebenen Folioseiten, aus welchem wir nur Folgendes ausheben.)

Ernst Heim an Anton Heim.

Halle, den 28. Januar 1771.

Meinen letzten Brief, worin ich Dir vieles über meine Vermögensumstände gemeldet, hast Du erhalten, und ich dagegen den Deinigen mit den Dukaten. Es hat mich sehr gefreut, daß Du so vielen Antheil an den trüben Stunden genommen hast, welche mir das unglückliche Frauenzimmer verursacht hat. Die Anmerkungen, so Du über diesen wichtigen Vorfall gemacht, waren recht schön und richtig und angenehm zu lesen. Vielleicht entschließe ich mich noch, dem lieben Kinde Deinen Brief zu lesen zu geben. Du bist besorgt, wo doch wol das Stückchen Eisen möchte hingekommen sein. Dies hätte ich Dir gleich geschrieben, wenn ich nicht besorgt hätte, zu weitläufig über meine Wissenschaft zu werden. Ich schlug zu tief in den Knochen. Wäre das Stückchen nicht im Knochen stecken geblieben, so würde das gute Kind nicht solche Schmerzen empfunden haben. So aber hatte das Eisen die Partes superiacentes flexiles praecipue nervosas (die darüberliegenden biegsamen, besonders nervösen Theile) irritirt, und die Irritation ist nothwendig mit großem Schmerz verknüpft. Von starken und öftern Irritationen werden Entzündungen bestimmt,

und diese können, wenn jene fortdauern, leicht in heißen und kalten Brand übergehen. Es mußte also durch äußerliche kühlende Mittel der Inflammation vorgebeugt werden, wobei sich meine allerliebste Schöne sehr ruhig verhalten mußte. Ich schloß so: Alles Eisen, an welches sich Wasser hängt, fängt an zu rosten, wird dadurch stumpf gemacht, sodaß es nicht mehr irritiren kann, und endlich ganz und gar aufgelöst. Und eben das hat jenes Stückchen Eisen erfahren müssen; der Fuß ist wieder ganz gut. — —

Hierauf wird ein Heirathsvorschlag für den künftigen wasunger Physikus abgehandelt, wobei Heim sein Herz zwar für völlig frei erklärt, indem er der ihm allein gefallenden, eben erwähnten allerliebsten Schönen noch lange nicht würdig sei, übrigens aber seine schon bekannten Grundsätze über diesen Gegenstand entwickelt. Hinsichts der wasunger Angelegenheit warnt er gegen jeden Weg, welcher sich nicht mit der strengsten Ehrlichkeit vertrage, und versichert, so wahr er Ernst heiße, daß er sich nicht das Geringste daraus mache, wenn der Plan scheitern sollte. Dann beschreibt er einen Ritt nach Leipzig, wo er sich im Kreise edler Familien überaus glücklich fühlt, die halleschen Brüder aber auch zu einer lockern Dirne begleitet, welche vergeblich ihre Netze nach dem blühendsten Jünglinge auswirft und nur eine herzzerreißende Strafpredigt von diesem gewinnt. „Dies junge Frauenzimmer", sagt Heim, „hat mich indeß von Herzen gedauert, und ich würde mich äußerst glücklich schätzen, wenn ich Mittel besäße, sie in einen bessern Zustand zu versetzen, welchen sie dereinst nicht zu bereuen brauchte." Von diesen Begegnissen wird nach der Rückkehr der schönsten Adonis das treueste Bekenntniß abgelegt.

Nachdem hierauf die Berechnung wegen der öftern Bibelsendung an Bruder Anton beseitigt ist, erzählt Heim, wie er sogleich nach der leipziger Reise Zeuge des traurigsten Ereignisses habe sein müssen: „Herr Professor Nietzky schickte mich nach Wettin zu einer vornehmen jungen Dame. Diese war erst siebzehn Jahre alt und seit einem Jahre verheirathet, sehr schön und wohlgewachsen; sie hatte den sanftmüthigsten Charakter von der Welt und wurde von ihrem Manne und alle den

Ihrigen sehr geliebt. Obgleich ich Tag und Nacht an ihrem Bette gesessen und dreimal auf Tod und Leben nach Halle geritten bin, um meinem Lehrer Nachricht über die Krankheit zu bringen, so ist sie doch gestorben, nachdem sie nur acht Tage gelegen hat. Den vierten Tag kam ich erst dahin, wo ich schon alles in der schlechtesten Verfassung antraf; die Krankheit war zu heftig, und die Gegenwart eines geschickten Arztes hätte früher sollen besorgt werden. Sie starb an der Entzündung der Leber, wozu sich der kalte Brand und der weiße Frieseln gesellten. Diese Begebenheit hat einen sehr tiefen Eindruck auf meine Seele gemacht, und der Tod dieses Frauenzimmers wird mir Zeit meines Lebens vor Augen schweben. Sie war ein wahres Meisterstück der Schöpfung; auch der todte Körper sah noch besser aus als die schönste Statue, die nur immer der größte Künstler aus Marmor zu verfertigen vermag. Als Arzt glaube ich jedoch großen Nutzen aus dieser Krankheit und dem Todesfalle gezogen zu haben.

„Siehst Du, mein alter Anton, so wechseln Freude und Leid auch in meinem Leben. Es ist wirklich kein angenehmes Geschäft, ein Arzt zu sein. Wie viele Unannehmlichkeiten hat dieser nicht zu bestehen! Aber ich danke meinem Gott, daß er mich von Natur zu einem muntern und aufgeweckten Menschen erschaffen hat; ich würde sonst nicht zufrieden sein, mich der Arzneiwissenschaft gewidmet zu haben. Neulich hat mir ein sehr kranker Student sehr viel Unruhe verursacht, allein er ist zu meinem größten Vergnügen und zu meinem Ruhme wieder ganz hergestellt. Mir ist überhaupt noch kein einziger Patient gestorben, was ich mir zum großen Glück rechne; die ich aber für Nietzky zu besorgen hatte, davon sind viele gestorben. — Jetzt habe ich keine gefährlichen Patienten und lebe deshalb ohne alle Sorgen vergnügt und in meinem Gott zufrieden.

„Daß ich vielleicht nach Wasungen gehen könnte, hat sich unter allen meinen Bekannten verbreitet. Ich wünschte nun, daß Du es selbst hörtest, wie viele mich inständig bitten, doch Halle nicht zu verlassen. Der eine bietet mir dies, der andere das; ja einige Professoren haben sich erboten, an unsern Vater deshalb zu schreiben, was ich aber mit höflichstem Danke ver-

beten habe. Meine Freunde erzeigen mir nun noch weit mehr Gefälligkeiten und Ehre als sonst. Allein ich habe nun einmal beschlossen, wenn es rechtmäßigerweise geschehen kann, meinem Vaterlande zu dienen, welchem ich mehr schuldig bin als einem andern Lande. Sonst bleibe ich vielleicht in Halle, obschon mir verschiedene Wege offen stehen, mein Glück in der Welt zu machen. In Halle könnte ich Collegia zu lesen anfangen und prakticiren. Will ich aber noch länger Student bleiben, so kann ich gleich, wenn mein Stubenbursche abgeht, zu mehrern andern Studenten ziehen, die mich herzlich gern in ihre Hütte aufnehmen und ernähren. Hierzu habe ich aber nicht länger mehr Lust. Mein Freund Muzel sähe es sehr gern, wenn ich Ostern mit ihm nach Göttingen und dann auf Reisen ginge, darauf aber meine Lebenszeit mit ihm in Berlin zubrächte. Nicht nur in Göttingen und auf Reisen, sondern auch einige Jahre in Berlin verspricht er mich völlig freizuhalten. Es will mir aber nicht ganz gefallen, meine Lebenszeit in einer großen Stadt zuzubringen, wenn ich auch ein ansehnlicher und reicher Mann daselbst werden könnte. Ferner bietet mir mein Stubenbursche an, mit ihm nach Breslau zu ziehen, wo er mich auf einige Jahre in allen Stücken unterstützen will, bis ich mir selbst zu helfen im Stande bin. Er ist ein reicher Mann. Du siehst, daß sich mir mancherlei Aussichten für mein künftiges Glück darbieten. Ich wünsche oft, daß sich noch einer oder auch zwei Heims meiner Art hier befinden möchten, weil jeder sein Glück ganz gut machen würde. Der Himmel mag mich jedoch hinversetzen, wohin er will, ich werde damit zufrieden sein und meinen Posten so gut als möglich zu behaupten suchen. Gott ist der Geber alles Guten, und er überschüttet uns doch meist mit ganz unverdienten Wohlthaten. Dies werde ich täglich an mir gewahr und denke oft darüber nach."

Nun folgt eine neue Schilderung der reinen Freuden im von Büchner'schen Hause, wo sich ein ganzer Kranz junger liebenswürdiger Damen aus Leipzig versammelt hatte. Alle werden einer sehr gewissenhaften Musterung unterworfen und dann ein ausführlicher Bericht über das ergötzliche Komödienspiel erstattet, dessen schon oben aus dem Tagebuche gedacht

ist. Dem Komischen folgt aber auf dem Fuße wiederum Tragisches:

„Eben da ich dies schreibe, ist mir doch eigentlich nicht wohl zu Muthe. Man hat mir gesagt, ich werde künftigen Sonnabend auf das Concilium geladen werden, um zu schwören, daß ich nichts von der Schlägerei gewußt hätte, als ich mit den Herren hinausgefahren. Ich kann nicht lügen, verrathen mag ich auch nicht; ist das nicht ein verzweifelter Streich? Ich mag die Sache ansehen, wie ich will, am Ende muß ich noch in meinen alten Tagen auf das Carcer spazieren. Ich will aber lieber dahin gehen als lügen. Komme ich aufs Carcer, so werde ich meine Dissertation daselbst schreiben und auch vergnügt sein, weil ich gerechte Strafe leide. Ich habe mir dies schon vorher gedacht, kann mir aber keine großen Vorwürfe machen, da ich nur die Pflichten der Freundschaft erfüllt, und mein Dasein allezeit auf das Wohl der Menschen abzielt. Du sollst dann auch einen noch weit längern Brief von mir erhalten als diesen, an welchem ich seit vierzehn Tagen täglich einige Zeilen geschrieben habe. Ich habe mich dieser Sache wegen bei verschiedenen Juristen erkundigt, überall aber schlechten Trost gefunden. Die meisten sagen: «Prima regula juris est, nega, si fecisti» (die erste Rechtsregel ist: leugne, wenn du der Thäter bist). Auch habe ich von der Potestate physica et morali jurandi (physischen und moralischen Möglichkeit zu schwören) reden gehört. Allein es mag gehen, wie es will, ich werde mein Gewissen nicht verletzen.

„Laß uns nun noch auf etwas anderes kommen. Ist denn des Schulmeisters Hans nun wirklich Schulmeister in Solz geworden? Ich frage deshalb, weil ich es für meine Schuldigkeit halte, demselben zur Bestallung in diesem wichtigen Amte einen Gratulationsbrief in dem netteſten Stile zu schreiben. Denn mit den Geistlichen und insbesondere mit den Schulmeistern darf es ein Arzt niemals verderben. Wenn ich noch nach Wasungen komme und daselbst einige glückliche Curen machen sollte, wie viel könnte dieser Hans, der doch auch gleich seinem wirthschaftlichen Herrn Vater mit Ochsen und Hammeln, die aber NB. die Schwänze noch haben, in der Gegend von

Wasungen Handel treiben wird, wie vieles, sage ich, könnte dieser Hans zu meinem Ruhme beitragen! Ja, Hans, dein Ruhm möge auch den meinigen emporheben! Mit deines Herrn Vaters spanischem Rohre umherwandelnd, mögest du grünen und blühen. Wenn du die Orgel spielst, so werden sich die Zuschauer freuen, wie hoch du die Hände dabei streckst, um sie dann mit Nachdruck auf die Orgel fallen zu lassen und mächtige und liebliche Töne hervorzubringen. Dein Mund werde nie von einem Uebel befallen, damit er bei deinem angenehmen Gesang, wie tausendfach du ihn auch verzerren mögest, stets deinem Willen gehorche. O ihr Götter! schenkt seiner rechten Hand eine harte Haut und große Unempfindlichkeit, damit sie den Takt bei der Musik gehörig schlagen und die Einwohner des Dorfes daran ihre Freude haben mögen.

„Ich lerne jetzt tanzen; es geschieht dies aber ganz wider meinen Willen dem Herrn Hermann zu Liebe, welcher schon einen Louisdor für mich bezahlt hat. So muß ich nun viermal in der Woche gezwungene Figuren machen. Mit der Erlernung des Französischen geht es schlecht, weil ich zu wenig Zeit dazu habe." — —

Bruder Anton's Meldung von der anderweiten Verleihung des wasunger Physikats erhielt Heim in den unglücklichen Tagen der Zerknirschung über den Tod seines Nieter, daher er den Absagebrief kaum las, und auch in der Antwort sich nur in Jammer über die mislungene Cur ergießt. Dabei fürchtet er auch den lauten Ausbruch des Neides mancher halleschen Aerzte über sein bisheriges Glück, während ihm noch nicht einmal die Befugniß zustand, selbständig zu prakticiren. Sein endlicher Trost ist dann die Ueberzeugung, daß Nieter ein so frommer und gottesfürchtiger Mensch gewesen sei. Nach Abhandlung verschiedener anderer Gegenstände antwortete Heim auf die Frage, weshalb er seinem Bruder einen nach dortiger Gegend commandirten Werbeoffizier nicht empfohlen habe, mit folgenden Worten: „Er ist ein guter, ehrlicher Mann, in dessen Haus ich viel aus- und eingegangen bin, und dem ich manche Gefälligkeit erzeigt habe. Weil er aber als Werber seine Pfiffe versteht und die Werber entsetzlich zu lügen pflegen,

ſo vermuthete ich ſchon, daß er mich in meinem Vaterlande ganz unverſchämt loben würde; daher ſchickte ich ihn nicht zu Dir."

Die ſichere Ahnung eines glücklichern Geſchicks in ſeiner Seele tragend, ſchrieb Heim in ſein Tagebuch, nachdem das waſunger Phyſikat völlig aufgegeben war: „Ich bin von Gott völlig überzeugt, daß er mich ſchon an die Stelle ſetzen wird, wo ich ihm, meinen Nebenmenſchen und mir am beſten dienen kann."

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 7. März 1771.

Ich würde Dich wegen der fehlgeſchlagenen Hoffnung, das Phyſikat in Waſungen zu erhalten, zu tröſten ſuchen, lieber Bruder, wenn ich beſorgte, daß Du geneigt wäreſt, Dir aus einer ſolchen Sache einen Kummer zu machen. Du wirſt bereits alle Umſtände durch Anton erfahren haben. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie empfindlich ich darüber geweſen bin, obgleich ich ſonſt die Ueberzeugung hege, daß Du wenig dabei verlierſt. Mit 50 Gulden Gehalt kann man nicht weit kommen. Die einzige vortheilhafte Seite, von der ich es betrachtete, war, daß Du Dir durch dieſe Stelle vielleicht den Weg gebahnt hätteſt, dereinſt Hofmedicus zu werden. Daß es aber nun ſo gekommen, gereicht wol auf andere Weiſe zu Deinem Glück. Anton hat mir ſo viel Vortheilhaftes von Deiner jetzigen Situation erzählt, daß ich kaum begreife, wie Du Dich haſt entſchließen können, dieſelbe gegen einen ſo elenden Ort, als Waſungen iſt, zu vertauſchen. Dein Anſehen unter den Studenten ſchlage ich freilich nicht hoch an; es iſt gut für die Gegenwart, für die Zukunft aber wird dadurch nichts gewonnen. Hingegen könnteſt Du aus der Gewogenheit des Nietzky und andern reellen Verbindungen, wie mich däucht, deſto mehr Vortheil ziehen. Ich weiß nicht, wie Du es aufnehmen würdeſt, wenn ich Dir in Dingen Rath ertheilen wollte, von welchen Dir der Zuſammenhang beſſer als mir bekannt ſein muß. Ich will Dich blos als ein Bruder, der für Dein Beſtes aufrichtig beſorgt iſt, bitten, ſoviel es Deine

natürliche Lebhaftigkeit erlaubt, mit Vorsicht und Ueberlegung zu handeln. Von den ersten Schritten, die man am Ende der akademischen Jahre thut, hängen gemeiniglich die folgenden des Lebens ab. Nach der abschlägigen Antwort, die wir jetzt auf unser Gesuch für Dich bekommen haben, wünsche ich nicht, daß Du sobald in Deine Heimat zurückkehrst, besonders da Herr von Eyben das, was wir von Deinen guten Umständen in Halle gesagt haben, zum Vorwande gebraucht hat, die bewußte Stelle dem Dr. Schaubach zu geben. Anton und ich würden wenigstens in Verdacht kommen, als ob wir vieles von Dir gerühmt, das sich in der That nicht so verhalte. Des Herrn von Dürkheim Bruder wird künftige Ostern in Begleitung seines gewesenen Hofmeisters Müller hierher kommen. Vielleicht wäre dies eine Gelegenheit, bei welcher Du Deinen Vater und Deine Brüder sehen könntest. Nur befürchte ich, die Leute möchten dadurch auf die Meinung gebracht werden, Du hättest diese Reise aus Absichten unternommen, da Du Dich kurz vorher zu dem wasunger Physikat gemeldet. Auf alle Fälle aber würde es mir angenehm sein, wenn Du mit dem jungen Dürkheim Bekanntschaft machtest, damit er zuweilen in den Briefen an seinen Bruder etwas zu Deinen Gunsten einfließen ließe. Wenn ich ihn nach diesen Briefen beurtheilen darf, so muß er einen vortrefflichen Charakter haben. Er wird zu dem Geheimrath von Segner in das Haus und an den Tisch kommen.

Was soll ich Dir nun noch sagen, mein lieber Ernst? Daß ich Dich von Herzen liebe? Das habe ich immer gethan, ob Du gleich manchmal vielleicht daran zweifeltest. Lasse nur die Furcht Gottes und weise Ueberlegung alle Deine Handlungen regieren, so wirst Du gewiß glücklich werden. Die erste wird Dich zu sündigen bewahren bei den Gelegenheiten, die sich in einer Lebensart wie die Deinige nur gar zu oft finden, und die letzte wird Dich zuweilen an Deine Oekonomie und an die Zukunft gedenken lassen. Spreche ich zu Dir gar zu ernsthaft, so erinnere Dich nur, daß die Jahre, die ich vor Dir voraushabe, mir die Sachen manchmal von einer andern Seite vorstellen, als man sie in Deinem Alter betrachtet. Ich liebe Dich gewiß so zärtlich, als ein Bruder

thun kann; Anton, der Dein Vertrauen beſitzt, wird mir deſſen Zeugniß geben müſſen. — —

In Heim's Antwort hierauf ſpricht ſich die innigſte, dankbarſte Anerkennung der brüderlichen Liebe aus. Er bekennt, wie ſeine übertriebene Begierde, Arme mit Arzneien zu unterſtützen, ſowie ſein zu großes Vertrauen auf die ehrlichen Worte anderer ihn in Schulden geſtürzt und das Geld verzehrt habe, welches der Vater ihm früher zur Promotion geſchickt. Er gedenkt künftig den Armen auf andere Weiſe, ohne ſeinen Schaden, zu helfen, wünſcht dem nothleidenden, mit einer zahlreichen Familie behafteten Doctor, welchem beim waſunger Phyſikat der Vorzug gegeben iſt, Heil und Segen, und erklärt ſeinen Entſchluß, ſich nunmehr aus allen Kräften einer akademiſchen Laufbahn zu widmen. Immer aber ſtellt ſich der Mangel des Geldes zum Doctorwerden hindernd in den Weg. Am Schluſſe ſagt Ernſt zu ſeinem Bruder Ludwig:

„Ich liebe Dich aufrichtig und ſchätze und ehre Dich, doch beides letztere in einem höhern Grade als das erſtere. Bei Anton iſt es umgekehrt.“

In einem gleichzeitigen langen Briefe an Bruder Anton drückt Heim ſeine herzliche Freude über Ludwig's Schreiben und über ein nicht minder angenehmes von dem alten Vater aus. Der Schmerz über Nieter's Tod, welcher ihn ſtumpf gegen alles machte, ſodaß ihm ſein zärtlicher Freund Muzel faſt gleichgültig war, und er in der Geſellſchaft ſeiner Adonis ſich ſtumm verhielt, ihren ſonſt ſo ſüßen Kuß kalt hinnahm, iſt beſiegt. „Nachdem ich alles Stück für Stück vernünftig überlegt und meine Leidenſchaft und meinen Kummer bezwungen habe, bin ich wieder völlig in meinem Esse. Freue Dich mit mir, mein alter Anton, und ſei ſo fidel als nur immer möglich.“

Uebrigens wird der Plan zu einer Reiſe zu Pferd nach der Heimat ernſtlich berathen, wegen des von Bruder Fritz aus Jena erwarteten Beſuchs aber bemerkt: „Das gute Fritzchen war ſonſt auch nicht wohl auf mich zu ſprechen und glaubte, ich ſei ein Kind des Teufels und der ewigen Verdammniß; allein vorigen Michaelis, als er bei mir war, hat er mich von anderer Seite kennen gelernt. Ich wünſche nur, daß mir

Bruder Ludwig ebenſo gewogen ſein möge, doch ich zweifle nicht daran.“ In dem ſtehenden Artikel über die allerliebſte Schöne wird erwähnt, wie täuſchend ſie Anton's fränkiſchen Dialekt nachzuahmen wiſſe und dadurch die Geſellſchaft zuweilen herzlich lachen mache.

Ludwig billigt in einer gediegenen Antwort vom 27. April 1771 die guten Entſchlüſſe des jungen Doctoranten und fügt zugleich hinzu: „Der junge Herr von Dürkheim, von welchem Du dieſen Brief erhalten wirſt, iſt während ſeines Aufenthalts an unſerm Hofe mein aufrichtiger Freund geworden. Er wird gewiß nicht ermangeln, ebendieſe Geſinnungen für Dich zu faſſen. Nimm Dich nur in Acht, ſeiner natürlichen Sittſamkeit nicht zu nahe zu treten, noch durch andere Geſellſchaft als die Deinige ihn in der Einſamkeit zu ſtören, darinnen er ſeine akademiſchen Jahre zubringen will. Noch Eins. Ich bin jetzt im Stande, Dir viele Pfunde Erzſtufen aus unſern oberländiſchen Bergwerken zu ſchicken.“ — —

Gegen Oſtern wurde nun Heim durch den Beſuch ſeines Bruders Fritz erfreut. Dieſer wurde ſogleich in der Botanik in die Lehre genommen und löſte dagegen aus ſeiner gründlich gehörten Dogmatik ſeinem Ernſt manche ihn irrende theologiſche Bedenken, würzte auch ſeinen Unterricht durch einige treffliche, dem Bruder noch neue Choräle. Was hätte unſerm Heim Tröſtlicheres kommen können als dieſer Bruder, jetzt, wo er dem bittern Abſchiede von der ſüßen Leo, von dem geliebten Muzel entgegenging. Dieſer ſollte nach Berlin und entweder unter Leitung ſeines gelehrten Vaters oder in Göttingen ſich auf die Doctorpromotion vorbereiten, welche letztere nur die Freunde in Halle wieder zuſammenführen konnte.

Den 8. Mai 1771 ſagte Heim unter zärtlichen Umarmungen ſeiner geliebten Leo Lebewohl. Muzel fühlte ſich nicht ſtark genug zu ſolchem Abſchiede und vermied ihn. Den folgenden Tag begleiteten die beiden Brüder Ernſt und Fritz den Freund nach Leipzig, wo noch einige wehmüthige Tage verlebt wurden. Tiefbewegt ſchied am 11. Mai Heim von dem Freunde, den er mit großer Heftigkeit küßte, aber reden konnte ſein Mund nicht. Er wanderte nun mit ſeinem Bruder gen Solz, verweilte jedoch erſt einige Zeit in Jena. Hier

war er bei seiner großen Lernbegierde im chirurgischen Fache sehr erfreut, den berühmten Kalkschmidt operiren zu sehen. Weniger erbaute ihn der Professor Neubauer, welcher in einer Vorlesung de inflammatione handelte: „Er leugnete, daß ab obstructione inflammatio könnte determinirt werden — omnem enim inflammationem sequitur calor; calor a motu nimio fluidorum producitur, obstructio in quiete fluidorum consistit; hinc posita obstructione ponitur caloris defectus, hinc obstructio inflammationis causa neutiquam esse potest (daß die Verstopfung Grund einer Entzündung sein könne; denn jede Entzündung ist von Hitze begleitet; Hitze entsteht aus zu starker Bewegung der Flüssigkeiten, die Verstopfung besteht in der Ruhe der Flüssigkeiten; wo also Verstopfung ist, kann keine Hitze sein, daher kann die Verstopfung durchaus nicht Ursache der Entzündung sein). Ein vortrefflicher Beweis! Wenn nur Leute nicht dociren wollten, welche so seichte und irrige Begriffe haben." — Besser war er mit der Fechtkunst der Studenten zufrieden, mit welchen er auf dem Markte einige Gänge machte. In Ziegenhain suchte er seinen lieben sogenannten Botanicum Ziegenhainiensem auf und erhielt von ihm manche köstliche Pflanze. Von Jena zogen die beiden Brüder weiter und nahmen von Gotha aus ihren Weg über den Inselsberg. Die üppige Alpenvegetation des Thüringerwaldes versetzte Heim in Entzücken. Viele herrliche Pflanzen sammelte er hier für sich und seinen Muzel, welcher ihm später von Berlin aus nicht geringen Lohn dafür verhieß, lappländische Pflanzen vom Professor Bergius aus Upsala, einem Freunde des großen Linné. In ihrer Seligkeit theilten die Reisenden mit einem alten gebirgskundigen Hirten nicht nur Speise und Trank, sondern auch ihr weniges Geld, sodaß sie den folgenden Tag in ihrem letzten Nachtquartier vor Solz noch einen Groschen schuldig bleiben mußten, den sie auf der Rückkehr zu berichtigen versprachen. Sie mußten nun wandern bis Mehmels, dem Filialdorfe des Vaters, wo eine bejahrte Tagelöhnersfrau, welche der Mutter 25 Jahre gedient und sämmtliche Kinder gepflegt hatte, sie mit Kuchen und klarem Wasser labte. Seine Ankunft in Solz, am Pfingstfeste, beschreibt Heim unterm 18. Mai 1771 mit folgenden Worten:

„Gleich beim Eintritte in unſers lieben Vaters Haus kam mir mein beſtes Schweſterchen entgegen. Meine ganze Seele kam in Bewegung und war voller Freude, da ich meine liebſte Luiſe ſah, küßte, umarmte und reden hörte. Als ein Kind von ſechs Jahren hatte ich ſie verlaſſen, ſodaß ich ſie nach fünf Jahren kaum wiedererkannte. Sie war gleich ſehr beſchäftigt, uns alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Um 11 Uhr war die Kirche aus; da fand ſich denn zuerſt meine liebe Mutter ein, welche ich gleich noch erkannte.* Endlich erſchien auch mein beſter, alter, ehrlicher Vater in ſeinem völligen geiſtlichen Ornate. Da ich auf ſeinem ganzen Geſichte die große Freude leſen konnte, die er über meine Anweſenheit empfand, ſo kamen mir die Thränen in die Augen. Er dankte Gott, daß ich wieder da war, welches mich gar ſehr rührte. Als die Bauern aus der Kirche gingen, ſah ich aus dem Fenſter; alle grüßten mich freundlich, welche Gewogenheit mich ſehr erfreute. Des Nachmittags ging ich in die Kirche. Mein Vater predigte recht ſehr gut, nützlich und erbaulich. Ich habe meinem Gott öfters gedankt, daß er mich glücklich und geſund wieder hierher zurückgeführt hat. Nach der Kirche ging ich mit meinem Bruder Fritz und meinem lieben Schweſterchen in unſern Garten vor dem Dorfe. Die Bauern, welche dies bemerkten, kamen auch dahin, Fuchſe-Jörg, der Obermüller, Babels-Baltin, Hans-Adam, Miege-Kaspar, Stoffel, der Corporal und der Herr Schulmeiſter. Wir legten uns ins Gras, und ich erzählte ihnen vieles, ſo ich geſehen und gehört, worüber ſie ſich denn ſehr verwunderten und Maul und Naſe weit aufſperrten. Alle aber freuten ſich, daß ſie mich ſahen, und jeder lud mich und meinen Bruder Fritz zu ſich ein. Ich war höchſt vergnügt und freute mich ungemein an der Ehrlichkeit, Rechtlichkeit und Höflichkeit dieſer Leute. Nachdem wir einige Stunden hier geſeſſen hatten, gingen wir wieder nach Hauſe. Unterwegs traf ich noch viele Bauerfrauen, Mädchen und Jungen, die mir in ihrer Freude die Hände drückten und mich dadurch ſehr ergötzten.“

---

* Zur Pflege ſeines Alters hatte ſich der Vater wieder verheirathet, als Heim bereits das älterliche Haus verlaſſen hatte.

Selige Tage wurden hier verlebt in der Blütenfülle des Frühlings, im Kreise der geliebten Brüder, die sich bald in Solz, bald in Meiningen zusammenfanden. Besonders fühlte sich Ernst Heim jetzt zu seinem vor den übrigen durch seine persönliche Würde und seine umfassenden Kenntnisse hervorragenden Bruder Ludwig hingezogen, dem er dann auch reuig bekannte, wie er mit Anton vor einigen Jahren in Jena ein Complot gegen die Herrschaft gemacht habe, welche der Erstgeborene über seine Brüder in Anspruch zu nehmen schien. Rührend ist das Gelübde der vereinten Brüder, ihrer zweiten Mutter unter allen Umständen in Liebe und Treue beistehen zu wollen, zum Lohne für die fromme Duldung, welche sie in der Pflege des alten, oft launigen Vaters bewies.

Nur eine kleine Störung veranlaßte der mehrerwähnte mislige Handel, welcher vor der Rückkehr nach Halle beseitigt werden mußte. Unser Heim war nämlich, in der Studentensprache, gewissermaßen von Halle exgekniffen. Das akademische Gericht hatte ihn wegen der ärztlichen Theilnahme an jenem Duell zu einer Geldstrafe von 10 Rthlrn. verurtheilt, und er durfte vor Berichtigung dieser Strafe die Stadt nicht verlassen. Nur auf einige Tage nach Leipzig zu gehen, war Heim erlaubt worden. Es mußte daher von Solz aus ein Schreiben in zierlichem Latein an den Prorector gesandt werden, worauf dann der Entflohene unter dem Beding pünktlicher Zahlung sicheres Geleit erhielt und nach Halle zurückkehrte.

Hier widmete er sich nun fast ganz einer schon ziemlich ausgedehnten Praxis und besuchte manchen Tag wol zwanzig Kranke. Sonnabends zog er oft mit mehrern jüngern Medicinern aufs Land und ließ gleich bei seiner Ankunft im ganzen Dorfe bekannt machen: Wer zur Ader lassen wolle, habe sich Sonntag vormittags zu melden. So wurde nicht selten zwanzig bis dreißig Personen unentgeltlich Blut gelassen. Solche, bei denen die Ader offen lag, übergab Heim seinen minder geübten Begleitern; die schwierigern Operationen verrichtete er selbst. Ueberdies beschäftigte er sich viel in dem Laboratorium seines Lehrers Nietzky, dessen Gunst er stets genoß und welcher

die Absicht festhielt, ihn für die akademische Laufbahn zu gewinnen.

Indeß blieb er mit seinem Muzel in der lebendigsten Verbindung. Auch die Brüder Ludwig und Anton wechselten Briefe mit diesem. Muzel besuchte in Berlin unter Leitung seines Vaters die Charité, studirte und machte chemische Versuche in einem für ihn angelegten Laboratorium, um sich zu den Reisen vorzubereiten, welche er, nach des Vaters Willen, nach der Doctorpromotion antreten sollte. Zu diesem Zwecke lernte er auch Englisch bei seinem Oheim Muzel-Stosch. Aus dem Briefwechsel beider Freunde ergibt sich, wie streng und genau schon damals Heim in seiner ärztlichen Beobachtung war, und wie schwer eine fremde Beschreibung ihm genügte. Muzel's Erzählung von einem Husaren, dem eine unbedeutende Wunde in der Seite zugeheilt worden war, nach deren Heilung er mit einem male heftige Anfälle vom Spasmo cynico bekam, nannte Heim einen unvollkommenen Casum und meinte: durch eine genauere Erforschung müsse sich ergeben, daß Obstructiones in collo oder in einem Viscere abdominali zum Grunde lägen. — Für Muzel's entworfene Dissertation: „De mixtione lactis et inde dependentibus viribus in corpus humanum", machte Heim in diesem Sommer viele Versuche über die Milch der Pflanzen.

Die in dieser Zeit geschriebenen Briefe sind meist verloren gegangen, namentlich auch Heim's ausführliche Beschreibung seiner Rückreise von Solz nach Halle, über welche wir jedoch Ludwig's Urtheil und Vergeltung wenigstens in kurzem Auszuge aus einem Briefe vom 7. August 1771 anführen:

„In der Länge der Erzählungen kann ich es Dir nicht nachthun. Du weißt, daß ich in diesem Stück kein so fruchtbares Genie habe als Du. Die kleinen Umstände machen nicht so viel Eindruck auf mich; und wenn ich sie auch bemerke, so kostet es mich Mühe, sie nach der Reihe aufzuzählen. Doch sollst Du ein Stückchen von mir hören. Ich bin gestern auf einer Jagd gewesen, welche dem Prinzen Joseph von Hildburghausen zu Ehren veranstaltet worden war. Um 10 Uhr sollte sie angehen und um 12 Uhr, glaubte man, würde sie

zu Ende sein. Punkt 10 Uhr befand ich mich auf dem Schlachtfelde. Gegen 12 Uhr wurde der Anfang mit dem Treiben gemacht, weil verschiedene Vorbereitungen, an welchen man arbeitete, nicht hatten fertig werden können. Das Wild war nicht aus dem Walde herauszubringen, weil es sich vor der erstaunlichen Menge von Menschen, die alle frei und unbedeckt standen, scheute. Es setzte jederzeit mit Gewalt über die Treiber zurück und verschiedene derselben wurden beschädigt. Thiere kamen zwar zum Vorschein, allein der Anfang des Schießens sollte mit jagdbaren Hirschen gemacht werden. Es kam so weit, daß man diese in der Stallung fangen und mit Stricken auf den offenen Platz führen mußte, wo der Jagdschirm befindlich war. Nun wurden sie losgelassen und erlegt. Darüber verging die Zeit bis abends 6 Uhr. Ich befand mich mit Bruder Jörg aus Völkershausen in der grünen Hütte, wo die Trompeten und Pauken aufgestellt waren." — —

Ferner heißt es in dieser Schilderung: „Wir glaubten alle vor Hunger und Mattigkeit umzufallen, die noch dadurch vermehrt wurde, daß wir uns in dem Gedränge nicht niedersetzen konnten. Mein einziger Trost in diesen kümmerlichen Umständen waren die schönen schwarzen Augen der Pfarrerin von Völkershausen, einer Frau von siebzehn Jahren, die ich an der Seite hatte; nur sind die Empfindungen des Herzens sehr matt, wenn der Magen leidet." — —

„Bruder Fritz ist examinirt worden und hat bonissime bestanden. Seinesgleichen ist seit vielen Jahren auf dem Consistorio nicht gehört worden. Künftigen Sonntag wird er zum ersten mal in der Schloßkirche predigen. Er hat Aussicht, nach Schwaben zu dem Grafen von Degenfeld zu kommen, zu welchem Ende ein Erziehungsplan in französischer Sprache aufgesetzt werden mußte, welchen Frau von Stein an die Gräfin geschickt hat." — —

Die folgenden Briefe des ältern Bruders sind in französischer Sprache und zwar höchst sauber und zierlich geschrieben, um Ernst Heim selbst zur Uebung in dieser Sprache zu ermuntern. Die kleine Beilage eines längern Briefes vom 18. November 1771, welcher zu beliebiger Mittheilung

an Herrn von Dürkheim abgefaßt war, ſchließt folgendermaßen *:

„Sage mir doch, was macht denn der berühmte Muzel? Hat er noch alle fünf Finger ſeiner rechten Hand? Ich fürchte, er habe ſie ſich bei irgendeiner chemiſchen Operation verbrannt. Adieu, mein liebenswürdiger Bruder. Ich liebe Dich von Herzen, wenn Du auch raſch biſt wie ein hallenſer Student oder ein preußiſcher Soldat. Ich liebe Dich doch, ja, ja!“

Da ſowol Heim's Tagebuch als auch ſeine an die Brüder und Muzel geſchriebenen Briefe aus dieſer Zeit meiſt verloren gegangen ſind, ſo müſſen die vorhandenen Briefe des ältern Bruders dasjenige ergänzen, was zur Geſchichte Ernſt Heim's zu gehören ſcheint oder auf die Entwickelung des Schickſals der Brüder hinweiſt, mit welchen dieſer nicht aufhörte, gleichſam eine Einheit zu bilden. Man leitet den unermeßlichen Reichthum der europäiſchen Geldfürſten, der Gebrüder Rothſchild, aus der gewiſſenhaften Befolgung des väterlichen Gebotes her, niemals ihr Gut, ihr Intereſſe voneinander zu trennen. Die ſechs Heim'ſchen Brüder bildeten einen ähnlichen Bund, der jedoch nicht auf Geld und äußere Schätze zielte, ſondern auf ihr ganzes ſittliches Daſein. Und wer ſie im Jahre 1796 in Solz, wo nun der jüngſte Bruder dem Vater als Seelſorger der Gemeinde gefolgt war, verſammelt geſehen, weiß, wie reich der Himmel den Bund geſegnet hat.

Wenn Ernſt Heim die übrigen alle weit überlebte und hinſichtlich der endlichen Geſtaltung ſeiner Lebensverhältniſſe die oberſte Stufe erreichte, ſo zeigt ſich auch, wie die Grundlegung ſeines Geſchicks die ſchwierigſte war, den meiſten Aufwand von Ueberlegung und Verſuchen im Rathe der Brüder verurſachte.

---

* Wir geben hier von dieſem wie auch von den theils in franzöſiſcher, theils in engliſcher Sprache geſchriebenen Briefen Ernſt Heim's, Ludwig Heim's u. a. nur die deutſche wortgetreue Ueberſetzung mit Fortlaſſung der Originale.

Ludwig Heim an Ernst Heim.

Meiningen, den 6. December 1771.

Vorgestern war viel von Dir die Rede, und zwar in einer großen Berathung zwischen Georg, Anton und mir über eine Stelle, welche unserm lieben Friedrich bei der Gräfin Degenfeld angeboten worden. Ich fand sie nicht so vortheilhaft, daß er sie geradezu, ohne sich ein wenig für die Zukunft sicherzustellen, annehmen müßte. Diese Leute scheinen mir sehr karg zu sein und für geringen Lohn ungeheuere Arbeit zu verlangen. Georg schien dagegen nicht meine Meinung zu theilen, weshalb er selbst zu mir kam, und wir haben das Antwortschreiben Friedrich's an die Gräfin gemeinschaftlich aufgesetzt. Bei dieser Gelegenheit sprachen wir viel von Dir. Ich las den Brüdern Deinen letzten Brief an mich vor, und sie theilten meine Freude darüber, Dich in einer Lage zu sehen, wie sie ein auf Kosten anderer lebender Student nur immer wünschen kann. Besonders angenehm war es uns, den brieflichen Verkehr mit dem Doctor Kilmar wieder aufgenommen zu wissen. Du kannst Dir leicht denken, daß wir alle den hiervon erwarteten Erfolg aufrichtig wünschen. Neulich habe ich viel Gutes von diesem hübschen Mädchen gehört, und zwar durch eine hiesige Frau, die in Aschersleben einen kleinen Handel treibt und sie sehr oft gesehen hat. Ich wünschte, daß Nietzky die Kunst besäße, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu fixiren, wie er die besitzen muß, das Silber zu fixiren. Unser guter Georg beschäftigt sich jetzt mit dem Gedanken an eine feste und dauernde Stellung, und ich würde desgleichen thun, wenn ich über mich frei verfügen könnte. Der arme kleine Christoph ist noch immer krank und häufigen Ohnmachten unterworfen.

Hier folgt ein ausführlicher Bericht über den Zustand des jüngsten Bruders und die mancherlei Heilversuche, welche der alte Vater mit demselben anstellte. Auch fast in jedem der folgenden Briefe ist dieser Gegenstand ausführlich behandelt, um darüber das sachkundige Gutachten von Ernst Heim zu vernehmen.

Als jenes Schreiben von Bruder Ludwig eintraf, hatte

er schon Muzel's Brief vom 3. December 1771 in Händen, worin dieser seinem Freunde schreibt:

„Rathe einmal, alter Junge, was ich Dir für einen Vorschlag zu machen habe? Willigtest Du ein, und ich könnte ihn sogleich ausführen, ich würde mich mehr freuen, als wenn ich eine Tonne Goldes geerbt hätte. Mein Vater ist entschlossen, mich auf Ostern reisen zu lassen. Wie gern ich einen Gefährten hätte, besonders der mit mir von gleichem Handwerk wäre, kannst Du Dir leicht vorstellen. Doch wagte ich es nicht, meinem Vater dieses vorzuschlagen, weil es evident doppelte Kosten macht. Da er indeß wegen der Sicherheit seines lieben Söhnchens sehr besorgt ist, so erbot er sich, mir einen treuen Diener mitzugeben. Wenn die Sicherheit nur der Grund ist, erwiderte ich, so wäre es ja für mich zuträglicher, wenn ich einen Reisegesellen bekommen könnte; und weil dieser womöglich gleiche Absichten mit mir haben müßte, so hielte ich es für das Beste, jemand von meinen Freunden umsonst mitzunehmen. Er schlug mir sogleich Dich dazu vor, und Du kannst denken, wie sehr ich mich freute. Doch meinte er, er wolle sich darüber noch weiter besinnen."

In zärtlicher Liebe bittet nun Muzel seinen Heim, die Sache reiflich zu erwägen, vornehmlich in Rücksicht seiner fernern Lebensbahn, für welche jedoch auch der gütige und vielvermögende Vater Sorge tragen werde. Von Heim's Seite war hierbei, wie es schien, wenig zu bedenken, und wenn in dem Briefwechsel mit seinen Brüdern Schwankungen seines Entschlusses hervortreten, ja selbst Kreuz- und Querſprünge der Einbildungskraft durchblicken, so stammten diese aus dem natürlichen Eindrucke, welchen die abweichenden Wünsche und Vorstellungen des verehrten Lehrers auf den dankbaren Schüler machten. Indeß blieb der Sieg der Liebe zu dem Freunde und des richtigen Gefühls seiner Bestimmung nie zweifelhaft. Die Wiedervereinigung mit seinem Herzensfreunde gewährte ihm die schönste Aussicht des Lebens. Dankbar gab er sich und sein künftiges Schicksal in die Hände so liebevoller Menschen. Daß die Wünsche des Sohnes so leichten und glücklichen Eingang bei dem Vater gefunden hatten, gründete sich wol auf die eigene Erinnerung der frühern Reisen, welche der

Geheimrath Muzel mit seinem Freunde Lieberkühn, dem hauptsächlich durch seine Lungenpräparate rühmlichst bekannten Arzte, durch England und Frankreich gemacht hatte.

Indessen erfuhr Heim erst ein Jahr später von seinem Gefährten, wie viel Mühe es diesem nach dem ersten Anerbieten des Vaters noch gekostet hatte, alle Bedenken von Vettern und Basen zu beseitigen, und wie vornehmlich die Meinung seines Freundes, des Bergraths Gerhard, der Heim in Halle kennen gelernt, den Entschluß des Vaters bestimmt hatte. Von diesem Augenblicke an schien dieser edle Mann sich auch väterliche Pflichten gegen den noch nie gesehenen Freund seines Sohnes auferlegt zu haben.

Indeß unterließ Heim nicht, über den so wichtigen, für seine künftige Lebensbahn entscheidenden Schritt mit den Brüdern gründlich zu Rathe zu gehen.

Ernst Heim an Ludwig Heim.

Halle, den 11. December 1771.

Schon wieder einen Brief von Deinem Ernst, mein liebster Ludwig. Ich benutze die von dem Herrn Baron von Dürkheim mir gebotene Gelegenheit, Dir zugleich einen Brief von meinem Freunde Muzel zu senden, mit der Bitte, diesen durchzulesen und mir Deinen Rath zu ertheilen. Ich habe ihm schon halb und halb im voraus gemeldet, daß ich mit ihm reisen würde. Aus seinem Schreiben wirst Du die Gesinnungen meines Muzel gegen mich kennen lernen. Friederike ist seine Schwester. Daß er mich bei der Geschichte mit dem Professor Nietzky etwas heruntermacht, das ist eben nichts Neues. Er hat es zu meinem Besten gethan, und ich gebe ihm gleiche Verweise, wenn ich Grund dazu habe. — —

In voriger Woche habe ich zweimal opponirt und bin allezeit auf dem Doctorschmause herrlich tractirt worden, wobei nämlich viel Wein getrunken wurde. Du weißt, diesen trinke ich für mein Leben gern. Das Tabackrauchen habe ich mir ziemlich abgewöhnt, und wenn ich täglich viel rauche, so sind es doch nicht über zehn Pfeifen; ich gedenke es aber mit der Zeit auf drei zu bringen. Patienten habe ich jetzt genug

und darunter auch einige wichtige, besonders eines vornehmen Kaufmanns Sohn hier aus Halle. Dieser, ein Studiosus juris, ist von vielem Studiren ein Narr geworden, — ein großes Unglück für die Aeltern. Dieser Kranke wird den Morgen von halb sieben bis halb neun Uhr in ein ganz kaltes Bad, das ihm bis an den Hals geht, gebracht. Die Haare sind ihm ganz abgeschoren und auf den Kopf legt man ihm Eis — eine verwegene Cur. Da dieser Mensch ziemlich furiös ist, so habe ich noch zwei starke Soldaten bei mir, welche ihm Hände und Füße binden müssen, wenn er nicht sua sponte (freiwillig) ins Wasser will. Du kannst Dir vorstellen, daß ich diesem Patienten einen guten Theil meiner Zeit aufopfern muß, daher ich mir auch ein gutes Sostrum von seinen wohlhabenden Aeltern verspreche.

In Erlernung der französischen Sprache bin ich noch immer emsig, und ich schmeichle mir auch, daß ich darin einige Progressen gemacht habe. Schreibe mir nur bald wieder einen langen französischen Brief. — —

Ludwig Heim an Ernst Heim.

Meiningen, den 26. December 1771.

Ueber den Vorschlag, welchen Muzel Dir, mein theuerer Bruder, gemacht hat, ihn auf einer Reise, die er zur Erweiterung seiner medicinischen Kenntnisse machen will, zu begleiten, habe ich reiflich nachgedacht. Bei Deiner Anschauungsweise bin ich überzeugt, daß Du ihn annehmen würdest, selbst wenn Deine Cabinetsräthe — ich meine Anton und mich — entgegengesetzter Ansicht wären. Indessen finden auch wir nicht das kleinste Hinderniß, das sich Deiner Zustimmung widersetzen könnte. Der einzige Einwand, den man machen könnte, wäre der, daß es nicht gut sei, Halle in einem Augenblicke zu verlassen, welcher dem Beginne Deiner Praxis, deren Du in Deinen Briefen erwähnst, günstig zu sein scheint. Dieser Umstand würde mir als ein ernstliches Hinderniß Deiner Reise erscheinen, wenn es gewiß wäre, daß Muzel's Vater Euch auf länger als ein Jahr in das Ausland gehen ließe. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn er seine Erlaubniß hierzu

auf längere Zeit ausdehnen ſollte. Nach Verlauf dieſer Zeit werden die Fortſchritte, welche ſein lieber Sohn und deſſen Pylades in der Medicin gemacht, ihm ſchon in ſeinem Geldbeutel bemerklich werden, und er wird daher daran denken, Euch zurückzurufen. Eine Reiſe von dieſer Dauer würde Dich aber in Halle um ſo weniger in Vergeſſenheit bringen, als Du Deine gegenwärtigen Verbindungen durch einen brieflichen Verkehr mit dem unſterblichen Nietzky, mit dem berühmten Dr. Kilmar, deſſen Tochter wenigſtens Nietzky's Pathologie aufwiegt, und mit andern Gönnern und Freunden unterhalten könnteſt. Bei Deiner Rückkehr nach Halle würde dann der Ruf, die großen Hippokraten und Galene unſers Jahrhunderts geſehen zu haben, Deiner Carrière ſehr förderlich ſein; und wenn Du ſie vielleicht nicht in Halle fortſetzen wollteſt, ſo würde der Schein des Verdienſtes, mit welchem eine ſolche Reiſe Dich nothwendig umgibt, Dir auch an jedem andern Orte eine günſtige Aufnahme bereiten. Ich brauche wol nicht beſonders zu bemerken, daß der Schein auf den menſchlichen Geiſt viel ſtärker einwirkt als das Verdienſt ſelbſt. Vor allen Dingen aber mußt Du Dich der Freundſchaft Muzel's verſichern und ihn veranlaſſen, die Reiſekoſten zu tragen, da Du durchaus nicht im Stande wäreſt, etwas dazu beizuſteuern. Und was ſollteſt Du beginnen, wenn während der Reiſe irgendein Zufall die Eintracht, mit welcher Ihr dieſelbe begonnen, ſtörte? Das gutwillige Unterordnen unter den Willen des zahlenden Freundes muß daher für Dich ein unverletzliches Geſetz ſein, welches Du nie aus den Augen verlieren darfſt. Dieſe Abhängigkeit geht inzwiſchen theilweiſe ſchon aus der Dankbarkeit hervor, zu welcher Dich ſeine Wohlthaten verpflichten. Ich bitte Dich, mir ſobald als möglich zu ſchreiben, wenn Muzel Dir ſeine letzten Entſchließungen über dieſen Gegenſtand mittheilt; er intereſſirt mich zu lebhaft, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ihn bis in ſeine kleinſten Einzelheiten kennen zu lernen.

Am nächſten Sonnabend wird Fritz wahrſcheinlich nach Schwaben abreiſen. Der liebe Junge! Ich wünſche ihm bei ſeiner Herrin den beſten Empfang von der Welt. Aber er wird dort viele Schwierigkeiten zu überwinden haben, wenn

er ſich auch hüten wird, davon in den Briefen an ſeine beiden Brüder in Meiningen zu ſprechen. Anton war gleich mir der Anſicht, daß er die Bedingungen, unter welchen ihn die Gräfin engagiren wollte, nicht geradezu und ohne Vorbehalt annehmen ſolle. Man bemerkte darin ein Gemiſch von Knauſerei und Hochmuth, das mir den ganzen Vorſchlag verhaßt machte. Wir ließen Georg aus Nordheim kommen, um ihm unſere Zweifel mitzutheilen, und, ſolange er bei uns war, fand er ſie auch ſehr gegründet; ſobald er aber nach Nordheim zurückgekehrt war, änderte er ſeine Anſicht gänzlich. Er ließ Fritz zu ſich kommen und überredete ihn, zu allen läſtigen Bedingungen der Gräfin „ja" zu ſagen. Die Sache iſt alſo abgemacht, und da Georg ſo viel dazu beigetragen, ſo hat er es auch übernommen, Friedrich die Reiſekoſten und alles, was er braucht, vorzuſtrecken. Ich hoffe indeſſen noch, daß alles gut gehen und daß Fritz, ſobald nur erſt nur ein Jahr vorüber iſt, im Stande ſein werde, ſich dort zu halten. Anfangs aber wird er viel zu leiden haben, was man ihm durch Milderung der von der Gräfin aufgeſtellten Bedingungen theilweiſe hätte erſparen können. Denn Fritz iſt nicht wie Georg, der zu allem „ja" ſagt, und thut, was er will. Uebrigens freue ich mich ſehr, daß Fritz in ein Haus kommt, welches ſehr geeignet iſt, ihn abzuſchleifen und für ihn eine „Tölpelmühle" zu werden; denn — nimm es mir nicht übel — der gute Junge hat ſich bei Dir in Halle ſehr vernachläſſigt. Er wollte zu gleicher Zeit Deine Zwangloſigkeit und Deine Lebhaftigkeit nachahmen und hatte dabei nicht das Talent, ſo angenehm zu ſein als Du. Das machte ihn ſo ſchwerfällig in ſeinen Bewegungen und ſo fade in ſeiner Unterhaltung, daß er jedem Menſchen von Geſchmack und Bildung unerträglich wurde. Aber unter der Leitung einer gebieteriſchen Herrin, und von ſeinem älteſten Schüler, dem Schrecken ſeiner Vorgänger, bis in die kleinſten Bewegungen beobachtet, wird er geſchmeidig und höflich werden, oder das Haus verlaſſen müſſen. Das letztere wird er ſicherlich zu vermeiden ſuchen. Schreibe aber nichts hiervon an Georg, weil uns das entzweien könnte. Wenn ich nicht glaubte, Dir gegenüber meiner natürlichen Offenheit freien Lauf laſſen zu können, ſo würde ich

hiervon geschwiegen haben. Herr von Dirkheim hat mich beauftragt, Dir seine Empfehlung zu machen; thue ein Gleiches meinerseits bei seinem Bruder. — —

Ludwig Heim an Ernst Heim.

Meiningen, den 2. Februar 1772.

Vor einem Monat habe ich Dir sehr ausführlich über den Reisevorschlag geschrieben, den Muzel Dir gemacht hat; nach Deinem letzten Briefe zu schließen, hast Du aber den meinigen noch nicht erhalten. Ich bin durchaus der Ansicht unsers Bruders Anton, der Dir räth, das vortheilhafte Anerbieten Muzel's anzunehmen. Es wird Dir gewiß ein Leichtes sein, die Stellung, welche Du für einige Zeit in Halle aufgibst, nach Beendigung der Reise wieder einzunehmen; und der Ruf, die Welt gesehen zu haben, ist für einen jungen Arzt äußerst vortheilhaft. Was die andern Plane betrifft, deren Deine fruchtbare Einbildungskraft immer eine Menge hervorbringt, so verdient der, nach Malabar zu gehen, kaum eine Erwähnung. Wenn Du Theologe wärest, so könntest Du dort vielleicht die Ungläubigen bekehren, obgleich es deren auch bei uns gibt; aber in Deinem Fache dorthin gehen zu wollen, scheint mir eine ganz seltsame Idee zu sein; höchstens könnte sie in dem Kopfe eines Fanatikers platzgreifen, oder in dem eines goldgierigen Handelsmannes, oder eines Matrosen, oder etwa eines Menschen, der in seinem Vaterlande alle Hoffnung verloren hat, und den man nicht mehr in Europa dulden will. O mein inniggeliebter Bruder! wie kann Dein gesunder Verstand eine solche Idee fassen? Ich sage nichts von Aschersleben, und wenn Du selbst Deine Augen auf Petersburg würfest, so wäre diese Stadt in tausend Beziehungen Trischinatpalli oder Culucumkilly und andern berühmten Orten der Küste von Malabar vorzuziehen. Wenn Konrad nach Petersburg geht, so kannst Du immer noch aus der Verbindung mit ihm Nutzen ziehen. Ich werde niemals etwas gegen eine Niederlassung in diesem Lande haben; aber vorher mußt Du Konrad hingehen lassen. Die Güter des Herrn von Karstedt sind vielleicht ein geeigneter Aufenthaltsort für jemand, der sich

daſelbſt mäſten will, aber für einen lebhaften und talentvollen Menſchen wie Du iſt dort nichts Solides zu hoffen. Auf alle Fälle könnteſt Du ihn dahin begleiten, wenn er nächſte Oſtern abreiſt. Ein kurzer Aufenthalt von wenigen Wochen würde Dich die Ausſichten daſelbſt hinlänglich kennen lehren. Haſt Du denn niemals an Nordamerika gedacht? Das iſt ein reiches, fruchtbares, üppiges Land. In den engliſchen Colonien lebt man dort ganz wie bei uns. Die Ueberfahrt iſt kurz und das Klima nicht gefährlich. Allen aber, die von Malabar zurückkehren, hat die Hitze das Gehirn angegriffen, wenn dies nämlich nicht ſchon vor ihrer Abreiſe der Fall war. Wäre ich ein Menſch mit einiger Neigung zu Abenteuern, auf dieſe Gegenden würde ich mein Augenmerk richten. — —

Ludwig Heim an Ernſt Heim.

Meiningen, den 10. Februar 1772.

Geſtern, mein theuerer Bruder, habe ich einen Brief an Dich auf die Poſt gegeben; ich will jedoch den, welchen ich durch Anton von Dir erhalten, noch mit einigen Zeilen beantworten. Es würde mir eine große Freude ſein, wenn ich Dir das zur Erlangung des mediciniſchen Doctorhuts nothwendige Geld vorſtrecken könnte; aber bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Finanzkammer, die mir noch ziemlich bedeutende Summen ſchuldet, iſt hierzu keine Ausſicht. Ich wage indeſſen zu hoffen, daß unſer Vater mit Hülfe ſeiner Söhne bis Oſtern noch hundert Thaler auftreiben werde, um die Koſten Deiner Promotion zu decken. Wenigſtens werden wir unſer Möglichſtes thun. Muzel's großmüthige Freigebigkeit gegen Dich verdient ebenſo viel Bewunderung als Dankbarkeit. Das iſt ein Freund, wie man wenige in dieſer Welt findet. Ich wünſche ihm alles mögliche Gute, wiewol er meinen Brief noch nicht beantwortet hat. Doch ſage ich dies nicht, damit Du ihn daran erinnern ſollſt. — —

Der übrige Inhalt dieſes, ſowie ein großer Theil des folgenden Briefes vom 6. März bezieht ſich auf des jüngern Bruders Leiden und auf eine von dem ältern ſelbſt überſtan-

dene Krankheit, über welche Ernſt Heim noch zu Rathe gezogen wird. Die folgende Stelle gewährt indeß, nach der Erinnerung an die Schwierigkeit der endlichen Erlangung der Doctorwürde, in der Anſicht des ältern Bruders, welcher ſich in ſtrenger Beachtung der gemeſſenen Formen, der beengten Sitte eines kleinern deutſchen Hofes mit überlegener Kraft und Bildung des Geiſtes dennoch frei bewegte, einen klaren Blick in Ernſt Heim's äußerlich ganz entgegengeſetztes Weſen. Dieſer ließ allezeit und in jedem Verhältniß gegen den Fürſten wie gegen den Bauer ſeiner Natur in Wort und That freien Lauf, und ohne es zu wollen, gewann er die herzliche Zuneigung eines jeden:

„Die Frau Herzogin und die Frau Großmeiſterin, welche beide zu gleicher Zeit bettlägerig waren, haben ſo außerordentliche Aufmerkſamkeit für mich gehabt, daß ich mir zu meiner Krankheit Glück wünſchen könnte, wenn ich ein guter Hofmann wäre.

„Was Deinen lieben Brief betrifft, der mir ſehr viel Vergnügen gemacht hat, ſo habe ich Dir ſchon neulich meine Anſicht über die fragliche Reiſe geſchrieben. Ich glaube nicht, daß Nietzky Schwierigkeiten machen werde, ſeine Zuſtimmung dazu zu geben, vorausgeſetzt, daß er Deiner Rückkehr zu ihm nach ihrer Beendigung ſicher iſt. Die Einlage hat Anton unſerm Vater zugeſandt, den wir eheſtens hier erwarten, um von ihm das verſprochene Geld zur Anſchaffung des Doctorhuts in Empfang zu nehmen. Unterdeſſen kannſt Du dreiſt an Deiner Diſſertation arbeiten. Wenn Du opus grave insolitumque (die Arbeit ſchwer und ungewohnt) findeſt, wie Du es bei der von Konrad bemerkt haben willſt, ſo mußt Du den Lohn, welcher ihr folgt, ins Auge faſſen. Bedenke, daß Apollo und ſein großer Sohn Aesculap jetzt beſchäftigt ſind, den Lorberkranz zu winden, der nach dem Rathſchluſſe der Götter Deinen offenen Kopf zieren ſoll. Bedenke, daß ein Doctorhut etwas zu bedeuten hat. Bedenke endlich, daß Dein älteſter Bruder Tag und Nacht daran arbeitet, eine Feder zu ſchneiden, mit der er in dem Beglückwünſchungsbriefe, welchen er die Ehre haben wird, bei einer ſo feierlichen Gelegenheit an Dich zu richten, ein D. von zwei Quadratzoll

ſchreiben könne. Magnos magna decet (Großen ziemt Großes). Eine Seele von großen und erhabenen Gefühlen wird ſolchen Gründen nicht widerſtehen können.

„Anton hat Deinen Brief an mich geleſen und ſich ein wenig luſtig gemacht über das von Dir angenommene neue Princip, Höherſtehende mit Stolz zu behandeln und nur Niederſtehenden freundlich entgegenzukommen. Wenn ich auch gern lache, ſo kann ich mich doch nicht enthalten, die Sache von einer ernſtern Seite zu betrachten. Ich weiß, daß der Stolz eine erbliche Eigenſchaft in unſerer Familie und die Hauptquelle des Unglücks unſerer beiden Oheime iſt, kann es alſo mit Leichtigkeit durchſchauen, wo Du dieſe neue Maxime hergenommen haſt; und ich müßte für Dein wahres Glück wenig beſorgt ſein, wenn ich Dich nicht bei zeiten auf die verderblichen Folgen aufmerkſam machte, welche er, in Verbindung mit der von Dir befolgten preußiſchen Handlungsweiſe, unfehlbar für Dich haben wird. Sei überzeugt, mein lieber Bruder, daß ich ein erklärter Feind jener niedrigen und kriechenden Seelen bin, von denen die Höfe gemeinhin überſchwemmt ſind; ich verfolge ſie womöglich, ſo oft ich ihnen begegne: nichtsdeſtoweniger aber bin ich feſt überzeugt, daß man jedem, der entweder durch ſeine Geburt oder durch ſeine Stellung Reſpect zu verlangen berechtigt iſt, denſelben zollen muß. Hat er außerdem noch ein perſönliches Verdienſt, deſto beſſer; dann ſind die Verſicherungen meiner Hochachtung aufrichtig und kommen von Herzen: wenn nicht, thut nichts, ich werde ſie ihm deshalb niemals vorenthalten. Täglich finden ſich Gelegenheiten, bei denen ich unſere jungen Edelleute meine Ueberlegenheit an Geiſt oder Gunſt fühlen laſſen könnte; aber ich bin immer zuvorkommend gegen ſie und beobachte dieſe Regel nicht nur gegen die über und unter mir Stehenden, denn das leidet die geringſte Schwierigkeit, ſondern auch gegen meinesgleichen. Was den Adel betrifft, ſo iſt man bei uns ſtillſchweigend darin übereingekommen, daß der Glanz der kriegeriſchen und oft barbariſchen Thaten der Vorfahren ſich auch über ihre Nachkommen verbreiten ſolle. Man hat für ſie eine beſondere Etikette feſtgeſtellt. Ich habe nichts gegen dieſelbe einzuwenden; ich unterwerfe mich ihr aus demſelben

Grunde, der mich einem ergrauten Profeſſor mehr Aufmerkſamkeit erweiſen läßt als einem einfachen Studenten, wenn der letztere auch ebenſo viel oder mehr Gelehrſamkeit beſitzt als der Profeſſor. Du wirſt das ein Vorurtheil nennen. Gut. Der Grundſatz unſers öffentlichen Rechts: quod venter aut p.... nobilitet, iſt mir auch immer lächerlich erſchienen. Da jedoch das Beſtehen verſchiedener Stände und Stufen für die menſchliche Geſellſchaft ſehr vortheilhaft iſt, ſo kann es uns gleichgültig ſein, nach welchem principium distinguendi (Unterſcheidungsgrundſatze) man dieſe Abſtufungen machen will. Uebrigens liegt der Werth des wahren Verdienſtes in ihm ſelbſt und iſt an keine äußere Bedingung gebunden. Zufrieden mit der ihm inwohnenden Geltung, iſt er beſcheiden und nimmt nicht jene Miene des Dünkels an, die man bei Leuten findet, welche, von Herzen- und Geiſtestalenten entblößt, dieſelben wenigſtens nachäffen wollen. Ich könnte noch mancherlei Betrachtungen über dieſen Gegenſtand hinzufügen, wenn, um Dich von Deiner Maxime abzubringen, es nur des Beweiſes bedürfte, daß ſie falſch ſei; da ſie aber nicht ſowol in Deinem Verſtande begründet iſt als vielmehr in Deinem Blute, in dem Gefühle der mit dem Alter allmählich zunehmenden Kraft und der glücklichen Wendung Deiner Verhältniſſe, ſo würde ich mich umſonſt anſtrengen, wenn ich den Eingang zu Deinem Herzen auf dem Wege der Ueberzeugung ſuchen wollte. Ich beſchränke mich darauf, noch ein Wort über die Erfahrung zu ſagen, welche Du in Bezug auf Deine Maxime an Deinen Freunden gemacht haſt." — —

Das Verhältniß zu den einzelnen Freunden: Muzel, den beiden von Karſtedt, von Dürkheim, über welches ſich Ernſt Heim ausführlich geäußert hatte, wird nun noch auf mehrern Seiten in wahrhaft Cheſterfield'ſcher Manier ſehr gründlich beleuchtet. Eine ſehr willkommene Zugabe zu dem langen Briefe, in welchen einer von Anton eingeſchloſſen war, beſtand in 16 Louisdor.

Zu Anfang des März 1772 kam Muzel nach Halle zurück. Die Freunde waren glückſelig in ihrer Wiedervereinigung und bereiteten ſich nun gemeinſam zu Gewinnung der Doctorwürde und zu der großen Reiſe vor. Muzel's Schweſter in Berlin

wendete einen Theil der dem zärtlich geliebten Bruder gewidmeten Mühe seinem Freunde zu, indem sie selbst für dessen Reisebedürfnisse, für Kleider und dergleichen sorgte. Dagegen berichtete ihr Heim getreulich, wie der Bruder sein Geschick in Halle, den Verlust der geliebten Leo trüge. „Sein Herz", meldete er in einem Briefe, „schlägt allezeit stark, und sein Athem wird kürzer und geschwinder, wenn wir durch die Straße gehen, wo dies sanfte Kind wohnte. Doch auch selbst bei dieser Unruhe der Seele empfindet er einiges Vergnügen, und also ist er nicht gar sehr zu bedauern." Muzel schrieb seinem Vater, wie Nietzky mit Heim's Abgang von Halle unzufrieden sei, weil er diesem, wiewol ganz gegen seine Neigung, zu einem Professorate allmählich zu verhelfen willens gewesen. Deshalb möchte die Heim früher gegebene Hoffnung, die Kosten der Doctorpromotion um 50 bis 60 Rthlr. zu ermäßigen, nun wol vereitelt werden. Sogleich mit umgehender Post sendet der Vater die 60 Rthlr. in Gold mit dem Zusatze: „Ich denke, wenn Herr Heim die Reise mit Dir macht, so wird ihm sein Glück nicht fehlen, und Du wirst doch wol für meine Dankbarkeit Caution machen?"

Heim eilte nun, seine Dissertation: „De origine calculi in viis urinariis quatenus est arthritidis effectus" (Ueber die Entstehung des Steins in den Harnwegen durch die Gicht) — zu schreiben, und promovirte den 15. April 1772, an demselben Tage mit Muzel. Beide hatten zusammen sechs ordentliche und neun außerordentliche Opponenten und disputirten sine praeside unter Nietzky.

Kurz vor diesem lange ersehnten Ziele kostete es jedoch noch einen harten Kampf mit Nietzky, wovon folgende Briefe Zeugniß geben.

Halle, den 10. März 1772.

Mein liebster Bruder Ludwig. *

Dein Bruder Ernst befindet sich jetzt in großen Schwulitäten. Muzel, mein bester Muzel, ist hier. Ich will mit ihm

* Beim Abgange dieses Briefes scheint der des Bruders vom 10. Februar noch nicht in Heim's Händen gewesen zu sein.

auf Reiſen gehen, und mein alter guter Profeſſor Nietzky will dies durchaus nicht zugeben. Muzel und Nietzky ſind deshalb ſchon entſetzlich aneinandergerathen und haben ſich faſt ordentliche Grobheiten geſagt. Nun beruht alles auf mir. Muzel hat endlich dem Nietzky geſagt, ich könnte thun, was ich wollte, er gedenke mich nicht in meinem Glücke zu ſtören. Heute nun, nachdem ich und Nietzky eine gute Quantität Wein zu uns genommen hatten, deſſen Wirkung ich jetzt noch ſpüre, fingen wir an die Sache zu beſprechen. Nietzky hielt mich kurz und gut für einen Thoren und Narren, wenn ich mit Muzel anders als unter dieſen Bedingungen auf Reiſen ginge: 1) ſolle Muzel alle Reiſekoſten tragen; 2) überdies mir jährlich mindeſtens 200 Rthlr. Salarium geben; 3) wenn wir zurückkehren, müſſe mir Muzel entweder gleich ein Phyſikat verſchaffen, oder doch bis zu einer Verſorgung mir jährlich 400 Rthlr. verſichern; 4) endlich müſſe er mich jetzt auf ſeine Koſten Doctor werden laſſen.

Du ſiehſt ſelbſt leicht ein, mein beſter Bruder, wie unbillig dieſe Conditionen ſind. Nietzky, ſo ehrlich er es auch ſonſt meint, handelt doch in dieſer Sache vielleicht etwas wider ſein Gewiſſen. Er hat ziemlich viel Praxis und iſt dabei äußerſt faul. Seit Michaelis habe ich ihm vom Morgen bis in die Nacht in ſeiner Praxis gedient, ſodaß ich ihm jetzt faſt ganz nothwendig geworden bin. Alle ſeine Schüler veri nominis gehen weg, und alſo bin ich ihm gegenwärtig um ſo weniger entbehrlich. Gehe ich — der ich ihm ſeither, ohne mir zu ſchmeicheln, unter ſeinen Schülern die meiſte Ehre gemacht habe — auch davon, ſo hat er keinen mehr, den er brauchen kann. Es iſt ihm alſo nicht zu verdenken, daß er ſich alle mögliche Mühe gibt, mich hier feſtzuhalten, zumal da ich mich beſtändig in allen Stücken pünktlich nach ſeinem Willen gerichtet habe. Allein, beſter, liebſter Ludwig, es mag nun gehen wie es will, ich begleite Muzel auf ſeinen Reiſen, und ſollte mir Nietzky auch ſpinnefeind werden, uti dicunt Germanici (wie die Deutſchen ſagen). Zwar kann ich nicht leugnen, daß meine Umſtände jetzt ganz gut in Halle ſtehen. Ich habe eine ſtarke Praxis und verdiene ziemlich Geld; allein ich mag doch nicht hier bleiben. Dem Muzel

bin ich gut, und er, er möchte mich vor Liebe ſpeiſen; ich muß mit ihm gehen, und wenn ich auch noch ſo gut in Halle leben könnte. Nietzky nennt dies einen übertriebenen Enthuſiasmus der Freundſchaft, bei dem ich mich ins Unglück ſtürzen würde. Allein ich habe meinem Muzel einmal mein Wort gegeben, und alſo muß ich es auch halten. Uebrigens haben mir auch alle meine andern redlichen Freunde gerathen, hierbei zu verbleiben.

So weit, mein lieber Bruder, ſchrieb ich geſtern, da ich ein bischen zu fidel war. Die Sachen aber, ſo ich Dir ſchrieb, ſind richtig. Nicht war, Nietzky fordert von Muzel zu viel? Muzel hat verſprochen: 1) meine Schulden zu bezahlen. 2) Kommen wir von Reiſen zurück, ſo hat ſein Vater verſichert, daß er auf alle mögliche Art für mich ſorgen wolle. — Bliebe ich hier, ſo müßte ich dem Nietzky zu Gefallen noch ein Jahr Student bleiben, während meine beſten Freunde alle abgehen. Um von meiner Praxis zu leben, müßte ich wenigſtens jährlich 300 Rthlr. verdienen, was doch nicht möglich iſt, da, wie Nietzky ſelber einräumt, Halle nicht der Ort iſt, um Reichthümer durch die Praxis zu erwerben. Nietzky will durchaus einen akademiſchen Lehrer aus mir machen; dazu habe ich keine Luſt, glaube auch, daß ich nicht genug dazu verſtehe. Endlich wird Nietzky ſpäterhin mich ebenſo wenig von hier loslaſſen wollen als jetzt. — Doch genug hiervon. Wird denn mein beſter Vater bald die verſprochenen Gelder ſchicken? — —

Hier folgen Grüße, Beſtellungen und eine Beſchreibung von Muzel's Reiſeplan. Zuletzt heißt es: „Meinen unterthänigen Reſpect an den Herrn Gerichtsrath Baron von Dürkheim. Sein Herr Bruder gibt mir jetzt täglich eine Stunde Unterricht in der Geographie. Dies iſt mir ſehr nützlich."

Aus der vom 4. April datirten Antwort auf dieſen Brief führen wir Folgendes an:

„Du ſcheinſt mir ſehr zweifelhaft und unentſchloſſen über Muzel's Reiſevorſchlag zu ſein, den ich, wenn ich an Deiner Stelle wäre, augenblicklich annehmen würde. Die von Nietzky erhobenen Schwierigkeiten haben fürwahr nicht ſo viel Ge-

wicht, daß ſie Dich abhalten könnten, Deinem Freunde zu folgen."

Die zum Theil ſchon früher angeführten Gründe werden nochmals aufgezählt. Unter den hier noch der Erwähnung bedürfenden Punkten verdient inſonderheit der ſiebente Beachtung, in welchem der mit ſeltenem Scharfſinn begabte Mann ſeinen jüngern Bruder genau ſo hinzeichnet, wie dieſer ſich in ſeinem folgenden langen, thätigen und rühmlichen Leben ausgeprägt hat:

„4) Du wirſt wahrſcheinlich auf Halle und die Grenzen des Saalkreiſes beſchränkt ſein, während Du auf der Reiſe Gelegenheit hätteſt, Orte zu ſehen, wo Du Dich ſpäter möglicherweiſe niederlaſſen könnteſt. Ein junger Menſch, der ſich irgendwo zu placiren wünſcht, muß die Plätze kennen, wie ein Kaufmann die Handelsartikel, mit denen er ſeinen Handel anfangen will. Wenn Du den Plan Nietzky's befolgſt, ſo wirſt Du 5) noch auf lange Zeit von ihm abhängig ſein; denn er ſucht Dich doch in ſeinem eigenen Intereſſe an Halle zu binden; ſonſt würde er Dich, da er vernünftigerweiſe die Nützlichkeit der Reiſe nicht leugnen kann, unter dem Verſprechen der Rückkehr zu ihm, gehen laſſen. Oder wenn es Dir vielleicht einmal nicht gefällt, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen und in ſeine Plane einzugehen, ſo wird er früher oder ſpäter mit Dir brechen. 6) Du läſſeſt die Gelegenheit vorübergehen, den Vater des Herrn Muzel zu verpflichten, was Du theils aus Erkenntlichkeit, theils aus Intereſſe thun mußt; denn, alles wohl erwogen, ſeine Gunſt kann Dir ebenſo nützlich ſein als die Nietzky's. Wenn Du die eine verlierſt, gewinnſt Du die andere. Das Vergnügen und der Vortheil der Reiſe ſind der Ueberſchuß, der die Wage auf die Seite des Herrn Muzel ſinken macht. 7) Du biſt nicht dazu geeignet, Profeſſor zu werden. Du haſt nicht den feinen Geſchmack für Literatur, Eleganz des Stils, noch eine Menge von Dingen, die darauf Bezug haben, wie Klarheit der Gedanken, Schärfe des Ausdrucks u. ſ. w. Ich würde Dich ungern Bücher ſchreiben ſehen; ſie könnten ſehr gute Wahrheiten in ſehr mittelmäßiger Form enthalten. Deine Neigung und Dein Geſchick für die Praxis wird Dich Deine Pflicht

als Profeſſor vernachläſſigen laſſen, oder wenn Du beidem genügen willſt, wirſt Du in beidem ſehr wenig leiſten. Uebrigens 8) glaubſt Du denn, daß es Dir nach Beendigung Deiner Reiſe unmöglich ſein werde, dieſelbe Stellung in Halle wieder einzunehmen, die Du jetzt haſt? Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Du mit mehr Glanz als vorher in Deine alte Carrière wieder eintreten werdeſt. Du ſelbſt ſagſt, daß Nietzky böſe ſei, weil er niemand finde, der Dich ihm erſetzen könne. Nun, er wird Dich alſo mit offenen Armen empfangen, vorausgeſetzt, daß Du Deine frühern Functionen zu ſeiner Bequemlichkeit wieder übernehmen wolleſt.

„Ich könnte noch andere ſehr triftige Gründe anführen.“ —

3.

Studienreiſen.

Am 2. Mai 1772 verließen die beiden jungen Doctoren die Univerſität Halle, und zwar Heim, nach dem Eingange ſeines Reiſediariums, „voll Betrübniß und Schmerz über den Abſchied von ſo vielen guten und wohlthätigen Menſchen, beſonders von ſeinem beſten von Karſtedt“. Nach der Abſicht des Vaters ſollten die Reiſenden zunächſt die Heilquellen Deutſchlands beſuchen und durch chemiſche Zerſetzung prüfen, in den Gebirgen Berg- und Hüttenwerke, übrigens aber gelehrte Männer und Anſtalten kennen lernen, von welchen ſie einigen Gewinn für ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung erwarten durften. Der Winter ſollte dann wieder einem ruhigen Studium auf der Univerſität Leiden gewidmet ſein. Dieſer Plan ſtand, bei ſeiner einleuchtenden allgemeinen Zweckmäßigkeit, überdies im ſchönſten Einklange mit Heim's beſonderer Neigung für die Pflanzenkunde, ſowie Muzel's Vorliebe für die Mineralogie. Heim's obenerwähntes, bis zur Ankunft in Leiden mit dem größten Fleiße geführtes Diarium, ſeine genauen, ſelbſt zierlichen Berichte, welche er abwechſelnd mit Muzel an deſſen Vater ſandte, ſind noch jetzt redende Beweiſe von dem gewiſſenhaften Eifer, mit welchem beide dem Zwecke ihrer Reiſe zu entſprechen bemüht waren. Es würde zu weit führen, auch nur einen Theil der zahlloſen chemiſchen, ärztlichen und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Beobachtungen und

Bemerkungen, welche in jenen so schätzbaren Documenten aufbewahrt sind, hier aufzeichnen zu wollen. Wir werden uns begnügen, nur das allgemeine Bild des gemüthvollen Lebens beider Jünglinge nach einzelnen von ihnen selbst hingeworfenen Zügen aufzufassen. Zur Charakteristik Heim's, des Arztes, muß indeß schon hier bemerkt werden, wie er gleich in Aschersleben, dann in Halberstadt u. s. w., in jedem Orte, wo er einen Kunstgenossen traf, mit seiner noch im höchsten Alter bewunderten Lebhaftigkeit, einem jeden über seine besondere Heilmethode soviel als irgend möglich abzufragen und von Kranken und Krankenhäusern mit seinen scharfen Augen alles auszuspähen bemüht war, was die wunderliche Sitte der Zeit ihm nicht schlechthin verborgen hielt. Heim bekannte, auf diesem Wege ungleich mehr gelernt zu haben als aus akademischen Vorlesungen und Büchern, obwol man heutzutage kaum noch eine Ahnung von den Schwierigkeiten hat, welche damals sich einem solchen Beginnen entgegenstellten. Wir verweisen auf einige Proben, welche unten bei den Hospitälern von Paris erwähnt werden. Selbst der Geheimrath Muzel, als er seinen Sohn ein Jahr zuvor in der Charité in Berlin mit seiner Behandlung der Kranken praktisch bekannt machte, nahm diesem, nach dessen eigenen Worten, das Versprechen ab, „niemand von seinen Methodis medendi, selbst seinen vertrautesten Freunden nicht, auch das Geringste mitzutheilen". — Wie dagegen die Namen dieses berühmten Mannes und seines Bruders Muzel-Stosch den Reisenden die angenehmsten Vortheile gewährten, ist oben S. 46 fg. in der Anmerkung angedeutet worden.

In Halberstadt verweilten die Freunde bei dem Bürgermeister und Doctor Lieberkühn, dem Bruder des früher erwähnten Reisegefährten des Geheimraths Muzel. Von da zogen sie nach Blankenburg zu dem Bergrath Kramer, um nach dessen Rath und Lehre den Unterharz, dessen Hüttenwerke und Naturmerkwürdigkeiten kennen zu lernen. Die Baumannshöhle befriedigte Heim's Erwartungen nicht; er meint, was in Büchern am meisten davon gerühmt werde, sei für den Naturforscher nur Kinderspiel. Darauf wurde von Wernigerode aus der Brocken bestiegen. Wie scharf Heim die Natur

beobachtete und alles ihm Wichtige unter täglichen körperlichen Anstrengungen aufzeichnete, davon zeugen neben den schon gedachten zahllosen medicinischen Bemerkungen auch Stellen folgender Art in seinem Tagebuche. Nachdem er den Rath Schröder zu Wernigerode als Botaniker geschildert hat, fährt er fort: „Von seinen botanischen Observationen waren mir diese merkwürdig: 1) Wenn das Lilium martagon drei bis vier Jahre in einem Garten steht, so verändert es ganz den gewöhnlichen Habitum seiner Blüte und nimmt eine weiße Farbe an. 2) Die Osmundam lunariam findet man nie anders als auf der Nordseite der Berge. 3) Alle Plantae lactescentes, wenn ihr Stengel oft gedrückt wird, bekommen einen breiten Stengel und allmählich eine ganz wunderbare Gestalt u. s. w." Ebendaselbst lernt er von einem Apotheker Fische aufleimen und beschreibt das Verfahren auf das genaueste. Goslar, mit den Werken des Rammelsberges und an der Oker, überdies die Bekanntschaft des Doctor Herzog, eines Schülers des Geheimraths Muzel, gewährten der allseitigen Wißbegierde der jungen Doctoren ein reiches Feld. Vorzüglich aber scheint der Zehntgegenschreiber Volkmar durch seine umfassenden Kenntnisse und durch seine Gastfreundlichkeit, welche durch die Tugend und Anmuth seiner jungen Gattin um vieles erhöht wurde, die Jünglinge länger hier gehalten zu haben, als es im Plane ihrer Reise gelegen haben mag. Sie blieben vom 21. Mai bis 5. Juni daselbst, und der Abschied preßte besonders Muzel bittere Thränen aus, wie Heim in einem sehr sauber geschriebenen Briefe, nach einer umständlichen Schilderung dieser schönen Tage, der Schwester des Freundes berichtete.

Wie durch und durch glücklich sich Heim hier fühlte, sagen folgende Worte seines Tagebuchs. Er war am 25. Mai botanisirend durch Wald und Gebirg gezogen und ging abends vom Kloster Richenberg nach Goslar zurück: „Der Abend war sehr schön, mein Körper gesund und meine Seele heiter. Der ganze Heim war also recht in seinem Gott vergnügt und zufrieden. Zuweilen dachte ich an ein schönes tugendhaftes und munteres Mädchen, deren Umgang mir noch zu fehlen schien, wenn ich in allen Stücken genug haben wollte."

.... Aus einem am 24. Mai in Goslar begonnenen, den 7. Juni aus Klausthal an seine beiden Brüder Ludwig und Anton abgesandten ausführlichen Bericht werden folgende Stellen hier einen schicklichen Platz finden:

„Meine Dissert. inaug. werdet Ihr erhalten haben, meine besten Brüder. Es war am 2. Mai, als ich das liebe Halle verlassen mußte, was mir in der That sehr wehe that. Bedenket selbst, wie viele Wohlthäter und Freunde in diesem Orte zu meinem zeitlichen und zu meinem moralischen Glücke beizutragen bemüht gewesen sind und mir alles in Ueberfluß gewährt haben. Der Abschied vom Herrn Professor Nietzky und von meinen treuen Freunden von Karstedt, besonders dem Aeltesten, war mir das Traurigste. Nietzky war sehr gerührt, wünschte mir mit den nachdrücklichsten Worten allen Segen zu meiner Reise, bat mich inständig wieder nach Halle zurückzukommen, und verehrte mir noch 10 Dukaten. Um meinen Freunden von Karstedt beim Abschiede noch einen recht feurigen Dank für alle die vielen mir erzeigten Wohlthaten zu sagen, trank ich zuvor bei Herrn Professor Nietzky ein Glas Wein mehr. Allein da ich in ihre Stube trat, fingen beide an stark und bitterlich zu weinen; sie dankten mir für alle ihnen bewiesene Freundschaft, und ich — ich konnte kein Wort reden, sondern mochte ganz in Thränen zerfließen. An diesem und am folgenden Tage kam kein anderer Gedanke in meine Seele als Gott, dem ich so vielen Dank schuldig bin für die unendlich vielen Wohlthaten, so er mich seit sechs Jahren in Halle genießen lassen — und die beiden Herren von Karstedt, welche mir so viel Gutes gethan haben, und von welchen besonders der Aeltere mein herzlicher Freund ist.

„Von Halle gingen wir mit der Post über Bernburg, Aschersleben nach Halberstadt. In Aschersleben besuchte ich mit Muzel, an welchen lieben Freund, ob er gleich bei mir war, ich in diesen ersten Tagen wenig oder gar nicht gedacht habe, den Dr. Kilmar. Auch dessen Frau bekamen wir zu sehen, die Tochter aber nicht. Jetzt, wo ich die Menschen etwas besser kenne und durch meinen Freund Muzel kennen lerne, muß ich aufrichtig gestehen, daß mir die Leute nicht besonders gefielen. Der Doctor ist in der Medicin ein dummer Teufel.

Seine Antworten auf verschiedene Fragen waren seicht und gedankenlos. Die Frau wollte desto gelehrter sein und ist es vielleicht auch wirklich. Sie sprach von Curmethoden, erzählte Historias morborum (Krankheitsgeschichten) nebst den gebrauchten Medicamenten, und dies alles in Terminis artis (Kunstausdrücken). Dies war mir zu toll. Gelehrte Weiber taugen nichts. Sonst wurden wir sehr wohl aufgenommen; ich versprach auch dem Doctor, ihn in drei Jahren nach der Rückkehr von meinen Reisen wieder zu besuchen, und dies schien ihn aufmerksam zu machen. Meint er, ich habe noch Lust, seine Tochter zu heirathen? Um ihn nicht in dieser Meinung zu bestärken und vielleicht seine Tochter von einer guten Partie abzuhalten, werde ich ihm lieber nicht schreiben, ob ich ihm dies gleich beim Abschiede zusagte. — —

„Das Wetter an diesem Tage (den 20. Mai auf dem Blocksberge) war schön und der Himmel heiter. Wenn Ihr Botanici wäret, so könnte ich Euch die wichtigsten Dinge berichten, so wir an den Lichenibus, Algis, Muscis, die alle so klein sind, daß kaum der hunderttausendste Mensch selbige wahrnimmt, beobachtet haben. Das Gaudium, so ich bei der Anschauung und Untersuchung dieser kleinen Gewächse empfinde, geht über alles. Die 16 Louisdor durch Euch und die 12 Louisdor, so mir meines Freundes Herr Vater geschickt, haben mich nicht so entzückt als ein einziges von den winzig kleinen Moosen, die oft nur dem Schimmel gleichen, in ihrer Structur aber so künstlich und niedlich erschaffen sind, daß man vor Bewunderung des Schöpfers alle andern Gedanken verliert.

„Bis hierher sind wir in allen unsern Unternehmungen glücklich gewesen, und überall, wo wir hingekommen sind, hat es an guter Aufnahme nicht gefehlt. Ich bin seither ernsthafter gewesen als sonst, da ich sehr viel an Halle gedacht habe, absonderlich an meinen ältesten Herrn von Karstedt. Ueberdies ist meine jetzige Lebensart himmelweit von der in Halle unterschieden. Dort fragte ich eigentlich nach keiner Seele etwas; jetzt aber ist es anders, und man muß sich oft etwas biegen und schmiegen. Doch wird man diesen Reisecommerce auch bald gewohnt — salva fidelitate consueta. — Da ich zuvor von Louisdor gesprochen, so muß ich Euch

noch melden, daß am Tage vor unſerer Abreiſe meines Freundes Herr Vater mir noch 12 Dukaten zum Präſent machte. Auch bekam ich von einem Patienten 4 Dukaten, ſodaß ich jetzt 22 Dukaten habe. Geld genug! welches ich aber nicht ausgeben werde, es ſei denn, daß es mein Freund braucht. Was er hat, habe ich auch u. ſ. w. Beim Botaniſiren denke ich oft an unſern braven Bruder Fritz und wünſche ihn bei mir zu haben. Wenn einer von Euch ihm ſchreibt, ſo ſage er ihm, was wir an dem Teiche zwiſchen Mehmels und Waſungen blühend gefunden und ich ihm für Cardamine amara gegeben, ſei Sisymbrium nasturtium aquaticum." — —

Nach einer ausführlichen Bereiſung der Gegenden und Bergwerke von Zellerfeld, Klausthal und Oſterode gelangten die Freunde nach Göttingen. Aus Heim's vielen Bemerkungen über die Männer und Anſtalten, welche er hier kennen lernte, heben wir nur Folgendes aus. Er vernahm, daß der Profeſſor Murray, der Aufſeher des Botaniſchen Gartens, mit dem Reichthume ſeiner Pflanzen ſehr karg ſei. Dennoch machte er ſich ein Gewiſſen daraus, hinter deſſen Rücken den Gärtner durch Geſchenke freigebig zu machen. Er wendet ſich alſo mit höflichen Bitten an Murray, ihn dabei erinnernd, wie er wohl wiſſen werde, daß einen Botanicus ſeine Leidenſchaft ja doch nicht ruhen laſſe, bis er ſich im Beſitz der geliebten Pflanzen befinde; weshalb er zu heimlichen oder gewaltſamen Mitteln greifen müſſe, wenn er auf erlaubtem Wege nicht zu ſeinem Ziele gelangen könne. Dabei wird der Profeſſor, gleichſam wie eine der Pflanzen, unter denen er wohnt, alſo beſchrieben: „Corpore mediocris magnitudinis, bene proportionato, facie colorem cupreum induente punctis elevatis notata; oculis obliquis, vestimentis albicantibus" etc. (Er hat einen mittelgroßen, wohlproportionirten Körper, ein faſt kupferfarbiges, mit erhobenen Punkten verſehenes Geſicht, ſchief geſchlitzte Augen, weißliche Kleidung u. ſ. w.). — Jene Vorſtellung wirkte zwar etwas, reichte aber nicht zu, und der Gärtner mußte noch in Anſpruch genommen werden.

Von Göttingen aus machte Heim ſeinem geliebten Freunde Reinhard in Mühlhauſen einen Beſuch. Nachdem dieſer Halle verlaſſen, hatte er noch ein Jahr in Helmſtädt, in naher Ver-

bindung mit dem berühmten Beireis, zugebracht. Heim ſcheint vorzüglich merkwürdig geweſen zu ſein, daß der große Chemikus ſich ſelbſt ein Kleid gefärbt hatte, welches, ſeine Farbe wechſelnd, in Zeit von einigen Stunden bald roth, bald blau, bald grün ausſah. Recht ein Troſt war es ihm, daß Reinhard verſicherte, Beireis ſei bei ſeiner großen Gelehrſamkeit ein frommer, in allen Stücken mäßiger Mann, der jedermann gern diene. Immer ſah der offene, biedere Jüngling das Herz an, und mancher, den die Welt hoch ehrte, bekam in ſeinen Bekenntniſſen ſein gebührend Theil. Dagegen verweilte er auf dem Harz liebevoll bei einem kleinen Pochjungen (einem bei den Poch- und Waſchwerken arbeitenden Bergmannsknaben), deſſen einfache, chriſtliche Antworten über ſeine Pflichten, über ſein dürftiges, mühſeliges und dereinſt als Bergmann ſo gefahrvolles Leben ihn entzückten.

In Göttingen empfing Heim die Antwort ſeines Bruders Ludwig auf ſeinen Brief vom 7. Juni. — Eigene Beſchwerden und der ſtündlich befürchtete Tod einer hochgeſchätzten Dame am Hofe hatten dieſen in eine trübe Stimmung verſetzt. Der Tod iſt gewiß etwas höchſt Unbedeutendes, aber wie ſchwer iſt es nicht, zu ſterben! ruft er aus. Wir übergehen die reichhaltigen Betrachtungen und belehrenden Winke über die fernern Plane der Reiſenden. Indeß ſcheint folgende Stelle doch hierher zu gehören:

„Ich gratulire Dir zu der großmüthigen Freigebigkeit, welche man bei Deiner Abreiſe von Halle gegen Dich an den Tag gelegt hat. Namentlich werde ich nicht müde, die Güte der Familie Muzel's für Dich zu bewundern; ſie überſteigt weit alle meine Hoffnungen. Die 12 Louisdor zur Promotion waren ſchon ein beträchtliches Geſchenk, wiewol die Noth, in der Du Dich befandeſt, ein edler Grund für ſie ſein konnte, es Dir darzureichen. Aber noch 12 Dukaten zu einer Reiſe, die Du auf ihre Koſten machſt, das kann ich mir nicht erklären, wenn ich mir nicht eine beſſere Idee von dem Menſchen im allgemeinen bilden will, als ich ſie gegenwärtig habe. Die Wohlthaten Deines liebenswürdigen Freundes konnten aus warmer und aufrichtiger Freundſchaft entſpringen, deren man in der Jugend fähig iſt; jedoch die Handlungs-

weise seines Vaters gegen Dich muß ihren Grund in dem Wohlwollen und der Uneigennützigkeit einer großen Seele haben, wie vielleicht keine zweite in der Welt zu finden ist. Umarme Deinen treuen Freund tausendmal von mir und sage ihm über den verbindlichen Brief, den er mir geschrieben, alles, was Deines Wissens einigen Eindruck auf ihn machen könnte. Er thut so viel für einen Sohn unsers Vaters, daß er mit vollem Rechte auf die Erkenntlichkeit der fünf andern rechnen kann, von denen ich immer der erste sein werde, ihm zu zeigen, wie sehr ich für seine edle Denk- und Handlungsweise empfänglich bin. Von Nietzky habe ich wol vorausgesehen, daß seine Unzufriedenheit nicht ewig sein werde. Du wirst ihm nach Deiner Rückkehr immer willkommen sein, er ist gewiß ein Ehrenmann, aber .... — —

„Das Interesse ist die große Feder, durch welche man das ganze menschliche Geschlecht in Bewegung setzt — ich nehme Muzel, Vater und Sohn, aus. — Du wirst immer gut thun, Dir sein Wohlwollen zu erhalten; aber verzeih es einem Dritten, wenn er in seinem Betragen nichts Besonderes finden kann. Unser Vater hat mir versprochen, ein Dankschreiben an ihn zu richten." — —

Wegen der folgenden Erwiderung des heitern Ernst kann auch der Schluß des Briefes nicht übergangen werden. Nachdem zuvor vollständig über die Glieder der Familie berichtet worden, fährt Ludwig fort:

„Früher hatte ich sehr viele Verbindungen in der Stadt, allmählich aber verengt sich der Kreis meiner Freunde unvermerkt; ich sage in der Stadt, denn bei Hofe findet mein den Freuden der Freundschaft zugängliches Herz sehr gut seine Rechnung, wie viel Böses man auch sonst von den Höfen im allgemeinen sagen mag. Der einzige Nachtheil, welcher in Bezug auf Freundschaft für mich aus dem Leben bei Hofe entspringen könnte, ist vielleicht der, daß man zu geschickt wird, die Schwächen, Absichten und Wünsche der Menschen zu durchschauen, und dadurch verhindert, sich offen mitzutheilen; außerdem verfeinert sich der Geschmack dermaßen, daß man in der Wahl seiner Freunde zuweilen zu delicat ist. Wie dem auch sei — Du bist mein lieber Bruder." — —

Aus der noch aus Göttingen abgeſendeten Antwort heben wir nur den Schluß hier heraus:

„Von dem Baron von Dürkheim habe ich aus Jena einen ſehr freundſchaftlichen Brief erhalten. Du gabſt mir vor einigen Jahren den Rath, ich möchte mich mit dieſem Herrn näher bekannt machen, damit er in ſeinen Briefen nach Meiningen zuweilen etwas zu meinem Lobe mit einfließen laſſen könnte. Ich glaube faſt, Dein Wunſch iſt mehr denn zu gut erfüllt worden. Ja, Bruder, bin ich nicht ein ganzer Mann? Wer hat ſo viele Freunde, echte Freunde aufzuweiſen als ich? Denke an Muzel, Reinhard, von Karſtedt, von Dürkheim, Hermann und noch viele Andere, unter welchen Du ſelbſt einer der vornehmſten biſt. Was willſt Du mir nun für ein Antidotum geben, wenn ich mich meiner Freunde, meines Glückes rühme? Ich leſe Deine Gedanken gar zu gern; beantworte mir dieſen Punkt. Jetzt, da ich bereits über zwei Monate das Studentenleben verlaſſen habe, erkenne ich immer mehr und mehr, wieviel Lebensart mir noch mangelt. Vom Ceremoniell weiß ich nicht das Geringſte, nach welchem man einem jeden Stande in der Welt begegnen muß. Wie glücklich wollte ich mich ſchätzen, wenn ich in dieſer Hinſicht einige Monate bei Dir an Deinem Hofe in die Schule gehen könnte. In Halle bin ich zwar auch mit vornehmen Leuten umgegangen, aber alles geradezu, ſo wie mir es gut dünkte. Außerhalb der Univerſität iſt das nun ganz anders. Ich habe ſchon manchen Verſtoß gemacht, und ich glaube, es wird noch mancher gemacht werden, ehe ich einem jeden ſeine gebührende Ehre werde erweiſen und dabei die meinige behaupten können. Ach, liebes Brüderchen! wie vieles werde ich noch erfahren müſſen, ehe ich le goût un peu fin et délicat in den moribus sublimioribus (erhabenen geſelligen Regionen) der Menſchenkinder empfinden und im Reden beobachten werde! Wie oft wird man mich deshalb nicht noch auslachen, noch mehr, als ich ſonſt zu lachen pflegte, wenn ich einen hörte, der anders ſprach, als ihm der Schnabel gewachſen war. Beſonders wird es ſchwer halten, mit dem Frauenzimmer fertig zu werden, wo man ſo leicht anſtößt. Doch observando (durch Beobachtung), ſagt Nietzky, kann man alles lernen. Eben

jetzt komme ich von dem Herrn Professor primarius Walch. Laß Dir den Spaß erzählen. Heute früh sage ich der Aufwärterin, sie solle mich bei dem Professor Weiß, einem Pflanzenkenner, anmelden. Diese aber versteht unrecht und meldet mich bei Walch an. Dieser empfängt mich höflichst, und nachdem einige indifferente Reden gewechselt worden, so fange ich an, ihn als einen großen Kryptogamisten zu rühmen. Darüber schien er erstaunt, besann sich aber und sagte, ich würde wol seinen Bruder in Jena meinen. Nun wurde ich bald meinen Irrthum gewahr und sagte ihm, ich hätte geglaubt die Ehre zu haben, den Herrn Professor Weiß zu sprechen, freute mich aber zu der noch viel größern Ehre gelangt zu sein, einem so weltberühmten Manne meine Aufwartung zu machen. So brachte ich noch eine halbe Stunde sehr angenehm bei diesem Herrn zu, der ebenso gefällig und gesprächig ist als sein Herr Bruder, der Professor eloquentiae in Jena. Accidit in puncto, quod vix speratur in anno (augenblicklich geschieht, was kaum in Jahren erhofft ward), möchte ich hier sagen." — —

Den 17. Juli verließen die Freunde Göttingen, um nach Hannover und dann links nach den vielerlei Heilquellen in den Wesergegenden zu reisen. Ein Misverständniß des Postschreibers in Hannover, welcher statt Hagenburg, wohin die Reisenden nach einem mehrtägigen, vergnügten und lehrreichen Aufenthalt in Hannover verlangten, Haarburg verstanden hatte, führte sie nach Celle. Hier machten sie indeß mit dem Leibmedicus Taube und andern Gelehrten Bekanntschaft, sahen das Zucht- und Irrenhaus, und fuhren sehr befriedigt zurück über Hannover nach Hagenburg. Nun untersuchten sie die Quellen bei Rehburg, Stadthagen und Nenndorf. Sie erkannten sogleich die Wichtigkeit dieser letzten, damals noch fast wüsten und unbeachteten, seitdem so berühmt gewordenen Schwefelquelle. Der damalige Brunnenarzt zu Stadthagen, Professor Schrader aus Rinteln, machte ihnen den Aufenthalt in dieser Gegend doppelt angenehm. Sie besuchten auch die Feste Wilhelmsstein auf dem Steinhudersee, und Heim erläutert seine Beschreibung dieses Wunderwerks sogar durch eine Zeichnung aus der Kirche, wo in einem die Gottheit andeutenden Strahlen-

kreiſe die Strahlen aus Piſtolen, Flintenläufen, Bajonneten und Degenklingen gebildet ſind. In den ſchönen Gegenden mußte der oft ſchwermüthige Muzel überall in den Ton des heitern Gefährten ſtimmen. Wie ſie beide in ſchuldloſer Freude dahinlebten, mögen wenige Zeilen aus einem ſehr ausführlichen Briefe Heim's an die Schweſter ſeines Freundes bekunden: „Zu Hagenburg begegnete meinem Freunde ein ganz natürlicher, und dennoch wunderbarer Zufall, den ich außer Ihnen niemand erzählen möchte. Gleich beim Eintritt in den Gaſthof bemerkte ich ein im Hauſe dienendes Bauermädchen von überaus ſchönem Gebäude des Körpers und von den ſanfteſten und unſchuldigſten Geſichtszügen, aus denen ich gleich auf eine ſanfte und unſchuldige Seele ſchloß. Mein ganzes Ich war Feuer und Bewegung bei dieſem Anblick. Jedoch da ich an dieſem Tage bei ſchönem Wetter gereiſt war, mich an Seele und Leib munter und geſund befand, ſo glaubte ich, der Grund meiner Bewegung möchte eher in mir als in jenem Mädchen liegen. Des folgenden Tages betrachtete ich ſie wieder und fand ſie noch ebenſo ſchön, weshalb ich meinen Freund auf ihre glückliche Geſichtsbildung aufmerkſam machte. Sie war ihm noch nicht aufgefallen; nun er aber dies unſchuldige Kind anſah, empfand er noch weit mehr als ich. Er zitterte und bebte, und konnte ſich nicht enthalten, ihr einen Kuß zu geben, wobei dies gute Kind, ſo noch ganz Natur und Unſchuld war, erröthete. Da dies Mädchen meinem Freunde eine der größten und unſchuldigſten Freuden gewährt hatte, welche Sterbliche genießen können, ſo fühlte er ſich zur Dankbarkeit gegen ſie verpflichtet und ſchenkte ihr einen Dukaten, wobei er ſich denn noch einen Kuß von ihr ausbat. Er unterließ daneben nicht, das Mädchen zu einem fernern unſchuldigen Leben zu ermahnen, war, ſolange wir uns in Hagenburg aufhielten, immer vergnügt und verließ dieſen Ort nicht mit völliger Gleichgültigkeit. — Dieſe Geſchichte, Mademoiſelle, kann Ihnen beweiſen, daß mein Freund nicht ſo ſtoiſch mehr iſt als vor vier Jahren, da ich das Glück hatte, in ſeine Bekanntſchaft zu gerathen.“

Sie gingen hierauf nach Pyrmont und Driburg und machten einen Abſtecher nach Schwöbbern, die damals noch

in Deutschland einzigen Pflanzungen ausländischer Gewächse in dem Garten des berühmten Hausvaters von Münchhausen kennen zu lernen. Als dieser edle Mann die jungen Naturforscher in seinem Garten so vertraut mit seinen Bäumen und Pflanzen fand, behielt er sie drei Tage bei sich, schloß herzliche Freundschaft mit ihnen und entließ sie mit reichen Geschenken für ihre Herbarien.

Sie wendeten sich darauf nach Detmold, wo sie bei dem Generalsuperintendenten Stosch, Muzel's nahem Verwandten, einkehrten. In seinem bedenklichen, oft ängstlichen Sinn bildete sich Muzel ein, zwei Gäste könnten dieser zahlreichen Familie leicht lästig werden. Sein munterer Gefährte, jene Einbildung zwar keineswegs theilend, gab doch dem Freunde sogleich nach und wanderte am folgenden Morgen fort in die Berge, fand in Herfort und Bielefeld alte hallesche Freunde, machte bei Gesang und Gläserklang neue Brüderschaften und kam nach mehrern Tagen, mit Moosen und Pflanzen beladen, wieder in das Stosch'sche Haus, wo er, nach einigen gerechten Vorwürfen über sein plötzliches Verschwinden, mit der größten Freundschaft und Liebe in den Kreis der glücklichen und frommen Familie gezogen wurde. So erkannte denn Muzel wiederum, was den Freunden in Halle von ihrer geliebten Leo oft gesagt worden war, wie der eine in seinem leichten heitern Gemüthe einen tausendfach höhern Schatz besitze als der andere in den ihm zugefallenen äußern Gütern.

Von den vielfach interessanten Einzelheiten der fernern Reise über Meinberg, Bollenberg, Kassel, Hofgeismar, Wabern, welches der Basaltberge wegen aufgesucht wurde, Wildungen nach Gießen und Frankfurt a. M., mag des Chemikers Karthäuser zu Gießen gedacht werden, mit welchem sich die beiden Doctoren näher befreundeten. Weil indeß schon früher in Heim Zweifel über die religiöse Gesinnung dieses Gelehrten entstanden waren, so befleißigte er sich nicht gerade des ausgezeichneten Respects, welcher nach seines dadurch nicht wenig geängstigten Freundes Meinung einem berühmten Professor gebührte.

Die Reisenden scheinen vornehmlich durch die mühsamen Wege nach den vielen zu untersuchenden Mineralbrunnen mit

der Zeit ſehr ins Gedränge gekommen zu ſein, daher auch die von Heim aus Kaſſel und Frankfurt an die geliebten Brüder gerichteten Briefe meiſt nur eine flüchtige Aufzählung der täglichen Ereigniſſe enthalten. Folgende Fragmente mögen jedoch dazu beitragen, uns das Bild der Reiſe zu vergegenwärtigen:

Kaſſel, den 3. September 1772.

Zu Detmold wohnten wir bei dem Herrn Generalſuperintendent Stoſch, einem nahen Verwandten meines Freundes. Daſelbſt haben wir uns 14 Tage aufgehalten, in welcher Zeit ich aber botanisando in der Gegend bis Herfort und Bielefeld umhergegangen bin, auch mit meinem Freunde den 3 Meilen von Detmold entfernten Geſundbrunnen zu Driburg unterſucht habe. An allen Orten habe ich Vergnügen und Geſundheit genoſſen, doch an keinem mehr als in dem Hauſe des Herrn Generalſuperintendenten. Von dieſem Manne und ſeiner Familie, welche aus der Frau, drei erwachſenen Töchtern und noch drei Kindern beſteht, ſind wir mit überaus großer Güte behandelt worden. Er iſt ein ſehr gelehrter Mann, ein wahrer Chriſt und Menſchenfreund. Seine Frau, eine Holländerin von Geburt, beſitzt das beſte Herz von der Welt. Bei ſo liebenswürdigen Eigenſchaften der Aeltern könnt Ihr Euch leicht denken, daß auch die Kinder ihnen ähnlich ſeien, und daß es mir überaus wohl unter ihnen gefallen haben müſſe. Wenn ich alles das beſondere Gaudium, ſo mir hier geworden, Euch beſchreiben wollte, ſo könnte ich viele Bogen damit anfüllen. Kurz, Euer Bruder, meine zärtlich geliebten Brüder, hat hier recht in ſeinem Gott vergnügt gelebt. Der 30. Auguſt war der Tag der Traurigkeit, wo wir uns von dieſen vortrefflichen Menſchen, unter denen ich ewig hätte bleiben mögen, trennen mußten. — —

Von Unglück weiß ich nichts zu ſagen, wiewol mir ein großes hätte begegnen können. Mein Freund reitet von Detmold allein nach Paderborn, verirrt ſich unterwegs, und da er ein ſo ſchlechtes Geſicht hat, ſtürzt er mit dem Pferde in einen Sumpf, aus welchem er mit genauer Noth ſein Leben rettet. Was würde der Vater geſagt haben, wenn er hier

ſeinen einzigen Sohn verloren hätte? Feſt habe ich bei mir beſchloſſen, ihn niemals wieder allein reiſen zu laſſen. Mit meinem Muzel, der ſich Euch allen beſtens empfiehlt, lebe ich auf dem alten Fuße. Wenn ich nicht mit andern Menſchen Umgang haben muß, ſo iſt mir der ſeinige allezeit der angenehmſte und nützlichſte. Er iſt mein Rathgeber, Leiter und Wächter meiner Handlungen, ſowie ich dagegen oft der ſeinige bin. Einer iſt bald Lehrer, bald Schüler des andern. Auf dieſe Art verſchaffen wir uns hier auf dieſer Erde einen Himmel, in welchem wir ſo miteinander zu leben uns bemühen, wie wir dort einſt wirklich zu leben gedenken. Das iſt ein Gaudium!

Von Geſundbrunnen darf ich Euch nichts ſchreiben, da Ihr keine Aerzte, keine Chemici ſeid, ebenſo wenig von Pflanzen, mit welchen ich mich bisher ſo viel beſchäftigt habe. Ja, liebe Brüder, davon habt Ihr keinen Begriff, was für ein unbeſchreibliches über alle andern weit erhabenes Vergnügen es iſt, neue Pflanzen zu finden. Neulich fand ich in Schellpyrmont eine Pflanze, welche ich ſchon längſt mit dem größten Verlangen zu ſehen gewünſcht hatte, Ophrys corallorhiza, worüber ich vor Freude in Extasin (Entzücken) gerieth, und mein Freund, der ſehr hypochondriſch war, alle Hypochondrie völlig vergaß. Tantus est florum amor! (So groß iſt die Liebe zu den Blumen!)

Mit unſern Finanzen ſteht es ganz gut, wiewol wir weit mehr ausgeben, als wir uns hätten träumen laſſen. Hannover, Celle, Pyrmont haben ſchweres Geld gekoſtet. Die Dukaten verſchwinden, als flögen ſie davon, ob ſie gleich vom ſchwerſten Metall ſind. Wenn wir nicht einen gemeinſchaftlichen ſo gütigen Vater hätten, der in jedem ſeiner Briefe an meinen Freund verſpricht, es uns nie an Geld mangeln zu laſſen, ſo würde uns für die Zukunft nicht wohl zu Muthe ſein. Das Geld, mit welchem wir bis Frankfurt ausreichen ſollten, war in Detmold ſchon faſt zu Ende, daher ſich Muzel von ſeinem Vater noch 20 Dukaten ausbat. Sogleich erhielt er Antwort und ſtatt 20 erfolgten 40 Dukaten. Iſt dies nicht ein vortrefflicher Vater? Da Ihr ihn gewiß lieben werdet, ſo ſchreibe ich Euch dies zur Stärkung Euerer Liebe.

Er hat mir aufgetragen, ihm alle vier Wochen genaue und ausführliche Nachrichten über unſere Reiſe zu geben, weshalb ich auch ſchon zwei Briefe mit allem Fleiße und Nachdenken niedergeſchrieben und abgeſendet habe. — —

Frankfurt, den 18. September 1772.

Den Brief, ſo ich von Kaſſel aus an Euch geſchrieben, liebe Brüder, werdet Ihr erhalten haben. Ich habe großes Verlangen, zu erfahren, wie es Euch und unſern lieben Aeltern geht. Zu Kaſſel habe ich mich mit meinem Freunde vier Tage aufgehalten und in Geſellſchaft des Herrn Profeſſor Schleger, eines geſchickten und erfahrenen Arztes, die Kunſtkammer, das Modellhaus, den Bilderſaal, die Menagerie, die Aue, den Winterkaſten, das ſogenannte Bad und andere Raritäten mehr geſehen. Im Winterkaſten ſind wir bis in die Keule des Hercules penetrirt. Alles hat mir ſehr wohlgefallen, ausgenommen die Aue, wo man zu viele Bäume geſchändet und zu Misgeburten gemacht hat, welches einem Botanico nothwendigerweiſe ſehr zuwider ſein muß. — —

Von Kaſſel aus ritten wir nach Hofgeismar, um den dortigen Geſundbrunnen kennen zu lernen. Die daſelbſt befindlichen Anſtalten übertreffen an Schönheit und Pracht alles, was wir bisher geſehen haben, inſofern man nämlich die Kunſt der Natur vorzieht. Wir machten die fünf Stunden zurück, da es ſchon dunkel wurde, mit ziemlich elenden Pferden in zwei Stunden. Als es bergab ging, wo wir billig langſam hätten reiten ſollen, hatte mein beſter Muzel das Unglück, zu ſtürzen, ſodaß ich glaubte, er würde Hals und Beine brechen. Zum Glück kam er mit geringen Schmerzen davon, und wir ritten ebenſo ſcharf weiter, nur daß wir die Berge hinunter vorſichtiger waren. Den 5. d. M. verließen wir Kaſſel und fuhren nach Wabern. Unterwegs war ich nahe daran, auf dem Poſtwagen mit einem Spanier Händel zu bekommen wegen des Tabacksrauchens; wäre ich nicht noch vernünftig genug geweſen, ſo hätte es derbe Prügel ſetzen können, wobei der Spanier gewiß zu kurz gekommen wäre. In Wabern wurde der Streit dem Poſtmeiſter, einem großen, anſehnlichen Heſſen, zur Entſcheidung proponirt, welcher mir

völlig Recht widerfahren ließ und den Spanier tüchtig heruntermachte. In Frankreich weiß ich wohl, wo die meisten Menschen aus Kalb-, Hühner- und Taubenfleisch zusammengesetzt scheinen, ist es auf einigen öffentlichen Wagen verboten, Taback zu rauchen; daher ich es dort auch herzlich gern meiden werde. Allein in Deutschland, wo man den Taback noch zu schätzen weiß, findet jenes Verbot nicht statt. Im Gegentheil habe ich zu meinem Vergnügen erfahren, daß es schwer verpönt ist, auf dem Postwagen Schießpulver mit sich zu führen, oder sonst zu transportiren, damit die Passagiere ohne allen Schaden Taback rauchen mögen. An unserm Wirth in Wabern, dem Postmeister, fanden wir einen vortrefflichen Mann, der in allen seinen Handlungen Aufrichtigkeit und Großmuth bewies. Den 6. d. M. traten wir eine Fußwanderung an in Begleitung eines großen und starken Boten, eines der wackersten Männer, welcher uns durch seine Dienstfertigkeit und seine Denkungsart unterwegs tausend Vergnügen machte. Sein Leben ist gewiß merkwürdiger und verdiente eher aufgezeichnet zu werden als das so manches Gelehrten, der, bei Licht betrachtet, ein unedler und niedriger Mensch ist. Wir gingen zuerst nach Felsburg und bestiegen hier die steilen und nackten Felsen, welche aus Basaltsäulen gebildet sind, und welche uns mehr in Verwunderung setzten und größeres Vergnügen in uns erweckten als alle Kunst, die man uns in Kassel gezeigt hatte. Darauf wendeten wir uns nach dem Gudensberg und bestiegen mit nicht geringer Lebensgefahr bei heftigem Toben des Windes und in starkem Regen die hohen Felsen, welche ebenso aus Basaltsäulen aufgebaut sind. Ziemlich hungerig und sehr vom Klettern ermüdet kamen wir mittags vor der Stadt Gudensberg an, wo uns die Wache nicht zum Thore einlassen wollte, weil wir keinen Paß hatten. Wir sahen an Kleidern und an unsern Haaren ziemlich confiscirt aus und man mochte uns für Landstreicher halten. Zum Glück kam ein ehrlicher Feldscher von der dasigen Garnison dazu, der uns tags zuvor in allen Ehren auf dem Postwagen hatte sitzen sehen; dieser half uns durch, ohne uns übrigens zu kennen. Als wir gegessen hatten und weiter reisen wollten, wurden wir wieder

nicht zum Thore hinausgelaſſen, da eben Sonntag war, wo während des Gottesdienſtes die Thore verſchloſſen bleiben. Erſt um halb drei Uhr erkannte uns der Offizier als Doctores an und ließ uns ziehen. Wir legten an dieſem Tage noch fünf Stunden über Fritzlar bis Wildungen zurück. Hier hielt es ſchwer, ein Unterkommen zu finden, und die Wirthsleute ſahen uns mit ſchelen Blicken an. Als wir dies merkten, ließen wir einen Dukaten wechſeln, was ſehr auffallende Wirkungen that. Das ganze Haus ſtand uns jetzt zu Befehl, nachdem man uns zuvor kaum ein elendes Stübchen einräumen wollte. Der Dukaten brachte an dieſem Abend noch zwei Tauben ums Leben, die gebraten auf unſern Tiſch flogen. Unſer Wirth ſchien jedoch, wie wir beim Abſchiede aus der Rechnung erſahen, den Schluß gemacht zu haben, daß, wo Ein Dukaten ſei, ſich noch mehrere finden würden. Den 7. abends gelangten wir mit unſerm wackern Boten wieder nach Wabern und den 8. hatte ein jeder den ganzen Tag zu thun, ſein Diarium gehörig zu ergänzen. Abends um 6 Uhr wollten wir mit der Poſt abfahren, erhielten aber keine Plätze mehr, daher uns nichts übrigblieb, als unſere Sachen auf den Poſtwagen bringen zu laſſen, für uns aber Pferde zu miethen und Schritt für Schritt hinter dem Wagen herzureiten. Es dauerte bis 9 Uhr des andern Morgens, ehe wir die 4 Meilen bis Holzdorf zurückgelegt hatten. Dieſes Reiten betrachteten wir als eine Strafe für den ſchnellen Ritt von Hofgeismar nach Kaſſel. — —

Da ich heute von dem Herrn Geheimrath Muzel aus Berlin einen ſehr ſchmeichelhaften Brief erhalten habe, ſo will ich Euch auch ein Vergnügen machen, indem ich Euch ſelbigen ſende. Mein lieber Ludwig oder Anton, hebt ihn mir dann beſtens auf mit meinen übrigen Briefen. Meinem Vater und meiner Mutter wünſche ich vom Grund der Seele vergnügte Tage. Ich denke oft an meinen alten Vater und fürchte immer, ich könnte einmal hören, er ſei geſtorben. Sorgt nur für unſere Mutter und für unſere Schweſter, daß ſie ein artiges Kind werde und einen Mann dereinſt glücklich mache.

Noch eine große Bitte an Ludwig oder den alten Anton

habe ich. Auf dem Glücksbrunn werden viele Kobalte gegraben, unter welchen sich besonders schöne Kobaltblüten befinden, dergleichen ich einmal in Halle durch Herrn Löbel erhielt und mit welchen ich dem seligen Herrn Geheimrath von Büchner ein Präsent machte. Wäre es Euch nicht möglich, Euch solcher Kobaltblüten, auf was für Art es geschehen mag, zu bemächtigen, um sie an den Herrn Zehntgegenschreiber in Goslar zu schicken? — —

Der Aufenthalt in Frankfurt a. M. wurde Heim sehr verleidet durch anhaltende Zahnschmerzen, welche durch die Manipulationen eines prahlerischen Zahnarztes noch unerträglicher wurden. Auch auf der Reise nach Mainz, dann nach Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Selters litt er beständig, bekam ein geschwollenes Gesicht und fühlte große Schmerzen im Halse. Indeß fuhr er doch von Diez aus zurück nach Wiesbaden, während Muzel zu einigen Verwandten in den Lahngegenden reiste. Heim gab sich in Wiesbaden in die Cur des Hofmedicus Huth und wurde durch die unsaglichsten, allen Schlaf verscheuchenden Schmerzen fast zur Verzweiflung gebracht. Die Abwesenheit seines geliebten Freundes machte seinen Zustand noch peinlicher. Nachdem er hier drei Tage gelitten hatte, ging ihm am 30. September ein großer Abscess im Halse auf, und alle Schmerzen waren in einem Augenblicke verschwunden. Bald fühlte er sich wie neugeboren, und indem er sein Pfeifchen, welches viele Tage in Ruhe gelegen hatte, wieder hervorholte, bemerkt er in seinem Tagebuche, wie das Vergnügen des Rauchens seinen Sinnen eben das sei, was seinem Geiste Muzel's Freundschaft.

Voll Dankbarkeit gegen den Doctor Huth, an welchem er, neben sehr schätzbaren Kenntnissen, auch ein ehrliches und christliches Herz rühmt, desgleichen gegen den braven Chirurgus Pflüger, fuhr Heim den 4. October nach Mainz und von da den Rhein hinab nach Koblenz. In Ems trafen sich die Freunde wieder und reisten nun zusammen nach dem alten Köln, und von da nach Aachen und Spaa. Nicht sowol um der ausführlichern Beschreibung der hier nur kurz erwähnten Ereignisse willen, als um eine Probe von den

Berichten der Reisenden* an den Geheimrath Muzel zu geben, scheint folgender Auszug aus einem der Heim'schen Briefe hier einen schicklichen Platz zu finden:

Wohlgeborener Herr,

Hochgeehrtester Herr Geheimrath!

Noch bei unserm Aufenthalte in Frankfurt a. M. hatte ich das Glück, einen überaus gütigen Brief von Ew. Wohlgeboren durch den Herrn Hofrath Hoffmann zu erhalten, dessen Inhalt meinem Freunde und mir unterrichtend und sehr nützlich gewesen ist. Ew. Wohlgeboren danke ich besonders für das gute Zutrauen zu mir, welches ich auf jeder Seite Ihres mir so schätzbaren Schreibens bemerkt habe, und ich versichere, daß ich mir alle Mühe geben werde, desselben immer würdiger zu werden.

Die Briefe, so Dero Herr Sohn und ich gleich bei unserer Ankunft in Frankfurt geschrieben haben, werden Sie ohne Zweifel richtig empfangen haben. Wir hielten uns vom 16. bis 21. September in jener Stadt auf. Daselbst haben wir die weitläufigen Hospitalanstalten des Herrn Hofrath Senkenberg besehen, die gewiß, wenn sie mit der Zeit zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gedeihen, der Armuth zu Frankfurt große Dienste leisten werden. Herr Senkenberg zeigte uns selbst alle diese seine Werke, wobei wir Gelegenheit hatten, diesen Mann genauer kennen zu lernen. Aus seinen Gesprächen und aus dem Buche, so er über seine Anstalten hat drucken lassen, und wovon er jedem von uns ein Exemplar geschenkt, zu urtheilen, scheint er diese Anstalten fast mehr um seines Gedächtnisses willen gestiftet zu haben, als damit er der Armuth wirklich als Christ diene, welches mir seinetwegen leidthun sollte. Von den dortigen Apotheken haben wir nur eine einzige, aber die beste und berühmteste, besehen, deren Besitzer, Herr Salzwedel, ein überaus gefälliger, in seiner Kunst erfahrener und geschickter Mann ist. In seiner

* Leider sind Heim's spätere Berichte aus Holland, England und Frankreich sämmtlich nicht mehr aufzufinden.

Materialkammer haben wir uns besonders lange aufgehalten und uns über Güte, Preis und Unterschied der Materialien zu unserm großen Nutzen von ihm unterrichten lassen. Hier lernt man denn freilich sehr vieles, wovon man auf der Akademie in den Materiis medicis nichts hört, und vieles sieht man hier im Ganzen und vollkommen, was einem dort nur unvollkommen gezeigt wird. — Ueberdies haben wir noch die Stadt Frankfurt weitläufig besehen und ihre große Handelschaft zur Meßzeit bewundert. Auch hat Dero Herr Sohn den Dr. Pasquay besucht und sein starkes Mineraliencabinet in Augenschein genommen; ferner verschiedene Visiten bei Kaufleuten aus Berlin gemacht, welche ihn einigemal bei sich zum Essen behalten.

Den 21. September vormittags verließen wir Frankfurt zu Wasser, hielten Mittag zu Höchst, und kamen um 5 Uhr zu Mainz bei gutem heiterm Wetter gesund und munter an. Wir wollten diesen Abend noch dem Herrn Professor Strack, den wir wegen seines Buches „De petechiis" hochschätzen, unsere Aufwartung machen; allein wegen seiner starken Praxis trafen wir ihn nicht zu Hause an. Den 22. haben wir gänzlich zu Besichtigung der mainzischen Merkwürdigkeiten angewendet. Kirchen und Klöster, in welchen man die vortrefflichsten Malereien und Bildhauerarbeiten antrifft, machten das Hauptsächlichste aus. Den 23. früh fuhren wir in einer gemietheten Kutsche nach Wiesbaden. Zu Frankfurt hatte mein Freund von dem Herrn von Alphen an den dortigen Postmeister Recommendation erhalten, bei welchem wir uns also einlogirten und an ihm einen recht redlichen Mann fanden. Gleich bei unserer Ankunft machten wir mit dem hiesigen Brunnenmedico, Herrn Huth, Bekanntschaft, der uns mit vieler Gefälligkeit die warmen Quellen, die Badehäuser und alle andern Anstalten zeigte. Unter den warmen Wassern war dies das erste, so wir zu sehen bekommen. Wir standen lange bei der ersten Quelle und konnten uns nicht genug verwundern über dies Productum naturae, dessen Entstehung wir nicht einsahen.

Wir ließen unsere Bagage zu Wiesbaden und gingen den 24. zu Fuß nach Schlangenbad, welches drei gute Stunden

von Wiesbaden liegt. Das Waſſer dieſes Ortes ſcheint durchaus keine mineraliſchen Theile in ſich zu enthalten; es iſt nur außerordentlich rein, ohne alle fremde Theile, wie deſtillirtes Waſſer, und iſt dabei laulich, worin ſein Vorzug beſteht. Sonſt ſind hier alle Anſtalten ſehr ſchön und für die Badegäſte bequem eingerichtet, ſodaß dieſe nach den hofgeismariſchen die beſten ſind, welche wir bisher geſehen. Nachdem wir uns hier ungefähr vier Stunden aufgehalten hatten, gingen wir noch nach Langenſchwalbach, wo wir ganz ſpät geſund ankamen, nur daß mich mein Hals immer ſehr ſchmerzte. Den 25. hielten wir uns hier auf, unterſuchten den Weinbrunnen und dann den Stahlbrunnen, und hatten das Glück, an dem Brunnenmedico, Herrn Otto, einen beſonders gelehrten und gefälligen Mann zu finden. Dieſer Herr Dr. Otto, der ſchon über ſechzig Jahre alt iſt, erzählte uns viele nützliche Casus, ſo er in ſeiner langen Praxi gehabt, unter welche auch gehört, daß er mit dem ☿☿sato nach Dero Vorſchrift in Ihren zwei herausgegebenen Schriften mehr als zwölf Maniaci und Melancholici glücklich curiret hat. Er wünſchte ſehr, daß Ew. Wohlgeboren von dieſen vortrefflichen und genau nach der Natur copirten Beobachtungen nächſtens den dritten und mehrere Theile im Druck erſcheinen laſſen möchten. Ueberhaupt muß ich die Ehre haben, Ew. Wohlgeboren zu ſagen, daß dieſe Dero Beobachtungen meinem Freunde bei allen Medicis, ſo wir in dieſen Sommer zu ſprechen bekommen, überaus große Dienſte geleiſtet haben. Jeder Medicus kannte ſie, hatte aus ihnen Unterricht geſchöpft und glaubte ſich dahero verbunden, Dero Herrn Sohn alle Arten von Gefälligkeit zu erzeigen.

Den 26. fuhren wir in einem Miethwagen nach Selters, dieſen weltberühmten Geſundbrunnen zu unterſuchen, welcher 50 bis 60000 Gulden jährlich eintragen ſoll. Gegen Abend fuhren wir noch nach Diez. Von da aus wollten wir noch den ſachinger Brunnen beſehen, allein die Nacht überfiel uns.

(Nun folgt eine ausführliche Erzählung der obengedachten Krankheit, wegen welcher Heim allein nach Wiesbaden zurückkehrte, und der Heilung derſelben durch den Dr. Huth. Dann fährt Heim fort:)

Den 4. October, ob mir gleich der Hals noch ziemlich geſchwollen war, fuhr ich, in meinem Gott vergnügt, beim ſchönſten Wetter von Wiesbaden nach Mainz, ſetzte mich hier auf ein Schiff und kam den 5. vormittags in Koblenz an. Da ich meinem Freunde von Wiesbaden aus geſchrieben und ihn gebeten hatte, ſich ſo lange in Hadamar aufzuhalten, bis ich geſund ſein würde, ſo miethete ich mir gleich bei meiner Ankunft in Koblenz ein Pferd und ritt noch, aus übergroßem Verlangen, meinen Freund wiederzuſehen, die acht Stunden bis Hadamar. Allein hier fand ich ihn nicht, ſondern erfuhr, daß er nach Ems abgereiſt ſei. Ich ritt noch denſelben Tag auf Ems zu, verirrte mich aber und kam nach Limburg, wo ich die Nacht bleiben mußte. Den 6. ritt ich nach Diez, wo ich von dem Gaſtwirth erfuhr, daß mein Freund den 1. hier geweſen und den 2. nach Ems gereiſt ſei. Da ich dem fachinger Brunnen ſo nahe war, ſo ritt ich dahin und dann über Naſſau nach Ems, wo ich nachmittags um 5 Uhr ankam. Allein hier fand ich meinen Freund auch nicht mehr. Erſt am 7. hatte ich endlich die Freude, ihn in Ems wieder zu umarmen. Ich hatte zugleich das Vergnügen, Dero Herrn Onkel, einen verehrungswürdigen, für ſeine Jahre noch recht muntern Greis kennen zu lernen. Dero Herr Sohn war geſund und munter, weshalb wir dieſen Tag noch recht vergnügt zubrachten. Den 8. ritt ich auf meines Freundes Pferd, ſo er von Dero Herrn Onkel aus Gernshauſen mitgebracht hatte, in Begleitung dieſes Herrn nach Koblenz. Dero Herr Sohn, als der geſundeſte und munterſte unter uns, ging zu Fuß nebenher. — —

Köln, den 10. October 1772.

Durch die vielen Merkwürdigkeiten von Aachen und der Umgegend, durch die angenehmen geſelligen Verhältniſſe, welche ihnen das Haus des Herrn Schmits gewährte, und durch den lehrreichen Umgang mit dem Doctor Le Soinne wurden ſie länger aufgehalten. Alle Sehenswürdigkeiten, ſelbſt die Nähnadelfabriken, werden mit äußerſter Genauigkeit beſchrieben. Unter den Perſonen, welcher Heim namentlich gedenkt, befindet ſich auch der durch ſeine harte Gefangenſchaft in Magde-

burg so bekannte Baron von Trenck, Major in kaiserlichen Diensten. Le Soinne gab ihnen den genügendsten praktischen Unterricht über die Impfung der Menschenpocken, welche damals noch vielen Widerspruch fand, ja im folgenden Jahre 1773 in Amsterdam öffentlich verboten wurde. Die Badeanstalten von Spaa waren in jeder Beziehung das Vollkommenste, was sie in dieser Art bisher gesehen hatten. Nachdem sie noch Lüttich und die dortigen Galmeigruben besucht hatten, verließen sie gegen das Ende des October Aachen und reisten über Mastrich, Rotterdam nach Leiden.

Das holländische Wesen auf dieser altberühmten Universität, welche der Geheimrath Muzel aus eigener Erfahrung und Vorliebe seinem Sohne besonders empfohlen hatte, schien den beiden deutschen Doctoren anfangs nicht zuzusagen. Muzel schrieb im November 1772 seinem Vater, daß außer Gaubius' Vorlesungen über Pathologie das eigene Studiren hier die Hauptsache sein werde. „Das letzte werde ich mit allem Eifer thun", fährt er fort, „doch hätte ich dieses mit dem vierten Theile der Unkosten in Göttingen ebenso bequem haben können. Das erste aber wird auf mein zukünftiges Glück den Einfluß haben, daß die Leute sagen werden, ich habe in Leiden studirt und sei ein Schüler des großen Gaubius." Bald lernten sie jedoch vornehmlich diesen Lehrer innig schätzen und verehren. Heim bekennt, daß er diesem Manne überaus viel zu verdanken und durch seine Vorlesungen über Chemie in einer Woche mehr gelernt habe als in Halle in einem halben Jahre. Von Allemand, welcher Naturgeschichte vortrug, rühmt Heim, daß er seine Seele oft unaussprechlich entzückt habe. „Wie viel mehr", ruft er aus in seinem Tagebuche, „wollte ich jetzt schon wissen, wenn ich diesen Mann und Gaubius in Halle hätte hören können! Euch beiden Männern kann ich nicht so danken, wie ich möchte, noch weniger euch vergelten, was ihr mir Gutes erzeigt habt. Doch ihr bedürft dies auch nicht, da euch der Prophet Daniel schon die Belohnung vergewissert hat, die ihr in jener Welt haben sollt, worauf ihr euch billig freuen möget."

Durch die reichen Sammlungen in Leiden, noch mehr aber durch das große statthalterische Naturaliencabinet im

Haag und die daselbst befindliche Menagerie wurde Heim, welcher deshalb längere Zeit in dieser Stadt verweilte, sein Studium der Natur in gleichem Maße angenehmer, lebendiger und nützlicher gemacht. Minder vortheilhaft urtheilt er über die anatomischen Vorlesungen des Professors Sandefort. Von van Döveren's Klinikum mag die von Muzel seinem Vater gemachte Schilderung hier einen Platz finden, in der zweifachen Absicht, die damalige Form des praktischen Unterrichts anschaulich zu machen, dann aber, um von den abwechselnden Berichten beider Freunde das nothwendige Seitenstück zu dem oben abgedruckten Auszuge aus Heim's Briefe zu liefern:

„Die Einrichtung in diesem Clinico ist folgende. Zwei Tage in der Woche kommen Patienten, deren Historiam morbi der Professor durch Fragen herauszubringen sucht; alles, was er hört, schreibt er auf, liest es seinen Auditoribus auf Lateinisch vor, formirt die Indicationem und dictirt die Recepte. Den folgenden Tag kommen die Kranken wieder, bringen Nachricht von den Veränderungen ihres Zustandes, das zeichnet der Professor wieder auf, die Studenten schreiben nach, was ihnen Lateinisch vorgelesen wird, und auf diesem Fuß wird in den folgenden Tagen fortgefahren. Die übrigen Tage in der Woche liest Herr van Döveren über den Schacht, erklärt ihn und führt die Veränderungen an, welche die Heilmethoden seit der Zeit, wo Schacht schrieb, erfahren haben.

„Es ist nun freilich nicht zu leugnen, daß dieses Collegium gar wichtige Mängel hat; denn was erstlich das eigentliche Clinicum betrifft, so bleiben die Patienten aus, sobald sie gezwungen werden, das Bett zu hüten, und der Professor muß sie im Hause besuchen, welches er denn allein zu thun für gut findet und sich blos begnügt, seinen Zuhörern von dem Zustande der Kranken, die sie etwa einmal gesehen haben, einiges zu hinterbringen. Morbos acutos ordentlich selbst zu observiren, können seine Schüler nicht lernen, und auch die Beobachtung der chronicorum ist ganz ungemein unvollständig, da sich niemand unterstehet, auch nur dem Patienten den Puls zu fühlen; man muß dem Professor alles auf sein

Wort glauben. Weil indeſſen doch Herr van Döveren über die Kranken mit vieler Beredſamkeit, wie einem Profeſſor gebührt, in den ausgeſuchteſten lateiniſchen Sentenzen redet und ſeinen Zuhörern die ihm gewöhnlichen Arzneimittel und Formeln, wie ich glaube, aufrichtig ſagt, ſo kann ich für meinen Theil den holländiſchen Schlendrian daraus kennen lernen; denn da alles öffentlich vorgetragen wird, ſo wird ſich Herr van Döveren wohl hüten, etwas beizubringen, wodurch er verketzert und ſeine Praxis verderbt werden könnte.

„Was das Theoretiſche dieſer Vorleſung betrifft, ſo habe ich freilich daraus ſehr wenig Nutzen, wenn ich die Historiam medicinae ausnehme und darauf nicht achte, daß ich mich eine Stunde länger mit mediciniſchen Angelegenheiten beſchäftige. Ich habe bei Ihnen, mein lieber Vater, in der Charité erfahren, wie ungeſchickt man in Heilung der Krankheiten iſt, wenn man gleich einige Jahre viel darüber von ſeinen Lehrern hat reden hören.

„Wenn ich nun noch bei dem Vortheile, den ich aus dieſem Clinico ziehe, auf des Herrn Gaubius Pathologicum zurückſehe, in welchem ich beſonders die Morbos endemios und epidemicos kennen lerne, welche in Holland graſſiren, ſo glaube ich in Anſehung meines Hauptzweckes beſſer zu thun, wenn ich erſt im Anfange des Junius nach Amſterdam gehe u. ſ. w. Leiden, den 17. Januar 1773.“

Heim rühmt übrigens die Ordnung, mit welcher die leidener Profeſſoren ihre Collegien laſen, welches ihnen jedoch ſehr dadurch erleichtert wurde, daß ſie nur zwei Stunden täglich und nur vier Tage in der Woche zu leſen brauchten; daher denn auch jedes Collegium ein ganzes Jahr, oder vielmehr, nach Abrechnung der Ferien, neun Monate erforderte, und ein Student ſeinen Curſus nicht füglich unter ſechs Jahren vollenden konnte. Dennoch zählte die Univerſität damals kaum vierhundert Studenten. Von dieſen berichtet Heim noch: „Der Unterſchied zwiſchen alten Burſchen und Füchſen iſt hier faſt gar nicht bekannt. Auf deutſchen Univerſitäten bringt dieſer Unterſchied zuweilen viel Schaden; doch habe ich auch von der Vernachläſſigung deſſelben hier einige Unbequemlichkeit verſpürt. In Deutſchland haben die

Füchse vor den alten Studenten Hochachtung, wenigstens Furcht, und bezeigen sich deshalb in den Collegiis ganz ruhig und still. Hier aber sind die Füchse überaus muthwillig und kindisch in den Collegiis, sodaß gesetztere Leute nur gar zu oft in ihrer Aufmerksamkeit gestört werden. Wenn mir in Halle ein Fuchs einen solchen Unfug getrieben hätte, als ihrer zwei bei Herrn Professor Allemand öfter getrieben haben, ich würde ihm einige Ohrfeigen gegeben und ihn alsdann zur Thür hinausgeworfen haben."

In diesem Winter wurde Heim von seinem Freunde im Französischen unterrichtet, was ihm jedoch nach seiner Aeußerung mehr denn eine melancholische Stunde verursachte, da er niemals sehr ernstlich auf eine Verbesserung seiner harten fränkischen Sprache bedacht gewesen war und sein strenger Lehrer jetzt Forderungen an ihn machte, welche seine Zunge nicht zu erfüllen vermochte. „Bei dem Worte aigrir", führt er an, „in welchem ich das französische g entweder wie ein deutsches g oder wie ein k aussprach, hat mich mein sonst liebenswürdiger Freund einmal so ausgescholten, daß ich eine ganze Nacht, wider alle meine Gewohnheit, schlaflos zugebracht habe." Im Frühling wurde die französische Sprache gänzlich beiseitegesetzt und das Englische vorgenommen, wobei sich Lehrer und Schüler besser befanden.

Nach Muzel's Briefen an seinen Vater soll bei Gelegenheit eines längern Besuchs, welchen ihm in Leiden ein reicher Vetter aus Surinam machte, davon die Rede gewesen sein, ob Heim nicht sein Glück als Arzt in der Neuen Welt versuchen wolle. Heim scheint zwar sehr die Gunst dieses reichen Mannes erworben zu haben, indem er nicht nur die drei- und oft fünfmalige Wiederholung seiner einförmigen Geschichten, sondern sogar, was Muzel unmöglich war, seine Vorlesungen mit höflicher Geduld angehört haben will; das Phlegma des dicken Pflanzers, welches er selbst auf Surinamisch Philosophie nannte, war aber dem lebendigen Heim so im Innersten zuwider, daß der Gedanke an die Begleitung nach Surinam nie ernstlich in ihm aufgekommen sein kann.

Uebrigens hatte Leiden seinen Namen an Heim nicht nur durch den französischen Unterricht, sondern auch durch öfteres

und heftiges Zahnweh, Ohrenſchmerz und manche Bruſtbeſchwerden bewährt, ſo ſehr ihm ſonſt der hohe Wohlſtand und die Reinlichkeit des holländiſchen Lebens behagten.

Von den Briefen, welche er von hier aus an den Vater und die Brüder ſchrieb, hat ſich nichts erhalten, wohl aber liegt uns ein ausführlicher Bericht des Vaters vom 7. Januar 1773 über das Befinden des an Krämpfen und Bandwurm leidenden jüngſten Sohnes, ſowie über eine Krankheit, welche der Vater ſelbſt überſtanden hatte, vor. Nach den Ergießungen herzlicher Liebe und inniger Segenswünſche gegen ſeinen Ernſt vergißt der Vater nie, „ſeinen Herrn Muzelium“ angelegentlichſt grüßen zu laſſen. Einige Bruchſtücke aus den Briefen des Bruders Ludwig an Ernſt mögen den Zuſtand des letztern in Leiden noch in ein helleres Licht ſtellen:

„Die Kleinmüthigkeit, mit der Du bei der gleichzeitigen Erlernung des Franzöſiſchen und Engliſchen geweint haſt, machte mich lachen. Der Kopf geht nicht ſo bald entzwei. Mit Muth und Fleiß muß ein junger Menſch wie Du alles überwinden. Aber Du mußt auf jeden Fall anfangen zu ſprechen. Da es nothwendig iſt, nimm Lehrer und wende alle Deine Zeit daran. Ich bin zwar überzeugt, daß Dein Freund Kenntniſſe und Gefälligkeit genug hat, um Deine Unterweiſung zu übernehmen; aber außerdem, daß es ungerecht iſt, ihm einen Theil ſeiner Zeit zu rauben, den er auf ſeine eigenen Studien verwenden könnte, iſt es auch gewiß, daß der Unterricht, welchen man von ſehr befreundeten Perſonen erhält, nicht gerade der erfolgreichſte iſt. Ich habe die italieniſche, engliſche und franzöſiſche Sprache in einem Jahre und im Alter von 23 Jahren erlernt.“

In einem Briefe vom 2. Januar 1773 fährt der Bruder nach den Glückwünſchen zum neuen Jahre und den Ergießungen des Dankes gegen Muzel alſo fort:

„Fürwahr, mein lieber Bruder, die melancholiſche Stimmung, in welche Du Deinen Brief geſchrieben, verſpricht viel. Ich will nicht, daß Du ein Kopfhänger werdeſt; nein, mein Theuerer! Damit aber Dein Geiſt kräftig und geſetzt werde, muß in Deiner Seele zuvor eine Gärung ſtattfinden, die, wie ich glaube, durch die Luft der vereinigten Provinzen zu

Stande gebracht werden wird. Da Du ein großer Chemiker biſt, ſo wirſt Du mit Leichtigkeit die Regeln dieſer Wiſſenſchaft über die Zerſetzung der Körper auf den Zuſtand Deiner Seele anwenden und aus derſelben bei dieſer Gelegenheit einen ſehr reinen und zarten Geiſt deſtilliren können; das caput mortuum (den Rückſtand) magſt Du dann in die holländiſchen Sümpfe werfen, die dazu geholfen haben. Aus günſtigen Umſtänden muß man Nutzen zu ziehen wiſſen. Die arme franzöſiſche Sprache verdient ſicherlich nicht Deine Anſchuldigung, daß ſie Dir die gute Laune verdürbe. Auch ich habe ſie nicht aus Neigung erlernt, denn ich zog ihr die italieniſche und ſelbſt die engliſche Sprache vor, ich habe indeſſen nicht gefunden, daß ſie mich, wie Du behaupteſt, traurig gemacht hätte. Zu ihrer Erlernung brauchſt Du nur Gedächtniß, wie in der Botanik, und wiederholte Uebung der Organe, um die harte oberſächſiſche Ausſprache zu mildern. Kann das jemand zur Verzweiflung bringen und noch dazu einen Menſchen, der wie Du faſt aus lauter Flüchtigkeit zuſammengeſetzt iſt? Vielleicht iſt Deine Seele ebenſo betrübt, wie der einſt göttliche und unſterbliche Nietzky Deiner Ausſage nach ein Schächer iſt gegen den gelehrten Profeſſor der Chemie in Leiden, der ſeinerſeits vielleicht wieder von einem Doctor in Montpellier dazu gemacht werden wird. Unſer Herz iſt oft betrübt und verbirgt ſich ſelbſt die Urſache. Wie dem auch ſei, ich freue mich, daß Du bei dieſer Gelegenheit das Joch des Autoritätsvorurtheils abwerfen kannſt, das Dich, als Du bei uns warſt, noch ſehr beherrſchte. So geht es aber faſt allen Menſchen, die ebenſo viel ſprechen als denken. Dieſe ſind viel leichter zu gewinnen als ſolche, die nachdenken und ſchweigen.

„Dieſer Moralprediger! wirſt Du ſagen. Thut nichts, mein Lieber! Du biſt im Begriffe, den Weg zur wahrhaften Weisheit einzuſchlagen; man muß Dich darin unterſtützen.“ — —

Nun folgt ein ſehr ausführlicher Familienbericht und eine anziehende Darſtellung der Verhältniſſe an dem herzoglichen Hofe. Am Schluſſe aber heißt es:

„Es wäre mir nicht unlieb, in Deinen Briefen einige Bemerkungen über die Sitten, die Lebensweise, Einrichtung, Kleidung, Gebräuche u. s. w. in den von Dir bereisten Ländern zu finden. Gegenwärtig sind Deine Briefe nichts als ein einfaches Journal, in welchem man die von Dir berührten Orte aufgezeichnet findet. Wenn Dir noch der Stoff zu solchen Beschreibungen fehlt, so lies z. B. die Briefe des Herrn Beaumarchais über die Holländer, die Freuden Hollands u. s. w., und vergleiche das Gelesene mit dem Gesehenen. Das wird Dir nützlich und für die Leser Deiner Briefe belehrend sein. Kalm's Reise nach Nordamerika, der erste Theil, in dem er England beschreibt, der Bericht über den spanischen Hof und andere Bücher, die Du vielleicht in der Universitätsbibliothek finden wirst, können Dir dabei zum Muster dienen. Als Arzt mußt Du wenigstens Beobachtungen über das Klima anstellen, das auf die Temperamente und Krankheiten der Bewohner so großen Einfluß hat, wenn Du auch schon den politischen Zustand eines Landes außer Acht lassen willst. Die Naturgeschichte u. s. w."

Im Juni gingen die Freunde nach Amsterdam. Außer mehrern Aerzten und Gelehrten war Heim besonders ein halleſcher Freund, Doctor Daimann, praktischer Arzt in Amsterdam, durch seine Kenntniß aller dortigen Krankenanstalten und durch seine Gefälligkeit nützlich. Vorzugsweise richtete Heim seine Aufmerksamkeit auf die Arzneimittel in ihrer rohen Gestalt und suchte sich mit vieler Mühe diese Körper in möglichster Vollständigkeit theils zu verschaffen, theils ihre erste Form, Verpackung und Versendung aus fernen Weltgegenden, demnächst ihre fernere Bereitung für den europäischen Handel auf das genaueste zu beschreiben und durch Zeichnungen in seinem Tagebuche zu erläutern. Unter den verschiedenen Sammlungen scheinen die anatomischen Präparate des Professors Bonn für Heim die merkwürdigste gewesen zu sein, hauptsächlich durch die nähere Bekanntschaft mit dem Sammler selbst und durch dessen lehrreichen Unterricht. Der Reichthum der Bemerkungen, welche Heim über alle Gegenstände der Medicin und über so viele Werke der wunderbaren Stadt und ihrer Umgebungen aufzeichnete, be-

weiſt, wie wichtig ihm der etwa zweimonatliche Aufenthalt in Amſterdam geweſen iſt.

Nach den Verhältniſſen, in welchen ſich der ältere Ludwig zu ſeinem reiſenden Bruder Ernſt bisher gehalten, wird folgende Einſchaltung aus dem von jenem in Amſterdam eingetroffenen Briefe gerechtfertigt ſcheinen, obgleich ſie ſich nur auf Ludwig's Lage bezieht:

„Unſer guter Georg befindet ſich recht behaglich in Gumpelſtadt. Du wünſcheſt mir, wie es ſcheint, ein ähnliches Glück. Ich verſichere Dich aber, daß ich meine gegenwärtige Stellung drei Pfarreien vorzöge, wenn man mir ſie geben wollte. Vor einiger Zeit hätte ich die Superintendentur von Schalkau erhalten können, und es wäre mir noch ein Leichtes, die von Falzungen zu erlangen, welche durch den Tod des alten Herrn Blaufuß ſoeben erledigt iſt; meine jetzige Lebensweiſe ſagt mir aber zu ſehr zu, als daß ich Luſt haben ſollte, ſie aufzugeben. Die Freundſchaft gewährt meinem Herzen noch immer den größten Genuß. Unſere erlauchte Prinzeſſin Wilhelmine, Madame von Türk und mein würdiger Herr von Dürkheim ſind Perſonen, von denen ich mich nicht trennen könnte, ohne mehr dabei zu leiden, als Du glauben magſt. Das ſind wahre und aufrichtige Freunde, die gewiß in jedem Augenblicke bereit ſind, mir mehr Gutes zu erweiſen, als ich anzunehmen geſonnen bin. Meinen kleinen Prinzen Georg liebe ich über alles in der Welt. Ich beſitze das Vertrauen des Aelteſten und ſogar mehr, als mir zuweilen lieb iſt, denn er macht mir Neider und Feinde, die mich womöglich ſogleich vernichten möchten und mir gewiß die vortheilhafteſten Bedingungen machen würden, wenn ich mich vom Hofe entfernen laſſen wollte. Außerdem bilden Anton, Otto, Keßler und ich jeden Abend eine herrliche Geſellſchaft, in der alles Freiheit und Freude athmet. Da ſchmecke ich nach den feinern und durchdachtern Unterhaltungen bei Hofe die Freuden eines wahren Studentenlebens, wenn ich ſo ſagen darf. Meinen guten Anton liebe ich jetzt von ganzem Herzen*

* Bis zu deſſen Tode (1813) hat auch Ludwig jeden Abend, wo er nicht auf Reiſen war, in des heitern Bruders Haus zugebracht.

und zwar nicht nur als Bruder, ſondern vornehmlich als Freund. — —

„Höre, mein theuerer Bruder, den ich auch als Freund liebe, ich will Dir einen Auftrag für Amſterdam und London geben. Wir wünſchen, einen Menſchen in Amſterdam und einen andern in London zu haben, welche für gewiſſe Procente die Aufträge der Prinzen ausführen ſollen, falls wir Waaren aus Holland und London brauchen. Es müſſen dies Männer von anerkannter Rechtlichkeit und Pünktlichkeit ſein. — —

„Wenn Du mir von London aus ſchreiben willſt, verſpreche ich Dir, Deinem Wunſche gemäß, zu antworten. Gegenwärtig fehlt mir die Zeit dazu. Seit ſechs Jahren bin ich bei Hofe und habe daſelbſt nur wenig Gelegenheit, Engliſch zu ſprechen. Ich kann deshalb in dieſer Sprache nicht mehr ſo geläufig als früher ſchreiben. — Ich umarme Deinen edeln Freund.“ — —

Voll dankbarer Erinnerungen, mit mancherlei Kenntniſſen und Naturſeltenheiten bereichert, verließ Heim zu Anfang des Auguſt 1773 Holland und ſegelte von Helvoetsluys aus mit ſeinem Freunde nach England. Nach einer zweitägigen Fahrt, auf welcher Heim faſt dreißig Stunden die verdrießliche Seekrankheit im heftigſten Grade zu überſtehen hatte, kamen ſie nach Harwich und fuhren ſogleich nach London. Der Oheim Muzel-Stoſch hatte die Reiſenden dem Herrn von Schöning, einem bejahrten Diplomaten, welcher im vierzehnten Jahre Deutſchland verlaſſen und die Mutterſprache verlernt hatte, empfohlen. Dieſer machte ſie leicht mit den erſten äußern Geſetzen des engliſchen Lebens bekannt. Bald führte ſie der Profeſſor Fabrizius aus Kiel bei den berühmten Weltumſeglern Banks und Solander ein. Muzel ſchreibt darüber an ſeinen Vater: „Mit dieſen Leuten ſind wir in die angenehmſte Art von Umgang gerathen, den wir nur jemals gehabt haben. Wir ſind da wie zu Hauſe, können kommen, wann wir wollen, zum Eſſen ungenöthigt bleiben und, ohne uns im geringſten zu geniren, die Freuden der Geſellſchaft mit vernünftigen Männern genießen.“ Heim wurde beſonders als Mooskenner von Banks ſehr geſchätzt. Indeß waren

ſeine Fortſchritte in der engliſchen Sprache noch nicht bedeutend geweſen, auch verſtand er im Franzöſiſchen nicht, ſich fertig auszudrücken; im Lateiniſchen aber erſchwerte die Verſchiedenheit der Ausſprache das Verſtändniß mit Banks. Solander machte deshalb den Dolmetſcher zwiſchen beiden. Gleich bei der erſten Unterredung begegnete Heim ein kleiner Unfall, welcher, indem er den mit einem minder leichten Sinn begabten Freund einigermaßen erſchreckt haben mag, vielmehr dazu beitrug, den Engländer für den muntern deutſchen Doctor einzunehmen. Heim ſtützte ſich nämlich auf die Lehne eines der ſchönen und koſtbaren Stühle in Banks' Beſuchzimmer. Im Feuer der Verhandlung über die Mooſe und Meergräſer brach der Stuhl. Ohne eine Spur von Verlegenheit ſchob Heim die Trümmer beiſeite und ergriff einen andern Stuhl, der ſeine Laſt beſſer trug. Banks geſtand ſpäter, daß ihm dies Benehmen eine ſehr günſtige Meinung von Heim's wiſſenſchaftlichem Eifer beigebracht habe.

Dieſer ſo glückliche Eintritt in der großen Weltſtadt wurde Heim aber bald ſehr verbittert durch ein heftiges Gallenfieber, von welchem er befallen wurde. Höchſt beweglich ſchildert der beſorgte Muzel ſeinem Vater den Zuſtand des geliebten Patienten, welchen er ſchon in Leiden an einem Entzündungsfieber behandelt hatte. Mehrere Wochen dauerte es, ehe die Bemühungen des Freundes, vereint mit dem Rathe der engliſchen Aerzte, das Uebel zu heben vermochten. Als die Gefahr vorüber war, geſteht Muzel dem Vater, es ſei ihm herzlich ſauer geworden, den Feind in die Flucht zu ſchlagen, und er habe dabei bisweilen einen ſehr unrühmlichen Schweiß geſchwitzt.

Folgendes Fragment aus dem erſten Bericht, welchen Heim aus England erſt nach dieſer Krankheit an die Brüder erſtattete, gewährt uns eine lebendigere Anſchauung der Seefahrt und des erſten Eindruckes der völlig neuen engliſchen Welt. Das Datum fehlt, wie überhaupt der letzte Theil des Briefes, welcher ſeiner Beſtimmung gemäß abgeſchnitten wurde, um an Bruder Fritz geſendet zu werden:

„Damit ich es Euch aufrichtig ſage, eine vierwöchentliche Krankheit iſt ſchuld, daß ich Euch ſo ſpät ſchreibe. Doch um

bei meiner alten Gewohnheit, Euch die Orte, durch welche wir gereiſt ſind, zu beſchreiben, zu bleiben (obgleich etwas wider Deinen Willen, beſter Ludwig), ſo denkt Euch mit mir zurück nach Amſterdam. Von da reiſten wir im Auguſt mit dankbaren Herzen ab, nachdem wir alle unſere Wünſche daſelbſt aufs glücklichſte erfüllt ſahen. Ueber Leiden und Delft gelangten wir nach Rotterdam, wo wir uns zwei Tage aufhielten und von einem dortigen ſehr geſchickten Arzt aufs beſte behandelt wurden. Dann gingen wir über Briel nach Helvoetsluys, wo wir uns nachmittags 4 Uhr zu Schiff ſetzten und begierig waren, was da kommen ſollte. Ich Ernſt Ludwig Heim war der erſte auf dem Schiffe, welcher nach Ausſage meines Freundes ſich mit einem ſcheußlichen Geſichte zu erbrechen anfing. Es dauerte aber nicht lange, als ich viele Nachfolger fand, ausgenommen meinen Freund. Anfangs hielt ich mich auf dem Verdeck, allein da ich endlich glaubte, meinen Geiſt aufgeben zu müſſen, ſo legte ich mich in der Kajüte zu Bett. Dreißig Stunden lang wurde ich auf dieſe Art entſetzlich gepeinigt. Solange ich noch einen Tropfen Galle im Leibe hatte, ging es noch halb und halb; allein nachdem ich alles ausgebrochen hatte, blieb die Neigung zum Erbrechen zurück, und dies iſt eine unbeſchreiblich unangenehme Empfindung. Nach Verlauf dieſer Zeit war mir aber vollkommen wohl, und meine überſtandenen Leiden wurden mir tauſendfach vergütet durch die ſchönſten Erſcheinungen. Der Himmel war ohne alle Wolken und vorzüglich in der Nacht herrlich anzuſchauen; wie groß aber iſt der Genuß, beim Anbruch des Tages die Sonne aus dem Meere aufſteigen zu ſehen! Und nun die Schiffe in weiter Entfernung zu erblicken, die aus allen Theilen der Welt ſich begegnen! Das grasgrüne Meer und die ſeltenen Geſchöpfe, welche man darin ſich regen und bewegen ſieht, die Lenkung des Schiffes und die Arbeitſamkeit der Matroſen — alles dies überſchüttete mich mit unausſprechlichem Vergnügen. Nachdem meine Seele lange genug nach ihren Kräften gedacht hatte, ſo meldete ſich nun auch wieder der Magen. Nun holte ich im Eſſen alles nach, was ich während der Seekrankheit verſäumt hatte, und ließ mir auch den Wein

vortrefflich schmecken. Nach einer Fahrt von 42 Stunden erblickten wir die englische Küste, und eine Stunde später stiegen wir in Harwich ans Land. Alles, was ich sah und hörte, war mir neu, welcher Umstand wie ich glaube bei jedem Menschen eine Art von Stupidität verursacht, folglich auch bei mir. Indeß muß man, was einem bei dergleichen Gelegenheiten an Verstand und Erfahrung fehlt, durch gewisse Kühnheit ersetzen. Wir sprachen mit unsern Reisegefährten, die weder Deutsch noch Holländisch verstanden, ganz flott Englisch. Einige Engländer redeten zwar Französisch, doch waren nach ihrer Mundart oft die bekanntesten Wörter gar nicht zu verstehen. Auf dem Wege nach London waren wir im höchsten Grade munter und vergnügt; als wir aber abends in der Stadt anlangten, überfiel uns plötzlich Furcht und Schrecken, Zittern und Zagen, weil mein Freund die Adresse des Gasthofs verloren hatte, in welchem wir logiren sollten. Was sollten wir anfangen in der ungeheuern Stadt? Unsere Reisegefährten waren unempfindliche Menschen und verließen uns, ohne uns Rath zu ertheilen. Es wäre uns gewiß schlimm ergangen, wenn nicht ein Frauenzimmer sich unser angenommen hätte. Diese brachte uns in einer Kutsche, nachdem wir eine gute halbe Stunde gefahren waren, nach einem Gasthofe, ließ uns die Nummer der Miethkutsche aufzeichnen und gab uns, nachdem wir in Sicherheit waren, ihre eigene Adresse, damit uns kein Leid widerfahren möchte. Unsere Bagage hatten wir in Amsterdam zu Schiff bringen lassen, daher wir hier nichts bei uns hatten, als was wir auf dem Leibe trugen, wodurch wir uns freilich kein Ansehen verschaffen konnten. Sobald wir aber Rheinwein gefordert und einen Bedienten bestellt hatten, wurden die Stolzen alsbald höflicher, und wir waren nun bei unserm Wein in Gott vergnügt. Mein Freund hatte eine Menge Recommandationen; wir wurden besonders von einem Esquire von Schöning aufs beste empfangen. Dieser verschaffte uns schon am zweiten Tage eine Wohnung, bestellte uns englische Kleidung, kaufte uns eine Menge Kleinigkeiten, veränderte uns in kurzer Zeit vom Kopf bis zum Fuß, sodaß wir als wahre Gentlemen gestaltet waren. Vierzehn Tage lebten wir herrlich und

in Freuden. Der Körper wurde besonders durch den Porter belebt, sodaß alle Gegenstände, welche das Auge und Ohr wahrnahm, auf die Seele einen stärkern Eindruck machten. Die Beschreibung von den vielen gesehenen und ferner noch zu beschauenden Merkwürdigkeiten muß ich versparen, bis ich Euch mündlich davon erzählen kann. Unter den mancherlei Bekanntschaften, die wir gemacht haben, stehen die beiden weltberühmten Männer Banks und Solander obenan, welche mit Cook um die Erde gereist sind. An diese Männer hatten wir keine Recommandationsschreiben; wir wurden blos als Kenner des Pflanzenreiches durch einen dänischen Professor Fabrizius, dessen Freundschaft wir ganz zufällig durch unsere Kenntniß der Historiae naturalis gewonnen hatten, bei ihnen eingeführt. Vielleicht habt Ihr Banks' „Reise nach der Südsee" schon gelesen, und es ist Euch gewiß nicht unangenehm, wenn ich Euch einiges von diesem Manne erzähle. Er ist 35 Jahre alt, von dem einnehmendsten, gefälligsten und zugleich gesetztesten Wesen, in seinem Betragen frei, ohne alle Complimente; er spricht sehr wenig, ist aber in seinen Geschäften sehr eifrig. Da er jährlich 12000 Pfd. St. zu verzehren hat, so könnt Ihr Euch leicht denken, daß ein solcher Historicus naturalis sich dafür etwas anschaffen kann. In seiner Bibliothek, d. h. in einem großen Hause, welches nichts als gelehrte Sammlungen enthält und allein den Studien gewidmet ist, findet man alle botanischen Werke, sodaß, wenn man über eine Pflanze zweifelhaft ist, man gleich zehn bis zwanzig Autoren nachschlagen kann. Wen Banks einmal als einen Kenner der Historiae naturalis angenommen hat, dem steht dieses Haus täglich von 10 bis 4 Uhr offen, und er kann sich alles dessen, was darin ist, zu seinem Nutzen bedienen. Drei Bedienten haben die Aufsicht, und außer diesen wohnt niemand im Hause. Banks gibt sich nicht das geringste Ansehen, welches er nicht von Natur schon hat. Man kann in seiner Gegenwart so frei als auf seiner eigenen Stube leben. Man kann fordern, was einem beliebt, Wein, Bier, Chocolade, Thee u. s. w. Ist einem der Rock auf dem Leibe unbequem, so zieht man ihn ohne Scheu aus; fällt es einem ein, zu pfeifen, so pfeift man, ohne daß sich

irgendjemand dadurch stören läßt. Fragt man Banks etwas, so ist er allezeit prompt, einem alle Satisfaction zu geben. Nach 4 Uhr geht er in seine etwa eine Viertelstunde weit entfernte Wohnung. Wer ihn begleiten will, um bei ihm zu essen, geht, ohne ihn erst deshalb zu befragen, mit ihm, und hier kann man es sich ebenfalls so bequem machen als in seinem eigenen Zimmer." — —

Heim schildert nun seine meist überstandene Krankheit und die Veranlassung derselben im Taback. Er hatte nämlich in Holland fast beständig geraucht, unterließ dies aber in England theils des schlechten Tabacks, theils der Sitte wegen, welche dem Tabackrauchen allgemein entgegen war. — Die Dukaten waren in England noch flüchtiger geworden als in Deutschland und Holland. Die Verwandlung in echte Gentlemen hatte allein 60 Dukaten gekostet; im Monat August waren über 100 Dukaten ausgegeben worden.

Der Geheimrath Muzel scheint einen besondern Werth auf die damaligen englischen Heilmethoden gesetzt zu haben. Um diese ganz kennen zu lernen, war eine vollkommene Geläufigkeit der Sprache des Landes unentbehrlich, daher die Reisenden nach seinem Willen zuerst eine sogenannte Akademie auf dem Lande besuchen sollten. Diese Einrichtung kam dem Genesenden jetzt doppelt zu statten. In den ersten Tagen des October gingen sie nach Great-Badow in Essex, wo sich Heim bald wieder frisch und gesund fühlte, ja seine Kleider erweitern lassen mußte. Hier fanden sie junge Männer aus allen Nationen und Ständen, welchen ein schulmäßiger Unterricht in der englischen Sprache ertheilt wurde. Die Weitschweifigkeit der Methode behagte jedoch den Freunden nicht sonderlich, und sie zogen es vor, auf eine minder förmliche Weise bei einem liebenswürdigen Frauenzimmer, Miß Brooks, die Sprache zu erlernen. Diese wiederholte Heim nach seiner Versicherung manches schwierige Wort wol tausendmal, bis er es richtig sprach. Täglich übte er sich bei ihr im Sprechen und Lesen und hielt übrigens streng darauf, kein anderes Wort als Englisch zu reden. Beide Freunde scheinen in der englischen Miß einen Ersatz ihrer geliebten halleschen Freundin gefunden und die Regungen

der Herzen die Gelehrigkeit der Lippen bedeutend befördert zu haben.

Muzel ging schon nach vier Wochen nach London zurück, um des Vaters Willen gemäß mit allem Eifer seinen praktisch-medicinischen Studien obzuliegen, in welcher Absicht er zu dem gelehrten jungen schottischen Doctor Fordyce zog. Der Geheimrath Muzel hatte auch für Heim die wegen des Besuchs der Hospitäler erforderlichen 26 Guineen ausgesetzt. Dieser aber war durch seine Krankheit in Erlernung der Landessprache noch so weit hinter seinem Freunde zurückgeblieben, daß er einen längern Aufenthalt in Great-Badow für nothwendig hielt und sich hier desto eifriger der Naturkunde widmete. Er begleitete Muzel nur nach London, um den Lord-Mayors-Tag (den 9. November) mitzufeiern. Ihrem diplomatischen Führer zu Liebe, welcher bei dem gefälligsten Betragen in dem liberalsten Lande doch die Schwachheit nicht hatte los werden können, nur mit Prinzen, Grafen und Baronen öffentlich erscheinen zu wollen, stellte Muzel bei diesem Feste einen Grafen St... und Heim einen Baron G... vor. Hierauf begab sich Heim wieder zu seiner anmuthigen Lehrerin nach Badow. Obgleich sein freundschaftliches Verhältniß mit dieser noch lange nach seiner Rückkehr ins Vaterland durch Briefe unterhalten wurde, so ist doch von diesen nichts mehr aufzufinden. Auch mangelt ein Tagebuch über den Aufenthalt nicht nur in Badow, sondern in England überhaupt. Nur Muzel's Briefe von London nach Badow, in der Sehnsucht nach dem Freunde und der Freundin geschrieben, sind noch vorhanden. Diese verbreiten sich ebenso über Heim's Leben in Badow als über des Freundes Leben in der Hauptstadt, daher wenigstens einige Stellen hier nicht fehlen dürfen. In Deutschland schrieben die Freunde Deutsch, in Holland, nach der Sitte der damaligen Gelehrten dieses Landes, Lateinisch, jetzt in England Englisch, nachher in Frankreich Französisch. Später wurde der fleißige Briefwechsel zwischen Berlin und Spandau in dankbarer Erinnerung an die freundliche Insel stets Englisch geführt.

Unterm 16. November 1773 schreibt Muzel an Heim, nachdem eine kleine Mishelligkeit wegen einer auf einem

von Badow gesandten Koffer verwischten Adresse erörtert ist, wie folgt:

„Aber vielleicht war dieser Fall nichts weiter als ein Vorwand, den ich benutzte, um mir einen viel größern Schmerz zu verbergen, der in meiner Brust wohnte, und den mein eitles Herz mit Seelenruhe zu ertragen hoffte. Gewiß, mein bester Freund, ich fühle jeden Augenblick, wenn ich nicht sehr beschäftigt bin, daß ich durch den Verlust Deiner Gesellschaft das größte und unschuldigste Vergnügen, dessen mein Herz im menschlichen Leben sich zu erfreuen fähig ist, verloren habe. Das waren wahrhaft glückliche Tage, die wir in Badow verlebten.

„Ich wünsche, daß das vortreffliche Mädchen, welches nächst Dir den ersten Platz — ich wage es ohne Erröthen zu gestehen — in meinem Herzen einnimmt, Dich die Abwesenheit Deines Freundes mag vergessen lassen. Die Stellen Deines Briefes, worin Du die Empfindungen beschreibst, mit welchen Du Dich ihr zuerst genähert hast, sind mir gewiß ebenso angenehm, als Du selbst sie nur fühltest. Schon glücklich war ich, als ich zuerst in Badow eine so edle Frauengestalt entdeckte. Noch glücklicher bin ich nun, da ich sehe, daß mich nicht Leidenschaft für sie verblendet hat; daß Du, natürlicher Weltbürger, sie ebenso liebenswürdig findest als ich, der ich mehr durch Kunst verfeinert oder vielmehr verderbt bin.“ — —

Den 26. November beginnt Muzel:

„Mein liebster Junge!

„Nach Tische, wenn Du vielleicht auf die Jagd gegangen bist, oder mit unserer liebenswürdigen Miß am Kamin sitzest, Deine Verdauung durch die besten nur denkbaren Mittel befördernd, Frohsinn und Zufriedenheit, — sitze ich eben allein, schwermüthig sinnend über die Fehler, welche ich in meinem Leben begangen habe und täglich begehe. Diese in anderer Beziehung gewiß nützliche und ersprießliche Betrachtung scheint der Tageszeit nicht angemessen, welche, wie ich glaube, von der Natur mehr zu angenehmen und beruhigenden als zu ernsten und trübsinnigen Empfindungen bestimmt

ist. Das ist die Veranlassung meines Schreibens an Dich, lieber Freund; wenn aber mein Brief nicht zu den reichhaltigen, gelehrten oder höflichen gehört, so mußt Du zuerst die Zeit erwägen und dann einen kleinen Umstand, welcher, obgleich oft nicht als Beweggrund menschlicher Handlungen beachtet, doch täglich ein Antrieb zu argen Händeln in London ist, das will sagen — ich habe Porter getrunken. Und nun nach dieser kleinen Einleitung laß uns miteinander plaudern. Was machst Du? Ich hoffe über diese Frage nächstens eine recht ausführliche Herzensergießung zu lesen. Und was macht M. B.?" — —

Unterm 7. December schildert Muzel seinem Freunde den Genuß, welchen er beim Lesen von Milton's Verlorenem Paradiese empfunden, und fährt dann fort:

„Ich wäre im Stande, Dich zu bedauern, daß Dir nicht die Gabe verliehen ist, zu fühlen, oder vielmehr, daß Deine Vorurtheile gegen einige schlechte Dichter Dich des Vergnügens berauben, welches gute Dichter in so hohem Grade zu gewähren vermögen — wenn ich nicht andererseits wohl empfände, daß unser gemeinschaftlicher Vater, der gewiß so gütig gegen Dich als gegen mich gewesen ist, und vielleicht gegen Dich mehr, Dir Genüsse verschafft, von denen ich, wie ich glaube, nicht die leiseste Vorstellung habe." — —

Zur Aufklärung und Berichtigung dieses Urtheils bietet sich glücklicherweise folgender Traum dar, der uns von Heim aus Badow aufbehalten ist, als ein treues Zeugniß von dem Sinne, mit welchem er damals die Natur und das Leben in sich aufnahm.

Ein Traum, halb Wahrheit, halb Dichtung.

„Es war am 17. October 1773, als ich nachmittags von Great-Badow ins Feld ging, Moose zu suchen. Das Wetter war überaus angenehm und die Gegend die anmuthigste, so daß mein sorgenfreier Geist dem Genusse der schönen Natur sich ganz hingeben konnte. Ich fand verschiedene seltene Moose, wodurch meine schon höchst vergnügte Seele vollends in Begeisterung versetzt wurde. Der Anblick eines derselben, das

ich noch nie gesehen hatte (Bryum simplex Lin.), erregte besonders in mir solche Empfindungen der Freude und Dankbarkeit gegen den Schöpfer, daß ich mich nicht enthalten konnte, auf meine Knie zu sinken und Gott für diese meine Glückseligkeit zu danken. O! dachte ich, wenn der gütige Gott mir noch weit größere Pflichten, als ich habe, auferlegte, und für deren treue Erfüllung keine andere Verheißung gäbe als die: In jenem Leben sollst du der unbekannten Moose die Fülle erblicken — so wäre mir das allein genug, um alle meine Kräfte jenen Pflichten zu weihen.

„Die Sonne ging nun unter, und als ich sie von einer Anhöhe, in voller Rührung meiner Seele, allmählich verschwinden gesehen hatte, ging ich langsam und gedankenvoll nach Hause. Ehe ich mich zu Bett legte, stellten sich meiner Einbildung noch einmal alle die reizenden Bilder dar, welche die Natur mir heute gewährt hatte; ich dankte meinem Schöpfer dafür, legte mich nieder und schlief ein.

„Da träumte ich, ich sei gestorben und befände mich in zahlreicher Gesellschaft an einem glückseligen Orte, wo neue Gegenstände aller Art mich in fortwährender Freude und Entzückung erhielten. Mitten in diesem Gefühle der höchsten Seligkeit kam ein Geist auf mich zu und hieß mich mit ihm gehen. Ich folgte ihm. Zu meiner großen Verwunderung brachte er mich auf diese Welt zurück, wo er mir meine ganze Sammlung von Moosen zeigte, und in demselben Augenblicke stellten sich mir auch alle die reizenden Gegenden vor, in welchen ich sie gesammelt hatte. Findest du, so sprach der Geist zu mir, an allen diesen Moosen und an den Orten, wo du sie entdecktest, noch jetzt ein so großes Vergnügen wie vormals als Bewohner dieser Erde? — Ich staunte und wußte sogleich nicht zu antworten. — Da fuhr der Geist fort zu reden: Wisse, daß ich einer von den Geistern bin, die der Allmächtige bestellt hat, die nützlichen und edeln Unternehmungen der Menschen auf den Bergen und in den Thälern der Erde zu befördern. Ich war es, der dich so oft an die Orte führte, wo deine sehnenden Augen Moose entdeckten; ich war es, der dich auf deinen Wegen schützte; denn ohne mich, der ich dich so oft in Gefahr sah, würdest du längst von

einem Felsen gestürzt oder in einem Sumpfe versunken sein. — Ich danke dir, du treuer Begleiter, sprach ich, für deine mir gewährte Hülfe. Aber ich kann es dir nicht verbergen, alle diese Herrlichkeiten machen jetzt, nachdem ich Höheres geschaut habe, wenig Eindruck auf mich. — Ich fühlte mich von Sehnsucht durchdrungen, in jene höhere Welt zurückzukehren, aber der Geist schien zu zögern und ich — erwachte.

„So leid es mir war, daß alles nur ein Traum gewesen, so fühlte ich doch eine frohe Zuversicht in mir. Ich wurde seitdem auf meinen botanischen Wanderungen nur um so kühner; denn ein wohlthätiger Geist, so dachte ich, geleitet dich ja und schützt dich auf deinen Wegen und Stegen."

* * *

Mit dem neuen Jahre 1774 begann Doctor Hunter seine anatomischen Vorlesungen, zu welchen sich Heim wieder in London einfand. Die Sammlungen dieses Gelehrten, bei welchem Heim stets freien Zutritt hatte, der nahe Umgang mit Fordyce, John Pringle und andern ausgezeichneten Aerzten, dabei der Besuch des Sanct-Thomas-Hospitals, trugen sehr zur Erweiterung von Heim's medicinischen Kenntnissen bei und machten ihn vertraut mit der Heilmethode der Engländer. Doch war der Aufenthalt in diesem Lande vorzugsweise wichtig für sein naturhistorisches Studium, auf welches das freundschaftliche Verhältniß mit Sir Banks den bedeutendsten Einfluß hatte. Dieser gab seine sämmtlichen auf der Reise um die Erde gesammelten Moose, Seegräser u. dgl. Heim hin, um solche zu ordnen und zu beschreiben, soweit es damals nach Dillenius und Linné geschehen konnte. Heim ging deshalb im Frühling, während Muzel nach Bath, Bristol, Birmingham reiste, nach Oxford, woselbst Dillenius' hinterlassene Moossammlung aufbewahrt wurde. In dieser forschte er wochenlang und kam so erst zur Gewißheit, welches Moos jener gelehrte Mann in seiner Historia muscorum beschrieben und in Kupfer hatte stechen lassen. Wie ungenügend selbst die äußerste Genauigkeit der Beschreibung und des Kupferstichs für die Bestimmung dieser zarten Gewächse sei, mag man daraus abnehmen, daß Heim in den vielen ihm zu Ge-

ſicht gekommenen Mooſſammlungen das Hypnum praelongum nie echt nach Dillenius gefunden hat.

Wie Heim die Mooſe, ſo hatte Fabrizius aus Kiel die Ordnung der von Banks geſammelten Inſekten übernommen. Bei dieſem hochgeſchätzten Landsmanne fand Heim die günſtigſte Gelegenheit, ſein ſchon in Halle begonnenes Studium der Entomologie fortzuſetzen. Ueberhaupt aber gewährten Banks, das anatomiſche Cabinet William Hunter's, die Gärten um London und die zahlloſen Merkwürdigkeiten dieſer Hauptſtadt der Welt ſeinem lebendigen Streben unendliche Nahrung und Befriedigung. Selbſt das Theater verſäumte er nie, wenn Garrick auftrat. *

Seit dem Abgange von Halle, durch die lehrreiche, umfaſſende Reiſe, durch die Studien in Holland, durch die Aufnahme und die erfolgreichen Beſtrebungen in England, hatte ſich Heim's Verhältniß zur Heimat und zu den Seinigen ſehr weſentlich geändert. Die Beſorgniſſe und die ängſtlichen Plane über ſein künftiges Geſchick waren beſeitigt. In einer Zeit, wo das Menſchengeſchlecht bei weitem nicht ſo beweglich war als heute, Profeſſoren ſammt Zuhörern noch nicht durch Eiſenbahnen, Schnellpoſten und Dampfſchiffe in den langen Ferien Europa durchflogen, wo eine Reiſe mit ſo fleißigen Forſchungen und reichen Erfahrungen ſehr zu den Seltenheiten gehörte, mußte dieſe nach der Heimkehr ins Vaterland dem Rufe eines jungen Arztes einen bedeutenden Schwung geben. Dies verkündete ſchon nach England hin der Ton in den Briefen der Brüder. Der ältere Ludwig, welcher ſich durch einen Sturz

---

* Das Mienenſpiel dieſes Künſtlers hatte einen ſo tiefen Eindruck in Heim zurückgelaſſen, daß er ſtets ein ungemeines Vergnügen an ähnlichen Leiſtungen fand. Ein im Jahre 1807 und 1808 in ſeiner Wohnung einquartierter Franzoſe hatte ihn oft auf dieſe Weiſe beluſtigt. Im Jahre 1812 kam dieſer Mann wieder nach Berlin und beſuchte Heim. Kaum hatte ihn dieſer mit zwei Worten begrüßt, als er ihm zurief: „Mais, Monsieur, faites vos grimaces.“ („Ach, mein Herr, ſchneiden Sie doch Ihre Geſichter!“) Auch Iffland ließ ſich nicht ſelten durch Heim an der heitern Mittagstafel bewegen, ihm einigen Erſatz für die Entſagung zu gewähren, vermöge welcher er ſeinen Kranken zu Liebe ſich des Theaterbeſuchs in ſpätern Jahren faſt gänzlich enthielt.

mit dem Pferde eine langwierige Lähmung zugezogen hatte, erſtattet darüber dem ſachkundigen Bruder Ernſt die gründlichſten Berichte und vertraut vor allem deſſen ärztlichem Rath. Ferner gibt er dieſem die ausführlichſte Rechenſchaft von ſeinen Studien. Zwar ſagt er noch: „Der Hauptgegenſtand meiner Studien iſt der Menſch“ — und verbreitet ſich über Montesquieu, Ferguſon u. ſ. w., doch hat er auch in der Naturwiſſenſchaft die Bahn bereits eingeſchlagen, auf welcher er ſpäter in ſeinem geognoſtiſchen Werke eine ſo rühmliche Stufe erreichte: „Ich habe ziemlich umfaſſende Nachforſchungen über die Beſchaffenheit der Foſſilien und Mineralien angeſtellt, und zwar in ſyſtematiſcher Ordnung. Wenn ich Arzt wäre, würde ich mich mit Eifer auf die Chemie werfen. Es liegt für mich ein gewiſſer Reiz darin, die Elemente der Dinge zu kennen.“ Unter den Grüßenden am Schluß der Briefe erſcheinen jetzt hohe und höchſte Perſonen: „Herr von Dürkheim hat mich beauftragt, Dich zu grüßen. Meine geliebten Prinzen, meine achtungswerthe Freundin, die Prinzeſſin Wilhelmine *, kurz alle meine Freunde haben an den Nachrichten, die ich ihnen von Deinem Wohlbefinden gegeben, lebhaften Antheil genommen. Selbſt unſere erlauchte Herzogin hat mich verſichert, daß ſie eine beſondere Freude darüber empfände.“

Von Heim's Briefen aus England iſt nur ein einziger in unſere Hände gekommen. Ungeachtet der frühern Aufforderung des ältern Bruders, aus England auch in engliſcher Sprache zu ſchreiben, bediente er ſich doch aus Rückſicht gegen die übrigen Brüder, welche des Engliſchen nicht kundig waren, der Mutterſprache. Indeß ſchrieb Ludwig unterm 4. Juli 1774:

„Lieber Bruder!

„Ich hoffte, Du würdeſt mir einmal einen Brief in der Sprache des Landes ſchreiben, in welchem Du jetzt lebſt, und welche Du ſeit ſieben Monaten und darüber erlernt haſt, nicht allein durch Anſtrengung des Gehirns und des Geiſtes, ſondern auch auf dem Wege des Herzens im Umgange mit einem

* Später vermählte Landgräfin von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld.

reizenden, schönen Mädchen, welches Worte an Dein empfängliches Gemüth richtete, um Dein Gedächtniß zu verbessern. Aber es ist mir noch nichts zu Gesicht gekommen, was einem englischen Briefe gleicht u. s. w." Dieses englische Schreiben war dann Deutsch von dem Bruder Georg fortgesetzt, welchen Ernst von England aus wegen Leiden am Nierenstein mit ärztlichem Rath versah, und welcher dagegen die mineralogischen und botanischen Aufträge des Reisenden besorgte. Der Schluß des Briefes ist von Bruder Anton. Daß Heim hierauf unterm 27. August 1774 aus London in englischer Sprache antwortete, mag hauptsächlich zur Erhaltung des Briefes beigetragen haben, während die übrigen für jedermann lesbaren Briefe wahrscheinlich den Brüdern und Freunden mitgetheilt und dann an Bruder Fritz in Schwaben gesandt wurden, bei dessen Tode im Jahre 1820 ein großer Vorrath von Briefen der übrigen Brüder vernichtet worden ist. Wir heben nur dasjenige heraus, was sich zunächst auf die eigene Lage des Reisenden bezieht:

„Ihr wundert Euch vielleicht, daß ich noch in England bin. Wir weilen allerdings länger hier, als unsere Absicht war. Mein werther Muzel ist durch seine Beziehungen zu den ersten Aerzten der Stadt so viel in Anspruch genommen worden, daß er den Termin unserer Abreise von einem Tage zum andern verschoben hat, nun aber ist er auf Dienstag früh bestimmt; wir fahren mit einer Landkutsche nach Brigthelmstone (Brighton), wo wir am selbigen Tage abends an Bord zu gehen gedenken, um nach Dieppe überzusetzen. Es thut mir sehr leid, dieses Land nun zu verlassen, nachdem ich nun gerade vermöchte, den rechten Nutzen davon zu ziehen. Es hält schwer, hier Bekanntschaften zu machen, die geneigt sind, einem zu dienen. Im Laufe eines Jahres habe ich einige erworben, und nun bin ich genöthigt, sie zu verlassen. Hoffte ich nicht auch in Frankreich Leute zu finden, die mir gefallen, und hätte ich nicht großes Verlangen, ihre Sprache zu erlernen, so würde ich mich beim Abschiede aus England unglücklich fühlen. Diejenigen Personen, welche ich in diesem Lande mit Recht meine Freunde nennen darf, sind mir auch allezeit gern gefällig. Für die Heilkunde habe ich nur einen Freund,

aber einen äußerſt gewichtigen, welcher meine ganze Hochachtung beſitzt und mich immer belehren wird, wenn ich künftig ſeinen Rath verlangen ſollte. In der Botanik habe ich einen ganzen Kreis ſehr guter Bekanntſchaften, welche mir in allen Dingen ſtets zu dienen bereit ſind. Unter dieſen Leuten iſt eine Dame, die Frau des Dr. Fordyce, eine der geſcheiteſten und gefühlvollſten Frauen, welche ich jemals kennen gelernt habe; dieſe trocknet Pflanzen beſſer, als ich ſie noch geſehen, ausgenommen meine eigenen. Sie hat mir, der ich ſehr in Gunſten bei ihr ſtehe, verſprochen, alle Pflanzen für mich zu trocknen, und ich habe ihr einen Katalog hierzu von mehr als zweitauſend gegeben. Sie hat bereits einige hundert für mich getrocknet und auf das feinſte Papier gezogen, welche ich mit meinen eigenen und einigen andern Sachen nach Stettin geſandt habe. Unter dieſen Sachen war auch einiges, das auch Euch Unterhaltung und Vergnügen machen wird, zu ſehen. Herr Banks und Dr. Fordyce haben mir mehre von der Südſee mitgebrachte Seltenheiten verehrt. Das Tuch aus Otaheiti und Neuſeeland iſt in der That ſehr ſonderbar. Herr Banks hat mir davon mehr als zwanzig Ellen geſchenkt, und nach meiner Rückkehr nach Deutſchland ſollt Ihr außer andern Sachen ein gutes Stück davon haben. Vor einem Monat war ich eine ganze Woche in Oxford, wo ich nichts anderes that als Mooſe ſtudiren. In dieſem Theile der Botanik habe ich ſolche Fortſchritte gemacht, daß ich mir einbilde, jedem jetzt lebenden Kenner überlegen zu ſein."

Im Herbſte 1774 ſchieden die Freunde aus London, wo ſie ſo herrliche Tage verlebt hatten, von ſo vielen trefflichen Männern mit Güte und Freundſchaft überhäuft worden waren. Unter beſtändigem Regen und Sturm mußten ſie in Brigthelmſtone acht Tage auf günſtigen Wind harren. In dieſer traurigen Zeit quälte unſern Heim täglich und ſtündlich das Vorgefühl der ſchrecklichen Seekrankheit. Endlich eines Abends, als noch der Sturm heulte, entſtand ein Geſchrei: Günſtiger Wind nach Dieppe! Im Nu waren alle an Bord, und noch bei ſtockfinſterer Nacht, morgens 1 Uhr, landeten ſie an der franzöſiſchen Küſte. Trotz des fürchterlichen Wetters drängten ſich bei der Landung den Ankommenden doch eine Menge Leute,

zu allerlei Dienſten bereit, entgegen. Keiner ließ den andern zu Wort kommen, ſodaß Heim, an die Ruhe und Einſilbigkeit der Engländer gewöhnt, die Empfindung hatte, als befände er ſich in einem Narrenhauſe. Das aufgeregte Meer warf eine Menge von Gewächſen aus, auf welche Heim einige Tage Jagd machte. Dann zogen die jungen Doctoren nach Rouen, den berühmten Davis und ſeine Krankenanſtalten kennen zu lernen. Von da begaben ſie ſich nach Paris.

In Paris zog Heim zu Deſault, Profeſſor der Anatomie, ins Haus. Er hatte ſich zwar, wie erwähnt worden, einige Kenntniſſe der Landesſprache erworben, fühlte jedoch das Mangelhafte derſelben. Daher ſchlug er, ehe die Winter-vorleſungen begannen, einen ähnlichen Weg ein wie in Eng-land, und nahm ſeinen Aufenthalt bei einem wohlhabenden, von Geſchäften zurückgezogenen Kaufmann, Landrieve, in einem reizenden Landhauſe auf dem Mont-Valerien, zwei Meilen von der Stadt. Landrieve's Hausgenoſſen waren nur einr Geſellſchafterin und deren Tochter von zwölf Jahren. Hier trieb es nun Heim mit der franzöſiſchen Sprache ebenſo wie zu Great-Badow mit der engliſchen. Nur Franzöſiſch durfte geredet und geleſen werden; er ſuchte gern die Unterhaltung der Kinder wegen ihres vielen und deutlichen Sprechens. In-deſſen iſt er im Franzöſiſchen nie zu der Fertigkeit gelangt, welche er ſich im Engliſchen zu eigen gemacht hatte. Während Heim hier lebte, gewährten die uralten Bäume im Garten des naheliegenden Verſailles der Mooſſammlung einen reichen Zuwachs. Einſt ging Landrieve mit den Seinigen nach Paris und gab Heim unterdeß unbedingte Gewalt über Garten, Küche und Keller. Da lud dieſer ſeinen Freund, der in Paris geblieben war, zu ſich ein. Im reichſten Ueberfluſſe des äußern Lebens, in der anmuthigſten Gegend, entſchädigten ſich beide für die kurze Trennung durch die freieſte Mittheilung. Es war die Zeit der Weinleſe. Ihre Wanderungen führten ſie nach Saint-Cloud, Marly, Verſailles, Nantene, Bois de Boulogne u. ſ. w. Landrieve war dem jungen deutſchen Doctor ſehr gewogen und ſprach zu dieſem oft von einer ſchönen Tochter, die in einem Kloſter erzogen würde. Dieſe, ſein einziges Kind, wollte er Heim zur Frau geben, wenn dieſer

zu der römiſchen Kirche überzutreten ſich entſchließen würde. Dafür, hoffte er, würde Gott ihn ſelbſt von allen Sünden losſprechen. Doch Heim ließ, höflich dankend, die Lockung an ſich vorübergehen.

Bald kehrte Heim nach Paris zurück zu Deſault. Bei dieſem wohnte unter andern auch Voitus, welchen König Friedrich II. zur weitern chirurgiſchen Ausbildung auf des Geheimraths Muzel Vorſchlag nach Paris geſandt hatte. Nachher wurde derſelbe Profeſſor der Chirurgie in Berlin. Mittags und abends aßen die jungen Männer bei Deſault. Heim, vielleicht etwas verwöhnt durch Landrieve's Küche, bemerkt aber, daß er ſich ſelten ſattgegeſſen habe an dem gelehrten Tiſche, und daß der Ueberfluß an Reden den Mangel in den Schüſſeln habe erſetzen müſſen; des Hörens ſei er oft überdrüßig geweſen. Ueberhaupt wollte es, nach Muzel's Schilderungen in den Briefen an ſeinen Vater, den beiden Reiſenden unter den Franzoſen nicht recht behagen. Mit Empfehlungen von ihren engliſchen Freunden, vom Oheim Muzel-Stoſch, ſelbſt von Lord Marſhal, waren ſie reichlich ausgeſtattet, ohne jedoch großen Gewinn davon zu ziehen. „Die Bekanntſchaft mit Medicis, Chirurgis und Gelehrten", ſchreibt Muzel, „erſtreckt ſich hier nicht weiter, als ſie zwei- bis dreimal zu beſuchen. Dies kommt mir nun freilich gar ſeltſam vor, da in England ein Fremder mit den erſten Gelehrten des Königreichs gar leicht Bekanntſchaft haben kann, ſobald er die Sprache verſteht." In einem andern Briefe heißt es: „Wir beſuchen das Hôtel-Dieu, die Charité, Bicêtre und das Hôpital-général. Allein in beiden erſtern ſpricht niemand mit uns, ja wir ſtehen im Gegentheil bisweilen in Gefahr, wenn wir Sachen zu genau beſehen wollen, Cataplasmata und in Eiter getunkte Plumasseaux ins Geſicht geworfen zu bekommen, als mit welchem Geſchütz Herr Monreau, der Chirurgien en chef de l'Hôtel-Dieu, die zu große und ihm beſchwerliche Neugierde im Zaume zu halten pflegt." Ferner erzählt er: „Der Chirurgien en chef der Charité hat mich nach franzöſiſcher Manier bei der Naſe herumgeführt. Er hatte mir bei meiner Ankunft die Erlaubniß gegeben, die Charité zu beſuchen. Ich habe dafür Geld entrichtet. Nun

trifft sich's, daß er eben einen Cursum operationum lesen will. Der Schweizer will mich einmal des Morgens, weil ich im grand négligé bin, nicht hineinlassen. Ich beschwere mich darüber beim Chirurgien und verlange ein Billet d'entrée, allein erhalte zur Antwort, daß er niemand ein Billet gebe, als welcher seinen Cursum mit anhören wolle. Er ist der Mann nicht, von dem ich eben in der Chirurgie Unterricht haben möchte; ich habe also die Charité auf eine Zeit lang aufgeben und mich nach einem andern Kanal umsehen müssen."

Später verloren sich jedoch manche Hindernisse solcher Art durch die nähere Bekanntschaft der Personen und der Verhältnisse. Heim übte sich bei Desault sehr fleißig im Anatomiren und besuchte täglich schon um 5 Uhr des Morgens das Hôtel-Dieu, sodaß er den entscheidenden Einfluß des dort Gesehenen und Erlernten auf seine ärztliche Ausbildung stets dankbar anerkannte. Doch wurde die Botanik auch hier nicht versäumt. Er schloß ein auch von Berlin aus noch lange unterhaltenes Bündniß mit Thouins, dem Aufseher des reichen Botanischen Gartens, und verkehrte mit den Botanikern Adanson und Aublet. Unter andern merkwürdigen Männern der Zeit lernte er auch Rousseau kennen.

In Paris wohnte Heim, ebenso wie in London, getrennt von Muzel. Aber jeden Tag besuchte er diesen, und sie theilten sich aufs gewissenhafteste mit, was ein jeder gesehen, erfahren, gedacht oder gethan hatte. Nie durfte Heim den Freund verlassen, ohne ihm etwas vorgespielt zu haben auf einem in seinem Zimmer stets bereiten Fortepiano, wozu Muzel gern sang, zumal wenn es ein geistliches Lied war.

Gegen den Frühling 1775 verließen die beiden Reisenden Paris, um nach Deutschland zurückzukehren. In Châlons ließen sie sich, dem ausdrücklichen Befehle von Muzel's Vater gemäß, den Champagnerwein trefflich schmecken. Lange und bis zu spätern Jahren scheint jedoch Heim von diesem Geschmack abgekommen zu sein; hat sich aber dann, wie seinen Freunden bekannt ist, redlich bemüht, das Versäumte nachzuholen.

In Zweibrücken stieß zu den beiden Doctoren der Apo-

theker Salzwedel aus Frankfurt a. M., ihr Genoſſe auf der Univerſität Leiden, nun ihnen ein angenehmer und unterrichtender Begleiter bis Straßburg. Sie mietheten ſich Reitpferde bis Manheim und bereiſten die Berg- nnd Hüttenwerke im Zweibrückiſchen. Der Aufenthalt in Manheim war ihnen ſehr ergötzlich durch die Kunſtſchätze und Lebensgenüſſe, welche der damalige glänzende Hof in dieſer Stadt vereinte, dagegen aber auch lehrreich durch die Gefälligkeit gelehrter Männer, unter welchen Heim den Hofrath Medikus obenanſtellt. Durch dieſen wurde er auch mit Herrn von Necker, einem großen Mooskenner, bekannt, über welchen er ſich in ſeinem Tagebuche beim Abſchiede aus Manheim folgendermaßen äußert: „Bei dem Herrn von Necker war ich noch zwei Stunden, wo wir von Mooſen mit dem größten Enthusiasmo ſprachen. Ich gab ihm dreizehn von meinen Mooſen, die er verſprochen, mir wieder zurückzuſenden. Dies würde ich nicht gethan haben, hätte mir nicht Herr Medikus verſichert, daß man der Ehrlichkeit des Herrn von Necker vollkommen trauen dürfe. Als ich ſie ihm gab, ſagte ich zu ihm: «Hier, mein Herr, ſind die Mooſe, die ich Ihnen leihen will. Ich gebe ſie Ihnen herzlich gern, obgleich Sie ein Franzoſe ſind, deren ich viele unzuverläſſig gefunden habe.» Ich ſagte ihm, was Medikus von ihm geurtheilt habe, und machte dadurch dieſem Franzoſen die größte Freude. Ich zeigte ihm Banks' Mooſe. Er ſchrie dabei oft pardieu und parbleu, auch einigemal foutre. Salzwedel verſprach ihm Mooſe zu ſchicken, wogegen er verhieß, der unſerigen in ſeiner neuen Ausgabe von der «Nova methodus muscorum» zu erwähnen. Wir nahmen auf das allerfreundſchaftlichſte voneinander Abſchied; er hat mir tauſend Vergnügen gemacht und ich ihm nicht weniger."

Ebenſo heitere Stunden verlebten ſie in Heidelberg. Nicht nur die Herren von der mediciniſchen Facultät, ſondern ſelbſt die Theologen begegneten den Reiſenden mit der zuvorkommendſten Artigkeit. Einige Worte des Fröhlichſten in dem glücklichen Dreiblatt werden am beſten von deſſen Lebensweiſe zeugen. Der 15. März in Heim's Tagebuche ſchließt alſo: „Des Abends nahmen wir Abſchied von dem ſehr gefälligen

Herrn Schönmetzel (Professor der Therapie und Pathologie). Das hübsche Mädchen war auch da. Als ich schon zum Hause heraus war und mir der Herr Professor noch Complimente machte, war ich begierig zu sehen, ob die Schöne uns auch begleitet hätte. Ueber meinem Gucken that ich einen Fehlschritt und fiel rückwärts lang hin auf die Steine, ohne mir jedoch wirklich wehe gethan zu haben. Die Frauenzimmer kamen eilends zum Vorschein, und ich hatte es diesem Falle zu verdanken, das hübsche Mädchen noch einmal gesehen zu haben. Nach dem Abendessen besuchten wir noch den Herrn Professor Oberkamp. Er ist ein Schüler von Schröder, kennt den Doctor Selle sehr wohl und hat Schröder's Practicum Wort für Wort inne. Er vergaß uns Wein zu geben, versprach aber seine Dissertationen nach Berlin an Muzel zu schicken. Noch kam mit Mantel und Kragen der Herr Professor Büttinghausen und schenkte uns drei Stück seiner Beiträge zur pfälzischen Geschichte. Ich und Muzel haben heute tüchtig gegessen und getrunken, Salzwedel aber hing das Maul und aß wenig. Den Betteljungen haben wir heute viele Kreuzer gegeben. Den 16. ganz früh verließen wir mit Extrapost Heidelberg, speisten mittags zu Bruchsal und gelangten spät abends nach Karlsruhe. — Der Donner! warum trägt Er denn eine Brille in der Kutsche? sagte ein Bauermädchen zu Muzel. — — Es folgt nun eine Beschreibung des Salzwerks bei Bruchsal, dann der Merkwürdigkeiten von Karlsruhe, Gärten, Kunstsachen u. dgl. Der 17. schließt nach einer ausführlichen Beschreibung des Schlosses zu Karlsruhe also: „Die Bilder von den alten badenschen Fürsten machten uns vieles Vergnügen. Die Kapelle ist ein kleines Modell von der zu Versailles. Nach dieser Expedition nahmen wir ein tüchtiges Mittagsmahl zu uns. Der Gallus phasianus schmeckte uns herrlich. Wir tranken vier Flaschen vom besten Weine, ich focht nach Tische mit meinem Freunde mit bloßem Degen, und wir waren alle recht munter und vergnügt. Dann besuchten wir den Herrn Rath Kohlreuter, auf den ich mich schon lange gefreut hatte. Muzel blieb nur kurze Zeit, weil er etwas zu viel getrunken hatte, Salzwedel und ich aber über drei Stunden. Des Abends kam Kohlreuter zu

uns und blieb bis nach 12 Uhr. Ich gab ihm eine Menge von Mooſen, darunter viele aufgeleimte, die ich für meinen lieben Fritz beſtimmt hatte. Wir lernten heute vieles von dieſem Manne. Den 18. waren wir den ganzen Vormittag bei dem Herrn Kohlreuter, welcher uns eine Menge merkwürdiger Sachen zeigte. Nach Tiſche ging ich mit Salzwedel zu dem Apotheker Bär; er beſitzt eine treffliche, wohleingerichtete Apotheke und ein ſchönes Laboratorium. Dieſer Mann erzeigte uns überaus viele Gefälligkeiten und machte mir mit einigen Klavierſtücken, die er mir vorſpielte, ein unbeſchreibliches Vergnügen. Von ihm gingen wir wieder zu Kohlreuter, und des Abends von 9 bis nach 1 Uhr war dieſer bei uns. In langer Zeit habe ich nicht ein ſo gutes Genie gefunden als dieſen Mann. In allen ſeinen Gedanken und Handlungen zeigt er immer die größte Gleichgültigkeit des Gemüths. Was er ſpricht, davon iſt er allezeit gewiß überzeugt, daß es Wahrheit ſei. Das Vornehmſte, was wir von dieſem gründlichen Beobachter erlernt, iſt dieſes: 1) Je unreifer das ♂ antherarum iſt, deſto leichter zerreißt es die Membranam globulorum, wenn es in Waſſer gethan wird" — u. ſ. w. viele Nummern durch, welche zum Theil mit Zeichnungen erläutert ſind. Nachdem noch die chemiſchen Experimente mit dem Waſſer des badenſchen Geſundbrunnens erörtert ſind, wird nicht vergeſſen: „In dem Wirthshauſe, das wir in Karlsruhe bewohnten, war eine liebenswürdige Dame, die Tochter eines Geiſtlichen, die wir alle mehrmals küßten." Später, wo der Weg von Raſtadt nach Baden beſchrieben wird, bemerkt Heim: „Dreimal habe ich es verſucht, Landmädchen zu küſſen, ſie wollten es aber nicht leiden. Sonderbar von einem Mädchen, ſich nicht küſſen zu laſſen! Ich denke aber, ſie wußten wol, daß ich ein Proteſtant ſei."

In Straßburg verweilten die Freunde zwar nur acht Tage, doch war ihnen der Aufenthalt durch die Güte der Profeſſoren Spielmann, Herrmann, Lobſtein, Röderer und des Apothekers Hecht überaus nützlich und angenehm. Auch wurde der Beſuch des Hospitals nicht verſäumt. Eine große Freude gewährte Heim in dieſer Stadt das Zuſammentreffen

mit seinem Bruder Ludwig, welcher sich unter den Begleitern der beiden jungen Herzoge Karl und Georg von Sachsen-Meiningen befand. Muzel war die endliche persönliche Bekanntschaft seines mehrjährigen Correspondenten, wegen seines Lieblingsstudiums, der Mineralogie, doppelt willkommen. Die jungen Prinzen aber waren sehr zufrieden mit dem heitern Tone, welchen der weitgereiste Doctor Heim an ihrer Tafel verbreitete.

.... Unterm 27. März 1775 bemerkt Heim in seinem Tagebuche: „Nachmittags ging ich zu unsern Prinzen, um Abschied zu nehmen. Ich wollte nur einen Augenblick bleiben; allein Prinz Karl hielt mich auf, bis es Nacht wurde. Als Prinzen weiß ich diese beiden Herren nicht zu würdigen, allein als Menschen werde ich sie allezeit lieben und hochschätzen. In ihrem Umgange habe ich recht großes Vergnügen gehabt.“ Ueber seinen Bruder ist Heim höchlich erfreut, besonders auch, weil Freund Muzel so großes Gefallen an ihm gefunden. „Er ist ein sehr guter und ehrlicher Mann, so hitzig auch sein Temperament ist, und ich schätze mich glücklich, ihn zum Bruder zu haben“, steht im Tagebuche. Auch dieser scheint von dem ganzen Wesen seines Ernst befriedigt gewesen zu sein. Er hatte demselben nach Paris geschrieben: „Wenn ich meine Brüder nicht als Freunde lieben könnte, wären sie mir vielleicht sehr gleichgültig. Aber ihr gutes Naturell macht, daß sie mir gefallen; besonders der Doctor. Er hatte mich schon für sich eingenommen, als er noch ausschließlich brav und unbesonnen wie ein preußischer Krieger war. Wie liebenswürdig werde ich ihn erst finden, wenn ich ihn von innen und außen mit holländischer, englischer und französischer Grazie ausstaffirt wiedersehen werde. Wir werden recht viel zusammen lachen.“ — Nur darüber trauerte er, daß er nach einem achtjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Meiningen nun gerade von dort abwesend sein und den Plan hatte aufgeben müssen, auch die jüngern Brüder aus Schwaben und Jena zum Empfange des weitgereisten Ernst dort in der Heimat zum vollen halben Dutzend und zur Freude des alten Vaters zu versammeln.

Folgendes Ereigniß darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Heim hatte sich von der Kindheit an im Klettern auf Bäumen, Dächern, Thürmen und Bergen geübt, und that es darin jederzeit allen seinen Genossen zuvor. Muzel wußte das und hatte selbst auf der Reise, beim Erklimmen von Felsen und Klippen nach Moosen, Beweise von unglaublicher Kühnheit und Geschicklichkeit seines Freundes gesehen. Als nun in Straßburg eines Abends bei Hecht von der Verwegenheit eines Menschen, der bei der Durchreise der Königin von Frankreich für 4 Louisdor auf die äußerste Spitze des Münsters gestiegen war, mit Staunen gesprochen wurde, so sagte Muzel: „Das kann Heim auch. Nicht wahr, du thust es?“ — wandte er sich zu diesem. Ein schnelles Ja war die Antwort. Des andern Morgens gingen sie nach dem Münster. Hecht und Salzwedel begleiteten Heim bis über das zweite engere Treppengewinde oberhalb der Plattform. Dem gegebenen Worte getreu, wenn es auch das Leben kosten sollte, kletterte er nun die kleinen völlig freien Stufen hinauf und rechts in die durchbrochene Krone des Thurms; dann aus dieser hinaus auf das große steinerne Kreuz, welches die äußerste Spitze bildet. Nur durch Umklammerung mit den Armen, indem man die Fußspitzen in Kerben setzt, welche in den Sandstein eingehauen sind, kann dieses erstiegen werden. Auf dem Querbalken des Kreuzes reitend, 475 Fuß hoch über dem Straßenpflaster der Stadt, zieht er das Schnupftuch aus der Tasche und schwenkt es, worauf er glücklich wieder heruntersteigt.* Aber um keinen Preis der Welt, so gesteht er, würde er dieses Stück noch einmal gemacht haben. Wol mag es ihm aufs Herz gefallen sein, daß auf jenem Kreuze keine Moose wuchsen, des Schutzgeistes Wort im Traume also dorthin sich nicht erstreckte. Zum Andenken jenes Wagestücks, welches noch heute den Fremden beim Besteigen des Münsters von den Thürmern erzählt zu werden pflegt, hat eine kunstreiche Hand ein treffliches Gemälde des Münsters mit Heim obendarauf

* Jetzt ist die durchbrochene Krone, bis in welche nicht vom Schwindel behaftete, im Klettern geübte Reisende öfters steigen, oben mit einem eisernen Gitter verschlossen, welches niemand geöffnet wird.

verfertigt, wie es, ſolange er lebte, auf ſeinem Zimmer neben den von derſelben Künſtlerin gemalten Anſichten von Solz zu ſehen war und von der Familie aufbewahrt wird.

Den 28. März, nachdem Salzwedel ſich mit ſchwerem Herzen von den Freunden getrennt hatte, verließen dieſe Straßburg, höchſt befriedigt von den dort verlebten Tagen. Nach ihrer Gewohnheit bald zu Wagen, bald zu Pferde, bald zu Fuß, durchſtreiften ſie nun den Schwarzwald, theils Mooſe und Steine zu ſammeln, theils Mineralquellen zu analyſiren, theils Hüttenwerke kennen zu lernen. So zogen ſie über Gengenbach, Petersthal, den rippolzauer Brunnen, Wittichen, Wildbad, Liebenzell, Kalw, Deinach, auf Tübingen. Der deutſche Boden, das liebliche Schwabenland, die Natur und die Menſchen, alles vereinigte ſich, Heim in die glücklichſte Stimmung zu verſetzen. Am Tiſche fetter Prälaten, die ſchon dem Glauben an Hexen entſagt haben; bei dem Dorfwirth, welcher ſich noch ſehr vor dem Teufel fürchtet und als Vater von zehn Kindern ſeine Frau nicht zwanzigmal geküßt zu haben behauptet, daher ſeine Töchter billig entfliehen, wenn Heim nur Miene macht, ihnen einen Kuß beizubringen; in der Hütte des Bergmanns, unter den friſchen Bauermädchen, die er mit Mandeln füttert: überall ſehen wir in dem Jünglinge die hohe Freudigkeit des Gemüths, welche er ungeſchwächt bis ins Greiſenalter bewahrte. Sein Gefährte, nie allzu lange von trüben Anwandlungen befreit, hält ſich wol zuweilen quieſcirend (nach dem Ausdrucke des Tagebuchs), d. h. er bleibt bis 10 oder 11 Uhr im Bette. Unterdeß klettert Heim nach Mooſen und Pflanzen in den wildeſten Felſen des Schwarzwaldes umher, wo es, mit dem gedachten ſonderbaren Wirth zu reden, ausſieht, als ob der liebe Gott nichts über das Gebirge zu befehlen hätte. Regen und Schnee kümmern ihn nicht, er ſieht vielmehr im Sturme ſeinen Schöpfer und ſingt mit Begeiſterung: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte u. ſ. w. In einer freundlichen Familie entzücken ihn das Saitenſpiel des alten Vaters und des Sohnes, begleitet von dem Geſange der anmuthigen Nichte; wogegen er denn auch mit großer Geduld die ſchlechten Verſe einer gelehrten Frau Stadtſchreiberin vorleſen hört, dieſelben zwar bitter kritiſirt, doch auch lobend

einräumt, daß der Witz ohne Bosheit sei und überall schwäbische Ehrlichkeit vorherrsche.

In Tübingen verweilten die Reisenden einige Tage bei dem Professor Kies, einem werthen Freunde des Geheimraths Muzel, und ritten dann über das boller Bad nach Eibach, wo sich Heim's geliebter Bruder Fritz, auch Muzel von Halle und Leipzig her befreundet, als Erzieher im Hause des Grafen von Degenfeld befand. Der Graf nahm die jungen Doctoren mit der artigsten Gastfreiheit in seinem Schlosse auf, und sie freuten sich der so heitern, gefälligen und würdigen Umgebung in dieser edeln Familie. Erst am Abend, im prächtigen Schlafzimmer vor den seidenen Betten, fällt dem bedenklichen Freunde ein, wie dies alles gar nicht passe zu ihren auf dem Gebirge und in den Bergwerken ganz abgenutzten Kleidern, und wie sie die Einladung des Grafen durchaus nicht hätten annehmen sollen. Er wurde darüber ganz falsch, wie Heim sich ausdrückt; dieser dagegen warf sich lachend mit recht innigem Behagen in das köstliche Lager. Muzel gestand, in der vornehmern Welt noch keinen Mann von so viel Geistesbildung und echter Höflichkeit gefunden zu haben als den Grafen. Auf Heim machte zugleich das feine Benehmen seines jüngern Bruders einen sehr angenehmen Eindruck, und er rühmt gegen den ältern Ludwig, wie erfolgreich die Tölpelmühle (S. 100) gewirkt habe. Nach drei frohen Tagen begleitete sie Bruder Fritz bis Göppingen. Stets ehrte Heim diesen Bruder als das reinste und frömmste Gemüth. Gern vertraute er ihm jede innerste Regung des Herzens. So auch jetzt; und ob er schon nicht ganz ohne Zurechtweisung des strengen Beichtigers wegkam, so lastete doch kein harter Vorwurf auf seiner Seele. Immer noch zur rechten Zeit warnte ihn die Tugend, wenn das Laster in den mannichfaltigen Lockungen der zwanglosen, lüsternen und kräftigen Jugend zu siegen drohte. Die fromme Demuth, wie sie sich in folgenden, im üppigen Schwabenlande nach hart bestandener Probe aufgezeichneten Worte des blühenden Jünglings ausspricht: „Armer Heim, möchte die Tugend und Klugheit Kraft genug geben, in der Zukunft zu starken Verführungen zu widerstehen!“ führte den keuschen Mann in die Arme seiner treuen Gattin, und in Rührung und

Bewunderung freuten sich alle Zeugen, zumeist Kinder, Enkel und Urenkel an der Goldenen Hochzeit der Frische des herrlichen Greises. Dieser feste Kern seiner Natur bei der stets ungetrübten Heiterkeit des Geistes und höchsten Fröhlichkeit des Körpers war es, was Mozel mit einer begeisterten Liebe an den Freund fesselte, ja ihn mit Ehrfurcht gegen diesen erfüllte.

Unter den Männern, welche Heim in diesen Gegenden merkwürdig waren, steht der gelehrte Professor Gärtner zu Kalw obenan. Dieser, ein vertrauter Freund von Kohlreuter, war wieder ganz ein Mann für Heim. Die Natur aufspürend, vornehmlich in dem wunderbaren Bau und geheimen Leben der Pflanzen, war er ganz Europa durchzogen und hatte sich endlich, allen glänzenden Einladungen entsagend, in seinem Geburtsorte niedergelassen, um recht in Frieden seinen Pflanzen zu leben. Viele ganz neue Aufschlüsse, insonderheit über die Samen der Pflanzen, verdankt Heim diesem Manne.

Als Beweis der glückseligen Stimmung, welcher die beiden Freunde im lieblichen Schwabenlande sich erfreuten, möge nur Eine Stelle aus Heim's Tagebuche hier zeugen: „Bei unserer Zurückkunft nach Stuttgart gingen wir zu Herrn Stierlein. Er spielte die Geige, sein Sohn den Flügel und eine seiner Basen, ein junges, artiges und schönes Frauenzimmer, sang dazu. Mein Gott! wie hat mir das arme Herz geschlagen! Der Psalm: «Wie lieblich ist's, wenn Brüder Eins sind» — hat mich und meinen Freund in eine wahre Wollust versetzt. Wir haben in langer Zeit in einer so kleinen Gesellschaft das Vergnügen nicht empfunden, das wir hier im höchsten Grade genossen. Der alte Herr Stierlein ist ein sehr liebenswürdiger Mann, von respectablem Ansehen, dennoch aber sehr freundlich, besonders wenn von schönen Mädchen die Rede ist. Beim Abschiede küßten wir mit recht dankbarem Herzen die ganze Gesellschaft, unsere schöne Sängerin nebst zwei andern artigen Frauenzimmern nicht ausgenommen."

Nachdem die Reisenden Stuttgart und Ludwigsburg nebst der Umgegend kennen gelernt, auch den Pfarrer Hahn in Kornwestheim, den berühmten Erfinder der Rechenmaschine, besucht hatten, fuhren sie nach Nürnberg. Gaßner trieb eben

seinen Spuk in Ellwangen, daher kaum ein Unterkommen im Gasthofe zu finden war vor den vielen Kranken, die Heilung erwarteten. „Dieser Mann curirt durch keine andere Arznei als, ich schäme mich fast, es zu sagen, durch den Namen Jesu" — steht in Heim's Tagebuche. Ein völlig lahmer Mönch war auf der Straße von Stuttgart her auf jeder Station mit ängstlicher Vorsicht und Umständlichkeit auf den Postwagen und wieder heruntergehoben worden. Dies war auch in Aalen, der letzten Station vor Ellwangen, geschehen. Hier war Heim in der Nacht im Gasthofe genöthigt, sein Zimmer zu verlassen. Kaum hatte er mit dem Lichte in der Hand die Thür geöffnet, so gewahrt er den Mönch, völlig schlank und rasch vor ihm vorbeilaufend. — Heim hat die Nutzanwendung dieser Vision nie vergessen und ist immer keck mit seinem Lichte darauf losgegangen, wenn es galt, heimlichen Betrug zu entlarven.

Mancherlei Beweggründe trieben Muzel jetzt von Nürnberg eilig nach Berlin, unter andern die Verheirathung seiner einzigen geliebten Schwester. An den Vater hatte Heim von Zweibrücken aus seinen letzten ausführlichen Bericht gesandt. Dieser schrieb seinem Sohne nach Straßburg: „Wegen Deines Freundes kannst Du außer Sorge sein, denn wenn er willens ist, sich ordentlich hier im Lande zu etabliren und solches mit dem Willen seines Vaters geschieht, so soll ihm ein gutes Physikat gewiß sein; und da ich alles dazu bereits eingeleitet habe, so kann er in Gottes Namen mit Dir nach Berlin kommen und bei uns wohnen, bis er sein Amt antritt, wozu denn die Elaboratio casus, der Cursus anatomicus etc. erforderlich sind. Bis dahin kann er sich in der Charité in Praxi und Anatomicis üben, desgleichen auch in der Medicina forensi, da ich wünsche, daß er ein nützlicher Mann werden möge. Die Kosten werde ich tragen, da ich gern eine Sache ganz mache."

So großmüthig die Zusage des trefflichen Mannes war, so scheint sie den Wünschen des Sohnes doch nicht in aller Beziehung entsprochen zu haben. Diesen schreckte darin die Aussicht der wahrscheinlichen, vielleicht weiten Entfernung von seinem Heim. Es wurde daher beschlossen, daß Heim

zunächst seinen alten Vater in Solz besuchen und dort die fernern Nachrichten von Berlin abwarten sollte. In heftigem Schmerz, aber rasch, nahmen die Freunde am 25. April voneinander Abschied, und Muzel eilte fort nach Berlin. Heim verweilte noch einige Tage in der alten, hochberühmten Stadt Nürnberg, besichtigte ihre Wunderwerke und fand viele neue unterhaltende Bekanntschaften. In einem von hier aus an Bruder Ludwig in Straßburg gerichteten Briefe macht er seinem Schmerz über die plötzliche Trennung von seinem Freunde Luft und beschreibt zugleich die anmuthige Reise durch Schwaben. Ungeachtet der bedrängten Zeit hatten die Reisenden, als sie das deutsche Vaterland wieder betreten hatten, sich doch nicht enthalten können, das Werk kennen zu lernen, welches demselben seinen größten Dichter verkündete: „In Tübingen haben wir «Werther's Leiden» gelesen. Seine Gründe für den Selbstmord sind wirklich sehr nichtig. Der Stil des Verfassers ergreift das innerste Herz, und man ist genöthigt zu weinen, ja ich hatte Thränen in meinen Augen. Aber Herr Werther ist ein fauler Bursche." — —

Auf dem Wege nach Meiningen und Solz besuchte Heim in Erlangen den Professor Schreber. Die anfängliche Gleichgültigkeit dieses Gelehrten gegen den reisenden Doctor verwandelte sich bald in Ekstase, als er Südseemoose erblickte, von Banks und Solander hörte, und in seiner Moossammlung von Heim sogar mehrere Exemplare, als nach Dillenius unrichtig bestimmt, entdeckt wurden. Nun schenkte er Heim seine Dissertationen, überhäufte ihn mit Höflichkeiten und schloß einen gelehrten Bund mit ihm, der lange Zeit durch Briefwechsel erhalten worden ist.

Nach einigen Tagen gelangte Heim über Bamberg nach Meiningen. Die Verpflichtung, welche ihm die jungen Herzoge in Straßburg auferlegt hatten, ihrer Schwester, der Prinzessin Wilhelmine, mündlich Nachrichten von ihnen zu überbringen, hielt ihn hier bei seinen Brüdern Anton und Christel einen Tag zurück, ehe er in die Arme seines Vaters eilen konnte.

Der jüngste Bruder Christel hatte eben die Candidatenprüfung glücklich bestanden. Indem Anton dies dem Senior

in Straßburg berichtet, meldet er ihm zugleich die glückliche Ankunft von Bruder Ernſt: „Wir waren den Nachmittag beim Herrn Lehnsſecretär Hopf, ſiehe da kam mit Extrapoſt zum obern Thor herein unſer lieber Bruder Ernſt. Er ſtieg im Hirſch ab, wo ich ihn ſogleich abholte und mit in meine Wohnung nahm. Sein Reiſeanzug ſah abſcheulich aus; beinahe hätte ich mich ſeiner geſchämt, wenn meine Seele einem andern Gefühle als der Freude offen geweſen wäre. Er mußte ſich ſogleich friſiren laſſen, und abends konnten wir mit dem größten Anſtande zu unſerm Onkel gehen. Ernſt und Chriſtel waren ſchwarz gekleidet und nahmen meinen rothen Rock in die Mitte. Das war freilich eine Pracht, drei ſo ſchöne Jungen daherſchreiten zu ſehen.“ — „Geſtern Morgen mußte ich mit Ernſt zur Prinzeſſin Wilhelmine gehen, aller Vorſtellungen ungeachtet, die ich ihm that, ſich erſt bei der Frau Oberhofmeiſterin zu melden. Er wollte jetzt durchaus zu niemand als zur Prinzeſſin. Bei dieſer waren wir etwa dreiviertel Stunden; ſie war überaus gnädig, und die Erzählungen unſers Bruders ſchienen ihr viel Vergnügen zu machen. Nachdem wir uns empfohlen hatten, lief er ſogleich mit Chriſtel nach Solz. Als er bereits fort war, ſchickte die Frau Herzogin nach ihm. Er wird Montags wieder hierher kommen und Dienstags ſeine Aufwartung machen müſſen.“ — —

Mit inniger Rührung und Freude empfing der ehrwürdige Vater am 29. April ſeinen Ernſt. Den ganzen Abend mußte ihm dieſer von ſeinen Reiſen erzählen, wodurch ſein Geiſt ganz erheitert und verjüngt wurde. Am folgenden Tage beſuchte Heim vor- und nachmittags die Kirche und erbaute ſich ſehr an der Predigt des Vaters. Dabei bemerkt er in ſeinem Tagebuche: „Es geht doch nichts über das Vergnügen an den Geſängen in einer lutheriſchen Kirche! Bei dem Liede: «Jeſum lieb' ich ewiglich» — — glaubte ich vor himmliſcher Wolluſt ganz zu zerſchmelzen.“ Die Bauern waren glücklich, ihren Herrn Ernſt wiederzuſehen, und freuten ſich auf ſeine Erzählungen, nachdem er, wie ſie ſagten, ſo weit hott und wiſt (rechts und links) in der Welt umhergekommen war.

Der Verstoß gegen die Etikette am Hofe in Meiningen hatte den ältern Bruder in Straßburg etwas beunruhigt, weshalb sich Heim gründlich verantworten mußte. Hierbei sagt er von seinem ersten Besuche bei der Herzogin: „Nachdem ich der Herzogin gemeldet hatte, daß alle die Ihrigen in Straßburg sich wohl befänden, sagte ich ihr, wie leid es mir jetzt thäte, daß mich das große Verlangen nach meinem Vater abgehalten hätte, ihr gleich bei meiner Ankunft hierselbst meine unterthänigste Aufwartung zu machen; ich würde auch nicht zu ihrer durchlauchtigen Tochter gegangen sein, hätte ich nicht ausdrücklichen Befehl hierzu von meinen gnädigen Herren, den beiden Prinzen, erhalten. Sie lächelte, schien mit meiner Entschuldigung völlig zufrieden zu sein und sagte, mein Vater wäre glücklich genug mit seinen Kindern."

Heim selbst hat über die fünf Monate, welche er in der glücklichen Heimat verlebte, ein so ausführliches und reiches Gemälde für seinen Freund Muzel entworfen, daß zehn Bücher, welche über sein Leben geschrieben werden möchten, nimmer seine Natur so treu und befriedigend darstellen können.

Als der älteste Bruder Ludwig mit seinen Herzogen wieder zurückgekehrt war, befanden sich die Geschwister, bis auf Bruder Fritz, alle in der Nähe und versammelten sich bald in Solz, bald in Meiningen. Dem alten Vater wurde es leicht zu laut unter den raschen Söhnen, und Ernst meint bei einer solchen Gelegenheit, wenn das noch einige Tage so fortgehen sollte, so würde der Vater den Stock wieder hervorsuchen müssen, um Ruhe zu schaffen. In Meiningen wartet der weitgereiste Doctor im feingestutzten Staatskleide öfter bei Hofe auf, lobt vor den ältern Damen — Miß Brooks einen Augenblick vergessend — die deutschen Frauen vor allen fremden, und urtheilt über die Franzosen in dem Sinne, den wir oben aus der Unterhaltung mit Herrn von Necker in Mannheim kennen.

Das Tagebuch meldet von einer solchen Audienz: „Nachmittags wurde ich durch einen Pagen zu der Frau Herzogin gerufen; die beiden Prinzessinnen, die Frau Oberhofmeisterin von Steuben und mehrere Damen waren gegenwärtig. Nach den englischen Frauenzimmern wurde ich am meisten gefragt.

Nachdem ich ſie mit Recht ſehr gelobt hatte, verſicherte ich, daß mir deſſenungeachtet die deutſchen Frauenzimmer beſſer gefielen, und daß ich mir keine andere als eine Deutſche zur Gattin wählen würde. Alle Damen, außer der Herzogin, ſo ſaß, traten näher an mich heran, ſahen mir in die Augen und dankten mir durch überaus freundliche Mienen für meinen Entſchluß.“ — Der ſchönen Prinzeſſin überreicht er von ſeinen zarteſten Mooſen, zierlich aufgeklebt, und da er zwei dieſer kleinen Weſen nach ſeinen Brüdern benannt, ſo fragt die Prinzeſſin, ob er nicht auch ſie einmal zu Gevatter bitten wolle. „Noch habe ich kein Moosblümchen gefunden, welches würdig wäre, den Namen einer ſo ſchönen Prinzeſſin zu tragen“, erwidert der artige Doctor. Wohl verdiente er ſo das ihm ſehr ſchmeichelhafte Lob ſeines hochgeachteten Bruders Ludwig: daß er nämlich Verſtand genug beſitze, um an einem Hofe mit Ehren zu beſtehen.

Wenn er manche Stunde den alten Tanten und Vettern weihte, Familiengeſchichten in Geduld anhörte, oder bei altem Wein wacker Beſcheid that, ſo entſchädigte er ſich wieder reichlich im Kreiſe der ſchönen Jugend, in welchen ihn die Brüder einführten. Bruder Jörg verliebt ſich und wird nicht wenig von Ernſt beneidet, als ihm Anton das Jawort der blühenden Braut geholt hat. Nun gibt's für die ganze Familie das ſchönſte Hochzeitsfeſt. Den fünf Schweſtern gegenüber, aus welchen ſich Anton eine erkor, wohnte damals noch als Jünger der Kunſt der ſpäter rühmlichſt bekannt gewordene Maler Schröder. Sein Bild von unſerm Heim, unter denen der Brüder und Freundinnen aufbewahrt, hat die lebendige Erinnerung an jene heiterſten Tage der Jugend erhalten. In dieſen Freuden wurden jedoch Kunſt und Wiſſenſchaft nicht vergeſſen. Von Solz aus verbreitete ſich ſchnell der Ruf des Arztes durch die ganze Umgegend, und das Tagebuch enthält eine Menge umſtändlicher bemerkenswerther Krankheitsfälle. Mit Anton, deſſen hohe Lebensluſt dem Bruder Ernſt überaus behagte, wird eine Reiſe über Sonnenberg, Saalfeld, Ilmenau und Schleuſingen gemacht, um den Thüringerwald und deſſen zahlloſe Fabrikanlagen kennen zu lernen. Dann verweilt Heim längere Zeit bei dem neuverehelichten Bruder in Gumpel-

ſtadt, macht Excurſionen ins nahe Gebirge nach den Hüttenwerken von Schmalkalden und Glücksbrunn, ſammelt Pflanzen und für Freund Muzel ſeltene Stufen. Bruder Ludwig hatte ihm durch ſeinen Unterricht das Studium der Gebirge um vieles intereſſanter gemacht. Von Jörg lernte er Italieniſch und unterwies ihn dagegen in der Botanik, worin der fleißige Schüler allmählich ſo glücklich fortſchritt, daß er ſpäter eine Flora germanica herausgab. Von hier aus begrüßte er auch nochmals ſeinen treuen Freund Reinhard in Mühlhauſen. Dann riefen ihn Eilboten zum Vater, welcher von einer gefährlichen Krankheit befallen war. Die kindliche Sorge übertäubte nicht die ruhige Beſonnenheit des Arztes, welchem die Heilung des im Kern noch feſten Greiſes gelang.

Der ältere Bruder hatte vorſorglich in Meiningen den Hofrath Wagner, den vornehmſten dortigen Arzt, zu Rathe gezogen und von dieſem ſelbſt ein Recept nach Solz geſandt. Ernſt Heim dankte dafür unterm 1. September 1775. „Des Dr. Wagner Gedanken über unſers Vaters Krankheit", ſchreibt er, „haben meinen Beifall, und das Recept iſt recht ſchön. Allein unſer Vater ſoll weder von dem einen noch von dem andern Gebrauch machen. Seit geſtern befindet er ſich recht gut. Ich habe die ganze Nacht bei ihm gewacht, allein er hat ſich nicht geregt, ſo feſt und gut war ſein Schlaf. Er iſt ſeit geſtern überaus gütig und folgt mir in allen Stücken. Dem Anſehen nach ſcheint er zwar noch ſehr krank, allein ich bin vollkommen gewiß, daß es nun nicht viel mehr zu ſagen hat, wenn er ſich künftig nur ordentlich hält. Niemand kann froher hierüber ſein als ich; denn der Gedanke: du haſt deinen Vater in der Cur gehabt und er iſt geſtorben — würde mir nie zu lindernde Schmerzen verurſacht haben." Indem er ſo dem Vater als Retter des Lebens erſchien, hörte er nicht auf, der gehorſame Sohn zu ſein. Eines Tages wird aufgezeichnet, daß er die Scheune gefegt, Breter vom Holzſtall geholt und dürre Aeſte von den Bäumen geſägt hat.

Wir finden in Heim's ganzem Leben keinen ſo klaren Beweis, wie er aus den einfachſten, von einem andern für völlig leer gehaltenen Umſtänden ſich die höchſten und edelſten menſchlichen Genüſſe zu bereiten verſtand, als in der Betrachtung

eines einzigen in Solz verlebten Sonntags. Seine eigenen Worte sind:

„Am 9. Julius 1775 erwachte ich des Morgens gesund und freudig. Mit meinem alten besten Anton ging ich während der Frühkirche nach dem Ried zu an den Steinbach; wir suchten den F... brunnen auf und gingen längs dem Wasser hin, und besahen alle Löcher, in denen wir als Knaben Forellen gefangen hatten. Die Erinnerung hieran machte uns vieles Vergnügen. Dann gingen wir an das Kunzeholz, setzten uns am Brunnen nieder auf einer Wiese, welche ringsherum von hohem, dunkelm Wald umgeben ist. Nachdem wir unsern Durst an der Quelle gestillt hatten, gingen wir den Holzgrund hinauf bis nach dem Pfaffenholz. Im Steinberg, wo wir in der Jugend lange Zeit unsere Schneiß (Dohnen) gestellt hatten, kannten wir fast alle Bäume. Von diesem hatten wir ein Eichhörnchen, von jenem einen Ziemer, von einem andern eine wilde Taube geschossen. Auf dem Felde wußten wir uns noch genau zu erinnern, welche Früchte ein jeder Baum trägt. Es ist von jeher ein überaus großes Vergnügen für uns gewesen, am Sonntage im Felde umherzugehen, da es an diesem Tage so außerordentlich still in der Flur ist, und es einem vorkommt, als wenn die Erde selbst den Sabbat feierte. Ein Mensch, der zugleich das Getümmel der Welt kennt, muß wenig Empfindungen haben, wenn er auf einem solchen Spaziergange nicht recht oft von der Gegenwart seines Gottes in seinen Werken will gerührt werden. Aus keinem Buche kann ich die Eindrücke schöpfen, die sich hier im Felde unzählig in meine Seele ergießen.

Alle meine Sinne sind ins Unendliche verloren
Und dicht vor meinen schmerzenden Augen steht ein Ungeheures.

„Zu Mittag aßen wir Zuckererbsen, die ersten, so ich dieses Jahr zu essen bekomme. In der Nachmittagskirche gefiel mir das Katechisiren von meinem Vater ungemein wohl. Ich hatte meine Freude, wie richtig ihm die Bauerjungen und Mädchen antworten konnten. Vier Jungen, so die Woche zuvor etwas zu spät im Wirthshause gewesen und daselbst mehr als ge-

wöhnlich Bier getrunken hatten, wurden öffentlich Flegel genannt und bekamen den Text tüchtig geleſen."

Nach der Kirche kommen Patienten, die abgefertigt werden, darauf beſucht Heim einige Freunde im Dorfe und geht dann mit ſeiner lieben Schweſter nach Mehmels zu Hoffmann's Valtin.

„Kaum waren wir da angelangt", fährt er fort, „ſo kamen mein guter Michel (mein liebſter Schulkamerad), der Schneidemüller und der alte Schäfer Bierling auch dahin, um mich zu ſehen und zu ſprechen. Ich freute mich von Herzen, den alten ehrlichen Schäfer, der mir in meiner Jugend ſo oft Vogeleier und Vögel gebracht hatte, geſund wiederzuſehen. In unſerm Geſpräch kamen wir unter anderm auch auf die Kukukseier."

Nun folgt eine lange Vernehmung des verſtändigen Alten, der ſein Leben auf dem Felde und in den Wäldern zugebracht und nach vielen höchſt ſorgſamen Beobachtungen und Vergleichungen ſich für die Meinung entſchieden hatte, daß die Kukukseier in den Neſtern der Rothkehlchen, Bachſtelzen u. a. nur von dieſen ſelbſt, nicht von jenem geheimnißvollen Vogel ſtammen konnten. Punktweiſe, wie wenn der gelehrte Kohlreuter ſeine Weisheit mittheilte, werden die höchſt ſinnreichen, wenngleich nicht völlig überzeugenden Gründe verzeichnet. Heim nahm ſich damals vor, Kukuke ſchießen zu laſſen und aufmerkſam zu anatomiren. Nach der Verhandlung mit dem Schäfer ging Heim zum Corporal, um deſſen Tochter, das ſchönſte Mädchen im Dorfe, zu ſprechen. Dieſe hatte lange an einem ſehr bedenklichen, ſie ſichtbar verzehrenden Uebel gelitten, als Heim in der Gegend anlangte und ſie in die Cur nahm. Sie befand ſich jetzt herrlich wohl.

„Es war mir ein Hauptgaudium", ſagt Heim, „dies zu hören und das Mädchen ſo munter zu ſehen. Da ſie über ihre Geneſung in Gegenwart ihres Vaters nicht umſtändlich ſprechen mochte, begleitete ſie mich noch, als ich ihren Vater verließ. Wir gingen miteinander auf dem Teichdamm ſpazieren wol über eine halbe Stunde. Kappe-Hans-Mathes, mein alter Freund, ſo mir im Fiſchen und Vogelſtellen viele Dienſte geleiſtet, einer der reichſten Bauerjungen in Solz, ſchön und

wohlgewachsen, hatte mir vor einigen Tagen gesagt, daß er dieses Mädchen heirathen wollte. Da sie davon gehört hatte, fing sie an, sich weitläufig zu erkundigen, was Kappe-Hans-Mathes eigentlich zu mir geredet habe. Ich erzählte ihr recht viel Schönes und Gutes, was ihr Liebhaber von ihr gesprochen. O Muzel! hättest Du können bei mir sein, um selbst im Gesichte dieses unschuldvollen Mädchens alle die Freude zu lesen, die darauf ausgebreitet war! Ich versichere Dich, mein Vertrauter, daß mir ganz warm ums Herz wurde, als ich ihr freundliches Gesicht ansah, und kaum mochte ich es wagen, sie oft anzusehen. Wenn nicht ihr Liebhaber, Mengese-Hans und Anne-Mige-Hans-Mathes, in einiger Entfernung mit meinem Bruder Christel im Gießbett gesessen und mich erwartet hätten, so würde ich das liebe Mädchen noch in einer Stunde nicht verlassen haben. — Im Gießbette blieb ich mit diesen drei Bauerjungen noch eine gute Weile sitzen, erzählte ihnen von Löwen, Elefanten, Walfischen u. dgl., wobei sie überaus aufmerksam zuhörten. — Wie ich mich zur Ruhe gelegt hatte, fühlte ich nochmals alle meine Glückseligkeit, so ich diesen ganzen Tag über gehabt, und dankte mit fröhlichem Herzen dem, der sie mir gab."

Bei der vorhin erwähnten Krankheit des alten Vaters, den 5. September 1775, versammelten sich die fünf Brüder in Solz. Auf dem Grabe der verklärten Mutter küßten sie sich und schwuren, sich stets zu lieben und christlich zu leben nach ihrem Geiste, der vielleicht hier schwebte.

Gleich nach der Genesung des Vaters riefen Heim die dringenden Einladungen seines Muzel nach Berlin. Mit David's Worten schrieb ihm dieser: „Wie der Hirsch dürstet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele nach Dir."

Der Vater des Freundes fragte täglich, warum Heim noch nicht ankomme; und alle diejenigen, welche früher dagegen gestimmt hatten, daß Heim seinen Freund auf der Reise begleitete, waren ihm nun schon in der Entfernung die besten Gönner. In einem aus Gumpelstadt an Bruder Ludwig gerichteten Briefe sagt er von sich selbst, nachdem er seinem Anton eine glückliche Zukunft geweissagt hat: „Und ich, der unruhige Gesell, will nach Berlin gehen, um aller meiner

Lebendigkeit, welche mich seit geraumer Zeit beseelt hat, ein Ziel zu setzen und ein recht ernsthafter Arzt zu werden. Amen, Amen!"

Beim Abschiede in Meiningen wollte ihm die Tante Stübner einen Brillantring verehren, bei dieser Gelegenheit auch das noch bewahrte Stück der goldenen Kette vorzeigend, welche der Urältervater Mattenberg von König Heinrich IV. erhalten hatte. Heim schlug den Ring aus und bat recht eindringlich um die Kette, konnte aber das Herz der Tante in diesem Stücke nicht erweichen. Bruder Anton begleitete ihn bis Erfurt, wo er aus dem Munde der tiefgebeugten Geheimräthin von Büchner, unter beiderseitigen vielen Thränen, sich den Tod des geliebten Kindes, seiner Leo, umständlich erzählen ließ.

Michaelis 1775 kam Heim in Berlin an, mit heißer Sehnsucht von seinem Freunde erwartet. Jetzt lernte er zuerst dessen Vater, den Geheimrath Dr. Muzel, persönlich kennen. Bei diesem wohnte und lebte er in Gemeinschaft mit dem Sohne. Viele Centner gesammelter Mineralien, viele Tausende getrockneter Pflanzen, desgleichen die in Holland angekauften rohen Arzneikörper wurden geordnet. Gleichzeitig machte Heim seinen anatomischen Cursus in sechs Lectionen, bearbeitete den vom Ober-Collegio medico ihm aufgegebenen Casum und dann die vom Ober-Collegio sanitatis erhaltenen sechs Themata medico-legalia, um eine Physikatstelle annehmen zu können. Dabei trieb er mit seinem Freunde sehr ernstlich Chemie und besuchte die Charité mit großem Fleiße. Die Abendstunden brachte er bei dem Geheimrath Muzel zu, meist in Gesprächen über medicinische Gegenstände oder mit Vorlesen. Die umfassenden Kenntnisse, die reiche Erfahrung, die allgemeine hohe Achtung, welche dieser Mann genoß, sein äußerer Wohlstand, alles dies stellte ihn Heim als ein Vorbild seines höchsten Strebens dar. Durch den Sohn wurde er Männern wie Gleditsch, Gerhard, Baron Muzel-Stosch, Spener, Meierotto, bald befreundet.

Mit dem Jahre 1776 beginnen die berliner Tagebücher, in welchen Heim bis an seinen Tod die Begegnisse seines Lebens, wichtige und unwichtige, mit der größten Umständlichkeit aufzeichnete. Studien, Krankheitsfälle und deren Behandlung,

Urtheile über geleſene Schriften, Briefwechſel, Einnahme und Ausgabe, alles iſt genau bemerkt. Spalding's Predigten werden regelmäßig beſucht, Text und Inhalt wird angegeben und die Erbauung gerühmt; jedoch auch des weltlichen Vergnügens gedacht, welches Heim in der Oper beim Geſange der berühmten Mara empfand. Die alte fromme Heiterkeit waltet allezeit vor.

Unterm 1. Januar 1776 leſen wir: „Mein Leib, mein Geiſt, mein Leben ſei ferner Gott ergeben. Er ſegne meine Thaten und laſſ' ſie wohl gerathen", und unterm letzten deſſelben Monats: „Dieſen ganzen Monat war ich, Zahnſchmerzen ausgenommen, ſehr geſund und faſt jede Stunde vergnügt und zufrieden. Zuweilen bin ich in der Freude meines Herzens ganz ausgelaſſen geweſen. Muzel war wie ich. Der Allmächtige ſei für alle mir und meinem theuern Freunde ertheilten Segnungen geprieſen!"

Seinem ärztlichen Berufe ergibt er ſich mit dem ernſten Eifer, den er in dem zuvor gedachten Briefe an ſeinen ältern Bruder gelobt hatte. Wenn er auf Reiſen mehr ſeiner Liebe zur Natur ſich überlaſſen, mit ſeiner feinen und tiefen Beobachtungsgabe in der Zergliederung der Pflanzen und vorzugsweiſe der zarteſten Mooſe geſchwelgt hatte, ſo wandte er nun denſelben Fleiß, dieſelbe Schärfe der Sinne, die gleiche Begeiſterung auf ſeine ärztliche Beſchäftigung und zunächſt auf ſeine höhern Prüfungsarbeiten. Auf einen inhaltreichen Brief des Bruders Ludwig, worin dieſer ſeine Ernennung zum Conſiſtorialrath meldet und über ſeine juriſtiſchen Studien und praktiſchen Uebungen unter Anton's Anleitung manchen Scherz vorbringt, antwortet Heim, den Brief als das köſtlichſte Neujahrgeſchenk preiſend, unter anderm: „Im vorigen Monat habe ich wieder eine Lection abgelegt, und zwar die myologiſche, welche in den Musculis pharyngis atque palati beſtand. Du haſt mir in Deinem Briefe über die Beſchäftigung in Deinem neuen Amte ganz unerhörte Dinge geſagt, die mich in Verwunderung ſetzten. Indeß iſt es mir ein großer Troſt geweſen bei Ausarbeitung der Musculorum petrosalpingo-pterygo-mylo-cerato-chondro-cricothyreo-bucco etc. staphilinorum atque pharyngeorum, daß mein gelehrter Bruder

eben auch noch neue Sachen lernen muß. Nur Courage — durch Fleiß und Aufmerksamkeit kann man alle Schwierigkeiten überwinden. Meine zwei noch zu haltenden anatomischen Lectionen, obgleich sie fast die schwersten sind, hoffe ich ebenso gut als die andern zu absolviren, und, nachdem ich mich wohl präparirt, auch einen guten Discours zu halten. Heute habe ich dem Leichnam eines Mädchens von achtzehn Jahren den Kopf abgeschnitten, um ihn morgen zu injiciren und dann auszuarbeiten." — Am Ende des erst einige Tage später geschlossenen Briefes heißt es: „Meine Gefäße am Kopfe sind schon ausgearbeitet, und in einigen Tagen werde ich eine öffentliche Demonstration darüber halten. Die Injection des Kopfes war unvergleichlich gerathen, und da er von einem schönen Mädchen war, so hätte ich mich fast ganz in denselben verliebt." — Uebrigens will er an den lebendigen Damen Berlins, trotz ihrer Schönheit und ihres Putzes, noch kein rechtes Gefallen finden, klagt über das gesellige Treiben des Winters in der Hauptstadt und sehnt sich nach einer strengen, anhaltenden Berufsthätigkeit. Sein innigster Wunsch ist, den geliebten Bruder bei sich zu sehen, auf den er stolz, und dessen Ruhm selbst durch Nachrichten aus Straßburg in den berliner Kreisen so anerkannt ist, daß er bei seiner Ankunft unter alte Bekannte zu treten glauben würde.

Unterm 4. Februar bemerkt Heim in seinem Tagebuch bei einem Besuch seines kranken halleschen Freundes Aronson: „Als ich den witzigen Aronson nach überstandenem Insultu apoplectico und eingetretener Besserung fragte, wie ihm während des Paroxysmi zu Muthe gewesen, sagte er: Wie einem, der aus einer Handlungscompagnie herausgestoßen wird und sein eigenes Geschäft anfangen soll." — Unter den gelesenen Werken ist auch des Homer rühmend gedacht, und unterm 7. März steht die Bemerkung: „Sehr unruhig wegen Hektor's Tod geschlafen."

Aerztliche Praxis in Spandau und Eintritt ins eheliche Leben.

Doctor Jetzke, ein Universitätsfreund Heim's, Physikus zu Spandau, wollte im Sommer ein Bad gebrauchen, und bat Heim, während dieser Abwesenheit sein Amt zu versehen. Daher ging dieser im April 1776 nach Spandau. Als Doctor Jetzke ein halbes Jahr nachher starb, wurde Heim zu dessen Nachfolger vom Magistrate erwählt, einige Jahre später auch zum Kreisphysikus im Havellande ernannt. Hier fand sich gleich Gelegenheit genug, Kranke aller Art zu sehen und zu behandeln. In Spandau war er der einzige promovirte Arzt. Außerdem war im vordern Havellande nur in Nauen ein wenig prakticirender College. Heim wurde daher überall in der Umgegend, selbst in Potsdam, Oranienburg und Berlin zu Rathe gezogen. Seine Lebendigkeit, seine frühe Entwöhnung des Schlafs kamen ihm sehr zu statten. Alle seine Thätigkeit gehörte jetzt den Kranken; an Botanisiren, außer etwa unterwegs im Fluge, war fast nicht zu denken. Indessen gewann er an dem Rector Christian Konrad Sprengel, welchem er die Botanik wegen der damit verbundenen Leibesbewegung gegen die Hypochondrie empfahl, einen merkwürdigen Schüler, welcher alle ihm gewidmete Mühe später reichlich lohnte durch die Frucht seines emsigen Studiums.* In dem benachbarten Tegel

* „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen", von Chr. Konr. Sprengel (Berlin 1793).

theilte er dem Oberforſtmeiſter von Burgsdorff ſeine auf Reiſen geſammelten Erfahrungen über Gärten und Pflanzungen ausländiſcher Bäume und Sträucher mit, gab ihm Adreſſen an die Gärtner und wirkte ſo mit zu dem, was jener rühmlichſt bekannte Forſtmann zur Verbreitung der Kenntniß und Zucht fremder Holzarten ſpäter geleiſtet hat. Ebendaſelbſt unterrichtete er den etwa achtjährigen Knaben Alexander von Humboldt, deſſen Mutter er als Arzt beſuchte, in den Anfangsgründen der Pflanzenkunde.

Erſt neunundzwanzig Jahre alt, und noch von einem zartblühenden Aeußern, erwarb er ſich doch bald ein allgemeines Zutrauen, wie bei Kranken ſo bei Geſunden. Da er als Arzt allein ſtand, ſo hatte er in der Wahl ſeiner Mittel, in der Behandlung ſeiner Patienten völlige Freiheit. Wer nach Arzneien verlangte, dem wußte er ſie zu verſchreiben. Doch waren ihm auch die auf dem Lande häufig vorkommenden Kranken, welche lieber nichts einnehmen wollten, ſehr willkommen. Dieſe beſuchte er nicht minder fleißig, um zu beobachten, was die Natur, ihrem ungeſtörten Gange überlaſſen, vermöchte.

Von Doctor Jetzke, noch mehr von deſſen Vorgängern, waren nie Leichenöffnungen vorgenommen worden. Wenn Heim eine ſolche begehrte, wurde er in der erſten Zeit immer abgewieſen. Allmählich gelang es ſeiner Ueberredung in einem und dem andern Falle, die Hinterbliebenen nachgiebig zu machen. Nun ließ er gern verſtändige und neugierige Männer zuſehen, vorzüglich aber alte Frauen. Von den wiederholten und eindringenden Berichten der letztern über ſeine Entdeckungen verſprach er ſich die erſprießlichſten Wirkungen. Er ſparte deshalb die Worte nicht, ihnen zu erläutern, wie heilſam ſeine aus dem Leichnam geſchöpfte Belehrung der Stadt und inſonderheit den einzelnen Familien bei ähnlichen Krankheitserſcheinungen werden könne. Bei Hochzeiten und Kindtaufen, zu denen er faſt immer eingeladen wurde, wußte er jenes Kapitel weiter auszuſpinnen, und ließ es ſich bei dieſen muntern Feſten ſelbſt manchen Kuß an bejahrte Frauen koſten, zumal auch manche jüngere mitunter an die Reihe kam. Indeſſen wurden die Männer deshalb nicht vernachläſſigt. Schon bald nach ſeiner Wahl zum Phyſikus gab er ihnen ein Frei-

ſchießen. Auf der Scheibe ſtand Aesculap mit der Umſchrift: „Sei den Bürgern in Spandau durch Heim günſtig.“ Obgleich er ſonſt nie Bier zu trinken pflegte, ſo that er doch, wo es ſich traf, ſeinen Mitbürgern mit dem Bierkruge freundlich Beſcheid, und rauchte manche Pfeife Taback, die ihm den Mund wund biß, echten Laufewenzel, wie er ihn in ſeinem Tagebuche benamt. Nun kam ſelten mehr ein Fall vor, wo ihm eine Leichenöffnung abgeſchlagen wurde. Oft gelobte dieſer und jener mitten im Scherze und in der Fröhlichkeit eines Feſtes, um die Gunſt des Herrn Doctors zu gewinnen, ſich oder ſeine Angehörigen, wenn ſie ſterben ſollten, nach Belieben aufſchneiden zu laſſen.

Dieſer Willfährigkeit verdankte Heim einen großen Theil ſeiner geſammelten Erfahrungen und Kenntniſſe, und bis ins höchſte Alter hat er dieſe durch möglichſt häufige Leichenöffnungen zu erweitern geſucht.

Weder auf der Univerſität noch auf ſeinen Reiſen hatte er Gelegenheit gehabt, ſich über die Krankheiten des Viehes zu unterrichten. Als Phyſikus aber durfte er dieſen Zweig der Heilkunde nicht unbeachtet laſſen. Bei einem Schlächter lernte er die geſunden Theile des Rindviehes, der Schafe und Schweine kennen; bei dem Scharfrichter die der Pferde. Krankes Vieh beobachtete er in Menge bei den öftern Seuchen. Während ſeines ſiebenjährigen Aufenthalts in Spandau graſſirte in ſeinem Phyſikate zweimal die Viehſeuche, dreimal der im einzelnen ſtets vorkommende Milzbrand als eigentliche Epidemie. Mehr als hundert Rinder und faſt ebenſo viele gefallene Pferde hat er mit eigener Hand, unter Beihülfe der Scharfrichterknechte, geöffnet. Auch am Milzbrande verendete Hirſche und Rehe hat er zerlegt. Da ſein Intereſſe an dieſen Gegenſtänden allgemein bekannt war, ſo wurde ihm auch jede Gelegenheit gemeldet, wo es ein gefallenes Thier zu unterſuchen gab. Ueber dreißig Ochſen und einſt auch ein Pferd hat er an der Waſſerſcheu ſterben geſehen und faſt die Hälfte der erſten ſowie das Pferd ſecirt. Mit ſeinem ihm angeborenen Gleichmuthe ſetzte er ſich darüber hinweg, wenn manche anfänglich ein Aergerniß daran nahmen, daß er auf einem Bauerwagen zur Beſichtigung crepirten Viehes abgeholt wurde,

auch wol noch den Scharfrichterknecht mit auf dem Wagen sitzen ließ. Auch mehrerer Beispiele von secirtem Federvieh, von Raubvögeln u. dgl. gedenkt sein Tagebuch.

Die in solcher Weise geübte vergleichende Anatomie konnte seiner Einsicht in der Heilkunst menschlicher Krankheiten nur förderlich sein.

Es ist früher erwähnt worden, wie sehr sich Heim bemühte, durch mündliche Unterhaltung mit zahllosen praktischen Aerzten seine Kenntnisse zu erweitern. Hierbei kam es ihm aber keineswegs auf den Doctor rite promotus an. Auch von sogenannten Pfuschern, Quacksalbern, Schäfern, Hirten, Scharfrichtern und ihren Knechten, Curschmieden, alten Frauen, insonderheit von Krankenwärterinnen gesteht er, gleich seinem berühmten Lehrer Gaubius, manches Nützliche und Gute gelernt zu haben. Ein alter Mann, Namens Stinz, im Havellande, war wegen seiner Curen weit und breit berühmt. Er hatte einige Kranke geheilt, denen Heim nicht hatte helfen können. Dieser nahm keinen Anstand, dem Wunderdoctor das gebührende Lob zu zollen, ihn zuweilen mit in seinen Wagen zu nehmen und Kranke mit ihm zu besuchen, um sich über seine Mittel und seine Behandlung näher zu unterrichten. Oft aß er mit Stinz zusammen, und die Unterhaltung desselben war ihm stets angenehm.

Ein Fall verdient hier Erwähnung, wie sich mehrere in Heim's Leben finden, wo ein glückliches Ungefähr sein ärztliches Urtheil noch bestätigte, als schon alle Hoffnung eines günstigen Ausgangs verschwunden schien. Er hatte einen Bauer an einem äußerlich stark geschwollenen Halse zu behandeln. Die unerträglichen Schmerzen des Kranken ließen den Arzt vermuthen, daß sich in der Nähe der Halswirbelbeine eine kranke Materie abgelagert habe. Er wollte einen länglichen Einschnitt in den hintern Theil des Halses gemacht haben. Der Stadtchirurgus und ein Compagniechirurgus schlugen aber die Operation ab, weil sie Heim's Meinung nicht beitreten konnten. Da der Kranke des folgenden Tags vor Schmerzen fast in Verzweiflung war, so machte Heim selbst mit dem Bistouri einen langen, über zwei Zoll tiefen Einschnitt in den Hals. Aber keine Materie zeigte sich; die

Blutung dabei war sehr stark, so stark wol als Heim's Verlegenheit. Dieser stopfte die Wunde mit Charpie zu und verließ traurig den Kranken. Der Dorfschmied war bei dieser Operation zugegen gewesen. Nach Heim's Entfernung sagt er zum Bauer: „Ich habe noch nicht gesehen, daß sich unser Herr Doctor geirrt hätte, gewiß hat er auch hier recht. Aber das habe ich gemerkt, daß er sich mit dem Schneiden noch nicht viel abgegeben haben muß. Ich werde nun noch etwas tiefer schneiden." — Das that er; eine ganze Obertasse voll Eiter kommt zum Vorschein, der Kranke ist seine Schmerzen los und geheilt.

Mit dem Stadtchirurgus Anger, einem verständigen, erfahrenen Manne, lebte Heim in freundschaftlichem Verhältnisse und lernte von ihm manches Gute. Ebendies rühmte er von seinem Freunde, dem Generalchirurgus Laube, welcher damals als Regimentschirurgus beim Regiment Prinz Heinrich in Spandau stand.

So überhäuft übrigens seine Geschäfte in Spandau waren, so versäumte er doch nicht, jeden Sonntag vor- und nachmittags den Gottesdienst zu besuchen.

Jedoch vermißte er hier oft die Erbauung, welche ihm Spalding's Predigten gewährt hatten. In frommer Scheu, gleichsam als ob es außer ihm niemand erfahren sollte, bemerkt er darüber in seinem Tagebuche in englischer Sprache: „Da ich aber selten verstehen oder hören kann, was der Prediger spricht, so benutze ich die Zeit während der Predigt lieber zum Schlafen als zum Denken."

Im Jahre 1777 wurde Heim von dem Professor Hausen zu Frankfurt a. O., seinem halleschen Freunde, eingeladen, die Stelle des verstorbenen Professors Kartheuser auf jener Universität anzunehmen und besonders Botanik und Anatomie zu lesen. Es ist indeß schon früher erwähnt worden, wie wenig seine Neigung mit einem solchen Wirkungskreise übereinstimmte, und auch das Zureden des Geheimraths Muzel und selbst seines Freundes vermochten diesmal nichts über ihn.

Von seinen verschiedenen Verrichtungen als Physikus in Spandau verdient die Untersuchung erwähnt zu werden, welche er auf Veranlassung einiger Geschichtsforscher mit dem Leichnam

des im Jahre 1641 gestorbenen, in der Nikolaikirche zu Spandau beigesetzten Grafen von Schwarzenberg vornahm. Es war nämlich in mehrern gelehrten Zeitschriften behauptet worden, eine im Jahre 1755 stattgefundene Besichtigung seines Leichnams habe die Meinung, daß der Graf heimlich enthauptet worden, völlig bestätigt. Heim's ausführlicher Bericht beweist aber gerade das Gegentheil aus den ganz und unverletzt befundenen sieben Halswirbelknochen des noch bewundernswürdig wohlerhaltenen Leichnams. *

Dieser gedrängten Uebersicht der ersten Jahre in Spandau lassen wir zur Erläuterung und Bestätigung einiges aus dem stets lebhaft unterhaltenen Briefwechsel mit dem Vater, mit den Brüdern und aus dem Tagebüchern folgen.

„Nun so bist Du endlich in Spandau, mein lieber Ernst", schrieb Ludwig unterm 9. Mai 1776. „In unsern Gegenden, weißt Du, ist die Vorstellung dieses Orts so genau mit der von Gefängniß bei Wasser und Brot verbunden, als Sibirien mit der von Landesverweisung und Zobelpelzen. Aber ich denke doch, es soll Dir da auch wohlgehen. Der Ort ist groß und liegt nicht weit von Berlin; Dein Wirkungskreis ist also nicht so eingeschränkt, als er es in einem kleinen Städtchen ad figuram Wasungae (wie etwa Wasungen), dergleichen es in der Mark viele gibt, würde gewesen sein.... Es ist gut, wie Du sagst, daß Du Deinen Freund und seinen Vater noch in der Nähe hast, nur verlasse Dich bei Deiner ökonomischen Einrichtung nicht so sehr auf ihren Beistand. Es ist Zeit, daß Du einmal Dein eigen Brot essest. Zwei Deiner jüngern Brüder haben es schon so weit gebracht. Sind es gleich kleine Stückchen, so schmecken sie doch desto besser. Schränke Dich anfangs so sehr ein als Du kannst; von der ersten Einrichtung hängt alles ab. Wer es da versieht, kann oft sein ganzes Leben hindurch nicht wieder in Ordnung kommen. Ein Doctor ist ja ein so himmelhohes Wesen nicht, daß Du, um Deine Würde zu behaupten, einen großen Aufwand machen müßtest; es wäre denn, daß Du die englische

* Vgl. „Neuere Geschichte der Deutschen", von Karl Adolf Menzel (12 Bde., Breslau 1826—48), VIII, 94.

Elle zum Maßstab brauchen wolltest.... Unser Vater hat am Sonntage vor acht Tagen hier in der Stadtkirche gepredigt, weil der Superintendent Link gestorben ist und die Geistlichen der Diöces bis zur Besetzung der erledigten Stelle einstweilen die Frühpredigten halten müssen. Er hat ein so gesundes Ansehen als ein Mann von funfzig Jahren. Nur seine Beine werden steif. Dessenungeachtet ist er zu Fuß von Solz herein und auch so wieder nach Hause gegangen." — —

Ernst Heim an Ludwig Heim.

Spandau, den 21. Junius 1776.

Obgleich ich bis zum Abgange der Post nur noch eine Stunde Zeit habe, so habe ich mir doch aus zwei Gründen vorgenommen, Dir heute noch zu schreiben. Der erste ist: Ich habe diesen Nachmittag alle Briefe, so Du jemals an mich geschrieben, in Ordnung gelegt und durchgelesen. Bei der jetzigen großen Hitze kann ich nach Tische, zumal ich am Vormittag durch vieles Herumlaufen sehr ermüdet werde, nicht studiren und muß etwas sehr Interessantes lesen, um nicht schläfrig zu werden. Das Lesen Deiner Briefe hat mich gar ungemein ermuntert und vergnügt. Ich schätze mich in aller Absicht recht glücklich, Dich zum Bruder zu haben, und was weit mehr ist, von Dir geliebt zu werden. Die Urtheile in Deinen Briefen über meinen Charakter, über welche ich damals sehr aufgebracht war, sind wirklich sehr richtig, wie ich gestehen muß, nachdem ich mich selbst genauer kennen gelernt habe. Indessen die Jahre, welche ich nun habe, und die Kenntnisse, die ich mir erworben, machen jetzt meine natürliche Lebhaftigkeit und meinen Leichtsinn, wie ich glaube, bei andern angenehm. Auch habe ich seitdem mehr Klugheit erlangt, nicht alles gerade herauszusagen, wozu ich sonst sehr geneigt war. Auf das aufrichtigste will ich Dir hiermit danken für die warmen und freundschaftlichen Gesinnungen, die Du jederzeit gegen mich gehegt hast, wenn ich auch zuweilen etwas unartig gegen Dich gehandelt. Die Vorsehung wird nicht aufhören, Dich dafür zu belohnen. Now shake hands together (Nun, reiche mir die Hand.) Meine ganze Seele sollte in Dich

fahren, wenn unsere Hände sich miteinander verbinden könnten.

Der zweite Grund, weshalb ich noch heute an Dich schreibe, ist, weil ich mir schmeichle, Du werdest diesen Brief just an Deinem Geburtstage, den 29sten Dieses, erhalten. Es ist zwar nur eine Phantasie von mir; allein an dem Tage, wo Du gewiß mehr als an andern gerührt bist, möchte ich gern auch etwas zu Deinem Vergnügen beitragen. So wie auf Dir und allen unsern Geschwistern von Jugend an der Segen des Himmels geruht hat, so müsse er auch bei Dir und uns allen lebenslang verbleiben. Genieße beständig Munterkeit des Geistes, Unverdrossenheit in Deinen Geschäften und sei frei von allen körperlichen Schmerzen! — Zum Geschenk erhältst Du hierbei ein Stückchen otaheitisches Tuch, welches ich Dir schon früher versprach.

Mein Aufenthalt in Spandau gefällt mir immer mehr und mehr. Die Leute sind wohl mit mir zufrieden, besonders die Frauenzimmer, bei denen ich mich sehr insinuirt habe. In meiner Praxi bin ich glücklich, sodaß man mich für geschickt hält. Ich wünsche nun schon hier zu bleiben. Indessen will ich doch lieber, daß mein College, der Dr. Jetzke, wieder gesund werden möge; für mich stehen noch hundert Wege offen, mein Glück zu machen. Wahrscheinlich aber wird er sterben, und dann bleibe ich gern hier, was auch jedermann wünscht. Mein Freund Muzel würde es nicht gern sehen, wenn ich nach Berlin zurückkäme und von seinem Herrn Vater abhängen sollte. Wo aber sonst hin? Das Schicksal wird mich ja doch endlich in Ruhe kommen lassen, und dann sollst Du mit Anton und Euern Freunden ein Jubelfest feiern. — —

In der Antwort auf diesen schon am 27sten eingetroffenen Glückwunsch heißt es unter anderm: „Es ist wahrhaftig ein herrlicher Gedanke, den wir oft unter uns gehabt und den Du wiederholst, daß der Segen Gottes auf uns Geschwistern ruhe. So hoch erhebt er das Herz, so innig rührt er es! Der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit unserer Mutter haben wir diesen Segen zu verdanken, und dem Gebet, das sie für uns, als sie uns noch unter ihrem Herzen trug, oder mit

zärtlichen Blicken auf uns in ihrem Schoſe hinſah, zu ihm ſchickte, der uns bisher an ihrer Statt ſo mütterlich geleitet hat. Möchten wir doch durch unſere Schuld deſſelben nie verluſtig werden, und die, ſo unter uns Kinder zeugen, ihn auf dieſelben vererben können! — Können? Warum nicht? Aber ob es auch geſchehen wird? Rechtſchaffenheit und Tugend ſind, ſo lehrt die Geſchichte der Menſchheit, wie Genie, Talente, Reichthümer und Anſehen, kein beſtändig bleibendes Erbtheil der Familien. Sie ſind in dem allgemeinen ewigen Wechſel, der ſich durch die ganze Schöpfung erſtreckt, mit eingeſchloſſen und dauern ſelten bis in die vierte Generation. Aber doch wollen wir Gott fürchten und allen unſern Pflichten getreu bleiben. So werden wir einen Samen des Guten auch nach unſerm Tode hinterlaſſen, es ſei eigenen Kindern oder den Kindern unſerer Mitbürger, der ſo wenig verloren gehen kann als ein Staubkörnchen oder ein Dunſtbläschen von der Maſſe der Erdkugel. — Georg iſt nun unter uns zuerſt Vater geworden. Er ſoll einen hübſchen Jungen haben, der von unſerm Vater Johann Ludwig heißt." — —

Nach mancherlei ſcherz- und ernſthaften Betrachtungen über den neuen Weltbürger fährt der Briefſteller fort: „Du hatteſt unlängſt einen verwegenen Gedanken in dem Briefe an Anton geäußert. Wenn Du Dich in Spandau nicht niederlaſſen könnteſt, ſo wollteſt Du — ich weiß nicht — nach Oſtindien oder in ein meiningiſches Dorf. Was in Oſtindien zu machen iſt, weiß ich nicht recht, bin indeß überzeugt, daß Du ſelbſt es auch nicht beſſer weißt. Aber in ein meiningiſches Dorf — der Abfall wäre doch gar zu groß. Freilich nicht in den Augen vernünftiger Leute, denen ein Doctor, auf dem Dorfe wohnend, ebenſo ehrenwerth erſcheinen wird als einer, der ſich in der Stadt aufhält, ſo wie ich und Du feſt überzeugt ſein werden, daß ein Menſch, zu Nazareth und auf dem Trebes * geboren, ebenſo hohe Anlagen haben könne als einer, der zu London oder Paris auf die Welt gekommen iſt. Allein in den Augen des Publikums würdeſt Du doch ſehr verlieren, wenn Du Doctor Wasungensis oder

* Ein kleines Dörfchen am Gebaberge.

paganus etc. werden wollteſt. Haſt Du Luſt, je wieder zurückzukommen, ſo gedulde Dich bis zu dem Ende des Hofraths Wagner, der nicht die ſtärkſte Geſundheit hat. Mit der Meinung, die man jetzt von Dir hegt, würdeſt Du Dir immer ſein Anſehen und ſeinen Credit erwerben, geſetzt auch, daß Jawand, weil er doch der zweite Phyſikus iſt, in Anſehung des Ranges und des Gehaltes über Dich käme. Und in dieſer Stelle wäre es doch tauſendmal beſſer als auf dem Dorfe. Mit ein bischen Intrigue könnte man Dir auch wol ſogleich die erſte Stelle verſchaffen. Allein das wäre doch nicht recht. Nun muß ich Dir noch etwas von einem Menſchen ſchreiben, den ich vor einiger Zeit hier kennen gelernt und dem Du vielleicht einigermaßen nützlich werden könnteſt. Er heißt Panzerbieter. Seine Mutter iſt von Hildburghauſen hierher gekommen und lebt in der äußerſten Armuth. Eine ihrer Töchter hat die Herzogin von Gotha aufziehen laſſen, die andere dient bei dem Herrn von Ziegeſar. Der Sohn macht den Bedienten bei dem jungen Pfaffenrath, der ihm aber weder Eſſen noch Livree noch einen Rock, ſondern nur manchmal einige Batzen gibt. Er hat außerdem noch das Unglück, ausgewachſen zu ſein, mithin fehlt ihm ſogar die Figur. Aber was ihm die Natur an Körper und das Glück an Gütern verſagt hat, das beſitzt er reichlich an Geiſt, — ein geborenes Genie zur Chemie, zu welcher er eine ſolche brennende Neigung hat, daß er zu Haniſch läuft und für den Pfaffenrath Bücher, von denen er glaubt, daß ſie dahin einſchlagen werden, auf einige Tage borgt, und dann Tag und Nacht ſitzt und ſie abſchreibt. Das Allererſte, was ich von der Exiſtenz dieſes Menſchen hörte, machte mich aufmerkſam auf ihn. Der Secretär Reinwald, der ihn auch von ungefähr kennen lernte, und dem er ſowie dem Pfaffenrath manchmal Gänge thut, weil er keinen Bedienten hat, erzählte mir, daß jüngſt in Hildburghauſen ein gewiſſer Hofmeiſter, den wir beide kennen, in große Verlegenheit durch ſein Fräulein gebracht worden, da er ihr die unendliche Fortdauer der Seligkeit der Auserwählten docirt habe. Das kleine Fräulein macht ihm den Einwurf, daß das wol nicht ſo ſein könne. Denn wenn Gott nicht weiter könne, ſondern das bleibe, was er einmal wäre,

und die Auserwählten sollten doch immer in der Vollkommenheit fortgehen, und immer weiter und weiter und das bis ins Unendliche, so müßten sie zuletzt bei Gott kommen und ihm erst gleich und dann Gott selbst werden, der Herr Hofmeister möchte sich stellen wie er wollte. Diese Geschichte war in ganz Hildburghausen als ein Beweis von der Scharfsinnigkeit des Fräuleins herumgetragen worden, und dann auch von einigen Personen dem Secretär Reinwald im Beisein seines Jungen, des Panzerbieter, erzählt worden. Wie die Leute weg und Panzerbieter mit ihm allein ist, so spricht er: Den unendlichen Fortgang der Seligen in der Vollkommenheit, ohne daß sie deswegen Gott würden, könnte ich mir doch wol vorstellen. Herr, ich will annehmen, daß eine gerade Linie die vollkommenere und eine Cirkellinie die unvollkommenere ist, so kann dann die Cirkellinie immer weiter ausgedehnt und größer gemacht werden und immer der geraden Linie ähnlicher werden, ohne daß sie eine gerade Linie würde, und wenn's noch so lang ins Unendliche fortginge. Eine solche Antwort von einem solchen Menschen, der sein Lebtage keine Mathematik gelernt und den Gedanken von der geraden und krummen Linie einmal wo gehört oder aus einem Buche weggeschnappt haben mußte und den er hier so meisterhaft wieder anbrachte — das frappirte mich. Ich ließ ihn kommen. Er kannte eine Menge chemischer Bücher, aber nur dem Titel nach aus Katalogen, die er sammelt, wo er kann, und oft auswendig lernt. Er wünscht sich nichts Besseres, als in eine Apotheke zu kommen, wo er sehen könnte, wie alles das gemacht würde, was er gelesen und gedacht hat. Ich gab ihm Sukko's Physische Scheidekunst, die er dem Titel nach kannte und worüber er mir herzliche Freude bezeigte. Der Reinwald hat ihm jetzt auch Vogel's Chemie gekauft. Wenn Du den Menschen irgendwo in einer Apotheke unterbringen könntest, so könnte einmal viel aus ihm werden. Braucht denn Dein Freund nicht so einen Amanuensem bei seinen chemischen Versuchen? Einen bessern würde er nie bekommen. Für Brot und ein Röckchen alle paar Jahre thäte er alles. Es ist schade, daß er wegen seiner Gestalt kein ordentlicher Bedienter zugleich werden kann. Unterdessen däucht mich doch,

gehört zu haben, daß er auch friſiren kann. Er iſt 21 Jahre alt. Es iſt ein Gotteslohn an ihm zu verdienen.

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Spandau, den 5. September 1776.

Schon geſtern Abend, als ich zu Bett ging, habe ich mit Ehrfurcht an den heutigen Tag gedacht, wo es ein Jahr iſt, daß wir uns auf unſerer Mutter Grab ewige Treue ſchwuren. Auf jener heiligen Stätte verſprach ich, Dir auch allezeit an dieſem Tage zu ſchreiben, daher ich mich auch heute, gleich nachdem ich kaum aufgeſtanden bin, niederſetze, um mich mit Dir zu unterhalten. Wie viele Veränderungen ſind nicht ſeit dieſem Tage mit uns Brüdern vorgegangen! Alle aber haben nur zur Vermehrung unſerer Glückſeligkeit beigetragen. Unſer alter guter Vater, der damals ſo krank war, uns ſo große Sorge machte, iſt wieder geſund und munter geworden, ſodaß ich ſelbſt noch ſo manche Freude mit ihm theilen konnte. Du biſt Conſiſtorialrath geworden, ein Amt, das wenige erlangen, und noch wenigere, wie ich glaube, ſo mit Ehren und gutem Gewiſſen bekleiden können als Du. Georg iſt Vater geworden u ſ. w. — (Nach Erörterung des günſtigen Geſchicks eines jeden ſeiner geliebten Brüder und dem Ausdrucke des Dankes gegen die Vorſehung, endlich auch der Bitte an den ältern Bruder, den jüngern und ſchwächern Chriſtel, der noch nach Göttingen geſandt werden ſollte, möglichſt glimpflich zu behandeln, fährt er über ſich ſelbſt fort:)

Mir ſelbſt iſt in dieſem Jahre nur Glückliches begegnet. Der Cursus anatomicus, vor dem ich früher zitterte, iſt zu meiner größten Ehre ausgefallen. In voriger Woche ſtand ich hier in Spandau mit dem Profeſſor Walter zu Gevatter, und obgleich ich eben nicht eitel bin, ſo gewährte es mir doch kein geringes Vergnügen, von einem Manne geachtet und gelobt zu werden, welcher mich ſonſt kaum über die Schulter anſah. Der Casus practicus, welchen ich ausgearbeitet, hat ebenfalls die Approbation des Ober-Collegii medici erhalten. Nunmehr iſt alles gut. Mit meinem Aufenthalte allhier kann ich in aller Abſicht zufrieden ſein; Vornehme und Niedere

bemühen ſich, mir denſelben angenehm zu machen. Seit ſechs Wochen habe ich an dreißig Patienten mit hitzigen Fiebern gehabt und nicht einer iſt mir geſtorben. Alles geht mir nach Wunſch. Mag doch der Geiſt unſerer ſeligen Mutter immer mit uns ſein, uns frömmer und zu unſern Berufsgeſchäften uns immer geſchickter und brauchbarer machen. Gott, der bisher über uns gewacht, uns mit ſo vielem Segen überſchüttet hat, wird es auch ferner an keiner zeitlichen Glückſeligkeit mangeln laſſen.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach werde ich in Spandau bleiben. Mein Herr College, Dr. Jetzke, kommt in nächſter Woche wieder zurück; allein ſeinen Briefen nach ebenſo elend, als er wegreiſte. Er nährt ſich jetzt von Ammenmilch. Da er die wirkliche Schwindſucht hat, ſo iſt keine Hoffnung zu einem langen Leben für ihn. Sollte er ſterben, ſo glaube ich wol, daß mich der Magiſtrat wählen wird. Die vielen Bitten, welche ich täglich höre, Spandau nicht zu verlaſſen, können unmöglich bloße Schmeicheleien ſein. Ich weiß auch nicht, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, beſonders Dir, lieber Bruder, ob ſich die Spandauer nicht glücklich zu ſchätzen haben, wenn ich bei ihnen bleibe. Ich dagegen werde es aber auch für ein Glück erachten, ihr Phyſikus zu werden, und ſo wäre uns beiden geholfen. Es iſt eine recht gute Lebensart unter den hieſigen Einwohnern; ich bin der einzige Doctor und — was allerdings ſehr wichtig iſt — nicht weit von Berlin. In der That ziehe ich Spandau allen andern Orten in den preußiſchen Landen vor. Was ich an Anton von Oſtindien geſchrieben, war nur ſo in den Wind geredet, wie es in vertrauten Briefen wol einmal kommt. Nach einem meiningiſchen Dorfe ginge ich gewiß nicht. Das waren Phantaſtenhändel. Daß Muzel's Onkel in Surinam geſtorben, wird Dir Anton geſagt haben. Jetzt möchte es mir doch faſt leidthun, daß ich nicht mit ihm gegangen bin; denn nun würde ich vielleicht, da die deutſchen Männer dort rar ſind, ſeine Witwe heirathen und als ein Mann von 800000 Rthlrn. nach Deutſchland zurückkehren. Indeß hätte ich ſo wol an eine böſe Frau kommen können, die mein beſtändig heiteres Gemüth unterdrückt hätte, welches mir doch mit dem in-

nern Frieden meines Gewissens über alle Glücksgüter geht. — —

(Nun wird das öfter wiederkehrende Kapitel von der noch sehr schmalen Einnahme, obwol auch geringen Ausgabe, desgleichen von den spandauischen Jungfrauen abgehandelt und dann fortgefahren:)

Du schreibst mir von einem jungen Menschen, der gewiß ein ausgezeichnetes Genie ist und große Anlagen besitzt. Ich habe seinetwegen mit Muzel gesprochen, allein er ist außer Stand, hierin zu dienen. Außer einem beweibten Bedienten hat er zum Amanuensem einen jungen Chirurgus aus dem Reiche, der seinen Namen führt und ihm weitläufig verwandt ist. Wäre dieser nicht, den er ganz unterhält, so würde Muzel Deinen Panzerbieter gern zu sich nehmen. Vielleicht könnte ich ihm selbst helfen, wenn ich noch Physikus hier werden sollte.

P. S. Ehe dieser Brief zur Post gegeben ist, erhalte ich die Nachricht von dem Tode des Dr. Jetzke und befinde mich nun in großer Verlegenheit. Es werden sich eine Menge Candidaten melden; einer ist schon hier gewesen und hat sich dem Magistrat präsentirt. In einigen Tagen muß sich die Sache entscheiden.

An demselben Tage schrieb auch Ludwig an Ernst: „Die erste Empfindung, die ich seit etlichen Tagen habe, wenn ich an Dich denke, lieber Bruder, und die auch in dem Augenblicke, da ich mein Herz öffne, um an Dich zu schreiben, oben schwimmt, die also vor allen Dingen heraus muß, wenn ich zu den übrigen gelangen will, ist — Unzufriedenheit mit Dir. Ich hatte Dir einen langen, guten Brief geschrieben, der von Anton folgte später; und doch hast Du den letzten nicht nur weitläufig beantwortet, von dem meinen aber nicht die geringste Erwähnung gethan, sondern auch nicht einmal durch Bestellung eines Grußes, Compliments oder dgl. an mich gedacht. Dafür habe ich Dich einen H...t geheißen, und der bist Du auch und wirst gar keine Entschuldigung machen, um ihn von Dir abzuschütteln. Recht muß Recht bleiben, oder wir werden gegeneinander zu Felde ziehen.

„Aber nun, nachdem ich Dir das geſagt habe, will ich Dir in herzlicher, brüderlicher Eintracht die Hand geben — shake together (ſchlag' ein!) — Du biſt ein liederlicher Junge, den ich von Grund der Seele liebe. Weißt Du denn, daß heute der 5. September iſt, der große Tag, an welchem alle unſere Brüderſeelen assemblée halten? Die Verſammlung iſt freilich nicht ſo zahlreich als jene, die den 1. Mai zuſammenkommt. Aber dafür ſind es auch lauter gute Geiſter, die beiſammen ſind. Ich bin heute in Solz geweſen, und zufällig war es dieſer Tag; denn die eigentliche Urſache, welche mich bewog, hinauszureiten, war, unſern Vater zu ſehen, den Chriſtel krank und ſchlecht machte. Aber ich habe ihn nicht ſo gefunden. Er klagt über verdorbenen Magen und Schwindel und ſchreibt dies den Hämorrhoiden zu, hat aber noch ein wahres Jünglingsanſehen. Freilich kann man in den Jahren, worin er ſteht, nicht mehr ſo gut memoriren als im 20ſten, hat mehr Neigung zum Schlaf u. ſ. w. Das iſt aber ſehr natürlich. Er hat mich aber den ganzen Tag über mit aller ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit von dem Schrimpfen vom Berg, deſſen Jungen die Bauern von Rippershauſen todtgeſchlagen (und daran ſie, im Vorbeigehen zu bemerken, ſo gar unrecht nicht gethan, weil er ſeine Hufen Landes daſelbſt Würzburg zur Lehn aufgetragen, ſodaß das Gütchen hernach doch dem Grafen von Henneberg heimgefallen), von den böſen Consistorialibus und Superintendenten, von denen einmal Doctor Pfeifer im Collegio erzählt habe, daß dem Sprichworte nach nur dann die Teufel nicht zu Hauſe wären, wenn ein Papſt gewählt würde; allein er verſichere ſeinen Herren Auditoribus, daß auch kein einziger anzutreffen, wenn ein Superintendent oder Consistorialis gemacht würde, — und dergleichen Sachen unterhalten, woraus Du ſehen kannſt, daß der gute Vater ſich noch in ſeiner gewöhnlichen Aſſiette befindet und der Gang ſeiner Seele noch völlig derſelbe iſt wie zuvor." * — —

---

* Man erzählt von dem alten derben Magiſter, daß, nachdem ſein Sohn Rath im Conſiſtorium geworden, er jede perſönliche und ſchriftliche Berührung mit dieſer Behörde ſtreng vermieden habe,

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Spandau, den 14. September 1776.

Du haſt ſo unrecht nicht gehabt, mein liebſter Ludwig, mich wegen meiner Nachläſſigkeit im Schreiben einen H...t zu nennen. Ich habe es aber ſchon längſt gewußt, daß ich zuweilen ein H...t bin, daher ich es auch gar nicht wage, mit Dir deshalb zu Felde zu ziehen. Damit ich Dir aber zeige, daß ich Deine Beſchuldigung nicht ganz verdiene, ſo wiſſe, daß ich Deinen ſchönen Brief, nachdem ich ihn geleſen, an Muzel ſchickte wegen des chemiſchen Genies, welches Du uns empfahlſt. Ich erinnerte dann Muzel mehrmals an die Rückgabe des Briefs, bekam ihn aber nicht eher, als bis ich ihn ſelbſt aus Berlin abholte. Indeß hätte ich mich allerdings in meinem Briefe an Anton bei Dir entſchuldigen und Dich grüßen laſſen ſollen; allein dies geſchah nicht, weil es mir ſchon im Sinn lag, daß ich Dir den 5. September gewiß ſchreiben würde. Aber plagt Dich denn der Teufel, mich einen liederlichen Jungen zu heißen? Doch Du biſt mein älterer Bruder, der ſo liebevolle Geſinnungen gegen mich hegt, folglich muß das Wort liederlich nicht in sensu communi (im gewöhnlichen Sinne) verſtanden werden, wie denn auch der Nachſatz gleich nach dem liederlichen Jungen ſonnenklar beweiſt. Mein Brief vom 5. September wird Dich nun völlig verſöhnt haben, mein theuerſter, geliebteſter Bruder! Dein letzter hat mir ungemeines Vergnügen gemacht, und über die meiſterhaften Züge von unſerm Vater habe ich mich faſt krank gelacht. — —

Aus meinem Briefe an Anton haſt Du geſehen, wie ich meine neue Carrière begonnen habe. Was mich tröſtet, iſt, daß ich Kenntniſſe genug zu beſitzen glaube, um meinem wichtigen Amte mit Ehren vorzuſtehen. Es iſt keine Kleinigkeit, was man hier im Preußiſchen von einem Phyſikus verlangt, zumal in der Nähe von Berlin, wo das Collegium medicum immer auf ihn Acht hat. — Wenn die Vornehmern hier an mir etwas auszuſetzen fänden, ſo würden ſie ſich gleich

---

indem er es unter ſeiner Würde achtete, ſich vor dem eigenen Sohne gleichſam zu beugen.

an die berliniſchen Aerzte wenden; bin ich aber geſchickt und in meinen Curen glücklich, ſo kann ich ſelbſt von Berlin Vortheil ziehen. Meine Laufbahn ſoll, glaube ich, mit Spandau nicht zu Ende ſein.

Nun thue mir nur den Gefallen, künftigen Sommer mit Anton und Jörg hierher zu kommen. Außer mir ſollſt Du auch Berlin und Potsdam mit allen ihren Herrlichkeiten zu ſehen bekommen, welche Dir gewiß zeitlebens Stoff genug zu neuen Discourſen in Geſellſchaft geben werden, ſo gut als unſerm Vater das Collegium des Dr. Pfeifer.

Unter den mancherlei mit mir vorgegangenen Veränderungen, von welchen ich Dir neulich geſchrieben habe, vergaß ich eine. Im vorigen Jahre ließ ich mich mit Anton im Glücksbrunn wiegen und wog 126 Pfund. Vor einigen Wochen ließ ich mich hier wiegen und fand, daß ich 12 Pfund ſchwerer geworden. * Wie wäre es, wenn wir es zum Geſetz machten, uns jährlich einmal wiegen zu laſſen? Indeſſen würde es ſchwer halten, die rechte Wage für einen Conſiſtorialrath zu finden, deſſen Dignität es nicht zuläßt, mit einer gemeinen Wage gewogen zu werden. — —

Aus Heim's Tagebuch für 1776 führen wir noch zwei Bemerkungen hier an:

„Den 24. November den Herrn Inſpector Freyer über das Gericht und die Ewigkeit predigen gehört. Großer Gott! ſollen denn diejenigen, ſo hier deine Vorſchriften nicht befolgt haben, ewig unglücklich ſein? Ich kann es kaum glauben; du mußt es mir verzeihen, wenn ich irre."

Unterm 28. deſſelben Monats nach langen heftigen Schmerzen an einem Zahn, den Heim endlich ausziehen ließ, iſt bemerkt: „Von Rechts wegen ſollte jeder Arzt alle Jahre wenigſtens einmal recht empfindliche Schmerzen leiden, um nicht gefühllos gegen ſeine Patienten zu werden."

In dem an den Bruder Ludwig unterm 1. Januar 1777

---

* Die Differenz mag wol weniger betragen haben, indem der Unterſchied von preußiſchen und nürnberger Pfunden nicht beachtet zu ſein ſcheint.

gerichteten Briefe gibt Heim Rechenſchaft von ſeiner äußern Lage. Sein Tagebuch zeigt, daß unter der Geſammteinnahme des achtmonatlichen Aufenthalts in Spandau von 390 Rthlr. noch 80 Rthlr. von dem Geheimrath Muzel und 50 Rthlr. von dem treuen Freunde von Karſtedt waren. Allein die Ausgabe für die gewöhnlichen Bedürfniſſe betrug nur 160 Rthlr., ſodaß ein raſches Pferd für 20 Friedrichsdor angeſchafft werden konnte, welches ſeinen Reiter in der Umgegend von Spandau ſchnell umhertrug und oft ſo ermüdete, daß er ſeinem Ausdrucke nach „ging wie ein Mann von 60 Jahren“. Mittags- und Abendtiſch koſtete monatlich kaum 5 Rthlr. „Den Armen thue ich Gutes“, fährt er fort, „und den Schildwachen, da die Soldaten alle arm ſind, gebe ich des Monats wenigſtens 4 Rthlr. Im vorigen Monate habe ich meine beſondere Freude gehabt. Mit meinen Patienten ging es herrlich und gut, beſonders mit den Pockenkindern; und, quod probe notandum (wohl zu bemerken), 120 Rthlr. habe ich von meinen Patienten eingenommen. Bei ſo bewandten Umſtänden, und ſo der Himmel Geſundheit gibt, kann es nicht fehlen, ich muß reich werden.

„Aber nun noch ein Wort: To marry or not to marry, that is the question (heirathen oder nicht heirathen, das iſt die Frage). Du hätteſt mir ſchon längſt darin mit gutem Beiſpiele vorangehen ſollen. Ich meinestheils werde jedoch noch etwas warten. Hier in Spandau ſind ungefähr acht Mädchen, die ich heirathen könnte und wovon eine jede gern meine Frau werden möchte. Indeß glaube ich mein Glück und meinen guten Ruf hier beſſer befeſtigen zu können, wenn ich mich noch ein bis zwei Jahre mit dem Heirathen gedulde. In jedem Hauſe, wo es ein Mädchen zu freien gibt, werde ich gelobt, bald mit, bald ohne Grund; indeß trägt dies Lob immer zu meinem künftigen Glücke bei. Noch habe ich es nicht ſo weit gebracht, um über den Tadel anderer gleichgültig zu ſein. Von vielen aber, die mich jetzt himmelhoch erheben und mir alles zu Liebe thun, würde ich herabgeſetzt werden, wenn ich nicht juſt diejenige heirathete, auf welche ſie für mich Rechnung gemacht haben. Reiche Mädchen gibt es hier nicht. In Berlin könnte ich reiche Mädchen finden,

allein die hiesigen gefallen mir besser. Sie sind fromm, fleißig, geschickt, halten untereinander gute Freundschaft, sprechen von niemand übel, sind nicht gelehrt, haben einen gesunden Körper und vollen Busen, sind mehr natürlich als künstlich erzogen, kurz Mädchen so recht nach meinem Sinn. — Aber Potztausend, Herr Bruder, es hat halb zwölf geschlagen, und ich bin noch nicht angezogen."

Nicht allein der Bruder rieth dennoch sehr zu baldiger Heirath, sondern auch der alte Vater schrieb in dieser Zeit:

Det deus uxorem, quae sit tibi Martha Maria;
Cui spes in corde, cui res domestica.

(Gebe Dir Gott ein Weib, das Martha Dir sei und Maria,
Der die Seligkeit theuer und theuer das häusliche Wohl sei.)

Unterm 10. Juni 1777 schreibt Heim an denselben Bruder: „In meiner Praxi begleitet mich fortwährend dasselbe Glück, dessen ich mich vor vielen rühmen kann. In diesem Jahre habe ich bereits einige hundert Kranke in der Cur gehabt, von welchen mir nicht mehr als vier gestorben sind. Von 110 Pockenkindern starben nur 2 und zwar mehr durch die Nachlässigkeit der Aeltern. Wenn man nun als Arzt glücklich ist und man führt sich übrigens gefällig und wohlthätig gegen andere auf und schickt sich in die Leute, so kann es nicht fehlen, die Menschen müssen einen lieben, und danach trachte ich mehr als nach aller Ehre.

„In diesem Jahre habe ich starke Ausgaben gehabt, sodaß die 400 Rthlr., welche ich von Patienten erhalten habe, weg sind, und ich noch 125 Rthlr. von meinem Freund Muzel habe leihen müssen. Mein Physikat kostet allein an 80 Rthlr., und noch habe ich wegen des Gnadenhalbenjahres keine Besoldung erhalten. Meine Ausgaben fangen nun an geringer zu werden, und die Einnahmen werden sich vermehren. «In den ersten Jahren», sagte mir der Herr Geheimrath Muzel, «müssen Sie so generös sein als möglich» — und ich sehe den Nutzen dieser Maxime wohl ein. In der Zukunft kann ich das reichlich wieder ernten. Ein sehr reicher Mann werde ich zwar niemals werden, aber ein heiteres und vergnügtes Gemüth gewiß immer behalten. Meines Muzel äußere Um-

ſtände ſind ſo vortheilhaft, als ein Mann von ſeinen Jahren es ſich nur wünſchen kann. Er nimmt ſo viele Friedrichsdor ein als ich Thaler. Indeß iſt er mit ſeinem Stande nicht zufrieden, da er ein Sklave ſeiner Patienten iſt oder vielmehr zu ſein glaubt. Er iſt jetzt wieder ſo hypochondriſch als jemals, daher ich genöthigt bin, ihn wenigſtens alle Wochen einmal zu beſuchen, weil er mich für das wirkſamſte Mittel gegen ſeine Hypochondrie anſieht. — Ich bin vollkommen geſund und keine Ader thut mir weh, außer wenn ich viel Wein trinke, wozu ſich nur zu oft Gelegenheit findet, und den ich doch ganz meiden ſollte. Aber wer hat Standhaftigkeit genug, altem Rheinweine zu widerſtehen? Erſt wenn ich eine Frau habe und immer zu Hauſe eſſe, werde ich das Weintrinken unterlaſſen. Bevor aber meine Zimmer nicht vollſtändig mit Möbeln verſehen ſind und ich 300 Rthlr. zurückgelegt habe, werde ich nicht heirathen."

Den 13. October deſſelben Jahres ſchreibt Heim: „Dieſen Sommer habe ich verſchiedene Schwindſüchtige, ganz abgezehrte Frauenzimmer in der Cur gehabt, welche jetzt dick und ſtark ſind, und wegen welcher man mir ſo viele Schmeicheleien ſagt, daß ich auf meiner Hut ſein muß, mich nicht verderben zu laſſen. Mademoiſelle Salomon aus Bonn, Sängerin des Prinzen Heinrich, iſt hierher gekommen, um ſich von mir curiren zu laſſen. Seit Jahr und Tag hatte ſie ihr Zimmer nicht verlaſſen; jetzt iſt ſie ſo weit, daß ſie bei gutem Wetter drei Stunden zu Fuß gehen kann. Siehſt Du, lieber Bruder, es muß doch wahr ſein, was eine ſolzer Bauerfrau ſagte, die Pfarrjungen wären in einem glücklichen Zeichen geboren."

Die Praxis nimmt jetzt alle Zeit in Anſpruch; die vom Bruder empfohlenen Schriften Winckelmann's können nicht geleſen werden, und das mit Hülfe der gedachten ſchönen Sängerin begonnene Italieniſch blieb liegen.

Von den meiſt ſcherzhaften Briefen an Bruder Anton hat ſich nur wenig erhalten, um ſo mehr verdient der folgende vom 20. October 1777 hier eine Stelle:

„Dir ſei es geklagt, alter Anton, was mich jetzt niedergeſchlagen und traurig macht. — Mein ſchöner Sperber iſt

todt — ach! todt iſt mein ſchöner Sperber, den ich mit ſo vieler Mühe genährt und gepflegt habe. Nicht ſein Tod iſt es, was mir ſo nahe geht, — denn ich weiß wohl, daß alles, was hienieden Odem hat und lebt, wieder zu Staub werden muß — ſondern die Art und Weiſe, wie er ſein theueres Leben verloren hat, iſt es, welche mich in die tiefſte Traurigkeit verſenkt. Ach, lieber Anton, Du hätteſt meinen Sperber ſehen ſollen, wie kerzengerade er ſich richtete, wenn ich ihm nahte; Du hätteſt hören ſollen, wie freudig er ſchrie, wenn ich ihm ein Stück Fleiſch zeigte, und mit welchem Anſtande er es zu verzehren mußte. Wenn Du von dem allen ein Augenzeuge geweſen wäreſt, Du würdeſt gern meinen Schmerz theilen und mit mir den ſchönen Sperber betrauern. Er war ein gar zu ſchöner Vogel.

„Dir, Dir, meinem Vertrauteſten, will ich es offenbaren, wie grauſam mein ſchöner Sperber im Frühling ſeines Lebens aus dieſer Welt hat gehen müſſen. Den 14. d. M. ſtieg meine Frau Wirthin voll Unmuths des Morgens aus dem Bette; warum? iſt nicht wohl zu erklären. Sie gab Befehl, daß ihr beſtes Kattunkamiſol gewaſchen und in den Hof gehangen würde. — O ſchöner Sperber! hätte ich gewußt, was dir an dieſem Tage begegnen ſollte, ich hätte dich auf meinem Zimmer ſicher eingeſchloſſen, und dein Leben würde mich jetzt noch erfreuen! — Da hing nun das Kattunkamiſol. Mein ſchöner Sperber, der den ganzen Hof für ſein eigen hielt, ſchaut das Kamiſol mit freudigen Augen an und glaubt, es müſſe ſich ſchön darauf ſitzen. Wie gedacht, ſo gethan. Da ſitzt alſo mein ſchöner Sperber auf dem Kattunkamiſol und freut ſich innig, auf einem Kattunkamiſol zu ſitzen, ſch . . . t auch vor Freude darauf und denkt nichts Arges dabei, da ſein ganzes Leben lauter Unſchuld war. Aber ſiehe, da kommt die in Unmuth aufgeſtandene Frau. Der ſchöne Sperber erblickt ſie, ruft ihr in gellenden Tönen Dank zu, daß ihm ſo herrlich wohl ſei auf dem Kattunkamiſol. Die Frau aber erſchrickt beim Anblick des Vogels; unreine Gedanken fahren ihr durch den Sinn, mit dieſen geht ſie einige Schritt näher, guckt ſtarr auf ihr Kattunkamiſol, und nun erkennt ſie endlich einen großen langen grünen und gelben Flatſchen, der finger-

dick auf ihrem Kattunkamisol herabgelaufen. «Du infamer verfluchter Blitz-Wetter-Vogel» — schreit sie aus vollem Halse, sodaß die Hunde der Nachbarschaft zu bellen anfangen,— «wo führt dich denn das Donnerwetter her? Plagt dich der Teufel, mir auf mein Kattunkamisol, das mich baare 3 Rthlr. kostet, einen so abscheulichen Unflat zu machen! I du infames Schindluder — verzeih mir Gott meine Sünde! — Ich wollte, du kriegtest die Pestilenz!» — Nun ist die gute Frau ganz außer sich, wird bald blaß, bald roth, der Schaum tritt ihr vor den Mund, sie ergreift einen Stock, während Fluch auf Fluch aus ihr herausstürzt, welche alle aber mein schöner Sperber nicht versteht, folglich sitzen bleibt und nichts als Gutes denkt; sie aber, das zornige Weib, schlägt hin und schlägt ihn mausetodt.

„Das ist die wahre Geschichte von meines Sperbers Tod. Von seiner Geburt, Auferziehung, seinen Talenten und erlangten Kenntnissen könnte ich Dir nun noch vieles schreiben. Aber ich mag nicht daran denken, da alles nur meinen Schmerz aufregen und vermehren würde. Ein Glück ist es, daß ich ihn nicht todt gesehen habe; erst gestern habe ich sein Ende erfahren, das mir so lange verheimlicht worden ist, bis das Gewissen der Mörderin wach wurde. Nun sage, mein lieber Sohn, was würdest Du mit der Frau anfangen, die Dir einen so schönen Sperber tödtete? Ich habe einen tiefen Seufzer geholt, als sie mir es bekannte, und da meine Frau Wirthin übrigens eine recht gute, brave Frau ist, die mir manchen Gefallen thut, z. E. mir Braten schickt, auch Knackwurst, Käse, hamburger Rindfleisch, Austern und andere schöne Sachen, wenn sie dergleichen hat und weiß, daß ich zu Hause esse, so habe ich stillgeschwiegen und wegen ihres Verbrechens durch die Finger sehen müssen. Ueberdies ist sie eine Frau, die mindestens 20000 Rthlr. commandirt! Wollte ich sie auch bei den Gerichten belangen, so würde ich doch wol unrecht behalten, da die hiesige Justiz nicht einen Schuß Pulver werth ist. Wer 20000 Rthlr. besitzt, mag wol einen Menschen todtschlagen und dabei doch ein ehrlicher Mann bleiben. Es sind gar zu schlimme Zeiten. Doch was helfen meine Klagen; mein schöner Sperber ist todt, todt ist mein schöner

Sperber! Ins Feld hinaus will ich, in die Wälder reiten und den Bäumen meinen Schmerz vertrauen. Den Menschen kann ich mein Unglück, meine Sorgen nicht klagen; sie wissen ja kaum den Werth ihrer Mitgeschöpfe, geschweige denn den Werth eines so schönen Sperbers zu schätzen. Du aber, mein alter Anton, Dir sei es in der Ferne geklagt, Du verstehst meinen Kummer und bejammerst mit mir den Tod meines schönen Sperbers!

„Mein einziger Trost ist, daß er ehrlich begraben worden ist. Die Magd meiner Frau Wirthin, eine gute, empfindungsvolle Seele, hat ihn im Hofe ordentlich begraben, und die drei Kinder meiner Frau Wirthin waren bei der Beerdigung zugegen. Noch oft werde ich sein Grab besuchen, und sollten meine Augen einst noch Dich hier sehen, so sollst auch Du wissen, welche Erde meinen schönen Sperber bedeckt. Ruhe sanft, schöner Sperber! Da du in deinem Leben oft gefressen, geschrien und dich hin- und herbewegt hast, und mancher Mensch die Welt verläßt, ohne eben mehr gethan zu haben, so hoffe ich, auch du wirst dich einst eines neuen Lebens freuen.

„Und nun sollen meine Gedanken vom schönen Sperber hier halt machen, und ich will Dir noch etwas anderes erzählen, welches aber auch eine wahre Geschichte ist. Hier ist ein Mann, den ich wegen seines guten, vortrefflichen Herzens und wegen des Fleißes, mit welchem er sein Amt wahrnimmt, überaus hochschätze, und ich habe das Glück, auch von ihm vorzüglich geliebt zu werden. Der Mann ist dick und stark, hat nicht studirt, lebt aber gerechter als viele hundert Gelehrte. Zu diesem Manne komme ich neulich des Abends, wie fast täglich, und im Gespräch über allerlei äußere ich ohne alles Arge, wie es mir wahrscheinlich wäre, daß die Thiere auch ihre Auferstehung hätten. Da entsetzt sich der gute Mann, hält dies für eine Gotteslästerung, und ich muß in der That alle Mühe anwenden, um die Freundschaft dieses guten Mannes nicht zu verlieren. Nun lebe wohl und denke über meine Frau Wirthin und den guten Mann ferner nach. Für die Wahrheit meiner Erzählung bin ich Bürge."

Mit der Antwort hierauf erhielt Heim das Bildniß seines

geliebten Vaters. Uebrigens hatte die Elegie vom schönen Sperber ihre Wirkung nicht verfehlt, und die Brüder Anton und Ludwig gelobten, dereinst zum Grabe des edeln Vogels zu wallen. Bruder Ludwig beneidet zugleich seinen Ernst um die kleine Liebschaft mit der schönen Lehrerin des Italienischen, zumal er selbst eben ganz trocken sitze. Hierauf erwiderte Heim unterm 5. Januar 1778: „Ja, Mademoiselle Salomon ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Nicht nur nach meiner, sondern auch nach der Empfindung aller, die sie kennen, ist sie ein Muster weiblicher Vollkommenheit. Von ihrem eigenen Geschlechte wird sie aufs höchste bewundert und geliebt, welches alles ist, was man zu ihrem Lobe sagen kann. Wenn irgendein Mädchen den Beinamen eines Engels verdient, so ist sie es. Aber traurig ist's, daß ein so vollkommenes Geschöpf uns Menschenkinder so bald wieder wird verlassen müssen. Mit ihrer Gesundheit, die sich hier so sehr gebessert hatte, wird es in Berlin wieder täglich schlimmer. Sie zehrt ab, hustet viel, kann wenig schlafen, wirft Blut aus und wird von heftigen Schmerzen in der Brust und im Halse gequält — alles Vorboten eines langsam nahenden Todes. Sollte sie künftigen Sommer noch leben, woran ich nicht zweifle, und noch Kräfte genug haben, so wird sie hierher kommen, sich ein Pferdchen halten, und ich werde täglich mit ihr ausreiten. Hilft dies nebst dem Gebrauche der Arzneien nichts, wie ich stark befürchte, dann bleibt nichts als der bittere Tod zu erwarten. Sie ist erst 22 Jahre alt, hat noch wenig trübe Stunden im Leben gehabt, vor sich aber die Aussicht, noch recht glückliche Tage zu genießen. Du kannst also leicht denken, daß sie nicht nur ihr ganzes Vermögen hingeben, sondern auch die heftigsten Schmerzen gern erdulden würde, wenn sie ihre Gesundheit wiedererlangen könnte. Dennoch ist sie nicht traurig oder misvergnügt, wenn man sie an den Tod erinnert. Sie ist viel zu fromm und einer höhern Glückseligkeit zu sehr vergewissert, als daß sie den Tod scheuen sollte. Dies heitert mich sehr auf, wenn ich sie besuche u. s. w. Der Tod ist wirklich eher zu wünschen als zu verabscheuen, aber die Anstalten dazu verdienen oft unser ganzes Mitleiden."

Näher aber als ihm selbst war diese welkende Blume seinem Herzensfreunde Muzel, mit welchem, wir wir gesehen, Heim auch von Spandau aus stets in der innigsten Verbindung stand. Sie sahen sich oft in Berlin, in Spandau oder in Charlottenburg, und ihre Briefe verbreiteten sich nicht nur über ihre beiderseitige ärztliche Thätigkeit und über ihre äußern Verhältnisse, sondern auch über jede leiseste Bewegung des Gemüths. Dennoch genügte diese Nähe dem Freunde nicht. „Wenn mir mein Amt nicht so viel zu thun gäbe, so könnte mich der Gedanke wahrhaft unglücklich machen, daß mein bester Freund für mich so gut als todt ist" — klagt er unter anderm. Mit seltenen Geistesgaben, mit den außerordentlichsten Kenntnissen ausgerüstet, geehrt und geliebt und gebietend über jedes wünschenswerthe äußere Gut, war er doch in fast stetem Zwiespalte mit der Welt, ja oft mit sich selbst. Nur an Heim hing er mit stets gleicher treuer Freundschaft, während er selbst mit seinem würdigen Vater selten ganz einig war, zumal in der letzten Zeit, wo die von diesem gemisbilligte Liebe den Sohn völlig befangen hatte. Am 2. April 1778 klagt er in einem Briefe an Heim, daß er sich unwohl fühle, ohne die Ursache zu kennen. Den 3. kommt er selbst zu Fuß nach Spandau und bleibt bis zum 5. bei Heim. Beim Abschied klagt er über Beklemmung der Brust und Mattigkeit. Zwei Tage darauf erkrankte er in Berlin an einem Faulfieber und starb den 14. April. Heim verließ ihn in den vier letzten Nächten nicht, ritt dann in der Frühe nach Spandau, seine Kranken zu besuchen, und war mittags wieder bei Muzel. Auf diesem Wege weinte Heim oft heftig. In einer Nachricht, welche er hinter dem letzten von dem verklärten Freunde erhaltenen Briefe niederschrieb, heißt es nach wörtlicher Uebersetzung der englischen Urschrift: „Solange er am Leben war, habe ich manche Thräne vergossen und Gott den Allmächtigen gebeten, meinen Freund herzustellen. Aber als ich ihn sterben sah, drückte ich ihm die Augenlider zu, mit heiterer Fassung und großer Ruhe des Gemüths, in der Zuversicht, daß er bald dort sein werde, wohin zu gelangen wir alle wünschen. Ob ich schon meinen besten Freund verloren habe, meinen größten Wohlthäter, den,

den ich mehr liebte als mich selbst, meinen theuersten Muzel, so habe ich doch nach seinem Tode nicht eine Thräne mehr vergossen. Ich bin nicht so eigennützig, meinen Freund zurückzuwünschen. Diese Welt, sagte er oft, ist nicht für mich, noch ich für sie."

„Meine Seele trauerte nicht", heißt es unterm 14. April im Tagebuche, „als er verschied, da ich Augenzeuge der meisten Handlungen seines Lebens gewesen bin und seine Tugenden wohl kannte. Er hat einen guten Kampf gekämpft, und nun er seinen Lauf vollendet hat, wird ihm Gott gewiß auch die Seligkeit schenken. Mit dem wärmsten Gefühle bat ich Gott, daß er meines Freundes Seele zwiefältig erhalten und bei mir wohnen lassen möchte u. s. w. Sein würdiger Vater war bei seinem Ende nicht zugegen; als ich ihm den Tod meldete, weinte er bitterlich. Ehe ich Berlin verließ, hielt ich es für meine Pflicht, Mademoiselle Salomon den Tod ihres Geliebten erfahren zu lassen. Sie war bei der Nachricht einer Ohnmacht nahe und weinte sehr. Armes Mädchen! du thust mir recht vom Herzen leid." *

Mit der ärztlichen Behandlung seines Freundes durch die Doctoren Roloff und Selle war Heim nicht zufrieden. Unterm 12. April bemerkt er: „Am Abend war mein Freund sehr schlecht und phantasirte furios. Anstatt ihm ein tüchtiges Brechmittel zu geben, wie ich verlangte und wie es seine un-

---

* Der trauernden Geliebten blieb Heim während ihres kurzen Lebens nun der einzige Trost. „Unser verlorener Freund war zu gut für die Welt", schreibt sie im Mai an Heim; „ewig soll er in meinem Herzen leben. Jetzt genießt er den Preis seiner Tugenden, und der Gedanke, ihn bald wiederzufinden, soll mir neuen Trost und Muth geben, meine jetzigen großen Leiden mit Geduld und Gelassenheit zu ertragen.

„Werden Sie Ihr Versprechen halten und Sonntags zu mir kommen? Ja, kommen Sie und glauben Sie, daß die Gegenwart und der Trost eines so redlichen und rechtschaffenen Freundes ein Balsam für meine Wunden sind." — —

In einem gleichzeitigen Briefe Heim's an seinen Bruder Ludwig heißt es: „Sie verdient, nach mir, das größte Mitleid. Er liebte sie auf das innigste, sodaß dies Verhältniß ihn eher unglücklich als glücklich gemacht hat."

reine Zunge erforderte, gab man ihm Pulver als Moschus, ⊖ succin. und ≈" u. s. w. In dem Trauerbriefe an seinen Bruder Ludwig vom 16. April sagt er:

„Du siehst es diesem Briefe an, was er bedeutet. Ach Herzensbruder, mein bester Freund, die Hälfte meines Lebens, mein größter Stolz, Muzel ist todt! Vorgestern nachmittags 3 Uhr, nachdem er nur acht Tage an einem Fleckfieber krank gewesen, habe ich ihn erblassen gesehen. Ungeachtet ich ihm die Augen zugedrückt habe und Zeuge aller seiner Leiden während der Krankheit gewesen bin, so habe ich seit seinem Tode doch keine Thräne vergießen können. Mein Unglück ist auch zu groß. Zwei Tage, ehe er sich legte, war er zu Fuß bei sehr warmem Wetter zu mir hierher gegangen und hatte sich sehr erhitzt. Bei mir bekam er nur harte Speisen zu essen, da ich es nicht besser habe und er auch ein Freund davon war. Indeß haben diese Umstände doch viel zu seiner Krankheit beigetragen. Der Professor Roloff ist eigentlich sein Arzt gewesen, da sein Herr Vater sich nicht im Stande fühlte, seinem Sohne etwas zu verordnen. Mit Roloff bin ich aber keineswegs zufrieden gewesen. Wäre mein Freund hier bei mir von dieser Krankheit befallen worden, so schmeichle ich mir, daß er noch lebte. Auf die Art aber, wie er behandelt worden, habe ich noch keinen curirt. Doch darf man davon wenig sagen. Ich bin überzeugt, daß er herzlich froh ist, sich in einer bessern Welt zu befinden. Es war so oft sein Wunsch, zu sterben. Ich will ihm sein Glück nicht beneiden. Mein Verlust aber ist unbeschreiblich; ich komme mir völlig verlassen vor. Doch hoffe ich, Gott wird mir beistehen und nun, da er mir meinen leiblichen Freund genommen, selber desto mehr mein Freund sein. Die schönen Hoffnungen, die wir uns gemacht, einst in Berlin zusammenzuleben und mit vereinten Kräften Gott und unserm Nächsten zu dienen, sind nun alle dahin. Ich fürchte, ich werde durch diesen Tod meine natürliche Munterkeit verlieren. Bis hierher hat mich nichts als Glück geführt, dies Unglück aber hat mich auch recht getroffen. Sein Herr Vater ist tief betrübt. In Berlin sind gar viele, die nun wünschen, daß ich dahin ziehen möchte. Ich bin aber noch völlig unschlüssig, was ich thun soll. Zuweilen denke ich

mich als Feldmedicus zu engagiren, um meinen Verluſt zu vergeſſen; das iſt aber doch ein elendes Hülfsmittel. Die Vorſehung wird ſchon alles zum Beſten leiten." — —

Vor allem verlangte der verlaſſene Vater, den Freund ſeines Sohnes bei ſich zu haben. Indeß kamen ſeine Aeußerungen Heim doch zuweilen ſchwankend vor; dieſer meinte, ſeine Gegenwart rege die ſchmerzlichen Erinnerungen des Vaters an den verlorenen Sohn heftiger auf, ſcheute aber auch die Abhängigkeit, in welche er in Berlin zu gerathen fürchtete. Der Briefwechſel mit ſeinen vertrauten Brüdern Ludwig und Anton wurde daher wieder ſehr lebhaft und alles Für und Wider ausführlich erwogen. Wir heben nur einiges aus den Briefen aus:

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Spandau, den 22. April 1778.

Die größte Schwermuth über den plötzlichen Tod meines Freundes iſt nun vorüber. Es wäre zu eigennützig von mir, wenn ich ihn wieder in dieſes Leben zurückwünſchen wollte, nachdem er ſich da befindet, wo jeder wahre Chriſt hinverlangt. Daß er mir als Freund, als Arzt in der Welt unerſetzlich ſei, weiß ich ſehr wohl. Meine Kenntniſſe in der Medicin werden nur langſam wachſen, da er nicht mehr iſt. Ich werde mit niemand in meinem Leben wieder ſo vertraut werden, niemand wird ſo uneigennützig, ſo freundſchaftlich gegen mich handeln als er. Dies alles will ich mir gefallen laſſen und mich mit dem Gedanken beruhigen, er iſt ſelig und ich werde ihn in jener Ewigkeit wiederſehen. Diejenigen, welche unſere Freundſchaft kannten, haben ſich erſchreckliche Dinge von mir vorgeſtellt. Ihre Verwunderung iſt daher nicht gering, mich jetzt ſo gelaſſen zu ſehen. Ich hoffe es auch zu bleiben. Aus meinem Gedächtniß ſoll er nie kommen. Sein Schwager Stubenrauch hat mir ſein Geſicht in Wachs formen laſſen, welches Stück ich ewig werth halten werde.

Nun fragt es ſich, ob ich Spandau verlaſſen und nach Berlin gehen ſoll? worüber Du mir ſobald als möglich,

nachdem Du mit Anton geſprochen, Euere Meinung ſchreiben mußt. Ich bin hier der einzige Doctor, habe mir bereits viele Liebe und Achtung erworben, werde für einen geſchickten Arzt gehalten, es ſind mir auch wirklich viele große Curen gelungen und ich weiß von keinem einzigen unglücklichen Falle. Hier kann ich ganz ungenirt leben, habe das Vergnügen, viel auf dem Lande herumzureiten, ich bin mit den Einwohnern vollkommen zufrieden und lebe ſo glücklich, als ich es nur wünſchen kann. Meine Ausgabe, nachdem ich mir ſattſam Meubles angeſchafft habe, iſt gering, und meine Einnahme vermehrt ſich mit jedem Monat; 1000 Rthlr. jährlich kann ich rechnen" u. ſ. w. Nachdem nun hiergegen die Theuerung in Berlin, die Koſten der Equipage, oder, wenn er bei dem Geheimrath Muzel wohnte und deſſen Wagen und Pferde benutzte, die Abhängigkeit ſeines Verhältniſſes gehalten iſt, vermöge welches er drei bis vier Stunden bei Tiſche ſitzen müſſe, nicht heirathen dürfe u. ſ. w., fährt er fort: „Von dem Herrn Geheimrath Muzel könnte ich freilich noch vieles lernen und mit der Zeit, ſo mir Gott das Leben ließe, eine eclatante Fortune machen. Ich bin in Berlin ſchon ſehr bekannt und habe das gute Vorurtheil für mich, ſo gut wie mein ſeliger Freund etwas gelernt zu haben. Die Empfehlung des Geheimraths würde gleichfalls viel Eindruck machen. Dazu kommt, daß einer der vornehmſten Aerzte, Dr. Möhſen, als Leibmedicus des Königs mit zu Felde gegangen iſt, alle Regiments-Feldſchere weg ſind, Cothenius Alters halben nicht mehr prakticiren kann, den übrigen Doctoren aber viele Eigenſchaften abgehen, um allgemeinen Beifall zu gewinnen. Unter den jungen Doctoren iſt kein einziger, der ſich hervorzuthun verſpricht. Unter allen dieſen Umſtänden würde es mir nicht fehlen, mich emporzuſchwingen. Die Inoculation, die mein Freund mit ſehr glücklichem Erfolge angefangen, würde ich fortſetzen. An zwanzig der anſehnlichſten Familien haben ſich ſchon anheiſchig gemacht, mich zu ihrem Arzt zu nehmen und mir wie meinem ſeligen Freunde ein Gewiſſes zu geben, worunter das Geringſte 20 Rthlr. jährlich beträgt. Ruhm und Ehre würde ich genug haben und auf 4—5000 Rthlr. Einkünfte könnte ich gewiß rechnen. Aber freilich würde ich

ein ſklaviſches Leben führen. — Ich muß bald einen Entſchluß faſſen. Wie ſehr vermiſſe ich hierbei meinen Muzel! Antwortet mir geſchwind. Der ſtärkſte unter den Gründen, welche mich nach Berlin ziehen, iſt immer der, daß ich es für Pflicht der Dankbarkeit gegen meinen ſeligen Freund halte, ſeinem Vater, der mir ſo viel Gutes gethan hat, in ſeinen alten Tagen den verlorenen Sohn ſoviel als möglich zu erſetzen. Geld und Ruhm haben wenig Gewicht bei mir, wenn ich ein ruhiges, höchſt zufriedenes Leben dafür hingeben ſoll. In Berlin muß man freſſen und ſaufen, oft in Geſellſchaften ſein, wo Gott und die Tugend entheiligt werden, welches alles ich theils ſelbſt erfahren, theils von meinem ſeligen Freunde gehört habe. Hier bittet man mich allenthalben, die Stadt nicht zu verlaſſen; dies geht mir nahe. Ich bin wirklich völlig unſchlüſſig. Ehe mein Muzel ſtarb, hatte ich einen Antrag, zu welchem er mir ſelbſt Luſt machte. Ich ſollte Feldmedicus werden, dabei meine Stelle behalten und nach dem Kriege wieder hier eintreten. 600 Thlr. Gehalt und 6 Rationen ſind mit dieſer Würde verbunden. Da die Feldmedici meiſt elende Leute ſind, ſo hätte ich mir ſchmeicheln können, unter ihnen eine anſehnliche Figur zu ſpielen, zumal ich hier unter den Herren Offizieren ſchon gute Curen gethan habe, viele von dieſen Herren meine Freunde ſind und mich ſehr plagen, die Stelle anzunehmen. Allein es wird wol nichts daraus werden. Ich bin lange genug in der Welt herumgezogen und kann nun wol Gott danken, einen ruhigen Platz gefunden zu haben. — —

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Spandau, den 4. Mai 1778.

Deinen Brief vom 21. v. M. habe ich ſehr vernünftig gefunden. Freilich muß man ſich ſo tröſten, wenn man einen ſo großen Verluſt erlitten hat. Der Zuſtand meiner Seele iſt zeither ſehr verſchieden geweſen. Ich habe zuweilen Stunden, in denen ich ganz untröſtlich bin, und in welchen ich die thörichtſten Dinge zu unternehmen im Stande wäre. Dies begegnet mir meiſt, wenn ich entweder allein an einem

ſchönen Orte ſpazieren gehe, wo das Verlangen, meinen Freund bei mir zu haben, überaus heftig wird, oder wenn ich einen meiner Patienten, ſo ich am Fleckfieber curirt habe, erblicke und denke: Warum biſt du doch geſund geworden und mein beſter Freund hat ſterben müſſen? Es würde mir beſſer ſein, wenn einige von den Kranken, die ich an dieſem Fieber zu behandeln gehabt habe, geſtorben wären. Ich würde mich eher über den Tod meines Freundes beruhigen. Allein unter der Menge meiner Patienten dieſer Art iſt mir auch nicht ein einziger geſtorben, obgleich zwei unter ihnen ebenſo geſund, ſtark und vollblütig waren als mein ſeliger Freund. — Die Sonntage, an welchen ich gewöhnlich in die Kirche gehe, ſind auch gefährlich für mich. Für mein höchſtes Glück muß ich es jetzt ſchätzen, daß ich mich vor meinen vielen Kranken kaum zu laſſen weiß. Vom Morgen bis in die Nacht muß ich herumlaufen, ſodaß mein Leib und meine Seele nicht zur Ruhe kommen. Bis auf dieſe Stunde bin ich mit meinen Kranken über alle maßen glücklich. Unter funfzig Maſernkindern habe ich kein einziges verloren, ungeachtet ſchon über dreißig von denen geſtorben ſein ſollen, welche die Chirurgi in der Cur gehabt haben. Dergleichen Glück, als ich mit meinen Kranken habe, iſt kaum glaublich, und wenn ich auch meiner Geſchicklichkeit etwas zutraue, ſo macht mich ſolches Glück doch eher unruhig als ſtolz, und ich fürchte alle Tage, daß mir ein Uuheil widerfahren möchte. Muzel, mein beſter Freund, liegt mir beſtändig im Sinn, ich mag ſein, wo ich will. Mich dünkt immer, ich ſei ohne ihn nur noch der halbe Menſch, der ich ſonſt war. Vielleicht iſt eben dies, daß ich meinen Freund ſo ſehr liebte, ihm ganz ergeben war, der Grund, daß ihn mir Gott genommen hat. Ueber kurz oder lang wäre ich doch nach Berlin gegangen, und wenn ich, wie doch zu vermuthen, dort eben das Glück wie hier gehabt hätte, ſo hätten wir andern Aerzten das Brot entzogen; dies hat die Vorſehung vielleicht auch nicht haben wollen. Mein ſeliger Freund war in aller Abſicht, und beſonders in ſeinem Metier, ein ganz ausgezeichneter Mann. Selbſt ſein Vater hatte große Achtung vor ihm und geſtand, manches von ihm gelernt zu haben. Mir iſt zeither oft ein-

gefallen, was ich einmal im Herodot in der engliſchen Ueberſetzung geleſen habe, wo Artabanus, Oheim des Königs Xerxes, zu dieſem ſagt*: „Siehſt du, wie Gottes Donner immer die erhabenſten Geſchöpfe trifft und ſie nicht läßt ſich erheben in ihrem Uebermuth, die kleinen ihn aber gar nicht kümmern? Siehſt du, wie ſein Blitz immer die größten Gebäude und die höchſten Bäume ſchlägt? Denn Gott pflegt zu zertrümmern alles, was ſich erhebt.“ — Man ſucht alles auf, was einem Beruhigung gewähren kann, aber oft behält doch das Verlangen nach dem Freunde das Uebergewicht.

Wegen Berlin iſt noch nichts beſchloſſen. Ich glaube aber, ich werde Spandau verlaſſen. Vor einigen Tagen iſt Dr. Zuckert, ein Mann von vieler Praxis, geſtorben, ſodaß jetzt in Berlin ein rechter Mangel an Aerzten iſt. Eine Equipage, einen Bedienten, meines ſeligen Freundes Logis, wofür man 200 Thlr. accordirt, und übrigens alle mögliche Unterſtützung in allen Bedürfniſſen hat man mir angeboten, ja ſogar verſprochen, wenn ich ſterben ſollte, ohne hinreichende Mittel für mein Begräbniß zu hinterlaſſen, mich mit allen möglichen Ceremonien zur Erde zu beſtatten. Noch 14 Tage habe ich mir Bedenkzeit ausgebeten, und ich hoffe, daß in dieſer Friſt Dein Brief über dieſe Materie anlangen wird. Was mir noch etwas bange macht, iſt, daß man in Berlin gut Franzöſiſch verſtehen muß. Das Wenige, was ich in Paris gelernt habe, iſt größtentheils vergeſſen, und es war überhaupt nicht viel Rühmens davon zu machen. Ich getraue mir keinen Brief ohne Fehler darin zu ſchreiben. Seit ich hier bin, habe ich nichts als engliſche Bücher geleſen. Indeß läßt ſich durch Fleiß dieſer Mangel erſetzen. Wegen meines Gehörs bin ich auch etwas verlegen. Du weißt, ich höre nicht gut; in großen Geſellſchaften kann ich nur wenig von dem, was geredet wird, verſtehen, und ich muß deshalb ſchweigen, wenn andere reden, aus Furcht, einen Plumper zu machen. Vielleicht iſt es aber eben gut, daß ich wenig rede. Meines ſeligen Freundes Vermächtniß habe ich noch in Berlin gelaſſen. Außer ſeiner ſehr beträchtlichen Mineralienſammlung

* Wir rücken ſtatt der engliſchen die deutſche Ueberſetzung ein.

und ſeinem Herbario vivo, welches beſſer iſt als alle, die ich geſehen habe, bekomme ich noch eine Menge Bücher, vorzüglich viele koſtbare engliſche. Sein beſtes Kleid, Oberhemden, einen ſchönen Degen, ein großes Sofa und anderes Geräthe hat mir der Herr Geheimrath gegeben. Sein Reitpferd hatte mir mein Freund einige Wochen vor ſeinem Ende geſchenkt. — —

Die Brüder riethen, nach Berlin zu gehen. Für ſie war der Grund hinreichend und entſcheidend, daß es der Vater des abgeſchiedenen Freundes wünſchte. Alle Bedenken Heim's wurden gründlich widerlegt. Unterdeß war aber dieſer wieder völlig irre geworden an dem Geheimrath Muzel, welcher in Heim's Gegenwart nicht ein Wort ſprach und oft Thränen vergoß. Stubenrauch, Heim's aufrichtigſter Freund in der Familie, der dieſem am meiſten angelegen hatte, nach Berlin zu kommen, rieth jetzt ſelbſt davon ab. In einem Briefe vom 7. Juni 1778 an die Brüder ſagt Heim: „Der Gedanke, daß ſein Sohn ſeine Krankheit bei mir geholt habe, mag viel zu der Abneigung beigetragen haben, die der Geheimrath Muzel jetzt gegen mich zu haben ſcheint. Dann habe ich auch etwas hitzig von der unvernünftigen Methode geſprochen, nach welcher man meinen ſeligen Freund behandelt hat; und dies hat ohne Zweifel ſeinen Stolz beleidigt, da er überzeugt ſein muß, daß ich recht habe. — Ich bin jetzt ſo confus, daß ich gar nicht weiß, was ich thun ſoll. Das Unglück iſt, daß man von der Sache ſchon ſo viel geſprochen hat; ich kann mich kaum mit Anſtand zurückziehen. Seitdem mein geliebter Muzel todt iſt, habe ich allen Muth verloren. Die Welt iſt mir oft zuwider, und ich wünſche mir ſelbſt den Tod.“ — Am Schluß des Briefes heißt es in engliſcher Sprache: „Der Vater meines Freundes fragte mich neulich, ob ſein Sohn Mademoiſelle Salomon ſehr geliebt habe. Ich bejahete es, worauf er erwiderte: «Und doch würde ich nie eingewilligt haben, daß er ſie heirathete, nein, nimmermehr.» — Sei du froh, beſter Muzel, daß du todt biſt; welches Unglück, welche Widerſprüche hätteſt du noch erfahren müſſen! Ich allein kann mich über deinen Tod

freuen, denn keiner hat dich so gekannt, keiner so geliebt als ich."

In dieser gereizten Stimmung schwankt Heim zwischen der Liebe zu seinem guten Spandau und dem mächtigen Gefühle seines höhern Berufs in der nahen Königsstadt beständig hin und her, nannte den Rath seiner Freunde, nach Berlin zu gehen, eine Störung in seiner glücklichen Ruhe, meinte aber doch, „daß ihm das Physikat des tödlich kranken Dr. Lesser in Berlin nicht entgehen könne, und wollte, wenn diese Aussicht verschwinden sollte, alle Verbindung mit der Hauptstadt aufgeben, indem er sich sonst noch die Schwindsucht an den Hals reiten müsse."*

Nun folgte einmal wieder ein derber Schmälbrief von dem strengen Bruder Ludwig, worin dieser unter anderm sagt: „Du schreibst uns, Muzel, mein Freund ist todt; alle seine Verwandte und Freunde wünschen mich in Berlin zu sehen; da zeigt man mir die vortheilhaftesten Aussichten; da citirt man mich, um ein Bittschreiben an den König aufzusetzen, da wollen der Prinz Heinrich und die Prinzessin Amalie es unterstützen. Was soll ich thun? So schreibst Du. Und da müßten Deine Brüder auf die Köpfe gefallen sein, wenn sie Dir nicht rathen wollten, einem Rufe, der so ungesucht und natürlich sich darbietet, zu folgen, und aus dem, was Du sagst, Gründe herzunehmen, warum sie Dir so rathen und nicht anders. Kindskopf, heißt das Dich in Deiner Ruhe stören? Da Du unsere Meinung wissen wolltest, so waren wir verpflichtet, sie Dir so gut zu geben, als wir konnten. Haben sich aber unterdeß die Umstände geändert, hat Lesser gegen Dich protestirt, will Dich der Geheimrath

---

* Schon im Mai 1777 bemerkt Heim in seinem Tagebuch: „In diesem und dem vorigen Monat bin ich immer wohl und vergnügt gewesen. Daß ich des Morgens fast immer huste, zuweilen auch am Tage, bringt mich auf den Gedanken, daß ich einst noch an der Schwindsucht sterben werde. Sollte ich mich täuschen, so ist es doch gut, daß ich oft an den Tod gedenke, der Welt so nützlich als möglich zu sein mich bestrebe und mein Herz nicht zu sehr an das Zeitliche hange." — Seine Ahnung war richtig, traf aber erst nach 57 Jahren ein.

Muzel nicht haben, fühlst Du nicht Muth genug in Dir, Dich in eine neue Laufbahn zu wagen, hast Du Spandau so lieb gewonnen, daß Du da sterben möchtest — nun so bleibe, wo Du bist.

Quo moriare loco nil refert, undique coelum
Poenarumque domus mensura distat eadem.*

— Stubenrauch hat recht, daß er mehr denkt als spricht. Ein Enthusiasmus, wie Du ihn von den Leuten verlangst, ist ein Feuer von Wachholdersträuchen, bei dem man nichts kochen und braten kann. Ich habe eine sehr gute Meinung von Stubenrauch, ungeachtet Du ihn für kaltblütig hältst.“ Später fährt er fort:

„Wenn mein Brief ankommt, so wird Deine endliche Entschließung wol gefaßt sein. Ist sie es noch nicht, so brauche folgendes Recept, um ihre Geburt zu befördern: «Gehe zum Geheimrath Muzel und sage ihm, er kenne die Vorschläge, die man Dir bisher gemacht habe, nach Berlin zu ziehen. Da auf einer solchen Veränderung des Ortes ein großer Theil Deines künftigen Glückes oder Unglückes beruhe, so werde er es Dir nicht verdenken, wenn Du, bevor Du einen Entschluß fassest, versichert sein wollest, ob es ihm lieb sei, Dich in Berlin zu sehen und Dich daselbst als den Freund seines Sohnes zu unterstützen? Er möge darauf nur Ja oder Nein sagen. Und dies Ja oder Nein muß Dir so viel gelten als eine lange Rede. Dann gehe auch zu Stubenrauch und mache demselben eine Beschreibung Deiner Lage und Deiner Vortheile in Spandau und frage ihn, ob er als ein rechtschaffener Mann und bei der Wahrheit, die er dem Schatten Deines Freundes schuldig sei, noch rathen könne, Spandau zu verlassen? Sagen sie beide Ja, so gehe nach Hause und packe ein nach Berlin; denke nicht mehr an Spandau, sondern nur an das, was Du zu hoffen hast. Erfolgt Nein, oder nur ein zweifelhaftes Ja auf Deine

---

* Es ist einerlei, wo du stirbst, Himmel und Hölle sind von jedem Orte gleich weit entfernt.

kategoriſche Frage, ſo bleib' in Spandau und ſchlage Dir Berlin für jetzt aus dem Sinn. — Aber Deine Verbindungen in Berlin darfſt Du deshalb nicht aufgeben; durchaus nicht.»"

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Spandau, den 25. Juni 1778.

Dein letzter Brief hat mir, ungeachtet Du mir tüchtig die Leviten lieſeſt, doch ſehr wohlgefallen. Du haſt vollkommen recht, nur irrſt Du, wenn Du glaubſt, ich hätte Dich und Anton mit unter die Leute gerechnet, welche mich in meiner ſeligen Ruhe ſtören wollen. Es iſt mir nicht eingefallen, Euch das Geringſte zur Laſt zu legen. Du kannſt meinen Brief zwar tadeln, mußt ihn aber als einen ſtarken Beweis betrachten, daß ich Dich liebe. Ich führte Dir deshalb die Worte des Spectator zu Gemüthe: „Mir fällt oft ein, wenn die Gedanken der Menſchen offen gelegt würden, ſo würden wir nur einen geringen Unterſchied zwiſchen denen der klugen Leute und denen der Narren erkennen. Es gibt unendliche Träumereien, Ausſchweifungen und ein ſtetes Drängen von Eitelkeiten, welche die beiden durchlaufen. Der große Unterſchied iſt, daß die Klugen ihre Gedanken zu leſen und auszumerzen wiſſen für die Unterhaltung, indem ſie einige unterdrücken, andere mittheilen; während die Narren ſie alle ohne Unterſchied in Worten hinausfliegen laſſen. Dieſe Art von Unterſcheidung leidet aber keine Anwendung auf die innige Mittheilung unter vertrauten Freunden. In ſolchem Verhältniß redet der weiſeſte Mann oft gleich dem ſchwächſten, denn das Geſpräch mit einem Freunde iſt wirklich nichts als lautes Denken." An andere habe ich ganz vernünftig über dieſe Materie geſchrieben oder mit ihnen geſprochen. Aber genug davon. Unterdeß ſind wieder ganz neue Auftritte vorgekommen. Herr Hofrath Leſſer, der Stadtphyſikus in Berlin, iſt todt. Ich wurde ſogleich davon benachrichtigt und fuhr noch am nämlichen Tage, den 22. d. M., wohlgeputzt, comme il faut, nach Berlin, um bei dem Miniſter von Derſchau meine Aufwartung zu machen. Da der Herr Geheim-

rath Muzel, sein Herr Bruder, der Baron Stosch, und auch Stubenrauch verreist waren, so waren die Frau Kammerdirectorin Stubenrauch und der Herr Kirchenrath Lipten meine geheimen Räthe. Frau Stubenrauch hatte bereits an die Frau Obermarschallin der Prinzessin Amalie, die Madame de Maupertuis, geschrieben, um ihrer Prinzessin zu sagen, daß sie meinethalben an den Minister von Derschau schreiben möchte. Es wurde beschlossen, daß ich nun selbst zur Prinzessin führe. Da ich aber die Frau von Maupertuis nicht antraf, so konnte ich keine Audienz bei der Prinzessin erhalten. Weil ich doch einmal geputzt war, so fuhr ich zu dem Minister, wo ich sehr wohl aufgenommen wurde. Er sagte, die Prinzessin hätte schon zweimal meinethalb an ihn geschrieben und mich von einer sehr vortheilhaften Seite geschildert; dessenungeachtet glaube er, es würde viele Schwierigkeiten setzen, mir das Physikat zu verschaffen. Der Magistrat hätte von jeher das Recht gehabt, sich einen Physikus zu wählen; bei den zwei letzten hätte aber der König sich das Recht genommen, den Physikus zu ernennen. Da der König während seiner Abwesenheit ihm pouvoir gegeben habe, alle vacanten Stellen zu besetzen, so dürfe er sich freilich auch das Recht nicht nehmen lassen, den Physikus zu wählen. Der Magistrat mache sich zwar viele Hoffnung, daß man ihm die Wahl lassen werde, und man habe auch bereits den Dr. Roloff (welcher einer der berühmtesten Aerzte in Berlin ist) dazu ausersehen. Die große Bedenklichkeit sei aber nur die, daß, wenn der König die Vacanz dieser Stelle erführe, da die beiden vorigen Physici Leibmedici des königlichen Hauses gewesen, er sie vielleicht wieder seinem jetzigen Leibmedicus Dr. Möhsen verleihen würde. Gesetzt, er, der Minister, sagte nun auch, der Dr. Heim solle hiesiger Physikus sein, und der Dr. Möhsen, welcher beim Könige ist, bäte Seine Majestät um die Stelle, und sie würde ihm accordirt, so fänden wir uns beide betrogen. Das Beste, was Sie thun können, fuhr der Minister fort, ist, daß Sie mit der Prinzessin davon reden und hauptsächlich sie bitten, selbst darüber an den König zu schreiben; thut die Prinzessin dieses, so habe ich gewiß das Vergnügen, Ihnen zum hiesigen

Physikat zu gratuliren. — Nachdem ich drei Viertelstunden beim Minister gewesen war, nahmen wir ganz cordial Abschied voneinander. — Nun blieb ich die Nacht in Berlin. Am andern Morgen ließ ich mich bei Madame de Maupertuis melden, wurde angenommen und, nachdem sie mich wohl examinirt hatte, zu der Prinzessin Amalie geführt. Diese empfing mich sehr gnädig. Ich sagte ihr die Meinung des Ministers, worauf sie erwiderte, an den König könne sie nicht schreiben, da dieser platterdings jetzt nichts von Civilsachen wissen wolle. Der Minister von Derschau sei zu furchtsam, sie wisse sehr wohl, daß ihm der König ein für allemal Macht gegeben habe, alle vacant werdenden Civilstellen zu besetzen; wenn er Geheime Finanzräthe machen könne, so werde er auch mich zum Physikus von Berlin machen können. Indessen rathe sie mir, zum Minister von Schulenburg zu gehen, diesem ihren Willen zu vermelden, daß ich Physikus von Berlin werden solle; er möge den Minister von Derschau bewegen, mir ohne Anstand das Physikat zu verleihen, zumal sie befürchte, der Minister von Derschau möge wol selbst noch einen andern im Sinn haben, dem er die Stelle zuwenden wolle. — Ich blieb über eine halbe Stunde bei der Prinzessin und mußte ihr vieles von meinem seligen Freunde erzählen. Dann fuhr ich noch an demselben Tage zum Minister von Schulenburg. Dieser sagte mir, der Geheimrath Muzel habe mich bereits bestens bei ihm recommandirt. Da er geglaubt, die Besetzung der Stelle stehe dem Magistrate zu, so habe er sich bemüht, diesen günstig für mich zu stimmen. Allein der Magistrat wolle nichts von mir wissen; ich sei noch ein junger, ihm gänzlich unbekannter Mann; zu einem so wichtigen Posten müsse man einen bekannten usu routinirten Arzt wählen, und darum schicke sich keiner besser dazu als Dr. Roloff. Ich erwiderte hierauf, wie der Minister von Derschau mir versichert habe, daß dem Magistrate die Wahl nicht zukäme und nicht verstattet werden würde, ich bäte daher nur, den Willen der Prinzessin zu erfüllen, und dem Minister von Derschau zuzureden, daß er nicht furchtsam sein und mich zum Physikus ernennen solle. Das will ich thun, antwortete der Minister,

nur bitte ich Sie, laſſen Sie den Miniſter von Derſchau nicht merken, daß Sie bei mir geweſen ſind; er möchte ſonſt glauben, die Prinzeſſin ſetze größeres Vertrauen in mich als in ihn. Gehen Sie aber ſelbſt zum Miniſter und vermelden ihm den Willen der Prinzeſſin. — Zum Unglück konnte ich an dieſem Abend den Miniſter von Derſchau nicht zu ſprechen bekommen. Ich eilte daher nach Spandau, um meine armen Patienten zu ſehen. Geſtern Nachmittag habe ich nun den Miniſter von Derſchau wieder geſprochen und ihm alles erzählt, was der Miniſter von Schulenburg mir geſagt hatte. Er entgegnete hierauf, bei ſo bewandten Umſtänden würde er freilich nicht umhin können, mich zum Phyſikus zu ernennen. Allein nun käme es noch auf das Gehalt an. Der Phyſikus habe vom Magiſtrat 180 Thlr. und als Phyſikus des barnimſchen Kreiſes 100 Thlr.; die übrigen 300 Thlr., welche die vorigen Stadtphyſici gehabt hätten, hätten ſie als Hofmedici aus des Königs Chatoulle erhalten; einen Hofmedicus zu ernennen habe er aber nicht das Recht. Wenn ich alſo Stadtphyſikus würde, wie es allerdings geſchehen könnte, ſo betrüge mein Gehalt nur 180 Thlr., und da die Stände des barnimſchen Kreiſes, wenn ſie auch proteſtiren wollten, ſich ebenſo wie der Magiſtrat gefallen laſſen müßten, mich zu ihrem Phyſikus anzunehmen, ſo vermehrte ſich mein Gehalt noch um 100 Thlr. — Dieſes war des Miniſters von Derſchau Beſcheid. Nach vier Tagen ſollte ich wiederkommen, während welcher Friſt er mit dem Magiſtrate und mit dem Landrath des barnimſchen Kreiſes zu meinem faveur reden wollte.

Siehſt Du, beſter Ludwig, ſo ſtehen meine Sachen. Ich fürchte nur, wenn ich wider den Willen des Magiſtrats und der Stände Phyſikus werden ſollte, ſo würde ich mir eine Menge Feinde zuziehen, und man würde mir nichts als Tort und Drangſal anthun. Ueberdies beleidigte ich dadurch den Dr. Roloff, welcher Mitglied des Ober-Collegii medici iſt, und der mir ſchon wegen des Todes meines ſeligen Freundes nicht gut iſt. Stadtphyſikus in Berlin iſt eine wichtige Stelle; da alle Apotheker, Civilfeldſchere, Hebammen u. ſ. w. unter mir ſtehen und ich zugleich Mitglied des Ober-Colle-

gii medici bin, ſo kann man viel von mir fordern und mich quälen, wenn man mir übel will. Indeß die Sache muß nun ihren Lauf behalten. Auf das Gehalt rechne ich nicht, die Praxis in Berlin iſt das Wichtigſte, da ich dort ſchon ſo viele Freunde habe. Die Generalin von Prittwitz hat meinetwegen an ihren Mann, der beſtändig um den König iſt, geſchrieben und ihn gebeten, ſich für mich das Phyſikat auszubitten. Das Beſte iſt, wenn auch nichts aus der Sache wird, daß ich hier zufrieden lebe und doch bei dieſer Gelegenheit der Prinzeſſin und andern Standesperſonen in Berlin bekannt geworden bin. — —

In dieſer Zeit herrſchte die Rinderpeſt im Havellande und nahm Heim's Thätigkeit ſehr in Anſpruch. Unterm 29. Juni leſen wir in ſeinem Tagebuche: „Ich wollte nach Berlin zum Miniſter von Derſchau reiten, allein drei Kühe, die gefallen waren, und die ich beſichtigen und zergliedern mußte, verhinderten es.“ Erſt am 3. Juli machte er wieder ſeine Aufwartung bei Sr. Excellenz und erfuhr, daß der König, ſolange der Feldzug dauerte, die Stelle offen laſſen wollte. Hiernach heißt es im Tagebuche: „Ich bleibe alſo in Spandau. Heute kam das beſte Mädchen, die Mademoiſelle Salomon, mit ihrem Bruder, dem Herrn Kapellmeiſter, hierher. Dieſer logirt bei mir und jene bei dem Herrn Juſtizbeamten Meinhardt. An unſern Bemühungen, unſern Gäſten freundſchaftlich zu begegnen, wird es nicht fehlen.“ — Den 5. Juli: „Wenn das beſte Kind, die Mademoiſelle Salomon, geſund wäre, ſo könnte mir zu meinem Vergnügen hier nichts fehlen.“ Mit dieſer Freundin ritt Heim faſt täglich aus, bemerkt jedoch am Schluß des Auguſts: „So ungemeines Vergnügen ich bei dem fleißigen Ausreiten mit Mademoiſelle Salomon empfunden habe, ſo hat mich doch der Gedanke oft niedergeſchlagen und zum Weinen gebracht, daß ſie niemals ihre Geſundheit wiedererlangen und wahrſcheinlich bald ſterben wird. Zwei meiner beſten Freundinnen, die Leo und die Frau Volkmar (vgl. S. 113), hat mir der Tod entriſſen; ich darf doch nicht murren, wenn mir Gott auch dieſe, welche ich über alle andern ſchätze, wegnimmt. Die Abſich-

ten des Himmels ſind weiſe, ſo hart uns auch zuweilen ihre Erfüllung ſcheint. Gewähre nur du, barmherziger Vater, meinen Wunſch und laſſe dein Geſchöpf, die Salomon, die dir gewiß angenehm iſt, nicht lange leiden, befreie ſie bald von allen Schmerzen. Bei dir iſt ſie glücklicher als hier. — Mit Herrn Salomon habe ich viel vergnügte Stunden gehabt. Geſund und heiter bin ich faſt immer geweſen." — Nur in der Kirche hatte Heim ſeinen ihm ſonſt angenehmen Gaſt nicht gern neben ſich, aus dem wiederum Engliſch im Tagebuch angegebenen Grunde, weil er die Kirchenmelodien kritiſirte und die Andacht dadurch ſtörte. Heim belobt in dieſer Zeit die erſte von dem Candidaten Fiedler gehaltene Predigt und bemerkt unterm 16. Auguſt: „Herr Hofprediger Scholz hielt eine wohl ausgearbeitete Predigt darüber, daß unſer Leben in Hinſicht auf das künftige die Kindheit ſei. — Wenn wir nur nicht ſo oft unartige Kinder wären." Der Monat September ſchließt mit den Worten: „Was mir jetzt ſehr am Herzen liegt, iſt, daß die kleine Wagnerin die Pocken glücklich und gut überſtehen möge. Es würde ein harter Schlag für mich ſein, wenn dies Kind ſterben ſollte.* Gott mag indeß nach ſeinem Willen thun. — In dieſem Monat habe ich oft mit Entzücken an meine Geſchwiſter gedacht. Es iſt ein großes Glück, ſeine Geſchwiſter zu lieben! Möge es ihnen allen wohlgehen, zur Freude und zum Stolze unſers beſten Vaters!"

Ernſt Heim an Ludwig Heim.

Spandau, den 29. September 1778.

So lebhaft unſer Briefwechſel im Mai und Juni war, ſo wenig habe ich ſeitdem von Euch gehört, erſehe nun aber aus Anton's heute erhaltenem Briefe, daß Ihr munter und vergnügt ſeid. In dieſem Monat beſuchten mich Herr Magiſter Zierlein und der Domcandidat Muzel, ein Vetter meines ſeligen Freundes. Den ganzen Abend haben wir von nichts als von meinen Brüdern geſprochen, und ich habe

* Im October freut ſich Heim ihrer völligen Geneſung.

mich recht herzlich über das große Glück gefreut, so wackere Leute zu Brüdern zu haben. Ich bin sehr wohl mit Euch zufrieden und bin Euch den größten Dank schuldig, daß Ihr mir in meiner Angelegenheit wegen des Umzuges nach Berlin so treulich beigestanden habt. Kommt Ihr künftiges Jahr hierher zu mir, so soll Euch alles reichlich vergolten werden. Um die Mineralien und Pflanzen von meinem seligen Freunde unterzubringen, habe ich jetzt die beste Wohnung in Spandau bezogen, in welcher ich mich sehr wohlbefinde. In meinem sehr hübschen Garten, aus welchem ich eben herkomme, habe ich mir schon im Geiste vorgestellt, wie seelenvergnügt ich mit Euch sein wollte. An Miethe zahle ich nur 40 Thlr., weil der Eigenthümer mein Patient ist; dafür werde ich es auch mit ihm billig machen. Ich freue mich oft nicht wenig darüber, daß ich hier geblieben bin. So oft ich an den Aufenhalt in Berlin denke, wird mir bang ums Herz, und wenn ich einen Tag dort gewesen, so bin ich der Stadt so überdrüßig, daß ich nicht schnell genug wieder hierher kommen kann. Indessen können sich meine Gesinnungen in einigen Jahren doch ändern. Alle meine Freunde in Berlin sagen, daß ich nothwendig einst noch Practicus Berolinensis (praktischer Arzt in Berlin) werden müsse, wenn ich nicht nachläßig gegen mich selbst handeln wollte. Das dortige Physikat ist noch nicht vergeben; ohne Zweifel wird es der Leibmedicus Möhsen nach geendigtem Feldzuge bekommen, ungeachtet der Minister von Derschau versichert, bei der großen Unterstützung der Prinzessin Amalie könne es mir nicht entgehen. Aber wenn man mir es jetzt auch geben wollte, so würde ich es nicht annehmen, nachdem ich mich genau nach allen Umständen erkundigt und erfahren habe, daß es fast unmöglich sei, eine starke Praxis dabei abzuwarten. Wäre ich Stubenrauch und andern guten Freunden gefolgt und gleich nach meines seligen Freundes Tode nach Berlin gezogen, so wäre ich wahrscheinlich jetzt schon ein ziemlich angesehener Arzt daselbst. Doch wer weiß, was mir noch bevorsteht. Daß ich in Spandau sterbe, glaube ich nicht. Ich bin ja immer unstet und flüchtig gewesen. Wenn es mir hier nicht so besonders gefiele, so wäre ich schon längst

zur Armee gegangen. So oft ich von Böhmen höre, denke ich an die dortigen Gebirge, auf welchen gewiß die allerschönsten Mooſe wachſen. Blos den Mooſen zu Gefallen wäre ich im Stande, zur Armee zu gehen. Ich habe mir ſeit einigen Jahren alle Mühe gegeben, die Botanik, die mir jetzt und vielleicht in meinem ganzen Leben nichts helfen kann, mit gleichgültigen Augen anzuſehen; allein ich hänge immer noch mit dem größten Enthuſiasmus an ihr. Faſt ſchäme ich mich, es zu ſagen; aber ich glaube, ich ſetzte Leib und Leben aufs Spiel, wenn ich eine einheimiſche neue Pflanze, beſonders aus der Kryptogamie, zu finden wüßte. Ich wäre ein Erzhalunke, wenn ich's thäte, das weiß ich; träte aber der Fall ein, ſo wäre ich doch gewiß zu ſchwach, meiner Begierde zu widerſtehen. Ein Engländer ſagt: „Philosophy is my wife and Poetry my mistress" (die Philoſophie iſt mein Weib und die Poeſie meine Geliebte) — und ich ſage: Physic is my wife and Botany my mistress (die Medicin iſt mein Weib und die Botanik meine Geliebte). Es werden fünf Jahre her ſein, daß ich in Great-Badow in England einen Traum hatte, den ich nie vergeſſen werde u. ſ. w. Aehnliche Träume habe ich öfter gehabt, ſodaß ich wohl ſagen kann, die Botanik habe mir im Schlafe ebenſowol Vergnügen gewährt als im Wachen. — —

Im October 1778 ernannte Prinz Ferdinand, des Königs jüngerer Bruder, Heim zum Hofrath. Bei dieſer Verleihung wußte er nicht nur die Gnade des hohen Gebers zu ſchätzen, ſondern er erkannte darin auch zu ſeiner großen Genugthuung einen Beweis des aufrichtigen Wohlwollens des Geheimraths Muzel und des Kammerdirectors Stubenrauch. Der greiſe Vater ſchrieb an ſeinen Ernſt: „Zu Deiner neuen Ehrenſtelle gratulire ich Dir von Herzen. Zu meinem großen Troſt ſehe ich die göttliche Vorherſagung an meinen Kindern erfüllt. ψ. CXII. Das Geſchlecht der Frommen wird geſegnet, Reichthum und die Fülle wird in ihrem Hauſe ſein. — Fürchte alſo Gott und ſei in Deinem Berufe treu und fleißig, ſo wird es auch Deinem Samen wohlgehen." — — In den glückwünſchenden Briefen der Brüder mußte er ſich

denn auch Scherz gefallen lassen. „Sein Diener, Herr Hofrath und Landphysikus!“ schreibt Ludwig. „Es freut mich, die Ehre zu haben, Ihm zu diesem neuen Kleide gratuliren zu können. Es steht Ihm ganz hübsch. Die Doctorröcke sind nach einem gar zu alten Schnitte gemacht, und das Zeug dazu riecht auch immer nach Rhabarber und Bibergeil, Asa foetida u. dgl. Nun darf Er aber doch mit einem ehrlichen Manne gehen, wie ich es bin. Hast Du nicht ein Buch gelesen: «Voyages en différens pays?» Es enthält die neuesten Nachrichten über Deutschland, Italien und die Schweiz. Darin werden die Deutschen wegen ihrer Rang- und Titelsucht sehr übel behandelt. Im Preußischen, schreibt er, gäbe es siebenundfunfzigerlei Räthe.“ — — Uebrigens wurde in diesem Briefe die Nothwendigkeit dargestellt, daß der alte Vater in seinem Amte einen Gehülfen erhalte, wozu niemand geeigneter sei als Bruder Fritz, welcher hierzu auch bereit sei, soviel er auch übrigens deshalb aufopfern müsse.

Der Vater konnte dem Sohne nicht mehr als 50 Gulden jährlich neben völlig freiem Unterhalt bieten. Daher Ernst Heim an Ludwig schrieb: „Wenn nun aber Fritz für seinen Vater und für uns ein viel besseres Glück fahren läßt, so ist es unsere Schuldigkeit, daß wir ihn dafür entschädigen. Anton und ich müssen das meiste zu dieser Vergütigung beitragen, da wir die stärksten Einkünfte haben. Was meinst Du, wenn Christel ihm jährlich 1, Georg 2, Du 3, Anton 4 und ich 5 Louisdor, solange unser Vater lebt, zulegten? Wollt Ihr mehr geben, so zahle ich gern auch noch einige Louisdor.“ — Bruder Fritz war indeß in Schwaben bereits mit der Tochter eines Schweizeroffiziers aus Neustadt am Bielersee verlobt, und der alte Vater schrieb unterm 3. Mai 1779: „Mein lieber, guter Ernst! In Deinem letzten Briefe hast Du mir zu meinem Geburtstage gratulirt und mir noch langes Leben gewünscht. Aber wozu hilft mir langes Leben, da mein Leben und mein Leib immer schwächer werden und die Beine mich nicht mehr tragen wollen, zumal nach dem beschwerlichen Filial. Ich hatte mir Hoffnung gemacht, meine Kinder würden mir Erleichterung verschaffen. Seit Jahr

und Tag habe ich Fritzen verlangt. Allein Anton und Ludwig sind immer dagegen gewesen und haben gemeint, ich sähe noch wohl aus und könne meinem Amte noch vorstehen. Fritz hat mir immer zweideutig geschrieben. Endlich hat er sich resolvirt und will kommen, aber seine Französin heirathen und mitbringen, und so mag ich ihn nicht haben. Das sind gehorsame Kinder in aller Zucht und Ehrbarkeit; und also muß ich so bleiben und Gott bitten, wie ich täglich und stündlich thue, daß er mir zu einem seligen Ende verhelfe" u. s. w. Erst einige Jahre später übernahm der jüngste Sohn Christel die Stelle eines Gehülfen beim Vater und behielt nach dessen Tode das Pfarramt in Solz.

Mit dem erwachenden Frühling des Jahres 1779 verschied endlich Heim's leidende Freundin. Unterm 27. und 28. März bemerkt er im Tagebuche: „Des Abends nach 8 Uhr fand ich das gute Kind, die Salomon, so elend, daß ihr Ende leicht vorherzusehen war. Dies erfolgte auch des Morgens nach 1 Uhr. Ich habe noch an niemand in einer so langwierigen und höchst schmerzhaften Krankheit eine solche Standhaftigkeit erfahren. Ihr würdiger Bruder und ich danken Gott, daß er sie endlich, nachdem sie seit vier Wochen in beständiger Todesnoth gelegen, von ihren vielen Leiden erlöst hat. Sie war meine treue Freundin, und ich habe sie so lieb als eine Schwester gehabt. Wie wird sich mein Freund Muzel im Himmel freuen, sie wiederzusehen!"

Frühling und Sommer waren überaus glücklich für Heim. Bei immer zunehmender ärztlicher Thätigkeit und blühender Gesundheit beseligte ihn die Hoffnung, seine Brüder bei sich in Spandau zu sehen. In vielen Briefen wurde der Reiseplan berathen, Sorten und Menge des zu beschaffenden Weinvorraths bestimmt, Freund Stubenrauch wollte den Brüdern nach Dessau entgegenreisen und ihnen die dortigen Herrlichkeiten zeigen. Am Schlusse des Juni bemerkt Heim im Tagebuche: „Dieses Vers:

Unter Arbeit und Gebet
Schwinden unſ're Stunden.
Was man gerne thut, geräth
Und wird kaum empfunden.

Arbeit macht den Lebenslauf
Noch einmal ſo munter;
Schöner geht die Sonne auf,
Schöner geht ſie unter —

habe ich oft geſungen und bin dabei in meinem Schöpfer vergnügt geweſen. Gott allein ſei Ehre und Dank!“ Unterm 15. Juli ſteht: „Mit meinem beſten Fiedler nach Berlin geritten; unſere Pferde waren hübſch geputzt. Zu Mittag bei dem Geheimrath Gerhardt geſpeiſt, wo ich, nachdem ich viel Ale getrunken hatte, tüchtig auf den Dr. R. geſchmäht, daß er aus Unwiſſenheit meinen Freund hatte ſterben laſſen. — Den 18ten (in Spandau). Beim Kaufmann Mäker Mittag und Abend geſpeiſt; L'Hombre geſpielt und verloren.“ — Das Unglück im Spiele war gerecht, da ihm das Glück der Liebe in dieſem Hauſe aufblühte. — Von den ſehnlichſt erwarteten Brüdern erſchien nur Anton, der beweglichſte und lebensfroheſte, am 20. Juli und erhob ſein anderes Ich auf den Gipfel der Freude. Berlin und das ganze Havelland mußte der Bruder vollſtändig kennen lernen; in Spandau ſelbſt aber drängten ſich die Feſtlichkeiten, welche zu Ehren der beiden heitern Brüder veranſtaltet wurden. Am 30. Juli, wo ſie mittags auf dem Plan in großer Geſellſchaft gegeſſen hatten, bemerkt Ernſt im Tagebuche: „Von 3 bis 8 Uhr ſind unſerer achtunddreißig Seelen in Einem Kahne auf dem Waſſer gefahren. Mademoiſelle Mäker wird in meinen Augen immer hübſcher und hübſcher. Bis die Nacht um 3 Uhr wurde getanzt.“ Unterm 17. Auguſt 1779 ſchreibt Anton an Ludwig: „Wir kamen von Berlin zurück, als wir Deinen Brief vom 11ten erhielten. Es war ſchon 12 Uhr, er gewährte uns aber die beſte Unterhaltung vor Schlafengehen; wir fallen oft vor Müd- und Mattigkeit um, wenn wir nach Hauſe kommen. Die Hitze war zeither groß, und wenn man dabei in ſtetem Reiten, Fahren, Tanzen, Sauſen und Schmauſen lebt, ſo muß man zuweilen kraftlos werden. Das Beſte iſt, daß es überall tüchtig zu eſſen und zu trinken gibt, und daß ich mit Bruder Ernſt immer trefflichen Appetit habe, daher wir nicht mager werden.“ — Ernſt ſagt in einer Nachſchrift: „Wie ſchön wäre es, wenn auch Du hier an unſern Luſtbarkeiten

theilnehmen könntest. Aber es ist Deine Schuld, daß Du nicht gekommen bist. Wir fatigiren uns freilich oft so sehr, daß Du es kaum aushalten würdest. Wir sind schon zu allen Stunden der Nacht nach Hause gekommen und haben zuweilen ganze Nächte nicht geschlafen. Indessen hoffe ich, Dich im künftigen Jahre hier zu sehen, und wenn ich dann verheirathet sein sollte, so leben wir auf einem andern Fuße, der Dir besser behagen wird." — Ein späterer Brief Anton's an Ludwig vom 6. September beginnt im Andenken an den vorhergegangenen vom 5., dem Jahrestage des auf dem Grabe der Mutter geschlossenen Bündnisses der Brüder, mit Betheuerungen der Liebe und Treue, in welche am Rande auch Ernst sein shake hands together! (reichen wir uns die Hand) mischt. Ferner berichtet Anton: „Unser Ernst hat bisher viel Unruhe und Zerstreuung gehabt. Bei meiner Ankunft hatte er wenige Patienten, und so konnten wir an unser Vergnügen denken. Wir haben die Zeit auch in aller Beziehung genossen. Jetzt aber gibt es viele Kranke, die an der Ruhr daniederliegen, und unsere Freude ist dadurch gar sehr gestört. Die Hauptsache aber, welche ich Dir zu melden habe, ist, daß unser Ernst sich endlich fest entschlossen, zu heirathen, daß er am vorigen Freitage (den 3ten) seinen Antrag gemacht, daß gestern förmliche Verlobung gewesen, und daß die Trauung noch vor sich gehen wird, dieweil ich hier bin. Seine Braut ist Charlotte Mäker, die Tochter eines hiesigen angesehenen Kaufmanns, ein schönes, liebes, gutes Mädchen, mit der unser Bruder gewiß glücklich leben wird. Sie ist etwas über 15 Jahre alt; beide Aeltern leben noch; sie hat noch zwei jüngere Geschwister. Es sind uns nicht die geringsten Schwierigkeiten gemacht worden, außer einigen von ihrer Jugend hergenommenen Vorstellungen, die aber nicht zu achten waren. Bruder Ernst empfiehlt Dir seine Braut bestens und ladet Dich hierdurch feierlichst zur Hochzeit ein. In jedem Falle werde ich das Porträt unserer künftigen Schwägerin mitbringen und das von Ernst dazu. Bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin habe ich schon Einleitung dazu getroffen. Wir haben bisher alles sehr geheimgehalten, und die Bekanntmachung wird nun großes

Aufsehen machen, da man an dieses Mädchen am wenigsten gedacht hat." — —

Schon am nächsten Sonntage, den 12. September, wurde das Brautpaar zum ersten mal aufgeboten. Aber in die Rosenzeit mischten sich noch scharfe Dornen. Der Himmel hatte Heim vor der Heiligung des Ehebundes eine schwere Prüfung zugedacht.

Unterm 16. September schreibt Anton an Ludwig: „Unser lieber alter Ernst ist nicht wohl. Seit einigen Wochen hat die Ruhr hier stark geherrscht; unser Bruder hat viele Patienten. Er klagte sehr über Ekel. Gestern nahm er zu Brechen ein; das Uebel ist aber nicht gehoben; die heftigen Leibschmerzen sind sonder Zweifel der Anfang der Ruhr." — —

Unterm 20. September meldet Anton dem ältern Bruder: „Bald hätten wir unsern guten Ernst verloren. Gestern stand er am Rande des Grabes. Ich ritt en carrière nach Berlin und bat den alten Muzel um Gottes willen, mit hierher zu kommen. Er konnte wegen der Entbindung der Prinzessin Ferdinand nicht augenblicklich mitkommen, instruirte aber den Dr. Stosch aufs genaueste, welcher auf Tod und Leben mit mir hierher ritt." Den 23sten schreibt er, wie Muzel und Stosch die Nacht in Spandau geblieben, bedauert und preist die Braut des armen Bruders und ihre liebevollen Aeltern. In Heim's Tagebuche lesen wir: „Vom 15. September an bis zum Anfange des Octobers habe ich Tag und Nacht nicht den geringsten Schlaf gehabt. Was dies für ein Elend ist, gar nicht schlafen zu können, davon hat kein Gesunder einen Begriff. Anfangs gebrauchte ich den Dr. Siebert; auch der Onkel Mäker besuchte mich. Den 19ten, da man meinen Tod erwartete, kam der Geheimrath Muzel; mir wurde zur Ader gelassen. Was man alles mit mir vorgenommen, davon weiß ich nichts. Laxirt habe ich täglich an 80 bis 100 mal. Ich glaubte gewiß zu sterben, würde auch, zumal Anton bei mir war, gern gestorben sein. Vor dem Tode fürchtete ich mich nicht im geringsten, im Gegentheil, ich ging ihm mit aller Freudigkeit der Seele entgegen. An Gott habe ich stündlich gedacht, ihm für alles Gute, so er mir im Leben erzeigt, gedankt, und ihn nur gebeten, mir Standhaftigkeit

genug zu verleihen, die vielen Schmerzen und Leiden geduldig zu ertragen. Das Bett habe ich nicht verlassen können; ich war zu matt und entkräftet. Den 30sten, welcher mein Hochzeitstag sein sollte, bin ich etwas aufgestanden, mußte mich aber gleich wieder niederlegen" u. s. w. Unterm 6. October verkündet Anton in seinem Briefe an Ludwig sichtbare Besserung, will nun endlich abreisen; Ernst verspricht, bald selbst zu schreiben, und läßt seine Wiederherstellung bekannt machen. „Auch mein Schwesterchen, das neue versteht sich, das eben bei mir gewesen" — schreibt der heitere Bruder — „läßt sich dem Herrn Consistorialrath zu vieler Freundschaft und Liebe empfehlen. Die zärtliche Sorgfalt, die dieses gute Mädchen bei unsers Bruders Krankheit zu erkennen gegeben, hat die Vermuthung bestätigt, daß wir stolz auf eine solche Eroberung sein können." — Die Besserung war aber noch trüglich. „Den 16. October", steht im Tagebuche, „hat mich mein bester Anton verlassen. Ich weinte viel. Er wollte hier bleiben, bis ich wieder gesund wäre. Da ich dies aber nicht werden kann, so mußte er fort." — Den 17ten wurde Heim nach Berlin zum Oheim seiner Braut, dem Regimentschirurgus Mäker, gebracht. Den 24sten lag er über zwei Stunden in den heftigsten Convulsionen, welche durch Steinschmerzen veranlaßt wurden. Wir schalten hier einen Brief des Bruders Anton ein, welcher sich noch im Nachlasse seiner 1842 gestorbenen Schwägerin gefunden hat:

Anton Heim an Charlotte Mäker.

Meiningen, den 30. October 1779.

Liebes, gutes Schwesterchen!

Sie sind mir so lieb, so theuer geworden, daß ich es Ihnen gar nicht sagen kann. Von meiner ganzen Reise erzähle ich nichts lieber, als wenn ich von Ihnen reden kann. Bald werden die hiesigen Frauenzimmer, so gut sie auch sonst sind, eifersüchtig werden. Befürchten Sie aber nichts, Sie sind und bleiben gewiß ewig mein liebes, gutes, bestes Schwesterchen. Ich kann mir Sie bei vielen rührenden Gelegenheiten vorstellen; den größten Eindruck haben Sie aber

auf mich gemacht, als ich in den Wagen ſtieg, darinnen ſaß und Sie mit thränenden Augen vor der Thür ſtanden. Den ganzen Morgen hatte ich all meine Standhaftigkeit zuſammengenommen, — kaum war ich aber aus Ihrem und Ihrer lieben Aeltern Geſichtskreis, ſo fiel mir ſchwer auf, was ich verließ. Wie ich zum Thor hinausgekommen, weiß ich nicht, und ich fühlte meine Beſinnungskraft nicht eher, als bis ich in der Heide war und meinem beklommenen Herzen durch Thränen Erleichterung verſchafft hatte. Guter Ernſt, wenn Du ſterben ſollteſt, beſtes Lottchen, wenn ich Dich nicht wiederſähe! Vergänglichkeit der Welt; Mühe, Arbeit, Kummer und Plage, ehe wir dahin kommen, wo keine Trennung mehr ſein wird! Großer Gott, führe uns alle ſo, daß — wir mögen bald oder ſpät dahin gehen — wir uns gewiß wiedertreffen und ewig beiſammen ſein werden. — Dieſe und andere Gedanken beſchäftigten mich in düſterer Traurigkeit, bis ich nach Potsdam kam. Herr Doctor Hennig zerſtreute mich durch alles, was er mir zeigte und zeigen wollte. Die Sorgſamkeit und Freundſchaft dieſes Mannes, mich angenehm zu unterhalten, kann ich nicht genug loben. Den übrigen Weg habe ich mehrentheils ſtill und ernſthaft gemacht. Nirgends fand ich jemand, dem ich meine Empfindungen mittheilen mochte. Hier wurde ich ſehr wohl empfangen. Jedermann ſchien über meine glückliche Rückkunft vergnügt zu ſein. —

Den 31. October.

So weit kam ich geſtern Abend, als ich geſtört wurde. Heute wollte ich vollends endigen, Ihnen noch vieles erzählen, ich vermag es aber nicht. Der gute Ernſt iſt gewiß nicht mehr. Nach dem eben vom Herrn Papa erhaltenen Briefe müßte es ein Wunder ſein, wenn er noch lebte. Am vergangenen Mittwoch und Donnerstag war ich ſehr ängſtlich um ihn. Er kam mir gar nicht aus den Gedanken, und da iſt er gewiß geſtorben. Am Freitag bekam mein Bruder einen Brief von einem gewiſſen Lotz aus Berlin, der wollte den 21ſten bei ihm geweſen ſein, wollte Sie geſehen haben, und da wäre alles gut geweſen. Ich ergriff dieſe Nachricht mit der größten

Lebhaftigkeit, ich war ungehalten auf mich, daß ich mich so vergeblich bekümmert — aber nun, wie schwach und kurz war diese Hoffnung! „Der gute Ernst ist sehr schlecht — machen Sie sich auf alle Fälle gefaßt — den Donnerstag schreibe ich, ob er noch lebt oder todt ist, — jedermann verzweifelt an seiner Genesung.“ Dieses schlägt all meinen Muth mit einmal nieder. Warum blieb ich nicht bei ihm, — warum sah ich ihn nicht sterben, wenn er doch sterben mußte? Trost für mich, wenn ich seinen letzten Hauch hätte aufnehmen können. — Starb er freudig und gern? O Gott, mein Herz möchte bersten. Wo finde ich Ruhe, wo Erleichterung! Bestes, liebstes Kind, was müssen Sie alles leiden! Doch ich kann heute nicht mehr schreiben. — Gott stehe Ihnen und mir bei und lasse uns bald Trost finden. — Das gebe er auch Ihren Aeltern. Ich werde ewig sein Ihr treuer Bruder Anton.

Erst unterm 21. November schreibt Ernst Heim aus Berlin an seinen Bruder Ludwig, welcher mit den andern Brüdern auf die traurigen Berichte über des Kranken Zustand täglich der Todespost zitternd entgegengesehen, nun aber bereits wieder Hoffnung geschöpft hatte:

„Wie lange ist es her, daß ich mich mit Dir nicht unterhalten habe? Du weißt, wie herzlich ich Dich liebe, und Du wirst mich entschuldigen. Jetzt will ich aus der Fülle meines Herzens zu Dir reden und wünschen, daß Du Standhaftigkeit genug habest, diesen Brief mit Gelassenheit zu lesen. Uebermorgen sind es neun Wochen, daß ich bettlägerig wurde. Wie elend ich in Spandau daniedergelegen, davon ist Anton Augenzeuge gewesen. Welche Schmerzen und Leiden ich nachher hier ausgestanden habe, besonders wie mich die Steinschmerzen zur Raserei gebracht, davon hat man Euch kaum die Hälfte geschrieben. Alle Doctores und Regimentsfeldscherе, deren mich viele besucht haben, gaben mich verloren. Ich war zu krank, um mich besinnen oder über meinen Zustand nachdenken zu können. Seit dem letzten schmerzlichen Zufall, den ich vor acht Tagen erlitt, habe ich angefangen, heiter und munter zu werden. Der grausame

Heißhunger, der mich ſonſt Tag und Nacht gequält, ebenſo der heftige Durſt hat aufgehört, ich ſchlafe gut u. ſ. w. Ich kann, ohne daß mir dunkel vor den Augen wird, leſen und mit Leichtigkeit ſchreiben; die Luft kann ich ſo wohl vertragen, daß ich heute eine halbe Stunde ausgefahren bin; und ſo hat ſich noch vieles andere gebeſſert, und ich fühle mit vollkommenen Seelenkräften ſeit Montag, daß ich wieder ein Menſch bin. So weit, Herzensbruder, wäre alles gut; allein ich habe ein ſchleichendes, auszehrendes Fieber, welches um ſo mehr zu fürchten iſt, als alle andern Umſtände günſtig erſcheinen. Solange ich wirklich noch ordentlich krank war, fürchtete ich dies Fieber wenig. Jetzt aber, wo es täglich ſtärker wird, während ich an Munterkeit zunehme, kann ich ſowol als meine Aerzte nichts als einen unerwünſchten Ausgang erwarten. Noch vierzehn Tage, höchſtens drei Wochen gedenke ich hier zu bleiben, wenn mir Gott ſo lange das Leben läßt. Geht mein Fieber nicht weg, dann kann ich mit ſo größerer Sicherheit auf ein baldiges Ende rechnen, je magerer ich jetzt ſchon bin. Ich habe mich völlig in den Willen Gottes ergeben. Wenn ich kein Arzt wäre und nicht das Geſtändniß von andern Aerzten und Freunden, unter welche auch der Geheimrath Muzel gehört, für mich hätte, daß ich in der größten Gefahr ſei, ſo würde ich dies nimmermehr glauben, ſo wohl befinde ich mich. Allein dies iſt der gewöhnliche Fall mit denen, die an der Auszehrung leiden. Solange ich ſo ſchwer krank war, wenn ich mich nur irgend beſinnen konnte, war ich mit Gelaſſenheit und Freudigkeit auf den Tod gefaßt. Jetzt aber kann ich nicht leugnen, wünſche ich oft, daß mir Gott gnädig ſein wolle, mich wieder geſund zu machen. Ich fürchte nun ſehr (denn ich bin ein Menſch, wie alle Menſchen ſind), daß, ſo wie meine Auszehrung zunimmt und ich mich meinem Ende nähere, auch der Wunſch zum Leben größer werden möchte, welchen ich bei ſolchen Kranken ſo ſtark habe werden ſehen, daß ſie ſich in der letzten Zeit ihres Lebens durch Reden und Handlungen an Gott vergangen haben. Es wäre mir daher lieb, da ich weiß, welche Stärke Du beſitzeſt, einem etwas recht nah ans Herz zu legen, wenn Du mir einige kurze und auserleſene

Gedanken, die ich mir feſt einprägen und die mich in meinen letzten Tagen und Stunden aufheitern, leiten und führen könnten, ſchreiben wollteſt. Was man von einem Bruder von wahrer chriſtlicher Frömmigkeit lieſt, muß mehr Eindruck machen als alles andere. Der Dienſt, welchen Du mir hierdurch erzeigſt, wird Dich ſelbſt, wenn Du die Nachricht von meinem Tode erhalten ſollteſt, tröſten. Da man jedoch Fälle hat, wo alle menſchliche Kenntniß zu Schanden geworden iſt und Gott geholfen hat, wo kein Menſch Hülfe finden konnte, ſo bleibt mir immer noch ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung zur Beſſerung übrig. Ich habe nicht über die Welt, noch über die Menſchen darin zu klagen. Sie haben mir Freude die Fülle und ſehr wenig Leid gemacht. Ich habe nicht die mindeſte Urſache, mit der Welt unzufrieden zu ſein; ich habe ihr auch zu dienen geſucht, und ſie könnte ſich noch mehr Dienſte von mir verſprechen, wenn ich länger leben ſollte. Iſt aber beſchloſſen, daß meine Laufbahn in meinen beſten Jahren ein Ende haben ſoll — o allgütiger Gott, ſo nimm meine Seele, für die dein Sohn auch gelitten hat, und die ſich bis ans Ende auf deſſen Verdienſt verlaſſen und gründen wird, zu dir. Ich weiß, dein Wort iſt gewiß, daß Sterben ein Gewinn ſein ſoll.

„Noch Eins muß ich Dich fragen. Wenn ich von meinem bevorſtehenden Tode völlig überzeugt ſein ſollte, würdeſt Du als Theologe wol erlauben, daß ich alles, was mir Vergnügen macht, auf eine anſtändige Art eſſen und trinken dürfte, wenn es ſelbſt mein Leben verkürzen ſollte? oder iſt es des Menſchen Schuldigkeit, ſein Leben durch Arzneien und andere unangenehme Dinge ſolange als möglich zu erhalten zu ſuchen? Ich bin für das erſte, ungeachtet meine Patienten in ſolchen Fällen immer das letzte von mir verlangt haben, wodurch ſie ſich, mir und allen, die mit ihnen umgehen mußten, zur Laſt gefallen ſind. Ich habe geſehen, daß bei manchen in den letzten Wochen die Seelenkräfte ſo ſchwach wurden, daß ſie weder göttliche noch menſchliche Pflichten erfüllen konnten. Zu was hilft ein ſolches Leben? Beſſer ſcheint es mir zu ſein, des Mittags eine frohe und gute Mahlzeit zu halten, durch ein Glas wohlſchmeckenden Wein ſein Blut zu ſtärken,

ſodaß ich mit Freuden und Munterkeit Gott danken und mit meinen umſtehenden Freunden reden kann, geſetzt auch, daß ich am Abend in dieſem meinem Wohlſein mein Leben, welches ich vielleicht ohne dieſe Mahlzeit und ohne dieſen Wein acht oder mehrere Tage auf eine unempfindliche und ſtumpfe Art hätte erhalten können, beſchließen ſollte. — Du magſt mir hierin einen Rath geben, welchen Du willſt, ſo werde ich ihn befolgen.

„Von meinem Vermögen wird nach meinem Tode wenig oder nichts übrigbleiben. Meine Krankheit und der Umſtand, daß ich mich verlobte, haben mein baares Geld weggenommen; mein Begräbniß wird auch noch etwas koſten, ſodaß ich zufrieden ſein will, wenn ich nur ohne Schulden als ein ehrlicher Mann aus der Welt gehe.

„Die Mineralien, worunter verſchiedene ſehr rare Stücke ſind, welche ich im Catalogo bezeichnen werde, als der ſogenannte Lapis nephriticus aus Neuſeeland, deſſen Herr Forſter ungeachtet alles Nachforſchens nur ſechsmal hat habhaft werden können, und welchen mir Banks viermal geben mußte, wovon ſich noch zwei ſchöne Exemplare in meiner Sammlung befinden, — das Malteſerkreuz, ein Baſalt, eine Menge Platina del pinto und mehrere andere Stücke — dieſe ſollen Dein ſein, und ich werde noch bei meinem Leben dafür ſorgen, daß ſie ſo gelegt und eingepackt werden, um unbeſchädigt in Deine Hände zu gelangen. — Die Pflanzen ſoll Georg haben; ſie ſind nebſt den Mooſen von großem Werth und ſo wie die Mineralien alle gut geordnet; doch ſind auch einige Doubletten und verſchiedene unbeſtimmte Exemplare darunter. Ich wünſchte die Schränke, in welchen ſie aufbewahrt werden, auch mitſchicken zu können. Sie koſten 122 Rthlr., wofür nicht 40 oder 50 Rthlr. wieder gelöſt werden. Das Etuis, welches ich von der verſtorbenen Salomon bekommen (Anton hat es geſehen), habe ich meiner Braut, und die elfenbeinerne Tabacksdoſe meiner Schwiegermutter geſchenkt. Eine große Freude ſollte es mir ſein, wenn Anton nach meinem Tode meine Braut heirathete. Sie iſt ihm ſo gut, daß ich gar nicht zweifle, ſie folgt ihm gern nach Meiningen, und die Aeltern laſſen ſie ihm auch verabfolgen. Steht er in keiner andern

Verbindung, so glaube ich, mein Mädchen wird für ihn eine ebenso gute Frau sein, als sie für mich geworden wäre. Sie wächst fast täglich und wird immer hübscher und hübscher. Sollte es mit Anton nicht sein können, so werde ich meine Schwiegerältern zu bewegen suchen, daß sie sie meinem Freunde, dem Prediger Fiedler, geben, der ein sehr würdiger Mann ist. Rede mit Anton ernstlich hierüber und sorge, daß ich bald Antwort darauf bekomme. Schon zweimal habe ich mit vieler Mühe an ihn geschrieben und er hat mir nicht geantwortet. Gestern hat mich Herr Vetter Calenberg besucht u. s. w. Mein bester Vater ist der einzige, der mir das große Vergnügen gemacht hat, durch Herrn Calenberg zu schreiben. Der gute Vater glaubt, ich sei wieder ganz gesund. Ich muß ihm doch einige Zeilen schreiben und ihn wegen meines Fiebers um Rath fragen. Ich wollte, ich könnte sterben, ohne daß es ein Mensch erführe. Heute ist der 23ste (denn ich habe täglich etwas an diesem Briefe geschrieben); da ich fortfahre, mich munter zu befinden, das Fieber und die Abzehrung aber immer zunehmen, so will ich zu Ende künftiger Woche nach Spandau gehen, fleißig ausfahren und sehen, ob mich etwa die frische Luft curirt. Des Medicinirens bin ich müde; ich habe erschrecklich viel eingenommen. Der Onkel Müller läßt Dich und Anton grüßen; dieser Mann erzeigt mir viele Freundschaft. Ueberhaupt kann ich nicht genug rühmen, wie sehr sich die Berliner meiner annehmen.* — Von meiner Braut, daß ich von der scheiden soll, habe ich mich gefürchtet, ihr zu sagen. Sie ist ein vortreffliches Mädchen. Während meiner Krankheit hat sie sowol als ihre Aeltern sehr, sehr viel ausgestanden. Ich wünschte wohl, ich könnte ihr auf der Welt dies Leiden durch hundertfältige Freude ersetzen! — Diesen Brief mußt Du niemand als Anton zeigen; mein Vater muß nichts von meinen wahren Umständen wissen. Den Brief an ihn couvertire. Bis in den Tod." — —

Die Brüder ahnten nichts von diesem Zustande. Ludwig

---

* Im Tagebuche ist bemerkt, daß unter anderm fast täglich frischer Spargel an Heim gesandt wurde.

ſchrieb an demſelben Tage — den 21. November — an Ernſt: „Wie freue ich mich, wie danke ich dem Himmel, daß ich noch an Dich ſchreiben kann!“ — ſcherzt über ſein Bildniß, zu welchem, nach Anton's Ausſage, die Braut kein rechtes Vertrauen gewinnen wolle, deſſen Ausſehen aber auch ihm ſelbſt zu drohend und ſcharf vorgekommen u. ſ. w. — Daß keine neuern Nachrichten von dem Geneſenden eingegangen, ſieht er für ein gutes Zeichen an. — Als er den 1. December abends nach Hauſe kommt, findet und lieſt er des Bruders Brief vom 21.—23. November. „Gott im Himmel! das erwartete ich nicht, nach allem, was Du gelitten und ausgedauert haſt“, ſchreibt er ſogleich und ſucht durch inhaltsſchwere Worte des Glaubens und der Liebe den Bruder zu ſtärken, daß er als Mann und Chriſt aus dem Leben ſcheide, wenn Gott es ſo beſchloſſen. Anton fügt dem mit Thränen benetzten Briefe nur wenige Worte des Schmerzes bei. Aber an ebendieſem 1. December ſchrieb Ernſt Heim ſchon aus Spandau, wie folgt:

Beſter Ludwig!

Vor acht Tagen ſchrieb ich Dir von Berlin aus einen Brief, von welchem ich wünſchte, Du hätteſt ihn nicht empfangen. So empfindlich Dir auch deſſen Inhalt ſein mußte, ſo konnte ich doch nicht umhin, Dir, meinem älteſten Bruder, genaue Nachricht von meiner wahren Beſchaffenheit zu geben. Seit Sonntag bin ich nun hier bei meinen Schwiegereltern und bin in dieſen drei Tagen munterer geworden, habe dem Gefühle nach mehr Kräfte bekommen, bin alſo wirklich beſſer. In Berlin, wo ich beſtändig Doctoren und Feldſchere um mich hatte, und faſt in jeder Stunde von meiner Krankheit ſo reden hörte, daß ich keine Hoffnung zur Geneſung ſchöpfen konnte, wo ich überdies allerlei Bücher über die Ruhr und das auszehrende Fieber las, hatte ich bei weitem nicht die Ruhe des Gemüths, welcher ich hier genieße. Ich nehme keine Arznei mehr ein, mag keinen Doctor oder Feldſcher mehr ſehen, leſe nichts mehr über meine Krankheit, habe meine Secundenuhr weggeſchenkt, um meinen Puls nicht mehr danach meſſen zu können, fühle mir ſelbſt nicht mehr nach dem Puls

und denke so wenig als möglich an meine Krankheit. Auf diese Art lebe ich ruhiger als sonst. Ich genieße den Umgang meiner Schwiegerältern, der mir in aller Hinsicht angenehm ist. Mein Schwiegervater ist ein geschickter und fleißiger Kaufmann, in dessen Geschäften und Wohnung allenthalben Ordnung herrscht; dabei ist er von ehrlichem und gutherzigem Gemüthe, ungeachtet er zuweilen in Hitze geräth; er liebt die Religion und ist ein guter Ehemann und Vater, sodaß ich mit Freuden meinem Schwiegervater die Hochachtung bezeigen kann, welche ich ihm schuldig bin. — Von meiner Schwiegermutter und meiner Braut schreibe ich Dir ein ander mal, da heute nicht Zeit dazu ist, wenn ich Dir noch meinen jetzigen körperlichen Zustand genau beschreiben soll. (Nachdem dies ausführlich geschehen und ungeachtet des fast gänzlich verschwundenen Haupthaares doch überall die Zeichen der wiederaufstrebenden kernhaften Natur aus der Schilderung hervortreten, heißt es ferner:) Ehe ich freilich der sein werde, der ich war, werde ich bis Ostern warten müssen. Aus meiner Hochzeit wird vor Pfingsten nichts werden. Du und Anton, Ihr habt mich ungemein erfreut, daß Ihr mir Hoffnung macht, zur Hochzeit zu kommen. Wenn Ihr dies thut, so will ich mich gern nach Euch richten, und sollte ich bis in die Hundstage warten. Ach Gott, was sollte dies für eine Freude sein! — Meiner Braut hat Dein Bildniß gar nicht misfallen. Ich habe ihr schon so viel Gutes und Schönes von Dir gesagt, daß sie Dich halb todt küssen wird, wenn Du hierher kommst. — Heute will ich mit ihr nach Tegel fahren, wo die Kinder des Forstraths von Burgsdorf die Pocken haben. — —

Unterm 12. December hatte Bruder Anton an seine künftige Schwägerin geschrieben:

Bestes, gutes Schwesterchen!

Da komme ich nun voller Sorgen von Roßdorf geritten, — was mögen doch für Nachrichten von dem lieben Ernst gekommen sein. Heute vor acht Tagen keine Briefe, am Mittwoch keine Briefe, heute müssen also gewiß welche ge-

kommen sein. Der Bediente kommt mit dem Lichte — und meine erste Frage: Sind Briefe gekommen? — Heute nicht, aber gestern hat der Herr Consistorialrath einen von dem Herrn Bruder bekommen. — Ist der Consistorialrath zu Hause? — Nein. — Schon wollte ich Stube und Schrank nach meinem Sinn erbrechen, als mir mein Bruder auf der Treppe begegnete. Sind Briefe da? Ja. Was melden sie? Gut. Wo sind sie? So wart' doch, bis ich den Schrank aufschließen kann. Nun kommt er endlich. Ein Brief von Ihnen, liebstes Schwesterchen. — Ernst ist bei Ihnen — wird besser — und Sie freuen sich, mich bald wiederzusehen. Nun Ernst — „ich habe alle Hoffnung zur Besserung — dem bösen Anton, der mir keinen Wachholdersaft geschickt hat, werde ich nächstens schreiben". Also alles gut — des Ausscheltens ungeachtet. Nun muß ich geschwind noch der Braut schreiben. — Der Bediente bringt Nachricht, daß die Post erst nach einer Stunde abgehe, und da sitze ich und habe schon bis auf die zweite Seite geschrieben, — und was denn? Wenn Sie es für etwas halten, soll es mich freuen. Das eigentliche Schreiben ist dieses: Vielen Dank für Ihren Brief, viel Glück zu Ernst's Besserung. Melden Sie mir bald seine völlige Genesung — und diese und Sie sollen mir alles sein. Das Wohlbefinden Ihrer lieben Aeltern freut mich herzlich. Gott gebe Ihnen wieder einige ruhige und vergnügte Stunden! Das habe ich so oft gewünscht und gebetet, als ich an Sie gedacht. Nichts wird meine Erkenntlichkeit für alles Liebe und Gute, so Sie mir und meinem lieben Ernst erzeigt, übertreffen, wenn ich sie nur thätig zeigen könnte. Die heftigere Bewegung meines Herzens überzeugt mich, daß dieses wahres Gefühl und nicht blos Gerede sei. Ernst's Zorn über den Wachholdersaft habe ich nicht verdient. Gleich als ich nach Gumpelstadt gekommen, habe ich ihn bestellt. Meine Schwägerin versprach mir zuverlässig, ihn dem Vetter Calenberg mitzugeben. Hat sie es nicht gethan, da er bei seiner Abreise bei ihr gewesen, so kann ich es nicht ändern. Begütigen Sie indessen Ernst und sagen ihm, daß, wenn ich wieder nach Spandau käme, ich ihn — so wahr ich Anton hieße und gern lieb und gut sein wollte — mitbringen würde. Wenn

Ernſt aber bös über mich wäre, könnte ich nicht kommen, ſondern ſetzte mich lieber auf die Geba und heulte mich todt. Das bringen Sie alles Ihrem Herrn Bräutigam auf eine ſolche Art bei, daß er wieder gut mit mir werden möge. Ich will auch nicht mehr mich auf andere Leute verlaſſen, ſondern, wenn ich es nur immer kann, alles ſelbſt beſorgen. Ueberhaupt wird es mir niemand, dem meine Verfaſſung nach meiner Rückkunft bekannt, verdenken, wenn ich auch alles vergeſſen hätte. — Etwas anderes. Heute habe ich auf der Rückreiſe meinen Vater beſucht. — Von Gumpelſtadt weiß ich ſeit acht Tagen nichts, doch waren ſie nach den letzten Briefen wohl — und ich? Soll ich Ihnen denn auch von mir ſchreiben? Ich bin ſo ganz wohl, und ſeit einer Stunde, wo ich Ihren und meines Ernſt's Brief geleſen, vollkommen zufrieden. Ich arbeite von halb Acht bis halb Zwei, eſſe bis Zwei, faulenze bis Drei, arbeite wieder bis um Neun, bin dann bis Elf in Geſellſchaft, leſe bis Zwölf mit meinem Bruder Conſiſtorialrath Proceßordnung und lege mich zu Bett, und ſo geht es alle Tage, wobei ich manchmal, wenn die Arbeit verdrießlich, das Wetter ſchlecht und die Leute, die ich ſehe, juſt nicht gut ſind, mürriſch werde; doch beſinne ich mich immer bald wieder und denke, was hilft's, es muß ſein, und ehe man ſich's verſieht, ſo iſt es vorbei — und dann kommt's gewiß beſſer. Sehen Sie, liebes Schweſterchen, wie ich Ihnen hier erzähle, ſo ſollten Sie auch hübſch mir von allem ſchreiben, was Sie nur denken und Ihnen gerade einfällt. Da ich den Brief an Ernſt adreſſire, wird dieſer ihn wol erſt leſen wollen, — leiden Sie es aber nicht, ſondern leſen Sie ihm denſelben vor. Es wird ihm beſſer bekommen. Grüßen Sie u. ſ. w. Ich werde ewig ſein Ihr treuer Bruder Anton Heim.

Jeder der vielen folgenden Briefe Ernſt Heim's an die Brüder verkündet nun die Fortſchritte zur völligen Herſtellung. Täglich fährt Heim, trotz der Winterzeit, mehrere Stunden aus und macht mit der geliebten Braut die Runde im ganzen Havellande bei allen ihm befreundeten Gutsherren, Predigern u. ſ. w. Auch in Berlin wurden Beſuche gemacht, und

nach dem Tagebuche schon am 13. Januar 1780 tüchtig Pökelfleisch, Sauerkraut und dicke Erbsen gegessen und die Stärkung der dazu genossenen drei Gläser Rheinwein und ebenso viel Champagner gerühmt. Am Ende des Januar wird gemeldet, daß sich Heim wieder fast ebenso corpulent findet als früher, und daß man ihm von der Krankheit im Gesicht nichts mehr ansieht. Nur eine starke Neigung zu Diarrhöe wird beklagt.* Alle Spuren des Fiebers verloren sich erst in der Mitte des Februar, und am Ende dieses Monats bemerkt Heim: „In allen meinen Gliedern fühle ich wieder Kraft und Stärke. Mit meinem besten Lottchen, die ich von Herzen liebe, habe ich viele glückliche Stunden gehabt. Mögen wir beide in der Furcht des Herrn leben und unsere Glückseligkeit recht lange genießen! Was ist unser Leben, wenn es nicht fröhlich ist!"

Nun wurde es ihm klar, warum ihn der alte Vater einst (vgl. S. 37) in zorniger Anwandlung, obwol er im Herzen seinen Ernst immer liebte und segnete, nach Spandau verwünscht hatte; die dunkeln Ahnungen, welche ihn hier zurückgehalten hatten, als die Einladung der Freunde, der Rath der Brüder, die Gunst hoher und einflußreicher Personen ihn nach Berlin ziehen wollten, wurden zum lichten Verständniß.

Am 27. März 1780 feierte Heim seine Hochzeit mit Charlotte Mäker, eingesegnet von seinem Freunde Fiedler, dessen eigene Braut unter den Gästen des Festes war. Wenn leider die geliebten Brüder, von denen Anton nur wenige Wochen später in Solz vom alten Vater getraut wurde, als Zeugen fehlten, so vertrat bei dem Bräutigam der würdige Geheimrath Muzel die Stelle des Vaters, statt der Geschwister war der treue Stubenrauch nebst seiner Gattin zugegen; und auch theilnehmende Landsleute fehlten nicht, als Vetter Calenberg und der Bruder der lieblichen Schwägerin, um welche Heim nach der Rückkehr aus England und Frankreich seinen glücklichen Bruder Jörg fast beneidete. Von seinem Landsmanne

* Dieses Andenken an die unselige Krankheit hat Heim sein Leben lang behalten.

Kehlhof, dem Heim viel geholfen und welcher ſpäter in der Heimat lange als Chirurg heilſam wirkte, berichtet das Tagebuch, wie er die muntere Geſellſchaft ſehr beluſtigt habe, da er ein Licht im Spiegel putzen wollte und das koſtbare Geräth mit knapper Noth vor der Zertrümmerung gerettet wurde. Von den zwanzig Tiſchgenoſſen erlebten ſieben die Goldene Hochzeit des glücklichen, geſegneten Paares; ihrer ſechs ſaßen wieder beiſammen mit den Kindern, Enkeln und Urenkeln, und demſelben Prieſter war es vergönnt, die Weihe zu erneuen.

Heim war ein glücklicher Gatte und hoffte, bald auch ein glücklicher Vater zu werden. Hiermit vergingen ihm alle in die weite Ferne ſchweifenden Gedanken und luftigen Lebensplane; ſeine Freudigkeit weht ihn an aus dem Kreiſe ſeines häuslichen Friedens und wendet ſich in reicher Fülle vergeltend wieder zurück nach ihrem Urſprunge. Schon am Schluſſe des April ſind Heim die letzten Spuren ſeiner ſchweren Leiden verſchwunden. „In meinen Armen fühle ich wieder die alte Kraft und Stärke; das Knurrige und Brummige, das Misvergnügen bei Beobachtung kleiner Fehler an andern oder auch an mir ſelbſt hat ſich aus meinem Gemüthe verloren; ich kann mich mit jedermann freuen und andern ihre Thorheiten leichter verzeihen. Meine Frau ſehe ich als das beſte Geſchenk der Vorſehung an, wofür ich Gott jederzeit danken und mich gegen ſie aufführen werde, daß ſie durch mich keine trübe Stunde haben ſoll.“ Die gleiche Dankſagung in gleichen Gelübden findet ſich oft, beſonders beim Jahresſchluß in den rührendſten Ausdrücken wiederholt, und die Briefe an die Brüder und an den alten Vater ſind voll des Preiſes ſeines Geſchicks. Zu beſonderer Genugthuung gereichte es ihm auch, daß ſeine junge Gattin von dem Geheimrath Muzel ſehr ausgezeichnet wurde. Die kleinſten Umſtände, z. B. der Genuß des alten Weins, welchen Muzel dem Geneſenden im Jahre zuvor zur Stärkung geſandt hatte, und welcher nun bei frohem Mahle den verehrten Schwiegervater labte und erheiterte,

erwecken ähnliche Gefühle und werden zu steter Erinnerung im Tagebuche vermerkt.

Aus der Heimat ergingen die zärtlichsten und dringendsten Bitten an das junge Paar, Heim's Brüder und hauptsächlich den alten Vater durch einen Besuch zu erfreuen. Gefaßt und noch rüstig sah dieser sein Ende immer näher rücken; die fleißigen Briefe an seinen Ernst sind voll der Segnungen über Sohn und Tochter. „Gern gäbe ich Euch etwas zum Hochzeitsgeschenk oder zur Ausstattung", fügte er hinzu, „aber ich habe selber nichts, als was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört." Der strenge Beruf aber hielt den Arzt bei seinen Kranken, die in der Stadt Spandau und in einem beträchtlichen Umkreise oft nach ihm verlangten. Und es galt zugleich, ein geliebtes Weib und wahrscheinlich eine fruchtbare Nachkommenschaft vor Sorgen und Noth durch eigene Thätigkeit zu sichern. Indeß säumte Heim nicht, sobald es seine häusliche Einrichtung gestattete, seinen jüngern Bruder Christel nach Spandau kommen zu lassen. Alle Mittel, diesen von seinen epileptischen Zufällen zu heilen, waren bisher vergeblich gewesen; er durfte nicht an die Uebernahme eines geistlichen Amtes denken, alles Glück des Lebens, ja selbst die Aussicht auf einen mäßigen Unterhalt waren dem Leidenden versagt. Mit unsaglicher Geduld, mit steter ruhiger Besonnenheit und zugleich den kühnsten Entschlüssen versuchte Heim vom October 1780 an zwei und ein halbes Jahr hindurch alles, um den geliebten Bruder von seinem Uebel zu heilen. Kaum aber durfte er sich rühmen, ihm einige Linderung zu gewähren. Das später so oft mit dem glücklichsten Erfolge verordnete Mittel von aufgelöstem Höllenstein war Heim damals noch unbekannt. Eine entsetzliche Operation blieb ganz erfolglos. Sein Herz wurde hierdurch oft mit Trauer erfüllt, um so mehr, als er den Bruder nicht blos liebte, sondern auch seine mannichfaltigen Kenntnisse hochschätzte und selbst für sich und seine junge Gattin benutzte, namentlich genossen beide von ihm Unterricht in der Geographie. Nie völlig befreit von seinem jammervollen Leiden, wurde, wie früher gedacht worden, dieser jüngste Sohn noch die Stütze des alten Vaters in Solz und stand dreißig Jahre seinem Pfarramte zur Zufriedenheit und zum Segen der Gemeinde vor.

Am 1. Februar 1781 wurde Heim durch die Geburt eines Sohnes in die höchste Wonne versetzt. Im Tagebuche bittet er Gott, des Kindes rechter Vater zu sein, indem er selbst nur dessen Pfleger genannt werden könne. An demselben Tage mußte er aber nach dem drei und eine halbe Meile entfernten Dorfe Paaren und zurück reiten. Bald nach der Entbindung wurde die Wöchnerin von einem bedenklichen Frieſel befallen; für das Kind mußte eine Amme angenommen werden, und dabei war die sorgliche Schwiegermutter durch Krankheit an der Pflege der zarten Wöchnerin verhindert. In dieser Bedrängniß schreibt Heim unterm 7. Februar ins Tagebuch: „Du liebes Hauskreuz, von welchem ich schon so oft gehört habe, ohne es kennen zu lernen, willst du bei mir einkehren, so mache es nur gnädig mit mir."

Das sichtbar dahinschwindende Söhnlein wurde den 13. Februar, unter Thränen des Vaters und der Taufzeugen, Johann Ludwig von Freund Fiedler getauft und verschied noch an demselben Tage. Heim ließ das Kind vor dem Tode auf sein Zimmer bringen, unter dem Vorwande, daß es dort wärmer liege, und beredete dann die Wöchnerin, daß es der bessern Pflege und Aufsicht der Amme wegen zu ihrer Mutter geschafft sei und bald genesen werde. „Sie merkt den Betrug nicht", sagt er in der Hauschronik, „da sie selbst unfähig ist, jemand durch eine Unwahrheit zu hintergehen." In herzzerreißendem Kampfe mit sich selbst unterhält er die Täuschung der mit den allmählich wiederkehrenden Kräften immer heftiger nach dem Kinde verlangenden Mutter bis zum 2. März. Bei der endlichen Entdeckung fiel diese für todt nieder, und mit dem Ausbruch der Thränen kehrte sie erst ins Leben zurück.

Unterm 13. Februar finden wir die Worte im Tagebuche: „Ach, du unschuldiges Weib, wie wirst du dich grämen, wenn du hörst, daß wir keinen Sohn mehr haben! Drei Stunden nach seinem Tode habe ich ihn geöffnet. Die Dicke des Arms rührte von ausgetretenem Blutwasser her, welches unter der Haut geronnen war. Die innern Theile außer den etwas entzündeten Gedärmen waren gesund. Vielleicht wäre es besser

gegangen, wenn ich Roggenmehl und Honig auf den Arm gelegt und ein Geschwür erzeugt hätte." Am 15. wurden seinem Freunde von Burgsdorf in Tegel zwei muntere Knaben geboren. Die Theilnahme an diesem Ereigniß vermehrte seinen Schmerz und erschwerte seine Verstellung gegen die Gattin. Den 16. bestattete er, in Begleitung seines Bruders, die Leiche des Söhnleins, welchem er vor dem Verschluß des Sarges ohne Zeugen sämmtliche Kleidungsstücke abnahm und diese der Amme schenkte. „Ich wickelte den Körper blos in ein Tuch", berichtet er, „sodaß der geringste Bettelmann sein Kind in Betreff des Anzugs wol nicht schlechter begraben läßt als ich das meinige. Aber es ist besser, die Lebendigen als die Todten zu bekleiden."

Schon im folgenden Jahre ersetzte ihm der Himmel den Verlust durch das Geschenk einer Tochter, welche bis zu seinem Abschied aus dem Leben nie von ihm getrennt war, und die schon im ersten Jahre ihn stets mit neuer Freude erfüllte, wovon seine Bekenntnisse fast täglich Zeugniß geben.

Durch seine Verheirathung ward Heim in den regsten geselligen Verkehr unter einer ausgebreiteten Bekanntschaft und Verwandtschaft, sowol in Spandau als in der Umgegend und vornehmlich auch in Berlin, gezogen. Manches Stündchen ging bei L'Hombre- und Tarokspiel dahin, wobei in den Bekenntnissen in englischer Sprache bemerkt wird, daß seine Seele in Unruhe und sein Leib in Hitze versetzt werde. Uebrigens bricht das Tagebuch mehrmals in scharfen Tadel über die ungenügsamen, thörichten Menschen aus, welche über schlechte Zeiten lamentiren, während sie sich alten Rheinwein und nicht selten köstlichen Champagner und Austern wohlschmecken lassen. Zuweilen kehrte Heim zu den Vergnügungen seiner Knabenzeit zurück und schoß in einem Tage bis zu sechsundzwanzig Vögel mit der Windbüchse. Hierüber wurden aber die Studien, die lebendigste Verbindung mit unterrichteten und gelehrten Freunden in der Nähe und Ferne nicht versäumt. In dem monatlichen Verzeichnisse aller eingelaufenen und beantworteten Briefe finden wir unter der Correspondenz mit dem Ober-Collegio medico und dem stets lebhaften Verkehr mit dem Vater und den Brüdern auch den fleißig unterhaltenen Brief-

wechsel mit den entferntesten Freunden angemerkt — namentlich mit Banks und Fordyce in London, Miß Brooks in Great-Badow, Thouin und Salomon in Paris, du Roi in Braunschweig und vielen andern. In Berlin waren ihm Klaproth, der Chemiker, Gerhard, der Bergmann, Gleditsch, der Botaniker, liebe und hülfreiche Freunde, die Tage und Nächte bei ihm unter seinen Sammlungen verweilten. Auch sein alter Zierlein und seine halleschen Brüder Chemlin, Prediger in Berlin, und Löffler, damals Professor in Frankfurt a. d. O., nachher Generalsuperintendent in Gotha, nicht minder sein bester von Karstedt besuchten ihn häufig. Seine stets emsige Anatomie erstreckte sich nun auch auf das Geschlecht der Fische, mit welchen er in der reichsten Mannichfaltigkeit durch die spandauischen Fischer versorgt wurde. Dr. Bloch, der Ichthyolog, der mit Moses Mendelssohn zu Heim kam, mochte hierzu Veranlassung geben. Unterm 22. April 1781 erklärte sich Heim über die Bloch'schen Abbildungen jedoch gegen den Herausgeber sehr unbefriedigt. Seine Liebe zu den Moosen wurde vornehmlich durch den Besuch des Apothekers Meyer aus Stettin, mit welchem er seit neun Jahren Briefe gewechselt hatte, wieder aufgefrischt. Seinen eigenen Ausdrücken nach war er bis in den dritten Himmel entzückt über die Unterhaltung mit diesem Manne und hatte seit sechs Jahren nicht solchen Genuß von seiner Botanik gehabt. Im Jahre 1782 wurde Heim von dem Maler Happe und dem Kupferstecher Sotzmann dringend gebeten, die Beschreibung zu illuminirten Abbildungen von Pflanzen, hauptsächlich von Moosen zu liefern. Dieser beschäftigte sich auch ernstlich damit, der Aufforderung zu entsprechen und sein Herbarium den Künstlern preiszugeben. Bei dem hohen Preise von: „Dillenii historia muscorum" hielt er es für Pflicht, die Verbreitung dieser Kenntnisse durch ein wohlfeileres Werk zu erleichtern. Indeß scheiterte der Plan an Heim's vielen Berufsgeschäften. Bei Ordnung seiner Moose leistete ihm der Chirurgus Meisner, sein treuester Pfleger in der schweren Ruhrkrankheit, unschätzbare Dienste. Außer dem schon früher erwähnten trefflichen Schüler Sprengel hatte Heim mehrere jüngere, besonders den

Sohn des Chirurgus Anger, welcher gute Fortschritte in der Pflanzenkunde machte. Drei- bis viermal wöchentlich ritt Heim nach Tegel, wo er bei den Familien von Burgsdorf und von Humboldt Arzt war. Dem ersten waren nicht allein Heim's Kenntnisse sehr förderlich in seinen forstwissenschaftlichen Bestrebungen, sondern er kam durch diesen auch mit entfernten Sachkundigen, namentlich mit Thouin in Paris, in enge Verbindung. Heim rühmt vielfach von Burgsdorf's Eifer und Fleiß und lebt und webt mit ihm in seiner Baumschule. Mit Kunt, dem Erzieher im von Humboldt'schen Hause, war er sehr befreundet und warb dessen Zöglinge für die Pflanzenkunde. Unterm 30. Juli 1781 lesen wir in der Chronik: „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin von Humboldt zu Mittag gespeist; den jungen von Humboldt die vierundzwanzig Klassen des Linné'schen Pflanzensystems erklärt, welches der ältere sehr leicht faßte und die Namen gleich behielt." — Als später des jüngern Ruhm in der Naturkunde sich über alle Länder verbreitete, erinnerte sich Heim mit um so höherer Freude und Theilnahme jener Tage in Tegel. Von des letzten immer gleich lebendiger Liebe zur Natur zeugen eine Menge von einzelnen im Tagebuche vermerkten Beobachtungen, wie folgende vom 23. Juli 1780: „Beim Gärtner Marter habe ich deutlich gesehen, wie eine lange, magere, gelbe, langbeinige, kleinköpfige, behaarte Fliege, ähnlich denen, so auf Menschenkoth zu sitzen pflegen, eine gemeine Stubenfliege erhaschte, nothzüchtigte und mit ihrem Stachel in den untern Theil des Halses, in den Thorax stach, sie allmählich tödtete und dann, ungeachtet sie im ganzen kaum schwerer sein mochte als die Stubenfliege, mit dieser davonflog." Zum Beweise seiner Unermüdlichkeit, durch Leichenöffnungen seine ärztlichen Kenntnisse zu erweitern, mögen nur einige Stellen aus dem Tagebuche dienen:

„Den 1. Januar 1781 nicht in der Kirche gewesen, da ich viele Kranke besuchen mußte. Die Herniam der Bäckerfrau D. untersucht. Sie war cruralis und mit dem Bruchsack verwachsen. Die Leiche des N., der an einer bösartigen Krankheit gestorben, besichtigt; sie war nach 24 Stunden in der Kälte noch nicht steif geworden. Die Brust an dem Leichnam

des Zimmermeisters S. geöffnet. Dieser Mann hat seit vielen Jahren den Husten gehabt und öfter Blut gespuckt. Geschwüre oder Verhärtungen fanden sich nicht in der Lunge, doch war diese mit der Pleura fast verwachsen und so locker und weich, daß ich die ganze Lunge mit den Fingern umspannen konnte."

Den 20. März 1781: „Im Beisein meines Bruders Christel und des Vetters Calenberg die Leiche der Jungfrau Moewis geöffnet. Diese arme, sehr verwachsene Person ist den größten Theil ihres Lebens krank und elend gewesen. Sie litt, wegen eines Geschwürs im Magen, welches diesen durchbohrt hatte, beständig die heftigsten Schmerzen, war aber in all ihrem Leiden geduldig und setzte ihr Vertrauen auf Gott. Ich bin gewiß, ihre Seele in jenem Leben wiederzufinden, und wenn es dort verschiedene Stufen der Glückseligkeit gibt, so wird sie gewiß eine der höchsten einnehmen."

Den 16. September 1781: „Nicht in der Kirche gewesen. Nach Pichelsdorf geritten und dann auf dem Plan ein Kind von ein und einem halben Jahre geöffnet, welches gestern Abend, nachdem es einige Körner vom Stechapfel (Datura stramonium) gegessen, eine Stunde darauf ganz steif geworden war, sich erbrochen hatte und endlich eingeschlafen und todt geblieben war. Die Leiche sah ganz roth und blau aus, und der Leib war sehr aufgetrieben. Die Unterleibshöhle enthielt viel Wasser, der Herzbeutel wenig oder nichts. Magen und Gedärme waren nicht im geringsten entzündet. Lunge, Leber und Herz aber hatten verschiedene dunkelrothe Flecken. Im Herzen war wenig Blut enthalten, und was sich hier und in den großen Gefäßen fand, schien ganz aufgelöst zu sein. Im Magen und in den dünnen Gedärmen war kein Samenkorn mehr anzutreffen, wohl aber fand ich im Blind- und Grimmdarm über zwanzig noch nicht ganz reife Körner des Stechapfels."

Im October 1782 untersuchte er mehrere Rinder, welche die Franzosen haben sollten, deshalb von den Schlächtern für unrein verschrien wurden, und deren gutes, fettes Fleisch dem Abdecker zufiel. Heim erstattete deshalb mit vieler Mühe einen ausführlichen Bericht an das Ober-Collegium medi-

cum, um dem Vorurtheil, eßbares, gesundes Fleisch für unrein zu halten, zu steuern. „Das Ober-Collegium medicum hat zwar meinen Bericht gelobt", bemerkt er am Schlusse des Novembers, „hat aber meinen Antrag, das Fleisch für rein zu erklären, nicht gewährt. Entweder will man mir nicht die Ehre erzeigen, anzuerkennen, daß ich der erste gewesen, der über diese Materie ausführlich und, wie ich mir schmeichle, gründlich geschrieben hat, oder man versteht nicht gehörig darüber zu urtheilen."

Unterm 27. November 1781 meldet die Chronik: „Heute wurde die Fischerfrau Ebel enthauptet, weil sie das neugeborene uneheliche Kind ihrer Tochter nackt und bloß in eine kalte Kammer gelegt hatte, wo es erfroren war. Sie war ganz gelassen bei ihrem Tode; der Kopf flog recht gut herunter; ich stand ganz nah bei ihr. Diese arme Frau, deren Strafe gewiß zu hart ist, hat mir immer im Sinne gelegen."

In diese so mannichfaltige Thätigkeit und praktische Beobachtung war eine nicht minder vielseitige Lektüre verwebt. Bemerkungen, wie folgende, finden sich im Tagebuche dicht nebeneinander: „Sehr fleißig gewesen. Mit vielem Vergnügen Otto des Großen Leben von Schröck und die Abhandlung des Professors Leidenfrost über die veränderte Diät der Deutschen seit 300 Jahren gelesen."

„Den 19. Juni 1782 mit dem Minister von Görne (auf der Festung) an zwei Stunden gesprochen. Er weinte oft über sein Unglück. Dr. Falk's Abhandlung über die Viehseuche gelesen, ein elendes Geschmier. Die Iungermannias in Ordnung gebracht." — Den 20. und 21. Juni war er jeden Tag in großer Hitze zu Pferde in Königshorst, Nauen und Zeestow bei bedenklichen Patienten gewesen. Doch steht unterm 21.: „Mit dem größten Vergnügen in Herder's Hohem Liede * gelesen." — Wenn der Almanach der Belletristen und ähnliche Bücher ihn unbefriedigt ließen, so kehrte er gewöhnlich zu seinem unerschöpflichen „Spectator" zurück. Die von dem Geheimrath Muzel herausgegebenen Krankheitsgeschichten übersetzte er ins Englische. In Bezug auf den ebengenannten

* „Geist der hebräischen Poesie."

von Görne ist zu erwähnen, daß gar mancher Gefangene Heim's Theilnahme auf sich zog und diesem nicht unbedeutende Erleichterungen, welche durch dessen Einfluß auf den Commandanten erzielt wurden, verdankte. Unterm 17. Januar 1782 wird berichtet: „Viele Kranke besucht. Einer armen Weibsperson durch den Major von Lattorf Friede verschafft, daß sie in ihrer Wohnung bleiben konnte. Den Renazzi (früher als Spion gebraucht) auf der Festung besucht und sehr bedauert, daß er durch meine Schuld in seiner Stube eingeschlossen worden; doch freute ich mich, daß er munter war. Er hatte einen Brief an den Hauptmann von Fabian in kauderwelschem Deutsch geschrieben, in welchem unter anderm der Commandant der große Mogul genannt war. Fabian gibt mir diesen Brief, ohne mir etwas von diesen Anzüglichkeiten zu sagen; ich stecke ihn oben in meinen Rock und habe beim Weggehen aus der Festung das Unglück, den Brief zu verlieren, der dem Commandanten in die Hände fällt." — Die beständig wiederholten Bitten Heim's vermochten den erzürnten Commandanten nicht zu besänftigen, bis dieser endlich im März von jenem bei dem ersten Töchterlein zu Gevatter gebeten wurde und nun nicht länger widerstehen konnte, den strengen Gewahrsam des armen Italieners aufzuheben.

Die starke Praxis hielt Heim jetzt manchen Sonntag vom Besuche der Kirche ab, wogegen er aber auch wieder (den 23. December 1781) vormittags den Hofprediger Scholz über die Worte: „Der Friede Gottes, welcher höher ist, denn aller Menschen Verstand" u. s. w., und nachmittags Freund Fiedler: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt" — sehr gut und erbaulich predigen hörte. Die jahrelangen, vielfachen Bemühungen der Prediger, ein neues Gesangbuch einzuführen, geben ihm zu der Betrachtung Anlaß, wie bereit die Menschen seien, in Kleidern und anderm äußern Tand das Neue anzunehmen, dennoch aber nicht von alten, völlig unpassenden Liedern lassen wollten. — Während Fiedler den Freund, dessen Einnahmen bei der ausgebreiteten Praxis zunahmen, warnte, sich nicht vom Geize beschleichen zu lassen, machten ihm andere Vorwürfe, daß er noch keine Kapitalien sammelte. Die

Bekenntniſſe zeugen dann von der ſtrengen innern Prüfung, nicht in den Fehler des reichen Mannes in der Bibel zu verfallen und dennoch Maß zu halten im Wohlthun, und die gerechte Sorge für die Seinen nicht zu vernachläſſigen. — Im December 1782 übernachtet er in Linum, unterhält ſich den Abend mit dem Prediger Schleidit und dem Juſtizrath N. aus Neuruppin. Mit dem letzten ſchlief er in Einem Zimmer, ſetzte das Geſpräch im Bette noch zwei Stunden fort und knüpfte es am frühen Morgen wieder an. „Er iſt ein Anhänger des Dr. Bahrdt, ein Mann vom beſten Herzen und großem Verſtande", ſteht im Tagebuche. „Ungeachtet ich ſeinen Meinungen nicht beipflichtete, ſo habe ich doch große Achtung vor dieſem Manne und halte mich für meine Reiſe genug belohnt durch die mit ihm gemachte Bekanntſchaft."

Durch ſeine Gewiſſenhaftigkeit gerieth Heim mit den bürgerlichen Einrichtungen in mancherlei Zweifel und Schwierigkeiten. Die leichten Grundſätze der Kaufmannſchaft über die Verletzung der damaligen ſo ſtrengen und läſtigen Accisgeſetze berührten ihn ſchmerzlich, und er machte dann in engliſcher Sprache ſeinen Gefühlen Luft in den geheimen Bekenntniſſen: „Ich haſſe und verabſcheue jedes Unrecht. Wenn wir hier leben wollen, ſo müſſen wir uns den Geſetzen unſers guten Königs unterwerfen. Hat dieſer unrecht, ſo wird er's verantworten müſſen; wir aber dürfen uns nicht gegen ſeine Verordnungen auflehnen." Als ſich nun aber am 8. Juli 1782 im ſtillen das Gerücht verbreitete, die Steuerbehörde würde am 10. eine allgemeine und ſtrenge Hausſuchung vornehmen, packt er mit der bitterſten innern Widerſtrebung unter Beiſtand einer Dienſtmagd ein mit der Ausſtattung ſeiner Gattin überkommenes Service von Wedgwood beiſeite: „Hat dies Mädchen einigen Sinn für Moralität, was wird ſie von meiner Tugend und Rechtſchaffenheit denken? Wenn ſie künftig ſelbſt ſchmuggeln und die Geſetze unſers Königs übertreten ſollte, ſo thut nicht ſie die Sünde, ſondern ich — da ich ihr ein ſchlechtes Beiſpiel gebe. O verführeriſche Welt, wie ſchwer iſt es einem ehrlichen Manne, durch dich mit Rechtlichkeit durchzukommen!" u. ſ. w. Mögen die Urheber oder Vertheidiger überſpannter Prohibitivgeſetze im Steuerweſen an

dieſem verborgenen Jammer eines Ehrenmannes zur Erkenntniß kommen!

Völlig arm iſt Heim's Tagebuch an politiſchen Betrachtungen. Des Bairiſchen Erbfolgekriegs wird, wie aus den oben gemeldeten Mittheilungen zu entnehmen iſt, nur in Bezug auf den Ausmarſch der Truppen, auf Feldmedici und Chirurgen, auf die Phyſikatſtelle in Berlin und auf die in den böhmiſchen Gebirgen wachſenden Mooſe gedacht. — Den 30. Mai 1782 läßt er die Engländer leben, als die Kunde von Rodnay's auf der Höhe von San-Domingo über Graſſe am 12. April erfochtenem großen Sieg anlangt. Unterm 19. Mai jedes Jahres beſichtigte der große Friedrich die Truppen in Spandau, wo denn auch Heim 1781 und 1782 ſchon um 6 Uhr des Morgens mit Spandaus ganzer Bevölkerung auf dem Platze war, den alten Helden zu erwarten und mit Ehrfurcht und Begeiſterung zu begrüßen.

Eine ſo ungemeine Thätigkeit konnte nur durch große körperliche und geiſtige Anſtrengung durchgeführt werden. Die Wege zu Pferd und zu Wagen außerhalb Spandaus betrugen nach der treuen Aufzählung in der Hauschronik in manchem Monat ſiebzig bis achtzig alte ungemeſſene oder reichlich hundert jetzige Meilen. Ein ſeltenes Pferd, dunkelbraun, von gemeinem Blut aus dem Havellande, welches Heim im Auguſt 1782 durch den Amtsrath Hagemann in Oranienburg erhielt, wurde durch ſeine Schnelligkeit und Ausdauer bald der Liebling ſeines Herrn, obgleich das Tagebuch faſt in jedem Monat berichtet, wie die tollen Launen des Thieres den Reiter abgeworfen und in allerlei Gefahr gebracht. Beim Aufſitzen pflegte es gleich in die Höhe zu ſteigen und auf den Hinterbeinen mit dem Körper eine Wendung, dann aber einen gewaltigen Satz zu machen, unterwegs ließ es ſich nicht anhalten u. ſ. w. Außer Heim konnte niemand dies Pferd reiten; und wenn es jemand, wie anfangs vor der allgemein verbreiteten Kunde von deſſen gefährlichen Gewohnheiten einſt in Falkenhagen vor Heim's Augen der Chirurgus Meisner, wagte, daſſelbe zu beſteigen, ſo ward er ſofort aus dem Sattel geſchleudert. Erſt am folgenden Morgen fand man den Flüchtling vor dem Thore von Spandau. Achtzehn Jahre diente

das schnelle, unermüdliche Thier dem unermüdlichen Herrn, welcher den Zügel nie mit Vorsicht führte und sein freigewöhntes Pferd die gewagtesten Sprünge machen ließ.

Der Abschluß des Jahres 1782 ergab die Zahl von 784 behandelten Kranken, welche sämmtlich mit ihren Leiden namentlich verzeichnet sind. Die vielen auswärtigen darunter hatten Reisen von zusammen 701 Meilen alten, gewiß 1000 Meilen neuen Stils (554 zu Pferd, 147 zu Wagen), überdies eine mühsame Correspondenz veranlaßt. Heim's baare Einnahme, einschließlich des Gehalts als Physikus, betrug kaum 1350 Rthlr., und mit den allerdings beträchtlichen, sehr mäßig angeschlagenen Naturalien etwa 1400 Rthlr. Bei der Unwahrscheinlichkeit, die bisherige Anstrengung lange aushalten zu können, war auf eine Steigerung der Einnahme nicht zu rechnen, während Heim der Vermehrung seiner Familie und seiner Bedürfnisse entgegensah. Nicht leicht hat ein Mensch mehr Dienste von seinem Körper verlangt und länger von diesem in ungeschwächter Rüstigkeit empfangen als Heim, und doch pflegte er oft zu sagen, er sei an keinem Tage seines Lebens völlig gesund gewesen. Das Paradoxe dieser Aeußerung verschwindet, wenn man in seinen Bekenntnissen blättert. Der häufigen Zahnschmerzen ist oben gedacht; auch ist erwähnt worden, wie in der zartesten Kindheit das Organ des Gehörs fürs ganze Leben durch ein inneres Geschwür verletzt und geschwächt wurde. Auf der Universität Leyden erduldete Heim die heftigsten Ohrenschmerzen, auch in Spandau, besonders im April 1781, kehrte das Uebel wieder und verursachte Heim unsagliche Qualen, bis auf eine innere Entladung von Blut und Wasser Linderung erfolgte. Gicht und Steinschmerzen meldeten sich sehr häufig, und mit den Folgen der schrecklichen Ruhr hatte er sein Leben lang zu kämpfen. Im August und September 1782 wüthete diese Krankheit wieder im Lande; Heim litt viel am Unterleibe, und in dem tintenartigen Geschmacke im Munde glaubte er den sichern Vorboten der Seuche zu erkennen. Der Kelch ging an ihm vorüber, indeß wurde sein Freund Zierlein am 2. September ein Opfer dieser Krankheit. Schon im zweiten Winter seines Aufenthalts in Berlin erfror Heim beim Herumfahren zu

seinen Kranken die Zehen, die Quelle beständig wiederkehrender Schmerzen. In spätern Jahren litt Heim, wie wir sehen werden, oft an heftigen Lungenentzündungen; die Heiterkeit, die volle Gesundheit des gesammten Menschen wurzelte aber stets bei ihm in der Herrschaft des fröhlichen Gemüths über den gebrechlichen Leib, und darum war und blieb er stets in Gott vergnügt.

Erwägen wir neben den hier geschilderten Umständen, wie die Verbindung mit dem Vater und den Freunden seines seligen Muzel, überdies viele Gönner und Patienten ihn immer mehr und mehr nach Berlin zogen, so wird es klar, wie er nun seinem höhern Beruf in der Königsstadt nicht länger widerstehen konnte. Der Geheimrath Muzel hatte seine Praxis fast ganz niedergelegt und dem Dr. Stosch überlassen. Im Sommer 1782 wollte er eine Reise nach Pyrmont machen, und Heim hatte schon seine Vertretung als Physikus in Spandau eingeleitet, um seinen Wohlthäter zu begleiten. Indeß wurde dem alten Herrn der Urlaub höchsten Orts versagt. In demselben Herbste starb noch sein Bruder, Baron Muzel-Stosch, an dessen Leiche Heim sehr ernste Betrachtungen anstellte. Einige Wochen zuvor war dieser in Königshorst bei einem Erntefest von der tiefsten Wehmuth und Sehnsucht nach seinem seligen Freunde befallen worden. In dessen treuem Schwager hatte er schon oft Trost über den unersetzlichen Verlust gefunden. Stubenrauch's gewichtiger Rath brachte denn auch am Neujahrstage 1783 in stiller, nächtlicher Unterhaltung Heim's Entschluß, nach Berlin zu ziehen, zur Reife und Entscheidung. Vater Muzel stimmte anfangs nicht ganz ein und hielt das Wagstück für sehr bedenklich, bezeigte aber schon im Februar seine volle Billigung und äußerte gegen Stubenrauch, „daß Heim in Berlin als Arzt Epoche machen werde".

In Heim's Bekenntnissen sind unterm 31. Januar alle Gründe für und wider die beschlossene Veränderung einzeln aufgezählt; wir führen hier nur die bedeutendern an zum Beweise, wie manche unruhige Stunde noch zwischen dem Entschlusse und der Ausführung lag:

„1) Solange ich noch jährlich 500 bis 600 Meilen

reiten kann, wird es mir an Einkommen nicht fehlen. Leider fühle ich aber schon, daß mir das Reiten oft sauer wird. In den sieben Jahren meines Hierseins bin ich über dreißigmal mit dem Pferde unglücklich gewesen. Wie leicht kann ich einmal so stürzen, daß ich nicht wieder aufzustehen vermag oder doch an meinen Gliedern Schaden leide?

„2) Bei den vielen Reisen wird der Geist sehr zerstreut, sodaß ich oft zu ernstem Nachdenken und zum Studiren untüchtig bin. Mein Zustand ist oft dem eines Menschen ähnlich, welcher am hitzigen Fieber leidet — feurig, wild, gegen alle Gefahren gleichgültig.

„3) Fehlt mir hier aller Umgang und auch die Zeit, meine Kenntnisse zu vermehren.

„4) In Berlin kann ich fahren, meinen Körper schonen, der Geist wird weniger zerstreut, und durch den Umgang mit dem Geheimrath Muzel kann ich meine praktischen Kenntnisse vermehren.

„5) Viele Menschen, vorzüglich der wohlbedächtige, von einem Windbeutel weit entfernte Kreisdirector Stubenrauch hat mir zugeredet und mir selbst versprochen, mir mit Geld auszuhelfen, solange ich noch nicht genug verdienen möchte." — —

Dagegen wird angeführt:

„1) In Berlin werden sich viele Aerzte gegen mich auflehnen und mich als einen Brotdieb ansehen.

„2) Ich bin ein Homo naturalis (Naturmensch) und die Berliner sind meistens Homines artificiales (Kunstmenschen).

„3) Berlin ist ein theuerer Ort, und die Leute sollen zum Theil schlecht bezahlen, weil der Luxus daselbst groß und die Zeiten schlecht sind." — —

Im Februar starb der Minister von Bismarck, Heim's Universitätsfreund, auf dessen Gunst und Beistand der neue Doctor in der Hauptstadt allerdings auch gerechnet hatte. Wenn der große Entschluß, in dieser sein Glück zu versuchen, diesmal ohne Berathung mit den Brüdern gefaßt war, so wurde doch an diese über die Angelegenheit sehr umständlich

berichtet. Leider ist dieser Bericht nicht mehr aufzufinden, und wir können nur aus Bruder Ludwig's Antwort theilweise auf den Inhalt schließen. „Zu Deinem Vorhaben", schreibt dieser unterm 9. Februar, „wünsche ich Dir Glück. Das ist aber auch alles, was ich thun kann, denn ich kenne die örtlichen Verhältnisse zu wenig, um über diese urtheilen zu können. Anton glaubt nicht, daß Du wohl daran thust, wenigstens dünkt ihm, würdest Du nicht auf dem Wege emporkommen, den Du einschlagen willst, durch Unterstützung des Geheimraths Muzel, denn mit diesem würdest Du Dich nicht lange vertragen. Du willst mir alles schreiben, wie es geht, weil ich — wie Du zu sagen beliebst — ein vernünftiger Mann sei, dem man so etwas schon anvertrauen könne. Aber was hilft das Vertrauen, lieber Bruder, wenn der Schritt geschehen ist? Ich meines Theils, in der Entfernung von Spandau und Berlin, glaube nach allgemeinen Gründen, daß es in Berlin besser sein müsse als in Spandau. Dessenungeachtet ist der Geist, der mir aus Deinem Briefe entgegenweht, und mit welchem Du auch zur Mitternachtsstunde des neuen Jahres Deine Entschließung gefaßt hast, gewiß nicht derjenige, mit welchem man sich auf Unternehmungen von so wichtigen Folgen einlassen darf. So rasch wie Du zu Werke gehst — das kann gelingen — das kann fehlschlagen. Brauche aber Vorsichtigkeit, kalte, ruhige Ueberlegung, rechne nicht sowol auf andere als auf Dich selbst, so hast Du, wenn bei obigen zwei Fällen die Wagschalen gleich sind, schon ein beträchtliches Uebergewicht von Wahrscheinlichkeit für das Gelingen. — Welch ein Vorsatz! — «Wenn's nicht gut abläuft, so gehe ich weit fort nach Westpreußen, daß kein Mensch wieder etwas von mir hört!» Wärest Du noch ein einzelner Mensch, dann möchtest Du immerhin solche Gedanken äußern; aber bei Weib und Kind — wenn Du da im Ernst noch einen solchen Umschlag Deiner Absichten in Berlin zu besorgen hättest, daß Du nach Westpreußen ins Elend ziehen müßtest, da wärest Du wol ein Narr und noch mehr, wenn Du Dein ganzes jetziges Glück aufs Spiel setzen wolltest. Du kommst ohnedies dem Alter näher, wo man mehr auf das Erhalten als auf das Erwerben denken muß. Erwerben in aller Absicht —

Freunde, Geld, Credit — ist lange nicht so schwer, als das Erworbene zu erhalten, zu behaupten. Davon habe ich schon viele Beispiele gesehen und erlebe dergleichen noch täglich. Oft hat man genug zu thun, neue Bande ausfindig zu machen, um nur die alten zu befestigen, geschweige wenn man die alten alle auseinandertrennt und sich davon losmacht, in der bloßen Hoffnung, neue, bessere Verbindungen anzuknüpfen. Hast Du unterdeß alle Veranstaltungen getroffen, Dich in Berlin niederzulassen, so mußt Du auch zugleich den festen, unwiderrüflichen Entschluß fassen, Dein Glück durchzusetzen, und sollte es Dir jahrelang auch noch so schlecht gehen. Denn nach Westpreußen, Warschau, Petersburg — den Weg der Abenteurer zu gehen — mit Weib und Kind — das siehst Du selbst ein, ist keines vernünftigen Mannes Sache. Es geht einem sonst mit dem Verändern der Situationen wie mit dem Pferdehandel — man kommt immer tiefer in Verlust." — —

So scharf und richtig des ältern Bruders Betrachtungen waren, so hatte er sie doch in sehr trüber Stimmung niedergeschrieben. Er rechnete die letzten Wochen des verflossenen und die ersten des begonnenen Jahres unter die traurigsten seines Lebens. Sein einziger Herzog Georg (der ältere, Karl, lebte nicht mehr), sein Zögling und Liebling, war nach einer Erkältung auf der Jagd tödlich krank geworden. Die Commission und Truppen der Agnaten von Gotha, Koburg und Hildburghausen standen ringsumher an den Grenzen, um mit der Todesnachricht, die sie erwarteten, Besitz zu ergreifen und das Land zu theilen. Die Leibmedici waren rathlos und schlugen vor, Hülfe aus weiter Ferne zu holen, Sulzer aus Gotha, Baldinger aus Kassel u. s. w. Ludwig Heim war damit nicht zufrieden, nannte B. einen Schwätzer, der schreibe, was andere gethan; sein entscheidender Einfluß berief den Hofrath Weikard aus Fulda, der sich den Ruhm erwarb, den jungen Fürsten gerettet zu haben. Als Weikard ein Entzündungsfieber seines dreiundsiebzigjährigen geistlichen Herrn nach Fulda zurücknöthigte, wurde eine pfeilschnelle Verbindung durch Reitknechte mit demselben unterhalten und ihm dann ein Honorar von 50 Carolin und 400 Fl. Pension bewilligt. Wie schmerz-

lich hatte in dieſer Noth der geängſtigte Ludwig ſeinen Bruder Ernſt vermißt, deſſen Ruf von Spandau längſt nach der Heimat gedrungen war, beſonders durch die zurückgekehrten, von ihm mannichfaltig unterſtützten Chirurgen und Aerzte, und welchem Ludwig früher ſo gern die Bahn zum meiningiſchen Leibarzte gebrochen hätte.

Der alte Vater gab auf den langen Brief über das wichtige Vorhaben unterm 11. März ſeinen herzlichen, unumwundenen Segen: „Das Geſchlecht der Frommen wird geſegnet ſein.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der alte Heim.

Leben und Wirken

Ernſt Ludwig Heim's.

Nach
hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern
dargeſtellt
von

Georg Wilhelm Keßler.

Mit Heim's Bildniß.

Dritte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1879.

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
5. Funfzig Jahre ärztlichen Wirkens in Berlin	3
6. Beilagen A. B. C. D.	207

Der alte Heim.

Zweiter Theil.

5.

Funfzig Jahre ärztlichen Wirkens in Berlin.

So gab Heim zum großen Leidweſen der Stadt Spandau das dortige Phyſikat auf, miethete in Berlin eine Wohnung auf dem Gensdarmenmarkt im Hauſe des Sattlers Bauer und zog den 1. April 1783 daſelbſt ein. Der abgelaufene März ſchließt im Tagebuche mit Dankſagung gegen Gott und Menſchen für die dort genoſſenen unſchätzbaren Wohlthaten und mit Gebet um den höhern Segen in ſeiner neuen Laufbahn.

Aller Anfang iſt ſchwer. Heim konnte und durfte ſeine ſpandauiſchen Patienten in Berlin nicht vergeſſen. Sein Nachfolger im Phyſikat, Dr. Uhden, war noch nicht beſtätigt, deſſen Ueberkunft verzog ſich geraume Zeit, und auch als er ſein Amt angetreten hatte, konnte er in ſeinem Kreiſe kein ſonderliches Vertrauen gewinnen. Heim vernahm wenig Rühmliches von ihm und macht es ihm zum Vorwurf, daß er drei Tage die große Revue in Potsdam beſchaut, ſtatt ſeine Kranken daheim zu beſorgen. Einen Tag um den andern ritt Heim nach Spandau und in die Umgegend; ſelbſt häufig nach Oranienburg, wo er großes Vertrauen genoß, nach Friedrichsthal u. ſ. w. Das muntere Roß kam alſo in Berlin keineswegs zur Ruhe, mußte vielmehr noch weiter und ſchneller laufen als zuvor. Unterm 29. Auguſt 1783 leſen wir: „Mittags mit dem Geheimrath Muzel ganz allein

geſpeiſt, eine Bouteille Champagner mit ihm getrunken und ſehr vergnügt geweſen; um 5 Uhr von hier weg nach Zeeſtow geritten (4 Meilen von Berlin), wohin ich in ſtockfinſterer Nacht um 9 Uhr kam. In der Heide war es ſo finſter, daß ich die Ohren von meinem Pferde nicht ſehen konnte. Die vielen Feuerwürmer machten mir große Freude. Mit dem lieben Hauptmann von Bredow bis Mitternacht vieles geſprochen. "Den 30. Auguſt morgens heiter und ſeelenvergnügt erwacht, als mir die Sonne ſchon ins Bett ſchien. Mit dem dankbarſten Herzen an Gott gedacht und mich des Glücks, daß ich lebe und geſund bin, innigſt gefreut. Aus dem Grunde meines Herzens ſang ich, nachdem ich aufgeſtanden war: Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank u. ſ. w. Mit dem Herrn Hauptmann in den Garten gegangen, wo ich meine Luſt an den Bäumen voll reifer Früchte hatte. Es geht doch nichts über die Schönheiten der Natur. Um 9 Uhr verließ ich Zeeſtow und ritt über die Dörfer. Allenthalben beſuchte ich die Herren Prediger, in Wuſtermark Frau von Bredow, wurde überall wohl aufgenommen, ſpeiſte mittags beim Herrn Vater in Spandau und beſuchte nach Tiſche viele Kranke daſelbſt. Nach 6 Uhr ſehr müde in Berlin angekommen, zu Wagen noch Kranke beſucht und den Abend bei Muzel zugebracht, wo ich ſehr heiter und vergnügt war." — Unterm 7. d. M. ſteht: „Des Nachmittags nach Spandau und von da nach Falkenhagen geritten, wo ich, da der Scharfrichterknecht ausblieb, mit eigener Hand eine Kuh, die am Rothlauf crepirt war, zerlegte" u. ſ. w. — Unterm 6. März 1784: „Gegen Abend ritt ich ſpazieren, und als ich um halb 6 Uhr nach Hauſe kam, hielt eine Eſtafette vor meiner Thür; ich ſollte ſogleich nach Wuſtermark zu Frau von Bredow eilen. Ohne mich zu beſinnen, oder an die Nacht und die glatten Wege zu denken, ſetzte ich mich wieder auf mein Pferd, und nach drei Viertelſtunden war ich ſchon in Spandau. Hier nahm ich einen reitenden Boten zur Begleitung, welcher mich gegen 10 Uhr nach Wuſtermark (4 Meilen von Berlin) brachte. Frau von Bredow fand ich ſchon um vieles beſſer. Einen ſehr vergnügten Tag ehabt." — So trieb er es bis in den Sommer hinein, wo

ihn die Sorge um seine Kranken in Berlin mehr und mehr von den vielen Reisen abwendete. Am Schlusse des Juli 1784 bemerkt er: „Daß das Kind des Predigers L. (ein und ein Drittel Jahr alt) gestorben, ist mir sehr nahe gegangen; vorzüglich hat es mich geschmerzt, daß ich den Abend, als es sehr krank wurde, abwesend in Zeestow war. Ich muß mir doch den Vorwurf machen, daß es vielleicht gerettet worden, wenn ich es an diesem Abend gesehen und ihm etwas verordnet hätte. Dieser Unfall hat jedoch den Entschluß in mir befestigt, ohne die äußerste Noth keine Nacht außerhalb der Stadt zuzubringen. Ich muß schlechterdings hier bleiben, so wohl mir auch die Bewegung zu Pferde thut."

Die unentbehrliche Equipage war bald nach dem Einzuge in Berlin in Ordnung. Während der ersten Tage half Freund Stubenrauch aus, und Vater Muzel schenkte kurz darauf den von seinem Sohne hinterlassenen einsitzigen Wagen dem geliebten Freunde, der darin das Glück ernten sollte, das für den Seligen hienieden nicht zur Reife gekommen war. — Ein Scharlachrock kostete 50 Rthlr., und Heim bemerkt, als er diesen zuerst trug: „Nie würde ich mir dergleichen kostbare Kleider anschaffen, wenn es nicht zur mediciniſchen Politik gehörte, wohlgeputzt einherzugehen." Mit der Zahl der Kranken, welche er in Berlin zu behandeln hatte, ebenso mit seinem Glücke war er schon nach einigen Monaten sehr zufrieden. Erst im Juli 1783 starb ihm der erste Patient, eine Dame aus Breslau, über deren Behandlung er sich selbst der strengsten Prüfung unterwirft. Beim Abschluß des ersten Jahres in Berlin fand sich jedoch ein beträchtliches Deficit der Einnahme gegen die Ausgabe, und Heim war noch keineswegs außer Zweifel über den Erfolg seiner Unternehmung. Zwar wußte er das von manchem Collegen beneidete Glück zu schätzen, gleich nach seinem Eintritt in Berlin von der Prinzessin Amalie zum Leibarzt und ebenfalls zum Hofrath mit einem jährlichen Honorar von 200 Rthlrn. blos für Ihre königliche Hoheit ernannt zu werden, während die ärztliche Behandlung aller andern zu deren Hof gehörigen Personen dem Dr. Stosch überlassen wurde. Allein Heim fügte sich nur mit Mühe und innerm Widerstreben in die

gespeist, eine Bouteille Champagner mit ihm getrunken und sehr vergnügt gewesen; um 5 Uhr von hier weg nach Zeestow geritten (4 Meilen von Berlin, wohin ich in stockfinsterer Nacht um 9 Uhr kam. In der Heide war es so finster, daß ich die Ohren von meinem Pferde nicht sehen konnte. Die vielen Feuerwürmer machten mir große Freude. Mit dem lieben Hauptmann von Bredow bis Mitternacht vieles gesprochen. Den 30. August morgens heiter und seelenvergnügt erwacht, als mir die Sonne schon ins Bett schien. Mit dem dankbarsten Herzen an Gott gedacht und mich des Glücks, daß ich lebe und gesund bin, innigst gefreut. Aus dem Grunde meines Herzens sang ich, nachdem ich aufgestanden war: Mein erst Gefühl sei Preis und Dank u. s. w. Mit dem Herrn Hauptmann in den Garten gegangen, wo ich meine Lust an den Bäumen voll reifer Früchte hatte. Es geht doch nichts über die Schönheiten der Natur. Um 9 Uhr verließ ich Zeestow und ritt über die Dörfer. Allenthalben besuchte ich die Herren Prediger, in Wustermark Frau von Bredow, wurde überall wohl aufgenommen, speiste mittags beim Herrn Vater in Spandau und besuchte nach Tische viele Kranke daselbst. Nach 6 Uhr sehr müde in Berlin angekommen, zu Wagen noch Kranke besucht und den Abend bei Nuzel zugebracht, wo ich sehr heiter und vergnügt war." — Unterm 7. d. M. steht: „Des Nachmittags nach Spandau und von da nach Falkenhagen geritten, wo ich, da der Scharfrichterknecht ausblieb, mit eigener Hand eine Kuh, die am Rothlauf crepirt war, zerlegte" u. s. w. — Unterm 6. März 1784: „Gegen Abend ritt ich spazieren, und als ich um halb 6 Uhr nach Hause kam, hielt eine Estafette vor meiner Thür; ich sollte sogleich nach Wustermark zu Frau von Bredow eilen. Ohne mich zu besinnen, oder an die Nacht und die glatten Wege zu denken, setzte ich mich wieder auf mein Pferd, und nach drei Viertelstunden war ich schon in Spandau. Hier nahm ich einen reitenden Boten zur Begleitung, welcher mich gegen 10 Uhr nach Wustermark 4 Meilen von Berlin brachte. Frau von Bredow fand ich schon um vieles besser. Einen sehr vergnügten Tag gehabt." — So trieb er es bis in den Sommer hinein, wo

vieler andern Freunde ließ sich Heim nach dieser Scene zwar nochmals bei der Prinzessin melden, wurde jedoch nicht angenommen, und gelobte nun, sich ferner auch nicht im Palais blicken zu lassen. Am Schlusse des Monats finden wir die Bemerkung: „Daß mir die Prinzessin Amalie so ungnädig begegnet, ist mir sehr empfindlich gewesen. Nicht daß mir an der Ehre oder an den 200 Rthlrn. so viel gelegen wäre — nein — aber es verdrießt mich, daß mir die Prinzessin öfter die größten Schmeicheleien gesagt und mich doch endlich en canaille behandelt hat. Ich verlange keine Fürstlichkeiten mehr zu Patienten zu haben. Die Ehre kann einem braven Manne gleichgültig sein, und das Geld muß man sauer verdienen, Bücklinge, Kratzfüße u. s. w. genug dafür machen und manche Unwahrheit dafür sagen. Ich lobe mir meinesgleichen; unter diesen wünsche ich mir Praxis." — —

Solche Unannehmlichkeiten wurden aber durch unschätzbare Vortheile des neuen Aufenthalts aufgewogen. Der Zusammenfluß ausgezeichneter Männer in der Hauptstadt, mit denen Heim zum Theil schon von Spandau aus in näherer Verbindung stand, gewährte ihm reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung. Fast täglich erwähnt das Tagebuch neuer Experimente, neuer Aufschlüsse, welche er durch Klapproth erhalten. Engel, Nikolai, Biester, Teller, Zöllner u. a. würzten ihm die gesellige Unterhaltung und wurden in Anspruch genommen, seine lebhafte, fast ungestüme Wißbegierde über die scheinbar ihm weit entfernt liegenden Gegenstände zu befriedigen. Eine große Freude wurde ihm durch den Besuch seines londoner naturforschenden Freundes Fabricius. Gleich bei der ersten Bekanntschaft mit Willdenow — den 19. August 1783 — wird bemerkt: „Der junge Willdenow brachte mir Pflanzen und ich zeigte ihm meine Moose. Er ist ein recht artiger, geschickter junger Mann, aus dem ein großer Botanikus werden kann." Die leichte, zweckmäßige Wahl der Lektüre und selbst die bessere Muße wird bald als ein Vorzug von Berlin gegen Spandau anerkannt. Wenn der aus manchen medicinischen Werken, wie „Stollii rationes med.", Murray's „Mat. med." u. a., geschöpften Belehrung dankbar gedacht wird, so werden doch abwechselnd auch andere

Schriften gelesen. So finden wir Beurtheilungen von Rousseau's „Abälard und Heloise", Addison's „On the christian religion" u. a. Bei Möhsen's „Geschichte der Mark" ruft Heim aus: „Wir jetzt lebenden Menschen haben doch alle Ursache, der Vorsehung zu danken, daß wir von einem weisen Könige regiert werden, unter welchem Künste und Wissenschaften blühen." In der Begeisterung für den großen Friedrich versäumt er auch nicht, mit den tegelschen Freunden, Herrn Kunt und dessen berühmten Zöglingen, die Specialrevue gründlich zu beschauen.

Für die Ausbildung des praktischen Arztes war Heim der Umgang mit seinem verehrten und geliebten Wohlthäter vor allem wichtig. Gleich nach dem Einzuge in Berlin machte er sich's zum Gesetz, jeden Morgen den Geheimrath Muzel zu besuchen und überdies zwei Abende wöchentlich bei ihm zuzubringen. Sehr häufig erheitert er aber dem zuletzt ganz erblindeten Greise die Stunde des Mittagsmahls. Wie er dessen reichen Schatz an ärztlicher Erfahrung für sich und die leidende Menschheit auszubeuten bemüht war, werden wir sogleich näher zu erwähnen Gelegenheit nehmen. Die Pockenimpfung wurde gleich in den ersten Monaten in Berlin betrieben, jedoch, wie es scheint, noch sehr einzeln. Der veränderte Wirkungskreis in der weitläufigen Stadt hinderte Heim nicht, auch noch die altgewohnten Wege des anschaulichen Unterrichts zu verfolgen. Gleich anfangs reitet er zum Scharfrichter und wirkt von ihm das Versprechen aus, ihm alle kranken Augen von Pferden und andern Thieren zu verwahren; im Tagebuche finden sich Notizen über secirte Maulwürfe u. dgl.

Seine Familie vermehrte sich bald um eine Tochter, und ungeachtet Heim's unglaublicher Thätigkeit zeugen doch seine stillen Bekenntnisse, wie die Briefe an Bruder Ludwig, von einer beständigen, genußreichen Beschäftigung mit seinen Kindern, besonders mit der ältern Tochter. Die neugelernten englischen Wörter, die Fortschritte in der Aussprache werden genau aufgezeichnet. Bruder Christel war kurz nach dem Einzuge in Berlin in die Heimat zurückgekehrt. Der Briefwechsel mit den Brüdern und dem ehrwürdigen Vater dauerte

fort, obwol die Mittheilungen etwas seltener wurden. Bruder Fritz nebst seiner Verlobten waren nach mehrjährigem Harren von dem werkstelligen, flinken Anton und dessen Gattin aus Schwaben abgeholt und in Effelder, unweit Koburg, miteinander verbunden worden, wo sie fast vierzig Jahre hindurch ein Musterleben einer deutschen Predigerfamilie führten, zu deren Gastfreunden zu gehören die edelsten Bewohner der Umgegend in Franken und Thüringen sich glücklich schätzten. Der alte Vater wurde nicht nur mit der sogenannten Französin versöhnt, sondern wandte dieser vor den übrigen Schwiegertöchtern sogar seine absonderliche Gunst zu. Auch Bruder Ludwig, der älteste, schloß sein Ehebündniß zuletzt mit derjenigen, welche ihm die schalkhaften Hoffräulein selbst in der Kirche aus der fürstlichen Loge schon vor Jahren als seine Künftige gezeigt hatten und von welcher die Sage ging, daß sie nur ihn oder nie heirathen würde.

Uebrigens wurde Ernst Heim's Leben und Weben in Berlin den Brüdern von einem Augenzeugen treu geschildert. Der ältere Bruder hatte ihm seinen Freund Herrn von Hendrich, Begleiter der an den Fürsten von Carolath vermählten sachsen-meiningischen Prinzessin Amalie, zugesandt.* Dieser fuhr mit Heim umher, mußte abwechselnd mit den verschiedenen Merkwürdigkeiten manchen Kranken kennen lernen, auch mit nach Spandau reiten, nachdem unterwegs die Kattunfabrik im Thiergarten besichtigt worden war.

Der gewohnte Kirchenbesuch war mit der berlinischen Praxis schwer zu vereinen. Heim communicirte jedoch regelmäßig zweimal im Jahre in der Werderschen Kirche, deren Inspector Küster auch Heim's sämmtliche Kinder taufte, sowie hinwiederum dessen Sohn alle diese Kinder traute und endlich an Heim's Grabe die letzten Worte des Segens sprach. Das Heim eingeborene kindlich-zutrauliche Verhältniß zu seinem Vater im Himmel wurde durch die seltenere Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste nicht gestört. Jedes wichtigere Ereigniß, vornehmlich jeder bedenkliche Kranke

---

* Herr von Hendrich war zuletzt Bundestagsgesandter der herzoglich sächsischen Häuser in Frankfurt a. M.

trieb ihn, des Höchſten Hülfe anzurufen. „Ich wünſche nichts inniger", ſagt er unterm 30. September 1784, „als daß dies Kind (des Kammergerichtsraths Ransleben — am Keuchhuſten und am Zahnen leidend) wieder geſund werde — darum bitte ich dich, lieber Gott!" — Das Tagebuch iſt voll von Beiſpielen kaum glaublicher Sorge und Angſt um gefährlich danieder-liegende Kranke. Zu Ende Novembers 1784 leſen wir die ausführliche Geſchichte einer ſehr heftigen Lungenentzündung des ebengedachten Ransleben, aus welcher zugleich erhellt, wie Heim ſich bei ſeinem Muzel Muth holte zu den gewal-tigen Aderläſſen, welche den Kranken retteten.

Die anfangs hinter der Ausgabe zurückbleibende Ein-nahme brachte den mitleidigen Mann in harte Bedrängniß. Eine Frau, deren Familie Heim im erſten Sommer viel in Anſpruch nahm, welche er aber für unbemittelt hielt, ſandte ihm 6 Friedrichsdor. Nur die Betrachtung des eigenen drin-genden Bedürfniſſes bewog ihn, das Geld für diesmal zu behalten. Aber ſchon die nächſten 2 Friedrichsdor, welche er von dieſer Frau noch in demſelben Jahre erhielt, ſandte er dankend zurück. Bei dem Empfange eines Honorars von 30 Friedrichsdor, den 6. April 1784, wo er nur 30 bis 40 Rthlr. verdient zu haben meinte, ſteht geſchrieben: „Ich danke Gott dafür — und dies ſoll mir ein neuer Beweg-grund ſein, arme Kranke unentgeltlich zu beſuchen." Schon im erſten ſchweren Jahre gibt er einem ärmern Collegen 20 Rthlr., damit dieſer ſeinen Sohn vom Soldatenſtande loskaufe. — Als Probe ſeiner Leutſeligkeit mag hier nur erwähnt werden, wie er des Vergnügens im Tagebuche ge-denkt, welches ihm auf einer Fahrt nach Friedrichsthal ein Tagelöhner gewährt, den er mit in ſeinen Wagen nahm.

Der Schluß des Jahres 1784 bildet einen wichtigen Ab-ſchnitt in Heim's Leben. Mit dieſem war die tüchtige Grund-lage ſeines ärztlichen Wirkungskreiſes in Berlin gleichſam vollendet, und der Verluſt ſeines edeln Wohlthäters drückt ihm den herben Spruch des Schickſals aus, ſich nun allein auf ſich ſelbſt zu verlaſſen und in höherer Freiheit zu be-wegen. Nachdem Heim den 6. December 1784 mittags mit Muzel munter und vergnügt geſpeiſt hatte, wird am 7.

gemeldet: „Vormittags gegen 12 Uhr kam ich wie gewöhnlich zum Geheimrath Muzel. Wenige Minuten zuvor war ihm eine Art Asthma angekommen, in welchem ich ihn fand. Er sah todtenbleich aus und holte ängstlich Athem, sprach aber ganz verständlich. Ich brachte ihm sogleich zwei Klystiere bei, öffnete ihm selbst eine Ader, dessenungeachtet aber starb er nach etwa sechs Minuten. Kurz vorher war er noch heiter und lustig gewesen. Wie oft hat er den Wunsch gegen mich geäußert, daß ich ihm die Augen zudrücken möchte! Ich schätze mich glücklich, daß dies erfüllt worden ist. Er ist über mein Lob erhaben. Sein Sohn, mein ewig geliebter Freund, wird sich in jenem Leben mit allen Seligen freuen, den Vater in ihre Gesellschaft aufzunehmen. — Den 8. speiste mittags Meisner (der Chirurg) bei mir. Nach Tische im Beisein des Dr. Stosch und Stubenrauch's den Leichnam meines großen Wohlthäters geöffnet. Er war über die maßen fett. In der rechten Seite, in der Gegend der Leber, wo er seit 40 Jahren über Schmerzen geklagt hatte, fand sich am Netze ein Klumpen steatomatöses Fett, welches weit fester war als das übrige Fett. Im Parte concava des Lobi majoris hepatis, welches dieser fette Klumpen bedeckte, war die Leber ganz weich und so morsch (friabilis), daß man sie ohne Mühe mit den Fingern in Stücke zerdrücken konnte, was man mit den gesunden Theilen der Leber nicht vermochte. Alle übrigen Organe des Unterleibs waren völlig gesund; Lungen und Herz ohne Fehler, kein Polypus oder Verknöcherung darin, ungeachtet sein Puls immer geschwind ging und intermittirte. Aber das Herz war äußerst klein und dünn und von außen ganz mit Fett überzogen. In beiden Augen, die bei Lebzeiten immer trüb aussahen, war die Lens crystallina vollkommen durchsichtig, der Humor vitreus aber fast gänzlich verschwunden und an dessen Statt fand man nichts als ein helles, gelatinöses Wasser. Der Kopf wurde nicht geöffnet.* Ich glaube, daß das viele Fett,

* Heim äußerte kurz vor seinem Tode, aus seinem langen ärztlichen Leben erinnere er sich keines schrecklichern Anblicks als dieses ihm so theuern Hauptes mit leeren Augenhöhlen.

vorzüglich des großen Klumpens im Hypochondrio dextro, die Ursache des Schwarzen Staars gewesen sei. Noch ist zu bemerken, daß die Gallenblase sehr klein und wenig Galle darin enthalten war. (Bei fetten Gänsen soll die Leber auch sehr weich sein, haben mir mehrere Frauen gesagt, auch werden die fetten Hunde leicht blind.) — Den 10. mittags und abends bei Frau Geheimrath Muzel* mit Stubenrauch gespeist. Des Abends nach 11 Uhr wurde der Leichnam meines ewig verehrungswürdigen Wohlthäters in der Parochialkirche beigesetzt. Hier sah ich den Sarg meines geliebten Freundes Muzel. Mein innigster Wunsch war hier, daß die Seelen dieser beiden Männer stets auf mir ruhen möchten." — Am Schlusse desselben Monats lesen wir: „Alles in diesem Monat ist recht glücklich gegangen, außer — außer daß ich meinen besten Freund und Wohlthäter verloren habe. Um sein Andenken würdig bei mir zu erhalten, soll es mein Bestreben sein, allen seinen Verwandten, soviel in meinem Vermögen steht, Gutes zu erweisen. — —

„Was ich am Schlusse des vorigen Jahres von der Vorsehung bat, mir nämlich so viel zutheil werden zu lassen, als ich zum Lebensunterhalt gebrauchtel, ist erfüllt worden. Ich habe in diesem Jahre mit den Meinigen keinen Mangel gelitten, vielmehr Ueberfluß in allem gehabt. Mit meinen Einkünften bin ich vollkommen zufrieden. Meine Frau und Kinder haben einer guten Gesundheit genossen. Die Zahl meiner Freunde hat sich vermehrt. Als Arzt bin ich hinreichend beschäftigt gewesen, meine Kenntnisse habe ich in vielen Stücken erweitert, in meinen Curen habe ich fast kein Unglück, wohl aber viel Glück gehabt. Alle diese großen Wohlthaten, so mir Gott erzeigt hat, erkenne ich mit dankbarem Herzen. Der Verlust der Hofmedicusstelle bei der Prinzessin Amalie hat mir keinen Schaden gethan. Mein Einkommen hat darunter nicht gelitten, und an den Kranken habe ich nicht bemerkt, daß sie mir dieses Unfalls wegen geringeres Vertrauen schenkten. Für meine Person aber habe

---

* Der Geheimrath Muzel hatte sich zwei Jahre vor seinem Tode nochmals verheirathet.

ich offenbar gewonnen, denn ich schicke mich für keinen Hof, ich habe dazu nicht Politur genug. Besser passe ich für gemeine, gutdenkende Menschen, die in mir den Arzt zu schätzen wissen, ohne einen feinen Mann zu verlangen. Mag mich der Himmel ferner vor allen Höfen bewahren!

„Selle und Stosch werden mir wol nie ganz gewogen werden. Beide haben eine weit stärkere und einträglichere Praxis als ich und glauben mich noch weiter unter sich zu sehen. Ich begehre aber als Arzt kein besseres Glück als mein jetziges; Gott weiß, daß ich keinem meiner Collegen das seine beneide, ihm vielmehr allen Segen wünsche! So gut, als ich mich jetzt hier stehe, habe ich in Spandau nie gestanden, würde es auch nie dahin gebracht haben. — Gott erhalte mich nur wie bisher gesund. Er schenke mir Aufmerksamkeit, Fleiß und Geduld genug, meine Pflicht als Arzt mit der strengsten Gewissenhaftigkeit bei einem jeden Kranken, weß Standes er sei, auszuüben. Er entferne aus meinem Herzen alle Untugenden und Laster, als Habsucht, Neid, Misgunst, Hochmuth, Eigendünkel, Leichtsinn, Grobheit oder andere Laster, welche jedem Menschen und vorzüglich dem Arzte höchst unanständig sind. O Gott! die Ausübung meiner Kunst ist schwer! Leite du mich bei selbiger und stärke mich, daß ich nicht zaghaft und müde werden möge, wenn mir nicht alles nach Wunsch geht!

Herr, send' auf meinen Wegen
Mir deine Hülfe zu,
Und sprich du selbst den Segen
Zu allem, was ich thu'.
Ja, sende du mir Kräfte
Von deiner Himmelshöh',
Damit all mein Geschäfte
Beglückt von statten geh'.
Gib mir vor allen Dingen
Getrosten Muth und Geist,
Das freudig zu vollbringen,
Was mein Beruf mich heißt."

Die Zahl der von Heim behandelten und eingetragenen Kranken im Jahre 1784 war 393, also kaum die Hälfte so

viel als in Spandau 1782. Allein die Einnahme an Honorar überstieg bereits 2200 Rthlr., ungerechnet die sehr gering auf 410 Rthlr. angeschlagenen Naturalien und sonstigen werthvollen Gegenstände. Nun beginnt aber in diesen Größen eine constante Steigerung; 1790 finden wir nahe an 1000 Kranke und eine Einnahme von etwa 8000 Rthlrn. baar und 800 Rthlrn. in werthvollen Gegenständen aufgezeichnet. Die ärmern, einzeln im Hause behandelten Patienten sind unter jenen 1000 nicht begriffen. Das Jahr 1795 aber schließt mit 1346 Kranken, ohne die vielen Armen, ab, und fast in demselben Verhältnisse war auch die Einnahme an Honorar gestiegen.

Die ersten zwölf Jahre in Berlin, gerade Heim's mittlere Lebensperiode, bieten unstreitig die höchste, angestrengteste Entwickelung seiner äußern und innern Kraft dar. Seine ältern, angesehenern Collegen fanden sich anfangs in vieler Beziehung durch den neuen, ebenso in seinem gesammten Gehaben wie in seinen Curmethoden durchaus originalen Doctor gestört, beschwert, ja verletzt. Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts in Berlin wird Heim von der neunzehnjährigen Gattin freundlich gewarnt, nicht, wie er gethan, in größerer Gesellschaft von Charlatanerien der Aerzte zu reden. In seinem Tagebuche erkennt er den Wink dankbar an und nimmt ihn zu Herzen, mäßigt sich in der Rede und behält das schärfere Urtheil eben nur den geheimen Bekenntnissen vor, ja hüllt dasselbe auch hierin noch in das Dunkel der englischen Sprache. Alle aus diesen Verhältnissen entspringenden Hindernisse wichen aber allmählich von selbst dem Zauber, welcher in Heim's Persönlichkeit, in seiner unendlich milden Gesinnung bei steter Heiterkeit, in seiner wahrhaft werkthätigen christlichen Liebe lag.

Nach Muzel's Tode wandte sich Heim unter seinen Collegen vorzüglich an den Geheimrath Baylies, ebenso durch dessen joviales Wesen wie durch dessen mannichfaltige Kenntnisse angezogen. Unterm 17. Mai 1785 hinterbrachte Heim, laut Englisch eingetragener Notiz, ein ihm sehr befreundeter rechtschaffener Mann, wie Baylies von ihm gesagt, er sei der beste Arzt in der Stadt, nur schade, daß er zu lebhaft

und zu raſch handle und zu laut rede. Herr D. legt dies dem Dr. Baylies bei Heim's zutraulichem Benehmen gegen denſelben ſehr übel aus und hängt ihm ein derbes Beiwort an. Heim aber läßt ſich nicht irren, Baylies vorzugsweiſe in bedenklichen Fällen zu Rathe zu ziehen. Jeder Mittag, welchen er mit Baylies zubringt, iſt als ein fröhlicher bezeichnet, und an Baylies' Todestag — den 2. März 1787 — wurden dem Tagebuche die Gefühle inniger Rührung und der Ausdruck der höchſten Achtung und Dankbarkeit anvertraut. Wie ſich ſolche unbefangene, gründliche Ehrlichkeit von ſelber belohnt, leſen wir am Schluſſe ebenjenes Monats: „Nach Baylies' Tode haben mich mindeſtens zehn große Häuſer als ihren Arzt angenommen. So ſehr ich mich überzeugt hielt, daß Baylies mir gut war, ſo habe ich doch nie geglaubt, daß er mich bei ſeinen Kranken ſo empfohlen hätte, wie ich es nun erfahre. Ohne andere Abſicht, als ſelbſt von ihm zu lernen, nahm ich ihn öfter mit zu meinen gefährlichen Patienten, was ihm gefiel, mir aber von verſchiedenen meiner Freunde widerrathen wurde, indem es mir im Publikum ſchaden müßte. Ich habe mich aber nicht an dergleichen Reden gekehrt, ſondern mich gefreut, wenn meine Kranken nur beſſer wurden — wenn auch Baylies ganz allein den Preis davontrug. Dies war mir ſo wenig unangenehm, daß ich vielmehr ſtets der erſte war, der ſein Lob auszubreiten und ſeinen Kenntniſſen die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen ſuchte." Schwieriger war es Heim, mit Dr. Selle in freundliches Vernehmen zu kommen. Dieſer hatte Heim's Verfahren in Fällen getadelt, wo Heim außer dem eigenen Wiſſen und Gewiſſen auch Baylies' Stimme entſchieden für ſich hatte. Dagegen ſchlug Selle zuweilen Wege ein in ſeinen Curen, welche Heim bei der beſcheidenſten Würdigung eigener Einſicht und Erfahrung doch nicht zu entſchuldigen vermochte. Deſſenungeachtet bekämpfte er in ſeiner Seele jede leidenſchaftliche Aufwallung, jede perſönliche Empfindlichkeit gegen dieſen Mann. Am 1. Auguſt 1785 wurde, auf Heim's Verlangen, Selle bei der Krankheit des jungen von C. zugezogen. Unterm 2. Auguſt finden wir eine engliſche Notiz im Tagebuche

folgenden Inhalts: „Den ganzen Tag war es mir unangenehm, daß ich Selle zu einem meiner Kranken gerufen hatte. Völlig überzeugt aber, daß dieſer innere Verdruß ganz ungerecht ſei, habe ich mein Leiden mit Standhaftigkeit der Seele ertragen und vielmehr feſt beſchloſſen, Selle bei jedem andern meiner Kranken ebenfalls zu rufen, wo ich es dieſem für wahrhaft dienlich halte.“ Die ſpäter über ebendieſen Fall aufbehaltenen Thatſachen zeugen nicht von einem ſonderlich zarten Benehmen des gelehrten Collegen; die Folge aber war ein um ſo größeres Vertrauen der Aeltern des Patienten zu Heim, deſſen alleinige Behandlung dem Sohne bald Geneſung verſchaffte. Uebrigens finden ſich ſpäter im Tagebuche genug Zeugniſſe von einer völligen Ausgleichung und von friedlichem Zuſammenwirken beider Collegen.

Im Sommer 1787 trat ein engliſcher Arzt, Dr. Brown, in Berlin auf, welcher, bei Hofe ſehr begünſtigt, mehrere Familien, die nach Baylies' Tode ſich Heim anvertraut hatten, an ſich zog. Heim, der ſchon übermäßig beſchäftigt war, benahm ſich hierbei ſehr gleichgültig, zumal dieſe Patienten durch die langen Beſuche ſeines Vorgängers verwöhnt waren. Wir finden eine Notiz im Tagebuche, wonach der Herr Schwiegervater ſich misfällig über dieſen Gleichmuth äußerte. — Schwiegeraltern, Freunde und treuanhängliche Patienten waren oft Veranlaſſung, daß Heim ſein altes ſpandauiſches Revier beritt, in welchem bereits der zweite Nachfolger, Dr. Malzahn, regierte. Dieſer fragte beim erſten Zuſammentreffen Heim, ob er hier den Tod vertreiben wolle. Heim lenkte ſcherzend von der groben Frage ab, bemerkt aber in der Chronik: „Hoc scio pro certo, quoties cum stercore certo etc.“ (Das weiß ich beſtimmt, ſo oft ich mit Schmuz ſtreite u. ſ. w.) In Beziehung auf Dr. Roloff wird mancher freundlichen Conſulation erwähnt. Dr. Stoſch verſagte Heim auf wiederholtes Bitten ein angeblich von dem Geheimrath Muzel überkommenes Arcanum gegen den Fluor albus, obwol er übrigens in dem freundlichſten geſelligen Verkehr mit ihm ſtand und beſtändig blieb. Beiläufig ſei hier bemerkt, daß Heim die vielen von Muzel hinterlaſſenen Medicamente zu ſondern und zu ordnen hatte, bei welcher

Gelegenheit er mehrere Metzen Pillen in die Miſtgrube ſchüttete. Einige Samenkörner, die er für Cacaobohnen hielt, nahm er in den Mund, ſpuckte ſie aber ſogleich wieder aus. Es erfolgte entſetzliches Brennen im Munde und Gaumen, Kopfſchmerz und Betäubung und heftige Diarrhöe; erſt nach fünf bis ſechs Stunden verſchaffte eine Taſſe Oel Linderung. Die Körner waren Granum Felli Croton Tiglium Linn.

Im November 1790 berief ein wohlhabender Kaufmann in Potsdam Heim zu ſeiner leidenden Gattin. Als Heim daſelbſt ankam, war der größte Jammer im Hauſe, weil der gewöhnliche Hausarzt F., höchſt aufgebracht, der ganzen Familie allen fernern Beiſtand verſagt und geſchworen hatte, das Haus nicht wieder zu betreten. Heim rieth dem geängſtigten Kaufmann, ſich mit F. zu verſöhnen, und, um dies deſto leichter zu bewirken, ihn ſelbſt lieber gar nicht zu der Kranken zu bringen. Der Weg wurde theils zu Wagen*, theils in finſterer Nacht zu Pferde zurückgelegt, und der Bericht darüber im Tagebuche ſchließt mit den Worten: „Trotz des ſchlimmen Wetters war mir die Reiſe der Motion wegen doch angenehm. Der F. muß übrigens ein ganzer Narr ſein.“ Am Schluſſe des Jahres 1788 gibt ſich Heim ſelbſt das Zeugniß, mit jedem ſeiner Collegen freundſchaftlich gelebt, ſich möglichſt nachgiebig erwieſen und nicht eigenſinnig auf ſeiner Meinung beſtanden zu haben. Die folgenden Jahrgänge berichten kaum ähnliche Beiſpiele als die zuvor erwähnten, was wol der allgemeinen, höhern Anerkennung von Heim's ärztlicher Geſchicklichkeit und deſſen würdigem, wohlwollendem Benehmen gegen ſeine Collegen zugeſchrieben werden darf.

Aus dem bisherigen Verlaufe von Heim's Leben iſt es ſchon öfters hervorgetreten, welch ein Gewicht er auf die Verſchwiſterung und gegenſeitige Unterſtützung der Chirurgie und Arzneikunde legte, namentlich iſt auch früher bei der nachher durch den Dorfſchmied vollendeten Halsoperation erwähnt worden, wie ihm die eigene Geübtheit der Hand fehlte,

* Damals verband noch keine Chauſſee beide Städte; die Poſt fuhr oft neun Stunden von einer zur andern.

und wie er sich dadurch gehemmt fühlte, daß die Wundärzte nicht einer Meinung mit ihm waren. Nachdem er sich in Berlin niedergelassen hatte, gab er sich alle Mühe, mit den vornehmsten wie mit den geringsten Chirurgen daselbst in ein gutes Vernehmen zu kommen. Damals standen noch Aerzte und Wundärzte mit einer Art von Zunftneid einander schroff gegenüber. Der Professor und Generalchirurgus Voitus, ein talentvoller und kenntnißreicher Mann, Heim's Genosse und Freund von Paris her, behauptete: Aerzte müßten schweigen, wenn von Chirurgie die Rede sei, und stellte in dieser Beziehung die berlinischen Stadtchirurgen den Aerzten gleich. Nun bat Heim einst Voitus, ihm ein neuerfundenes Instrument zu zeigen, wonach er ein gleiches zum Geschenk für einen Stadtchirurgus machen lassen wollte. Dies wurde ihm mit den Worten abgeschlagen, daß sie beide, der Stadtchirurgus wie Heim, doch nichts von der Sache verständen. Heim wurde hierdurch bewogen, bei allen seinen Kranken, welche chirurgischer Hülfe bedurften, den Stadtchirurgus Münch zuzuziehen. Sechzehn Jahre lang stand ihm dieser mit ebenso freundlicher Bereitwilligkeit als rühmlicher Geschicklichkeit bei, und nach dem Tagebuche fehlte früher der brave Münch selten an Heim's Tische, wenn dieser sein Mahl zu Hause einnahm. Ungeachtet Münch im Ausziehen der Zähne nicht sonderlich geschickt war, gab sich Heim in einem solchen Falle doch in dessen Hände, um lieber selbst Schmerz zu dulden, als Münch wehe zu thun. Unterm 17. Mai 1800 steht im Tagebuche: „Heute starb am Bluthusten durch Erstickung der Assessor Münch, mein guter Freund, mit dem ich seit sechzehn Jahren im besten Einverständniß gelebt habe. Ich habe ihn als meinen Freund und als einen Mann, der sein Fach verstand und in Ausübung seiner Pflichten unermüdet war, stets geliebt und geschätzt, und sein Tod ist mir sehr nahe gegangen. Sein Andenken wird mir stets werth sein, und nie werde ich seine Tugenden vergessen. Wäre ich gewohnt, bei Todesfällen zu weinen — ich würde viele Thränen um diesen Mann vergießen." Nach Münch's Tode trat Heim in ein ähnliches Verhältniß mit dem Professor Zenker. — Ueber Voitus sagt übrigens Heim unterm 30. Januar 1787:

„Heute früh starb u. s. w. Voitus an einer hitzigen Krankheit im 45. Jahre. Ganz Berlin trauert über diesen Verlust, der nicht leicht zu ersetzen ist. Er war ein heller Kopf und guter Lehrer — besaß viele und große Tugenden — nur nicht die der Bescheidenheit."

Jene wunderliche Spannung zwischen Aerzten und Wundärzten lag in den Einrichtungen, in dem Geiste der Zeit. Der geringe Grad von Bildung vieler von den mittlern Militärchirurgen, so vortheilhaft sich auch einzelne auszeichnen mochten, ferner das Dienstverhältniß derselben gegen ihre Vorgesetzten, welches dem eines Unteroffiziers gegen seinen Offizier nach damaliger Art völlig gleich war, sonach auch eine ähnliche Behandlung zur Folge hatte, trieb die Aerzte zu einer oft rohen äußern Ueberhebung über ihre an sich so nahen Kunstverwandten. Der Geheimrath Muzel gab einem Stadtchirurgus, welcher einer Gräfin zur Ader lassen sollte und fehlschlug, einen Backenstreich. Der sehr geschickte Chirurgus Gilly schaffte sich zur Förderung seiner vielen Geschäfte Wagen und Pferde an. Dies brachte die Aerzte so sehr gegen ihn auf, daß der ehrenwerthe Mann, um des gemeinen Friedens und seines guten Auskommens willen, wieder zu Fuß gehen mußte. Heim that seinerseits alles, dieser Ungebühr zu wehren, und bewog namentlich seinen lieben Münch, welcher hinkte, aber dennoch durch Gilly's Beispiel abgeschreckt wurde, sich mit Fuhrwerk zu versehen. Der spätere allgemeine Umschwung der Dinge erstreckte sich auch auf dieses Verhältniß, wobei Heim stets dem würdigen Görke hinsichts der langjährigen tiefen Einwirkung auf die Bildung der Wundärzte des preußischen Heeres, desgleichen seinem Genossen Mursinna ein unvergängliches Verdienst beimaß. Von dem lebendigen Verkehr mit Mursinna zeugt schon das Tagebuch von 1791.

Das zunehmende Vertrauen zu Heim unter den Einwohnern Berlins nöthigte diesen zu kaum glaublichen Anstrengungen. Unterm 7. Juni 1790 sind 76 Kranke notirt, welche außer dem Hause besucht wurden, 20 aber, welchen Heim auf seinem Zimmer Rath ertheilt hat. Am folgenden Tage heißt es im Tagebuche: „Heute wieder 70 Besuche

gemacht; ich muß faſt unter der Laſt der Arbeit erliegen.“ Im April 1795 finden wir 80 Kranke an einem Tage vermerkt, und einmal brachte er es bis auf 83 Beſuche. Bringt man hierbei die Wege und die Treppen in Anſchlag, ſo iſt leicht zu begreifen, daß gegen die frühere Lebensweiſe in Spandau durch die Niederlaſſung in Berlin wenigſtens an Bequemlichkeit nichts gewonnen war. Statt der Unfälle beim Reiten ergaben ſich bei der großen, oft unvorſichtigen Eile faſt noch gefährlichere durch den Wagen, durch die Brücken und Straßen der Stadt und die Treppen. Im Mai 1787 that er bei dem Einſteigen in den Wagen und zu raſchem Anziehen der Pferde einen Fehltritt, wodurch er ſich eine Subluxation des linken Knies zuzog, mehrere Tage gelähmt war und acht Jahre lang durch öftere Schmerzen und eine ſtets fühlbare Schwäche an dieſe Verletzung erinnert und in ſeiner Bewegung gehindert wurde. Im Jahre 1790 ſtürzte er mit ſeiner dritten, kaum zweijährigen Tochter, welche mit ihm bei den Kranken umherfuhr und die er auf dem Arme trug, eine ſteinerne Treppe hinunter, zum Glück ohne Beſchädigung des Kindes, wohl aber mußte er ſelbſt längere Zeit hindurch die ſchmerzlichen Folgen empfinden. Im Jahre 1795 ſtieß er ſich bei einem Krankenbeſuche im Dunkeln ſo heftig an den Kopf, daß er ganz betäubt war. Das Reiten zu Patienten über Land war nun eine Erholung von dem argen ſtädtiſchen Treiben. Ging es nicht weiter als Köpenick, ſo wurde ſchnell noch ein kleines Treibjagen mit abgemacht. Doch kommen nicht ſelten Reiſen vor, deren Ausführung zu bewundern iſt, wenn man den damaligen Zuſtand unſerer Haupt- und Nebenwege dabei in Erwägung zieht. Unterm 13. Februar 1787 leſen wir im Tagebuche: „Heute um 6 Uhr aufgeſtanden, vor 7 Uhr ausgefahren, um Kranke zu beſuchen. Gleich nach 9 Uhr ſaß ich zu Pferde, ritt nach Spandau, daſelbſt fand ich einen Wagen, um mit noch zwei Relais nach Königshorſt (7 Meilen von Berlin) zu fahren. Herr Vater begleitete mich. Nach 2 Stunden fuhren wir wieder zurück und gelangten gegen 7 Uhr nach Spandau. Bis gegen 8 Uhr ritt ich in ſtockfinſterer Nacht nach Berlin zurück. Das Wetter war außerordentlich ſchön, die Wege

aber waren wegen des Kothes, des Waſſers und Eiſes deſto ſchlimmer. Ich danke Gott von Herzen, daß ich dieſe Reiſe ſchnell und ſo glücklich zurückgelegt habe. Von 8 bis 10 Uhr abends noch Kranke beſucht, wobei mich meine Frau begleitete.“ In demſelben Winter wird einer ganz ähnlichen Reiſe über Bötzow nach Königshorſt gedacht, halb zu Pferd, halb zu Wagen.

Von manchen ſeiner alten ſpandauiſchen Patienten konnte er ſich nicht trennen und ſcheute keine Anſtrengung, um zu ihnen zu eilen, wenn ſie nach ihm verlangten. Zu dieſen gehörte vornehmlich ſein theuerer Freund von Bredow in Zeeſtow, welcher im Jahre 1793 ſtarb.

Unterm 3. Juli 1792 berichtet das Tagebuch: „Morgens halb 3 Uhr aufgeſtanden, mich friſiren laſſen und mit dem Schlag 3 von hier weggeritten nach Oranienburg. Am hieſigen Thore mußte ich bis halb 4 warten, ehe es geöffnet war. Bis nach dem Sandkruge ritt ich in funfzig Minuten (auf ſeinem damals neunzehnjährigen Braunen). Hier und wiederum in Birkenwerder fand ich jedesmal ein friſches Reitpferd und kam ſo um halb 6 Uhr in Oranienburg an. (4 Meilen von Berlin). Den Obriſten von Fabian fand ich beſſer, als ich erwartet hatte; von Rappin, von Zanthier und Lieberkühn beſucht und mich ſattgegeſſen und getrunken, da ich ganz nüchtern von Berlin geritten war. Gleich nach halb 7 ritt ich wieder ab und kam, ungeachtet mancher Noth mit den fremden Pferden, gegen halb 8 nach dem Sandkruge. Hier beſtieg ich wieder mein eigenes Pferd, welches mir doch angenehmer und beſſer iſt als jedes andere, und trabte in einem Zuge nach Berlin, wo ich vor halb 9 Uhr ankam. Ich ging augenblicklich zu Frau K.-D. St., die mich ſehnlich erwartete, und fuhr dann wie gewöhnlich bis 2 Uhr bei meinen Kranken umher, war auch den ganzen Tag nicht müde, ſondern heiter und guten Muths. Gott ſei gedankt, daß ich dieſe ſchnellſte Reiſe glücklich zurückgelegt habe!“

Nach ſolcher Mühe des Tages war doch am ſpäten Abend noch das Tagebuch zu ordnen. Außer den Ereigniſſen des Tages wurden nicht allein die Kranken mit ihren beſondern

Leiden darin verzeichnet, sondern selbst die Witterung täglich vermerkt. Von den eingegangenen Geschenken an Fasanen, Rehböcken, Wein u. s. w. hatte die Hausfrau eine Taxe aufzunehmen, um neben der baaren Einnahme und Ausgabe auch diese Naturalien aufs genaueste in Rechnung stellen zu können.

Vom Jahre 1794 an finden wir im Tagebuche ein besonderes Verzeichniß der gestorbenen Kranken mit einer gedrungenen Geschichte der Krankheit und der Behandlung derselben, nebst eigener strenger Prüfung der letzten zur Belehrung für künftige ähnliche Fälle. So blieben denn für den Schlaf kaum fünf Stunden übrig.

In dieser aufs höchste gespannten Thätigkeit konnte Heim nicht leicht etwas eher aus der Fassung bringen, als wenn seine Patienten um nichtiger Anwandlungen willen ihn zu weiten Wegen und Besuchen veranlaßten. Bis zum Abend wurde ihnen solches nachgetragen und ihre Unart im Tagebuche dem ewigen Gedächtniß aufbehalten. Hypochondristen waren ihm entschieden lästig, wie viele Notizen folgender Art bekunden: „Abends besuchte mich Herr Legationsrath C., ein Erzhypochondriakus, um zu meiner großen Freude Abschied von mir zu nehmen, da er morgen früh nach Wien abreist.“ — Sonst ertrug er nicht blos von Patienten, sondern selbst von deren Angehörigen jede Unbill mit unwandelbarer Gelassenheit. Eine Geheimräthin Sch., die sich einiges auf ihre eigenen medicinischen Kenntnisse einbildete, fiel Heim mit ungestümer Heftigkeit an, als sein Recept bei dem Gemahl nicht die verlangte Wirkung gethan hatte. Im Januar 1786 schließt er die Schilderung des Auftritts mit den Worten: „Solange ich Arzt bin, ist mir noch niemand so grob begegnet als diese Frau — die einzige Prinzessin A. ausgenommen.“ Dennoch blieb er Hausarzt der Dame und ihres Herrn solange sie lebten. Fast schlimmer noch setzte ihm später eine Frau Kriegsräthin zu, welche einen bei der Section ihrer Schwester von Heim zurückbehaltenen Fötus reclamirte. Dagegen bewiesen andere seinem ärztlichen Eifer eine desto freisinnigere Willfährigkeit. Am Schlusse des Juni 1792 lesen wir im Tagebuche:

„Vermächtniß des Herrn Geheimraths Freiherrn von D. «Nachdem mir mein bisheriger Leibarzt, der Herr Hofrath Heim, auf mein geschehenes Ansuchen die Gefälligkeit zu erweisen versprochen, nach meinem bevorstehenden Ableben meinen Körper zu seciren, wofür ich ihm meinen herauszunehmenden Brustknochen (Sternum) als ein in der Anatomie angeblich seltenes Stück hiermit und in Kraft dieses ausdrücklich vermacht haben will; so werden meine Kinder und Nachbleibenden sich hieruach gebührend achten, der vorzunehmenden Secirung in keinem Stücke entgegen zu sein sich beigehen, dahingegen dem Herrn Hofrath Heim das gedachte Vermächtniß unweigerlich verabfolgen lassen, dessen ich mich zu ihrer kindlichen Liebe und Gehorsam versehe. Berlin, den 1. Juni 1792. (L. S.) N. N.»

„Den 17. abends um 6 Uhr starb dieser brave und rechtschaffene Mann; den 18. abends habe ich ihn seciren lassen und das mir bestimmte Vermächtniß zu mir genommen. Seit mehrern Jahren war ich sein Arzt und habe manches Glas Rheinwein mit frohem Herzen bei ihm getrunken."

Mit hoffnungslosen Kranken von starken Seelen unterhielt er sich gern über die wichtigsten Angelegenheiten des von der Welt scheidenden Menschen. „Abends spät noch den Mechanikus Catel, der nun bald sterben wird, besucht" — heißt es unterm 7. Januar 1791 — „und vieles mit ihm über den Glauben und die höchste Wahrscheinlichkeit eines künftigen Lebens gesprochen." — „Diesen Mann" — steht unterm 9. Januar, wo er starb — „habe ist stets wegen seines guten Herzens und wegen seiner außerordentlichen Kenntnisse hochgeschätzt."

Unterm 29. März desselben Jahres schrieb Heim nieder: „Heute starb endlich der Sohn des Buchbinders Discher — auch ein Buchbinder — 21 Jahre alt, an der Schwindsucht. Der Tod dieses jungen Mannes ist mir überaus nahe gegangen. Er war ein Mensch vom besten Herzen, von einem hellen Verstand. Ich habe mich oft mit ihm über Leben und Tod unterhalten. Während seiner ganzen Krankheit war er standhaft und blieb sich immer gleich. Er fürchtete den Tod nicht, da er sich eines tugendhaften Lebenswandels bewußt war.

Leiden darin verzeichnet, sondern selbst die Witterung täglich vermerkt. Von den eingegangenen Geschenken an Fasanen, Rehböcken, Wein u. s. w. hatte die Hausfrau eine Taxe aufzunehmen, um neben der baaren Einnahme und Ausgabe auch diese Naturalien aufs genaueste in Rechnung stellen zu können.

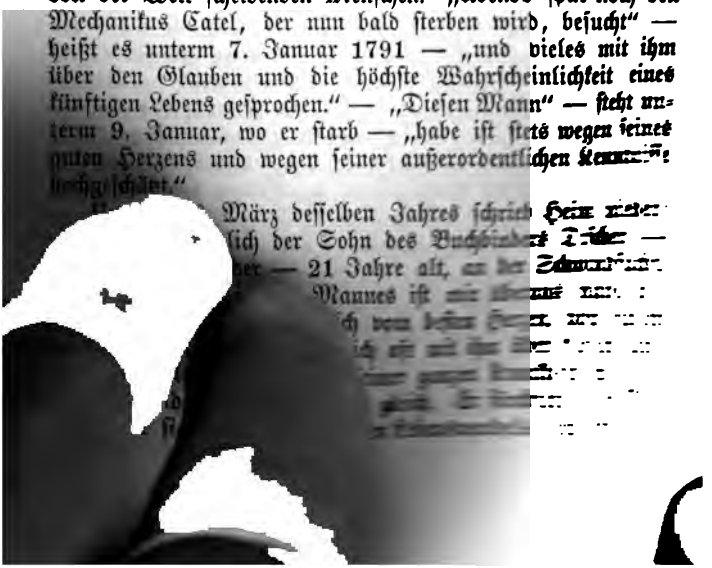
Vom Jahre 1794 an finden wir im Tagebuche ein besonderes Verzeichniß der gestorbenen Kranken mit einer gedrungenen Geschichte der Krankheit und der Behandlung derselben, nebst eigener strenger Prüfung der letzten zur Belehrung für künftige ähnliche Fälle. So blieben denn für den Schlaf kaum fünf Stunden übrig.

In dieser aufs höchste gespannten Thätigkeit konnte Heim nicht leicht etwas eher aus der Fassung bringen, als wenn seine Patienten um nichtiger Anwandlungen willen ihn zu weiten Wegen und Besuchen veranlaßten. Bis zum Abend wurde ihnen solches nachgetragen und ihre Unart im Tagebuche dem ewigen Gedächtniß aufbehalten. Hypochondristen waren ihm entschieden lästig, wie viele Notizen folgender Art bekunden: „Abends besuchte mich Herr Legationsrath C., ein Erzhypochondriakus, um zu meiner großen Freude Abschied von mir zu nehmen, da er morgen früh nach Wien abreist.“ — Sonst ertrug er nicht blos von Patienten, sondern selbst von deren Angehörigen jede Unbill mit unwandelbarer Gelassenheit. Eine Geheimräthin Sch., die sich einiges auf ihre eigenen medicinischen Kenntnisse einbildete, fiel Heim mit ungestümer Heftigkeit an, als sein Recept bei dem Gemahl nicht die verlangte Wirkung gethan hatte. Im Januar 1786 schließt er die Schilderung des Auftritts mit den Worten: „Solange ich Arzt bin, ist mir noch nie
grob begegnet als diese Frau — die einzi
ausgenommen.“ Dennoch blieb er Hau
ihres Herrn solange sie lebten
ihm später eine Frau
Section ihrer
reclamirte.
eine desto f
1792 lesen

„Vermächtniß des Herrn Geheimraths Freiherrn von D. «Nachdem mir mein bisheriger Leibarzt, der Herr Hofrath Heim, auf mein geschehenes Ansuchen die Gefälligkeit zu erweisen versprochen, nach meinem bevorstehenden Ableben meinen Körper zu seciren, wofür ich ihm meinen herauszunehmenden Brustknochen (Sternum) als ein in der Anatomie angeblich seltenes Stück hiermit und in Kraft dieses ausdrücklich vermacht haben will; so werden meine Kinder und Nachbleibenden sich hiernach gebührend achten, der vorzunehmenden Secirung in keinem Stücke entgegen zu sein sich beigehen, dahingegen dem Herrn Hofrath Heim das gedachte Vermächtniß unweigerlich verabfolgen lassen, dessen ich mich zu ihrer kindlichen Liebe und Gehorsam versehe. Berlin, den 1. Juni 1792. (L. S.) N. N.»

„Den 17. abends um 6 Uhr starb dieser brave und rechtschaffene Mann; den 18. abends habe ich ihn seciren lassen und das mir bestimmte Vermächtniß zu mir genommen. Seit mehrern Jahren war ich sein Arzt und habe manches Glas Rheinwein mit frohem Herzen bei ihm getrunken."

Mit hoffnungslosen Kranken von starken Seelen unterhielt er sich gern über die wichtigsten Angelegenheiten des von der Welt scheidenden Menschen. „Abends spät noch den Mechanikus Catel, der nun bald sterben wird, besucht" — heißt es unterm 7. Januar 1791 — „und vieles mit ihm über den Glauben und die höchste Wahrscheinlichkeit eines künftigen Lebens gesprochen." — „Diesen Mann" — steht unterm 9. Januar, wo er starb — „habe ist stets wegen seines guten Herzens und wegen seiner außerordentlichen Kenntnisse hochgeschätzt."



Nie ist mir ein Mensch von so edeln Gesinnungen und guten Handlungen vorgekommen als dieser. Sein Andenken wird nimmer bei mir verlöschen, und ich wünsche nichts mehr, als dereinst, wenn ich an einer langwierigen Krankheit sterben sollte, so zu enden wie er."

Die Beispiele von zurückgesandten Honoraren an bedürftige Patienten mehren sich im Tagebuche mit der wachsenden jährlichen Einnahme. Dagegen nimmt er nach Umständen auch den geringsten Lohn dankbar an. Ein Koch K., dessen Vermögen auf 60000 Rthlr. geschätzt wurde, bot für die ärztliche Besorgung seiner zahlreichen Familie Heim jährlich 12 Rthlr. Lachend willigte dieser ein. Eine arme Frau aus Dalldorf bat Heim, ihren kranken Sohn zu besuchen. Er ritt dahin (im April 1787) und dankte aufrichtig für die zwei neuen Besen, welche ihm für seine Mühe verheißen wurden. — Im Umgange mit der vornehmern Welt fühlte er sich in den frühern Jahren immer beengt und zeichnet deshalb diejenigen Personen in seinen Bekenntnissen vorzüglich aus, bei welchen es ihm leicht und wohl ums Herz war; obenan stellte er unter diesen den Grafen Fontana, sardinischen Gesandten, welcher 1789 von Berlin nach Madrid ging. Von der Prinzessin Amalie wurde Heim auf gewisse Weise wieder zu Gnaden angenommen, obgleich nicht als Leibarzt. Er hatte eine Demoiselle G. secirt und sandte auf Verlangen der Prinzessin einen Sectionsbericht. Darauf ließ ihm eine Kammerfrau sagen, die Prinzessin wolle ihn sprechen; indeß lehnte er es ab, vor Ihrer königlichen Hoheit zu erscheinen, wenn er nicht durch den Laufer Befehl erhielte. Nun fand sich die Kammerfrau in Person bei Heim ein mit höflichem Ersuchen, worauf er Folge leistete, von der Prinzessin sehr gnädig empfangen und erst nach dreiviertel Stunden entlassen wurde.

Im Jahre 1787 consulirte ihn auch die Prinzessin Ferdinand und gab ihm manche Beweise besonderer Gnade, obgleich Dr. Brown als Leibarzt angenommen wurde. Die unglücklichen Folgen der Masern bei dem jungen Heinrich, den Brown behandelt hatte, brachten jedoch Heim im Jahre 1790 wieder in nähere Berührung mit diesem Hofe. Er

wurde mit Brown und Stoſch zu Rathe gezogen und mußte das traurige Geſchäft übernehmen, dem ohne Rettung dahinſchwindenden Prinzen die letzten Monate ſeines Lebens zu erleichtern und ſelbſt durch manche Zerſtreuung zu erheitern. Im Tagebuche wird erwähnt, wie mit dem Prinzen auch die Prinzeſſin Luiſe, deſſen Schweſter, und ſelbſt die Prinzeſſin Ferdinand Heim in ſeiner Wohnung beſuchten, um ſeine Mooſſammlung zu betrachten; auch gedenkt er ſchon damals manches Blümchens, welches er aus der Hand der Prinzeſſin Luiſe empfing, und mit welchem er ſo gern ſeine Bruſt ſchmückte. Bis zu ſeinem Tode erkannte er in der Huld dieſer edeln Fürſtin einen unſchätzbaren Lohn ſeines Lebens.

Den 8. October 1790 ſtarb der junge Prinz Heinrich, und im folgenden Monate ernannte die trauernde Mutter Heim zu ihrem Leibarzt. Die Begegnung aber, welche Heim an dieſem Hofe zutheil wurde, war, wie ſchon aus dem Angeführten erhellt, von Anbeginn weſentlich verſchieden von derjenigen, welche er bei der Prinzeſſin Amalie erfahren hatte. Nur von dem Prinzen Heinrich, des großen Friedrich's Bruder, den er hier öfters ſah, und welcher ſich übrigens ſehr gnädig gegen ihn bezeigte, wird als Ausnahme erwähnt, daß er Heim noch mit Er anzureden pflegte.

In den neunziger Jahren finden wir Heim in den erſten Häuſern der Königsſtadt, und die ausgezeichnetſten Staatsmänner ſchenkten ihm ihr Vertrauen und ihre Freundſchaft. Ueber den Miniſter von Herzberg enthält das Tagebuch vom Jahre 1794 manche ſchätzbare Bemerkung, manchen Beweis großer Offenheit ſelbſt über politiſche Angelegenheiten. Im Jahre 1795 und beſonders 1796 bringt er faſt in jeder Woche einen Mittag bei dem Miniſter von Hardenberg zu, deſſen edle, geiſtreiche Heiterkeit und einnehmendes Weſen Heim ebenſo anzog, als jenem Heim's muntere Natur wiederum behagte. Sie hielten lebenslänglich treue Freundſchaft, und Heim machte es ſich gewiſſermaßen zur Pflicht, jederzeit, auch als der einflußreiche Gönner die höchſte Stufe politiſcher Bedeutung erreicht hatte, gegen denſelben ſeiner ungebundenen, naiven Wahrheitsliebe freien Lauf zu laſſen. —

Die Gunst, welche Heim in der vornehmern Welt zutheil wurde, verblendete ihn jedoch nicht gegen die Schwächen und Jämmerlichkeiten, welche in diesen Kreisen dem Arzte vor jedem andern offenbar werden. So erzählt er unterm 4. November 1794: „Mit dem Minister *** und dessen Frau viel von dem Charlatan della Lena gesprochen, von welchem beide Medicin nehmen. Ich konnte mich nicht genug wundern, wie beide so blind, ja so einfältig seien, sich von einem solchen Betrüger so gröblich täuschen zu lassen. Aber die Vornehmern sind in diesem Stücke ebenso leichtgläubig als der gemeinste Pöbel. Wer nur ihrer Eigenliebe schmeichelt, wenn es gleich auf die unverschämteste Weise geschieht, gewinnt ihren Beifall."

Soviel auch Heim durch die emsige Erfüllung seines Berufs in der Stadt und ihren Umgebungen umhergetrieben wurde, so gewährte ihm doch sein allmählich wachsender Familienkreis, obwol nur in flüchtigen Momenten, die edelsten Genüsse. Seinen beiden obenerwähnten Töchtern folgte im Juli 1785 eine dritte, welche jedoch im December desselben Jahres an den natürlichen Pocken starb; die ältern Schwestern bestanden die Seuche glücklich. Im Jahre 1787 wurde ihm abermals eine Tochter* und 1789 ein Sohn geboren. Unterm 4. Mai 1788 ist bemerkt, wie er große Unruhe ausstand wegen eines geimpften Pockenkindes, welches jedoch glücklich genas. Kein Wunder, daß er die Impfung seiner eigenen beiden jüngern Kinder im October 1789 mit einiger Aengstlichkeit unternahm. Indeß wird am Schlusse des Jahres bemerkt, daß er in demselben über 40 Kinder geimpft habe, ohne

* Nach 41 Jahren, am Geburtstage dieser geliebten Tochter, schrieb Heim ins Tagebuch: „Da ich mir so sehr einen Sohn gewünscht hatte und bei der Rückkunft von meinen Patienten die Geburt einer Tochter erfuhr, so war ich damit nicht ganz zufrieden. Dies mochte meine Frau bemerkt haben, daher sie mich um Verzeihung bat, daß sie mir abermals ein Mädchen gebracht habe. Ich fühlte mich dadurch ganz beschämt, und nie hat der Anblick eines neugeborenen Kindes einen solchen Eindruck auf mich gemacht — als wollte es mir zu verstehen geben: Verzeihe, Vater! daß ich nur ein Mädchen bin."

daß ein einziges gestorben oder irgend Schaden gelitten. Unterm 28. April 1791 steht aber vermerkt: „Es lag mir schwer auf dem Herzen und beständig im Sinn, das inoculirte Pockenkind des Majors von H. bald sterben zu sehen. Den 29. starb das inoculirte Pockenkind!! ein Mädchen von drei Jahren, welches von Jugend auf immer schwach und krank, aber seit etwa sechs Monaten gesund und munter war. Dies ist das erste von mir inoculirte Pockenkind, welches ich verliere. Die Aeltern bedauere ich um so mehr, als es ihr einziges Kind ist und sie mit so herzlicher Liebe an ihm hingen." — Hieraus erklärt es sich gewissermaßen, daß Heim's eigene 1792 geborene Tochter in ihrem sechsten Jahre wiederum von den natürlichen Pocken übereilt und mit genauer Noth vom Tode errettet wurde. — Eine lange Reihe von Jahren vertrat die Witwe des Geheimraths Muzel die Stelle der Großmama bei der Heim'schen Familie. Jeden Sonntag versammelte sich Heim mit den Seinigen bei ihr, und das Tagebuch meldet getreu, wie froh alle den Mittag und Abend daselbst zugebracht haben. Ueber die Eigenthümlichkeiten der Charaktere seiner Kinder hat Heim in ihrem zartesten Alter eine Menge treffender, durchs ganze fernere Leben bewährter Beobachtungen seinem Tagebuche anvertraut, obwol ihm fast keine Zeit für die Unterhaltung mit den Kleinen blieb, außer im Wagen, in welchem sie ihn öfters begleiteten. Am 30. September 1790 fährt er mit seinen drei Töchtern umher, von denen die jüngste noch nicht drei Jahre alt war. Den 21. Januar 1791 besucht er 70 Kranke, wo ihn drei Stunden lang Mutter und Kinder begleiten. Alljährlich pflegte er die Töchter auch einmal auf den Marienthurm oder auf den Thurm der Deutschen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt zu führen, um sich an dem Himmel und dem Panorama Berlins zu ergötzen. Auch später, am 1. Januar 1807, wird bemerkt, wie er mit dem Sohne und Fräulein von K. den letztern bestiegen habe. An der dritten Tochter hatte er eine absonderliche Freude; einmal weil vor ihrer Geburt die Mutter von trüben Vorstellungen und Todesgedanken geängstigt wurde und dem Gatten sehr ernste Bitten über die Wahl einer zweiten Mutter ihrer

Kinder ans Herz legte, dennoch aber die Entbindung und Nährung des Kindes überaus glücklich von ſtatten ging; dann aber auch, weil ſie „ganz ein Mädchen nach ſeinem Sinn“ war. Am 9. Auguſt 1788 ſchrieb Heim in ſein Tagebuch: „Heute legte meine Frau das 24. Jahr zurück. Gott erhalte ſie mir noch ſo lange — ſo lange, als ich lebe! Ich ſchenkte ihr zwei Ringe, die ihr große Freude machten; den einen wegen ihrer Sorgfalt beim Stillen unſerer Karoline, den andern, weil ſie mir, wenn ich etwas heftig behaupte und ſelbſt unrecht habe, doch nicht auf der Stelle widerſpricht.“ — Als Probe dieſer Sanftmuth pflegte Heim gern anzuführen, daß bei der ebenerwähnten Scene, als ſeine Gattin in der vermeintlichen Ahnung eines nahen Todes ihm eine Nachfolgerin namentlich empfohlen, er, um von ſo trüben Gedanken abzulenken, eine andere vorgezogen, ſie aber ſeine Wahl gebilligt habe.

Im April 1786 bezog Heim, des Zuwachſes ſeiner Familie wegen, und weil er für ſeine Praxis fünf bis ſechs Pferde halten mußte, die Wohnung, in welcher er bis an ſein Ende gelebt hat. Seine Witwe konnte 1836 ein in Berlin wol unerhörtes Jubiläum feiern — das einer funfzigjährigen Miethwohnung.* Heim ſcheute bei ſeiner Beweglichkeit die mancherlei an den Beſitz eines eigenen Hauſes in Berlin geknüpften Unbequemlichkeiten und fügte ſich lieber nach dem Wechſel der Zeiten und Miethpreiſe in jede billige Forderung ſeines lange befreundeten Hauswirths. Wie ſich nun in dem größern Local allmählich mit der Entwickelung der Töchter die heiterſte Geſelligkeit ausbildete, wurden dem Vater im Drange ſeiner ärztlichen Geſchäfte die Erholungsſtunden im Kreiſe der Seinen ſpärlicher zugemeſſen.

Wenn Heim's Gattin mit den Kindern im Sommer auf längere Zeit die Aeltern in Spandau beſuchte (die Mutter ſtarb 1790, der Vater 1794), oder bei Berlin eine Gartenwohnung bezog, hielt ſich Heim ſeiner Kranken wegen, und

---

* Sie iſt bis zum Jahre 1841 darin verblieben, wo ein theilweiſer Abbruch und Umbau des Hauſes von einem neuen Erwerber vorgenommen wurde.

um dieſen ſelbſt bei Nacht leicht zugänglich zu bleiben, in der Stadt und ergab ſich mit wahrer Leidenſchaft ſeiner Praxis. Als der Sommeraufenthalt der Familie bei dem geliebten Freunde von Karſtedt zur Regel wurde, fiel ihm die Abgeſchiedenheit von den Seinen oft ebenſo ſchwer, als er ſich doch wiederum nicht von ſeiner ärztlichen Thätigkeit losreißen mochte. Es koſtete ihm einen großen Entſchluß, im Sommer 1793 den Bitten der Seinen und des treuen Freundes nachzugeben und einen Beſuch in Fretzdorf zu machen. Dort verweilte er fünf Tage im Genuß der Natur, in anmuthiger Zerſtreuung durch kleine Reiſen in der Priegnitz umher, zur höchſten Freude und Genugthuung ſeines beſten von Karſtedt. Als einen Hauptgewinn dieſer Ausflucht gibt er in ſeinem Tagebuche an, daß er ſo anhaltend mit ſeinen Kindern, beſonders den ältern Töchtern, gelebt, dieſe gleichſam näher kennen gelernt und ſich an ihrer Munterkeit, an ihren Einfällen wahrhaft ergötzt hat. „Ich ſchätze mich glücklich, der Vater dieſer Kinder zu ſein!“ ruft er aus, und vermeldet ſelbſt einige jener Einfälle, unter andern, wie die fünfjährige Tochter der ältern Schweſter, welche bei einem mislungenen Unternehmen den Spruch anführt: „Der Menſch denkt und Gott lenkt“ — erwidert: „Dies iſt nicht wahr; Gott denkt und der Kutſcher lenkt.“

Wenn wir in ſeinen Bekenntniſſen leſen, wie tief und dankbar Heim ſchon damals das ſeltene von Gott ihm im Schoſe ſeiner Familie verliehene Glück empfand, und ſehen, wie dieſer Segen im Verlauf der Jahre ſich immer reicher um ihn verbreitete, ſo können wir es nur für einen Scherz der Phantaſie halten, was er im Alter zuweilen für einen ernſten Gedanken aus der Zeit ſeiner höchſten praktiſchen Thätigkeit ausgab. Er meinte nämlich, er würde aus ſeiner ſo überaus rührigen, vielſeitigen und glücklichen Praxis auch für die Wiſſenſchaft viel Nützliches haben ſammeln und in ſich ſelbſt eine größere Gelehrſamkeit mit der reichen Erfahrung zur Verherrlichung ſeiner Kunſt haben vereinigen können, wenn er ſtatt der Gattin ſich einem auf Leſen und Schreiben verſeſſenen Doctor verbunden hätte. Dieſer ſollte von Heim mit allen Mitteln verſehen werden, um ſich ſtets

in Kenntniß von allem Denkwürdigen zu erhalten, was in der Heilkunde gedruckt würde; ſollte Heim den Inhalt der geleſenen Schriften mittheilen, zugleich aber deſſen eigene wichtigere Beobachtungen, den Erfolg ſeiner neuen und kühnen Verſuche aufzeichnen, ſichten und ordnen. Zugleich ſollte durch dieſen wiſſenſchaftlichen Doppelgänger des lebendig thätigen Arztes mit andern Kunſtgenoſſen ein möglichſt ausgedehnter Schriftwechſel unterhalten werden. — Das Tagebuch erwähnt nirgends etwas von Verlangen nach ſolch einem Bündniß ſtatt des glücklichen Ehebundes, und jener Stubenſitzer erſcheint nur als poetiſche Perſon am Polterabend von Heim's Goldener Hochzeit. Dagegen dürften einige Worte über das wahre Gefühl ſeines ehelichen Friedens hier Erwähnung verdienen. Im December 1793 war er nach einigen Krankheitsſymptomen ernſtlich um ſeine Gattin beſorgt, obwol, wie ſich bald erwies, ohne Noth. Nachdem er ſeinem beklommenen Herzen an der Seite der Gattin Luft gemacht hatte, bemerkte er abends im Tagebuche: „Seit dem 7. d. M. vor neun Jahren, wo der Geheimrath Muzel, mein großer Wohlthäter, ſtarb, habe ich heute zum erſten male wieder Thränen vergoſſen.“

So viel Zeit und Anſtrengung übrigens die Praxis in der Periode, von welcher wir handeln, in Anſpruch nahm, ſo zeugt das Tagebuch doch von Heim's immer gleichem Streben, auch wiſſenſchaftlich nirgends zurückzubleiben. Unter den mediciniſchen Schriften waren ihm damals Stoll's „Rationes medendi“ vor allem werth. Jahrelang kehrt er immer wieder zu dieſem Werke zurück, preiſt den Verfaſſer, bedauert, daß er nicht reich genug ſei, demſelben eine würdige Belohnung ſeines Verdienſtes darbieten zu können, und trauert über deſſen Tod im Jahre 1787. Doch wird auch die engliſche Lektüre nicht aufgegeben, Humphry Klinker und Tom Jones erfreuen fortwährend ſeine Seele, und Archenholz' damals erſchienenes „England und Italien“ wird nächſt dem „Tom Jones“ für das unterhaltendſte Buch erklärt; doch auch „Siegfried von Lindenberg“ belobt. Der Roman fand nach Heim's Sinnesart eher Eingang als das ſchon mit ſeiner Zeiteintheilung unverträgliche Theater. Unterm 15. September

1790 ſteht geſchrieben: „Abends begleitete ich meine Frau in die Komödie, wo «Das Kind der Liebe» von Kotzebue aufgeführt wurde. Dies iſt ſeit zehn Jahren das zweite mal, daß ich das Theater beſuchte. Das Kind der Liebe iſt nichts als ein H....kind, was noch das Geringſte wäre, allein weder dies liebe Kind, noch deſſen Herr Vater, noch der Paſtor taugen etwas.“

Die Mooſe waren und blieben Heim's Lebenswürze. Sein Name als Mooskenner war in England und Deutſchland bekannt, daher ihn kein reiſender Kryptogamiſt vorbeiging. Hedwig hatte eins der zarten Gewächſe, in deren Natur und verborgenem Leben Heim mit ſo großem Eifer, mit ſo heißer Liebe geforſcht hatte, Gymnostomum Heimii benannt. Mit dem Profeſſor Sibthorp aus Oxford, welcher im Beſitz der von Heim dort geordneten und benutzten Sammlung des Dillenius war, ſchloß er innige Freundſchaft; und als am 5. September 1786 Gleditſch ſtarb, fuhr Heim ſogleich zu den Miniſtern von Zedlitz und von Herzberg, um Hedwig aus Leipzig an deſſen Stelle nach Berlin zu ziehen. Indeß erreichte er ſeinen Zweck nicht, ließ aber im Mai 1789 dieſen berühmten Botaniker auf ſeine Koſten nach Berlin reiſen und behielt ihn einige Wochen bei ſich. So dankbar er Hedwig's gründliche Kenntniß und die von demſelben erhaltenen Aufſchlüſſe anerkennt, ſo bemerkt er doch bei deſſen Abgang, er habe ſich aufs neue überzeugt, daß mit den ſogenannten Genies nicht viel anzufangen ſei, und daß man mehr ſuchen müſſe, aus ihren Büchern zu lernen, als ſich ihres perſönlichen Umgangs zu erfreuen. Auch an ſeinem ſchon früher rühmlich erwähnten botaniſchen Lehrling, dem Rector Sprengel in Spandau, machte er ähnliche Erfahrungen und bemerkte unterm 11. October 1794 im Tagebuche: „Da ich heute etwas Blut auswarf und mich überhaupt nicht wohl befand, ſo ließ ich mir zur Ader, drei Obertaſſen voll. Ich las in des Rectors Sprengel Buch „De nectariis“ mit einem unbeſchreiblichen Vergnügen. Seit vierzehn Jahren, wo ich Hedwig's Befruchtungsſyſtem der Mooſe las, habe ich nicht ein ſo großes und inniges Vergnügen empfunden als heute. Ich kann den genauen Beobachtungsgeiſt, den

unermüdeten Fleiß, den Scharfsinn und die richtige und klare Darstellung der Dinge, von welchen er handelt, nicht genug bewundern. Sein Werk ist ein Meisterstück, ein Original, welches ihm Ehre macht und worauf Deutschland stolz sein kann." Den 12. October 1794: „Meine Frau und Kinder speisten heute bei der Frau Geheimräthin Muzel. Ich blieb zu Hause und hatte heute Mittag den Rector Sprengel bei mir. Es ist jammerschade, daß dieser Mann gar keine Welt- und Menschenkenntniß besitzt, daher im persönlichen Umgange nichts mit ihm auszurichten ist. Ich habe ihm in Spandau, um ihm in seinen hypochondrischen Launen die Spaziergänge angenehmer zu machen, den ersten Unterricht in der Botanik ertheilt und ihn stets sehr freundschaftlich behandelt; es ist mir aber nie gelungen, ihn zu meinem Freunde zu machen."

Von den häufigen naturhistorischen Notizen aus dieser Zeit heben wir nur die vom 7. Februar 1791 heraus, daß in Staaken bei Spandau aus dem vorhergegangenen Sommer Störche zurückgeblieben waren und sich aus Mangel an Futter auf den Bauerhöfen Nahrung suchten, als Kartoffeln u. dgl. Sie waren 1790 ausgebrütet worden, und die Alten abgezogen. — In einer Bemerkung am Schlusse des Februar 1791 nennt Heim den Schlagfluß, welcher den Menschen bei gesundem Körper und ruhigem Gemüthe schnell und auf der Stelle tödtet, einen Muthwillen der Seele in ihrem Abschied von dem Leibe. — Der Magnetismus, welcher im Jahre 1789 durch den Grafen Moritz von Brühl in Berlin bekannter wurde und Aufsehen erregte, fand schon damals einen scharfen Gegner an Heim. — Zimmermann's Fragmente über Friedrich den Großen misfielen ihm so, daß er im Tagebuche den Verfasser ohne weiteres als einen Egoisten und Narren bezeichnet.

Nicht ohne Bedeutung für die Charakteristik Heim's scheint uns die Art, wie in seinem Tagebuche, in welchem alles, das Kleinste wie das Größte, wiewol beides nur im Lapidarstil, aufbewahrt wurde, das Weltereigniß jener Tage, der Tod Friedrich's des Großen, angemerkt ist. Am letzten Geburtstage des Königs, den 24. Januar 1786, findet man

nur die Worte: „Es lebe der König!“ Darauf unterm 17. Auguſt 1786: „Mit Schrecken und Wehmuth die Nachricht vernommen, daß unſer beſter König dieſen Morgen geſtorben. Sic transit gloria mundi.“ Am Schluſſe des Monats aber iſt eine beſondere Seite mit der muſterhaft ſchön in großen Lettern geſchriebenen bekannten, vom Herrn von Suhm verfaßten Grabſchrift ausgefüllt: „H. S. E. Ille — Cujus Nomen — Maxima Laus — Fridericus II. — Borussorum Rex — Armis Caesar, Pace Augustus — In republica gerenda Vespasianus — Philosophia Marcus — Vita Antoninus — Regum Exemplum — Sine Exemplo — Maximus (Hier liegt Der — deſſen Name — das größte Lob — Friedrich II. — König der Preußen — im Kriege ein Cäſar, im Frieden ein Auguſtus — in der Regierung des Staats ein Veſpaſianus — in der Philoſophie ein Marcus — im Leben ein Antoninus — ein Muſter für alle Könige — ohne Beiſpiel — der Größte). — Die Erinnerung an das prachtvolle Leichenbegängniß des Unvergeßlichen — am 9. September — ſchließt mit den Worten: „Möge der Geiſt der Weisheit des Verſtorbenen auf unſerm jetzigen Könige ruhen!“ Unterm 16. deſſelben Monats aber ſteht geſchrieben: „Mich ſehr geärgert, daß Profeſſor Rammler den verſtorbenen König Anbetungswürdiger nennt. Er verdiente wegen dieſer groben Schmeichelei fiscaliſirt zu werden.“ Uebrigens ſtand er mit Rammler im beſten Vernehmen, gedenkt deſſelben oft als heitern Tiſchgenoſſen und feierte noch im Jahre 1798 deſſen 73. Geburtstag mit ihm.

Wir haben aus dem bisherigen Leben Heim's genugſam erſehen, wie ihn nicht nur ein tiefes religiöſes Gefühl beſeelte, ſondern wie auch ſein chriſtlicher Glaube das Gepräge der äußerſten Strenge an ſich trug. Faſt lächerlich erſcheint es, wenn ein berüchtigter Frömmler jener Zeit, Namens Apitſch, Heim's Patient, wenige Tage vor ſeinem Tode dieſem wünſcht, ein Chriſt zu werden. Heim bemitleidete den Kranken wegen ſeiner trüben Vorſtellungen von der Nachfolge Chriſti. Er war ſich eines andern Verhältniſſes zur Gottheit bewußt. Ein Jahr ſpäter — den 30. September 1787 — leſen wir im Tagebuche: „Zum heiligen Abendmahl gegangen und mich

mehr als jemals in der Kirche erbaut. Sehr heiter und vergnügt gewesen.“ Nirgends findet sich eine Spur, daß die Nähe, die eigene Anschauung und aufrichtige Bewunderung des großen Weisen von Sanssouci, der so oft als der Oberpriester der Freigeisterei dargestellt wird, Heim in seinen heiligsten Ueberzeugungen irregemacht hätte. Weder durch die Speculation der Philosophen, noch durch den Witz der Spötter kam seine Seele in Anfechtung. Auf einmal erfahren wir am Ende des Jahres 1788, wie sein Gemüth lange beunruhigt gewesen, wie er in dem abgelaufenen Jahre viele Nächte schlaflos zugebracht und schwankend und unsicher in seinem Glauben geworden sei. In diesen innern Zwiespalt, dieses Irrsal gerieth er durch die Aufregung und die Schriften, welche vornehmlich das neue Religionsedict vom 9. Juli 1788 veranlaßte. Mit tiefem Nachdenken hatte er die Wolfenbüttelschen Fragmente, den Commentar des Predigers Schulz und viele kleinere Schriften solchen Inhalts gelesen. Die Art und Weise, wie jenes Gesetz — um in dessen eigenen Worten zu reden — die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Würde und Reinigkeit gegen alle Verfälschung schützen und aufrecht erhalten wollte, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben, ihr nicht die Ruhe des Lebens und der Trost auf dem Sterbebette geraubt würde, brachte eine dem Zwecke entgegengesetzte Wirkung hervor. Der Widerstand des raisonnirenden Verstandes, der sogenannten Aufklärung fand Unterstützung in dem Misklange, welchen der Ton jenes Gesetzes in den einfachen, wahrhaft frommen Gemüthern hervorrief, und viele von diesen wurden in quälende Zweifel, in Verwirrung und Noth versetzt. In rührenden Ausdrücken zeugt auch Heim hiervon. Am Ende des Jahres 1788 gelobt er, durch Schriften und mündlichen Unterricht seine Religionsmeinungen soviel als möglich aufzuklären und fester zu begründen. Nachdem er Gott für alles Glück und allen Segen des abgelaufenen Jahres herzlich gedankt hat, fährt er fort: „So wie in meinem ganzen Leben es immer mein Ernst gewesen ist, meine Handlungen so einzurichten, wie ich glaubte, daß es meinem Schöpfer angenehm sein würde, so soll es sein und bleiben bis ans

Ende meiner Tage.“ Am Schluſſe des folgenden Jahres leſen wir: „In Friede und Freundſchaft habe ich mit jedermann zu leben mich bemüht, und jedem, dem ich nur dienen konnte, aufrichtig und ehrlich gedient, ohne Eigennutz und Falſchheit. — In Anſehung meiner Theologie habe ich manche unruhige Stunde gehabt, ſodaß ich wünſchen möchte, ich hätte mich nie in eine Unterſuchung eingelaſſen, da ich bei meinem alten Glauben ruhig und zufrieden, folglich glücklich war. Ich kann nicht leugnen, daß, wenn ich Gott mit Inbrunſt für den mir ſo reichlich verliehenen Segen dankte, der Gedanke, nach dieſem Leben biſt du vielleicht nicht mehr, mich tief betrübte.“ — In ſolchen Zweifeln entwarf er ſich ſelbſt eine Grabſchrift, in welcher der innigſte Dank gegen die Gottheit ausgedrückt war, ſelbſt wenn ſein Daſein mit dieſem irdiſchen Leben beſchloſſen ſein ſollte. — Nach etwa funfzehn Jahren kam er wieder auf dieſe Grabſchrift zurück und veränderte ſie mehrmals, offenbar, um für ſeinen wiederbefeſtigten Glauben einen ſchicklichern Ausdruck zu finden. Später aber verwarf er den ganzen Gedanken und begnügte ſich mit der Ueberſchrift ſeines Begräbnißplatzes. Die Demuth ſeines Herzens war der chriſtliche Halt in ihm, der ihn nie ſinken ließ. Unterm 13. September 1790 iſt bemerkt, daß ihn ſein Freund, der Generalſuperintendent Löffler, beſuchte und ihn, als er ihn über mehrere theologiſche Punkte befragte, in ſeinem Glauben beſtärkte. Wie Heim bis an ſein irdiſches Ziel gewandelt, iſt am ſchönſten in dem Nachrufe ſeines ehrwürdigen Collegen Hufeland ausgedrückt, deſſen wir ſpäter noch gedenken werden, und hier nur folgende Worte daraus anführen: „Seine Tugend und Rechtſchaffenheit war höherer Art. Bei allem äußern Schein eines leichten Sinnes lag eine Tiefe echt religiöſen Sinnes und Gefühls in ſeinem Herzen; er war der echteſte praktiſche Chriſt, ohne viel Worte davon zu machen; er trug das Chriſtenthum in ſich, es belebte ihn, wie uns die Geſundheit belebt, und wer ſie in ſich trägt, ſich ihrer nicht bewußt wird.“

Im Tagebuche geht kaum irgendeiner der vielen Erinnerungstage aus Heim's Leben vorüber, ohne fromme Ergießungen des Dankes gegen die göttliche Vorſehung für die

ihm erzeigten Wohlthaten. Hauptſächlich gehören hierher die Tage der brüderlichen Schwüre auf dem Grabe der Mutter, der Abreiſe aus Halle mit Freund Muzel, des Einzugs in Spandau, Muzel's Todestag, der Tag ſeiner Verlobung, des Anfangs der fürchterlichen Ruhrkrankheit, ſeiner Verheirathung, ſeiner Ueberkunft von Spandau nach Berlin.

Strenge Puritaner nahmen wol Anſtoß an Heim's Nachſicht gegen Verirrungen und Laſter ſeiner Mitbrüder. Wenn wahre chriſtliche Liebe die Grundlage dieſer Geſinnung war, ſo trug allerdings ſein ärztlicher Beruf viel dazu bei, ſein Urtheil über die moraliſche Zurechnung bei vielen Vergehungen zu mildern. Nicht allein daß er ſtets die Wohnungen des Jammers und der bitterſten Noth beſuchte, in der Natur der phyſiſchen Leiden, in den Entdeckungen, welche er noch bei der Section der Leichname machte, fand er oft die Entſchuldigung des Verſtorbenen, welcher im Kampfe mit ſeinen Trieben, mit ſeinen Leidenſchaften unterlegen hatte. So pflegte er unter anderm zu ſagen, jene bibliſchen Worte: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten" — ſeien ſo zu verſtehen, daß Gott allein ſich das Gericht über dieſelben vorbehalten habe, indem der Menſch nicht vermöge, hierin ein unparteiiſches Urtheil zu fällen. Er führte dabei zum Beweiſe die ſchlagendſten Beobachtungen aus ſeiner reichen ärztlichen Erfahrung an. Auch zur Vertheidigung der Trunkenbolde wußte er manches beizubringen.

Hier mag eine Anekdote aus dem Tagebuche ihre Stelle finden, welche zugleich ein Beiſpiel von den für jeden berliner Arzt unumgänglichen Kutſcherhändeln liefert. „Am 28. October 1788" — meldet das Tagebuch — „ſtarb mein alter Kutſcher Lumpe, nachdem er einige Tage zuvor eine hohe Treppe heruntergefallen war. Im letzten halben Jahre ſeines Lebens war er ſelten nüchtern. Ungeachtet dieſes Fehlers und ſeiner vielfachen Veruntreuungen war ich ihm wegen ſeiner Dienſtfertigkeit, ſeiner Geſchicklichkeit im Fahren und ſeiner genauen Bekanntſchaft mit der ganzen Stadt dennoch gewogen, und ſein Tod iſt mir empfindlich geweſen. Könnte es ſeinem Leichnam angenehm ſein, ſo würde ich ihn noch mit Branntwein waſchen laſſen. — Da ich ſehr wohl wußte, daß dieſer

Lumpe mich auf alle Art und Weise betrog, so schärfte ich meinem Hausknecht Pape bei dessen Annahme ein, mir jedesmal, wenn er einen Streich von Lumpe bemerkte, davon Anzeige zu machen, widrigenfalls er bei der ersten Entdeckung von seiner Mitwissenschaft seines Dienstes sogleich entlassen werden würde. Nun meldet mir einmal Pape, wie ihm Lumpe gesagt, er müsse sich für eine mit 12 gGr. bezahlte neue Striegel von dem Herrn 16 gGr. wiedergeben lassen. Als Pape sich dessen weigert, erwidert ihm Lumpe: «Du Narr, ich habe mir manchmal von meiner Herrschaft 20 gGr. geben lassen und habe gar keine Striegel gekauft.»"

Wahrhaft großartig waren Heim's Ansichten über die Haushaltung der Natur, in welcher es für ihn nur Harmonie, nichts Widerwärtiges gab. Unterm 27. Juni 1792, wo er theils zu Pferd, theils zu Wagen in Oranienburg und der Umgegend gewesen war, finden wir Folgendes: „Als ich bei der Panke vorbeikam, badete ich mich in derselben, was mir sehr wohl that. In langer Zeit bin ich nicht so heiter und vergnügt gewesen und habe mich so an der schönen Natur ergötzt als heute. Es ist eine große Wonne, die Freude des Lebens recht zu fühlen. In den Wäldern im Umkreise von sechs Meilen haben die Raupen alle Nadeln von den Kiefern rein abgefressen — ein trauriger Anblick. Diese Raupen müssen sich indeß auch ihres Lebens freuen. Der Mensch muß sich nicht einbilden, für ihn allein sei alles geschaffen." —

Es ist eben erwähnt worden, wie wenig Heim geneigt war, einen ernstern Antheil an politischen Angelegenheiten zu nehmen. Die Französische Revolution entwickelte jedoch zu ungeheuere Ereignisse, um von diesen nicht ebenso wie die gesammte Welt, in welcher sich Heim bewegte, ergriffen zu werden. Das Tagebuch bewahrt zahllose Beispiele von der leidenschaftlichen Aufregung und parteiischen Spaltung der ganzen Gesellschaft in Berlin, von der Verblendung vieler redlichen Gemüther, welche die Wurzel und den Beginn arger Greuelthaten in der Ferne für ein preiswürdiges Streben hielten, übrigens aber von den Folgen, welche sich so natürlich im Laufe der Dinge entwickelten, keine Ahnung hatten. Heim verlor bei

den Streitigkeiten, in welche er überall hineingezogen wurde, oft alle Geduld. Wie viel ruhiger, wie viel kälter, ja auch milder betrachtet man in heutiger Zeit die Bewegung, die Gärung und Zwietracht der Völker! Das ist der Gewinn — wenn man es so nennen darf — von der strengen Schule, welche seitdem alt und jung durchlaufen sind.

Die politische Aufregung in den Jahren 1792 und 1793 störte Heim oft in der Behandlung seiner davon afficirten Kranken, und er verwünschte alle jene Greuel schon deshalb, weil sie zuweilen den Erfolg seiner ärztlichen Bemühungen vereitelten. Die stechendsten Epigramme und Witzworte, welche damals als verbotene Waare über die wichtigsten Personen und Ereignisse im Umlauf kamen, finden sich hier und da als Raritäten in zierlicher Schrift im Tagebuche aufbehalten.

Das rasche Leben, die spärliche Muße in Berlin unterbrachen Heim's Verkehr mit den lieben Brüdern und mit der Heimat nicht. Einer seiner sölzer Spielgesellen, Murze Käpper (d. i. Kaspar, des Moritz Sohn), besuchte ihn schon 1785 und wiederum 1791 in Berlin. Aber der sehnliche Wunsch, die Brüder bei sich zu sehen, sie in sein Leben einzuführen, blieb unerfüllt. Wir lassen hier einiges aus den meist kurzen und flüchtigen Briefen an Bruder Anton folgen als Einleitung zu der großen Versammlung, welche im Jahre 1796 von sämmtlichen Brüdern veranstaltet wurde:

Berlin, den 14. Februar 1792.

Lieber Anton!

Für Deinen letzten Brief vom 5ten vorigen Monats bin ich Dir sehr verbunden, da er hübsch lang ist und mir Auskunft über Deine Lebensweise gibt. Was den Wein betrifft, so schicke mir mit der Ostermesse von Deinen Proben, aber von jeder Sorte eine volle Bouteille, auf welche er gleich vom Fasse gefüllt ist. Es wundert mich sehr, wie Du jährlich mit 250 Fl. für Wein auskommst. Jungen Rheinwein, wovon die Ohm bis in den Keller 100 Rthlr. kostet, brauche ich jährlich drei Ohm. Für französischen Wein, als Medoc, Champagner, Muscat de Toulon, zahle ich jährlich über 100

Rthlr., kaufe auch vorzügliche Sorten ältern Rheinweins, das Quart zu 3 bis 4 Rthlrn., und überdies bekomme ich an allerlei Sorten Weins mindeſtens für 150 bis 200 Rthlr. geſchenkt. Und dies wird im Jahre bei mir ausgetrunken, obgleich ich für meine Perſon wenig davon genieße, denn ich trinke, wenn ich zu Hauſe eſſe, nicht über eine halbe Flaſche. Eine ganze darf ich nicht zu mir nehmen, ohne zu befürchten, des Nachmittags bei meinen Kranken unvorſichtig zu handeln. Mein tägliches Maß iſt ein Viertel bis ein halbes Quart Waſſer und ebenſo viel Rheinwein; keinen Thee, keinen Kaffee; Selterwaſſer haſſe ich wie die Peſt. — —

Wie ich von Chriſtel erfahren habe, iſt die alte Marie * in Mehmels krank und elend. Du oder Deine liebe Frau werdet mir den Gefallen erzeigen, ihr auf meine Rechnung etwas an Eßwaaren und Erfriſchungen zukommen zu laſſen. Deine Frau beſorgt es gern. Vergiß es ja nicht; etwas Zucker, Kaffee, Chocolade, ſüßen Wein, Kuchen, Bonbons. — —

Uebrigens bleibt es beim alten.

Den 13. Juni 1792.

Mit großem Vergnügen melde ich Dir, daß meine Frau den 31. v. M. von einer Tochter leicht und glücklich entbunden worden. Meine Frau, die ſich Dir und den Deinigen beſtens empfiehlt, befindet ſich wohl, nährt ihr Kind ſelbſt und iſt höchſt erfreut, ihrer Bürde entledigt zu ſein. Meine übrigen Kinder ſind geſund und munter. Wegen meiner vielen Geſchäfte ſehe ich nur ſelten etwas von den Meinigen, und noch ſeltener bekomme ich ſie zu ſprechen. Den ganzen Tag muß ich mich fort und fort mit Kranken theils vergnügen, theils plagen, bin dabei aber recht geſund und gutes Muths.

Das Bildniß meiner Frau, von Schröder, liegt für Dich fertig; Du hätteſt es ſchon längſt erhalten, wenn ich es nicht erſt noch einigemal copiren laſſen möchte. Zum Unglück iſt nun Frau Hauptmann von S., die beſte Malerin, im

---

* Die Kindermagd der Heim'ſchen Brüder, welche ſchon im erſten Theile S. 89 erwähnt iſt.

Kindbett gestorben. Vielleicht kommt unser Schröder * wieder hierher und copirt es selbst; und Du könntest mir keine größere Freude machen, als wenn Du mit Deiner Frau kämest, das Bild zu holen. — —

Berlin, den 26. Februar 1793.

Drei Briefe habe ich von Dir erhalten und bis heute meiner vielen Geschäfte wegen noch nicht beantworten können. Nun habe ich sie alle wieder durchgelesen. Die Weinproben liegen noch unberührt in meinem Keller. Sobald sich Gelegenheit findet, sie zu kosten, sollst Du erfahren, welche Sorte mir am besten behagt.

Den 2. Januar dieses Jahres habe an Herrn K. 31½ Friedrichdor gegen Quittung bezahlt. Er hat weiter nichts von mir verlangt. Die Rechnung, welche Du mir schicktest, habe ich verlegt, daher ich Dich um eine neue bitte. Daß Du an Georg 6 Friedrichdor gegeben, ist meinem Willen gemäß, und Du kannst ihm künftig immer so viel geben, als er verlangt. ** — —

In Bezug auf die Krankengeschichte des Herrn Deahna sende ich Dir die Meinungen und die Recepte von vier Aerzten. Herr Dr. Panzerbieter, dem Du mich bestens empfehlen wirst, kann zum Vortheil des Kranken das Beste davon aussuchen. Gelegentlich muß er mir aber von dem fernern Befinden des Herrn Patienten Nachricht geben. Ich wünsche von Herzen, daß ihm geholfen werde. ***

---

* Schröder ist in Meiningen geboren.

** Mit seinem Bruder Georg stand Heim in Verkehr wegen getrockneter Pflanzen. Die Herbarien des Pfarrers Heim in Gumpelstadt erlangten später einen solchen Ruf, daß er unter andern beauftragt wurde, der Kaiserin Josephine eine köstlich ausgestattete Sammlung dieser Art zu fertigen.

*** Leider sah Heim den Kranken, welcher an der Elephantiasis litt, nach drei Jahren mit eigenen Augen noch völlig unverändert. Als derselbe im Jahre 1800 endlich gestorben war, schrieb Heim an seine Schwägerin: „Als ich in Meiningen war, bat ich den Herrn Dr. Panzerbieter, im Falle D. sterben sollte, ein Bein oder einen Arm von ihm abzuschneiden und mir dies Stück zu schicken. Es ist sehr schade, daß eine solche Seltenheit begraben worden ist.

Meine Frau, die Deiner noch aufs freundſchaftlichſte gedenkt, meine Kinder und ich ſind friſch und geſund, munter und guter Dinge. Ungeachtet meine Frau ſieben Kinder geboren und drei ſelbſt genährt hat, ſo ſieht ſie doch recht jugendlich und munter aus, iſt eine gute Hausfrau und ſorgt für ihre Kinder mit aller mütterlichen Zärtlichkeit. Die Kinder ſehen alle ziemlich gut aus und ſind immer luſtig und vergnügt. Mit ihrer Erziehung kann ich mich freilich nicht abgeben, da ich ſie nur ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſehe. — —

Ich bin heute nach Charlottenburg zu mehrern Kranken geritten. Ungeachtet ich täglich 9 bis 10 Stunden herumfahre, ſo genügt dieſe Bewegung doch meinem Körper noch nicht. In voriger Woche war ich zweimal bei Herrn von Bredow, den der Schlag gerührt hatte und der nun geſtorben iſt. Mein Pferd, ungeachtet es über 20 Jahre alt iſt, läuft immer noch ſehr gut; ohne zu reiten, würde ich das Leben bald überdrüßig werden. Nichts erhebt das Gemüth mehr und vertreibt die Grillen ſicherer als Reiten.

Von morgens 6 bis 8 und abends 8 bis 10 Uhr wird meine Stube nicht leer von Kranken aller Art. Abends von 10 bis halb 12 Uhr kann ich erſt etwas für mich thun, Bücher und Zeitungen leſen, Briefe ſchreiben, Rechnungen in Ordnung bringen u. ſ. w. Ich muß die Zeit nutzen und, indem ich den Menſchen diene und helfe, auch daran denken, daß ich dereinſt aus Mangel an Körper- und Geiſteskraft oder anderer Unfälle wegen unfähig werden kann, meine Praxis auszuüben. Ein alter Arzt, Nikolaus Tulpius, ließ ſich abbilden, wie er mit der Hand auf eine vor ihm ſtehende brennende Kerze deutet. Darunter ſtehen die Worte: „Aliis inserviendo consumor" (Indem ich andern diene, werde ich aufgezehrt). Der Mann ſieht aber geſund und voll aus, und könnte ebenſo

---

Wenn es Anton oder Ludwig möglich machen könnte, den Leichnam wieder ausgraben zu laſſen und mir einen Arm oder ein Bein davon zu verſchaffen, ſo geſchähe mir dadurch ein großer Dienſt, und ich würde die Koſten gern doppelt erſtatten. Die Zeichnung und Beſchreibung ſeiner Krankheit wünſche ich in jedem Falle zu haben."

gut ſagen, was ich unter ein Bild von mir ſetzen laſſen würde: „Aliis inserviendo cresco, floreo“ (Indem ich andern diene, wachſe, blühe ich).

Doch meine Frau empfiehlt ſich Dir nochmals und verlangt, ich ſoll ſchließen, da es 11 Uhr iſt und ich nun auch noch die Mondfinſterniß betrachten will.

Berlin, den 2. Juli 1793.

Lieber Anton! Zu Deinem Geburtstage wünſche ich Dir alles Gute, Friede, Geſundheit, langes Leben und alles, was Du Dir ſelbſt wünſchen magſt. Damit Du an dieſem frohen Tage nicht ins Blaue hineintrinken, ſondern Dein Glas mit Verſtand leeren mögſt, ſo achte fein auf mein beifolgendes Carmen.

Die Meinigen ſind geſund und wohl. Wenn Du nur endlich dieſen Sommer kommen und Ludwig und Jörg mitbringen wollteſt.

Auf einem Blättchen ſtand mit neuen Unger'ſchen Lettern zierlich gedruckt:

Fünf Urſachen, Wein zu trinken.

Meinem Bruder Anton zugeeignet an ſeinem Geburtstage, den 13. Juli 1793.

(Si bene rem memini, sunt causae quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas et quaelibet altera causa.)

Nach meinem wenigen Bedünken
Gibt's fünf Urſachen, Wein zu trinken.
Man trinkt, den frohen Tag zu ehren,
Man trinkt, den jetz'gen Durſt zu ſtillen.
Man trinkt, dem künft'gen vorzukehren.
Man trinkt des guten Weines wegen.
Man trinkt, ich habe nichts dagegen,
Um jeder andern Urſach' willen.
(Rammler's Ueberſetzung.) Ernſt Heim.

Nachdem in jedem Briefe die Bitte um einen Beſuch der Brüder wiederholt worden war, hieß es in einem vom 21. Februar 1795: „Ich habe als Arzt mehr zu thun als irgendeiner meiner Collegen in Berlin. Allen Vergnügungen

des Lebens muß ich faſt entſagen, um nur meine Patienten abwarten zu können. Da aber in dieſem Geſchäfte meine Seele die größte Ruhe findet, ſo liegt auch keine eigentliche Aufopferung darin. Komödien, Bälle, Concerte, Spiel, Spazierfahrten, Abendgeſellſchaften — zu allen dieſen Genüſſen bleibt mir ſchlechterdings keine Zeit. Von morgens 6 bis abends 11 Uhr wird faſt an nichts als an Patienten gedacht und für dieſe gehandelt. Laß Dich aber deshalb nicht ababhalten, mich endlich künftigen Sommer hier zu beſuchen. Meine Frau und meine vielen guten Freunde werden ſchon dafür ſorgen, Dir den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen, und ich werde mich doch auch mit Dir unterhalten können. Mache es nur möglich, in dieſem Jahre zu kommen.

„An den Georg bitte ich ſo viel auszuzahlen, als er verlangt.“ — —

Nachdem jedoch die wiederholten herzlichen Einladungen nichts gefruchtet hatten, ſchrieb er endlich unterm 22. März 1796: „Lieber Anton! wenn Dir's recht iſt, ſo komme ich Anfang Junius zu Dir und bringe meine Frau, die drei ältern Kinder, eine Kammerjungfer und einen Bedienten mit. Die Reiſe iſt feſt beſchloſſen und nichts als Krankheit oder der Tod ſollen mich davon abhalten. Nun fragt es ſich, komme ich Dir auch zu gelegener Zeit? Können wir alle bei Dir wohnen, fallen wir Dir nicht zur Laſt? Den Brüdern Ludwig, Georg, Fritz und Chriſtel und der Schweſter Luiſe gib von meinem Entſchluſſe, nach Meiningen zu kommen, Nachricht. Wir müſſen uns alle doch noch einmal ordentlich beiſammen ſehen. Meine Frau und meine Kinder ſind ob dieſer Reiſe außer ſich vor Freude. Die drei jüngern Kinder werden hier bei unſern Verwandten in ſichere Pflege gebracht werden.

„Ich wollte mein altes, vielgeliebtes Reitpferd auch mit nach Meiningen nehmen. Da es jedoch nie beſchlagen geweſen iſt und es ihm auch unangenehm ſein muß, neben den Poſtpferden herzulaufen, ſo ſoll es zu Hauſe bleiben. Du wirſt aber für gute Pferde ſorgen; da wollen wir einmal wieder tüchtig reiten, über Stock und Block und Gräben ſetzen, daß uns und den Thieren die Haare zu Berge ſtehen.“ — —

Dieſe Zeilen ſchrieb Heim, als er eben von einer heftigen Lungenentzündung kaum erſtanden war. Vom 13. März an iſt eine Lücke im Tagebuche. „An dieſem Tage", bemerkt er ſpäter, „war ich zu krank, um das Bett verlaſſen zu können. Ich huſtete beſtändig und warf aus wie ein Schwindſüchtiger, ſodaß eine Pneumonia rheumatica nicht zu verkennen war. Von da an bis zum 23. bin ich ſehr krank und nie ohne Fieber geweſen, habe auch zweimal zur Ader laſſen müſſen" u. ſ. w. In Bezug auf die Schwere in ſeinen Gliedern und die daraus hervorgehende Ungeſchicklichkeit gelobt er ſich ſelbſt, künftig mit den Fehlern ſchwächlicher Menſchen die größte Nachſicht zu haben. „Anſtatt ihnen Verweiſe zu geben, muß man ſie geſund machen." — Unterm 23. März beſagt das Tagebuch: „Heute bin ich zum erſten male in meine Stube gegangen, habe aber wegen großer Mattigkeit nicht viel arbeiten können und mich nur mit meinen Mooſen beſchäftigt. Ich bin ſehr mager geworden und fühle eine große Schwäche in den Füßen. Noch werde ich einige Tage zu Hauſe bleiben müſſen."

Er konnte wirklich erſt den 29. deſſelben Monats eine Stunde ausfahren. Am Schluſſe des Monats ſchrieb er ins Tagebuch: „Die Herren Aerzte und Regimentschirurgen haben mich fleißig beſucht; auch iſt Herr Geheimrath Selle öfters bei mir geweſen. Roloff, Sprögel, Pallas, Wall und Formey haben mich nicht beſucht, doch hat ſich der erſte nach mir erkundigen laſſen. Zenker, Wolf, Mäcker, Merzdorf und Bremer haben meine Kranken beſorgt. Von den vielen Arzneien, die mir verordnet wurden, habe ich wenig oder nichts genommen. Ueber die verſchiedenen Meinungen, welche die Aerzte von meiner Krankheit hatten, und über die von ihnen verordneten, ſich widerſprechenden Mittel habe ich trotz meiner Schwäche öfters lachen müſſen."

Unverkennbar brachte dieſe Krankheit, die eigene Empfindung der Flüchtigkeit des Lebens, das ſo dringend ſich meldende Bedürfniß einer Erholung von dem raſtloſen Treiben in der ärztlichen Praxis, ganz vorzüglich aber der nothgedrungene und doch glückliche Verſuch, ſeine Kranken eine Zeit lang ſo zuverläſſigen und bereitwilligen Collegen anzuvertrauen, den

Gedanken der Reise in die Heimat zum Durchbruch und festen Entschluß.

Sämmtliche Brüder vernahmen durch Anton die Verheißung vom 22. März mit der größten Freude, und die von Meiningen entfernten bereiteten sich mit ihren Familien, recht zeitig auf dem Sammelpunkte zu erscheinen.

Am 17. Mai 1796 brach die Heim'sche Familie von Berlin auf. Warum eine solche Reise damals eine viel größere Unternehmung war als in unserer Zeit der guten Straßen und raschen Posten, erhellt schon aus einigen Thatsachen. Bis Potsdam schafften die eigenen vier Pferde den großen Reisewagen, und der erste Tag wurde den Herrlichkeiten dieser königlichen Residenz gewidmet. Von hier ab waren durch die Sandgegenden acht Pferde erforderlich, welche auf den festen Wegen Thüringens auf sechs ermäßigt wurden. Dennoch fuhren die Reisenden den 18. Mai von früh 5 Uhr von Potsdam über Koswig nach Wörlitz bis abends 11 Uhr. Der leichtern Bewegung wegen waren die beiden jüngern Töchter als Knaben gekleidet. Am andern Tage, bei Besichtigung der berühmten wörlitzer Gärten, fühlte sich ihr jugendlicher Führer, von Raumer, natürlich um so mehr an sie angezogen, da er bald auf ein Gymnasium in Berlin versetzt zu werden hoffte. Die armen verkappten Mädchen wurden in dieser Aussicht mit vielen unbequemen Fragen bestürmt, bestanden jedoch die Probe und spielten nun ihre Rolle keck durch, bis sie im Kreise der erstaunten, anfangs völlig zweifelhaften Verwandten die Täuschung lösen durften.

In Halle hatte Heim die große Freude, seinen alten Lehrer in der Botanik, Professor Junghans, wiederzusehen und den Botanischen Garten sehr bereichert und verschönert zu finden. Die ausgezeichnetsten Lehrer der Universität bemühten sich, den Reisenden ihren kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Für Heim waren Meckel mit seiner großen Präparatensammlung, Reil und Kurt Sprengel die interessantesten. Auch muntere Studenten, wie der schon früher genannte H. Meyer, fehlten nicht, den Berlinerinnen die halleschen Merkwürdigkeiten zu zeigen: die in Massen von der Brücke sich stürzenden Halloren, in Giebichenstein die nie gesehenen Felsen u. s. w. Bei den

letzten machte Heim die Erfahrung, daß der märkiſche Sand und die ihn ſo leicht darüber hintragenden Füße ſeines Braunen die eigenen zum Klettern ganz ungeſchickt gemacht hatten. Dagegen war den letzten das Treppenſteigen deſto geläufiger, daher denn auch ein jeder ausgezeichnete, eine reiche Ausſicht verſprechende Thurm auf dieſer Reiſe beſtiegen werden mußte, eine Neigung, welche Heim bis ins höchſte Alter behielt.

In Jena machte Heim mit Hufeland und Loder die erſte Bekanntſchaft und rühmt in ſeinem Tagebuche die ſchönen Stunden, welche er und die Seinen dieſen Männern verdankten. Loder und ſeine Familie begleiteten die Reiſenden auf den Spazierfahrten in der reizenden Umgegend. Auch fanden die Damen in einem jungen Vetter und Studiosus medicinae, dem älteſten Sohne von Georg Heim, einen glücklichen Führer. Bei Hofrath Starke wollte ſich Heim über den Unterſchied der Ritteln und Maſern Raths erholen, fand aber keine volle Befriedigung. Den Profeſſor Gruner hatte Heim ſchon als Student 25 Jahre zuvor kennen und ſeiner Gelehrſamkeit wegen ſchätzen gelernt und ſuchte ihn jetzt wieder auf. Unterm 24. Mai meldet das Tagebuch: „Gruner öffnete mir ſelbſt die Thür, verſicherte mich aber mit halbzorniger Miene, daß er nicht zu Hauſe ſei. Ungeachtet ich ihm nun meinen Namen nannte, wollte er doch nichts von mir wiſſen, warf mir die Thür vor der Naſe zu und gab mir noch durch das Geräuſch des Zuriegelns ſeinen innern Unwillen zu vernehmen.“ Deſto höflicher nahm ihn der benachbarte freundliche Profeſſor Batſch im Botaniſchen Garten auf. „Hier ſah ich vortreffliche Sachen. Die Art, wie Batſch die zarten Algae auf kleinen zierlich bemalten Holztäfelchen aufbewahrt, gefiel mir ſehr, aber noch mehr ſeine Sammlung von ſo genau zergliederten Blumen, die auf Papier geleimt, zwiſchen zwei Glasplatten gelegt und durch über die Fugen geklebtes Goldpapier gegen das Eindringen des Staubes geſichert waren.“

Dieſe Beſchreibung mag von der Gewiſſenhaftigkeit zeugen, mit welcher alle Merkwürdigkeiten der Reiſe in Heim's Tagebuch eingetragen wurden, und doch verfaßte er außerdem eine eigene, noch vorhandene Reiſebeſchreibung für ſeine Kinder,

in welcher andern Gegenständen, z. B. den Kleinodien des Grünen Gewölbes in Dresden, dieselbe Umständlichkeit in der Schilderung gewidmet wurde.

Ueber Weimar, Erfurt, wo das große Schauspiel des Fronleichnamsfestes diese Stadt in ihrem ältern Glanz zeigte, Gotha, Schmalkalden gelangten die Reisenden den 29. Mai nach Meiningen, nachdem schon in Wasungen, der in Heim's frühern Versuchen und Hindernissen so bedeutenden Stadt, die einzige Schwester begrüßt worden war. Mit Thränen der Freude fielen sich hier in Anton's Haus die Brüder Ludwig und Ernst in die Arme. Anton selbst kam erst zwei Tage später von einer Reise zurück, unterdeß auch Georg und Fritz mit ihren Familien sich einfanden. Nun wurde geschwelgt in der Erinnerung der Jugend, in der Mittheilung der mancherlei Wege, welche einem jeden Bruder sein Geschick zum erreichten Ziele geleitet hatte. Mit Ludwig, dem aller Berge und Thäler wohlkundigen Geognosten, wurde die anmuthige Gegend auf muntern Pferden durchstreift und abends alles getreulich im Tagebuch wiederholt, was der scharfsinnige Bruder über Thalbildung und Gebirgsformation docirt und in der Natur augenfällig nachgewiesen hatte. Einige Stellen aus dem Tagebuch werden am besten Zeugniß geben von Heim's Glückseligkeit in der Heimat:

„Den 6. Juni 1796. Ludwig und ich ritten, alle übrigen fuhren nach Solz. Hier gingen wir mit unsern Frauen und Kindern auf den Kirchhof nach den Gräbern unserer Aeltern, dann in die Kirche, wo Ludwig den Choral «Nun danket alle Gott» auf der Orgel spielte. Ich war so gerührt, daß ich häufige Thränen vergoß, und meine Frau weinte mit mir. Seit 1769 waren wir sieben Geschwister nicht alle beieinander gewesen! Und was war ich damals! Nachher gingen wir ins Ried, Wüles, den steinberger Grund herab und durch das Dorf nach dem Pfarrhause, und speisten munter und vergnügt bei Christel. Nach Tische wanderten wir mit dem Schwager Weigandt und dem Schulmeister Abe nach dem Mühlberg unter den breiten Baum am mehmelser Weg in unsern äußern Garten und den Teich entlang, zurück. Mehrere alte Bekannte wurden besucht und gesprochen, als Schuldaniel,

Hainzemadel, Kappe Hans Mathes, Murze Wilhelm, Mengese Jörg, welche drei letzten meine Jugendfreunde und Spielkameraden waren. Im Dorfe fand ich alles klein, eng und kurz, was mir sonst so groß, weit und lang erschien. Unbegreiflich kam es mir besonders vor, wie in unserer Wohnstube, die so klein ist, und in der ein Bett, ein Schrank, ein großer Tisch, an dem acht Personen zu essen pflegten, noch ein kleiner Tisch, ein großer Ofen, Großvaterstuhl, mehrere Stühle und eine Bank standen, unsere beiden Aeltern, sechs bis sieben Kinder und eine Magd beisammen wohnen konnten." — —

„Den 10. Juni. Mittags mit Ludwig bei der Frau Herzogin an großer Tafel gespeist. Auch Hütes und gedörrtes Obst waren unter den Gerichten. Nach Tische habe ich mich noch viel mit beiden Frau Herzoginnen unterhalten; von den Berlinern nichts als Gutes gesprochen. Darauf ging ich mit Ludwig und Georg nach dem Röhrer Berg, von dessen Gipfel man den ganzen Thüringerwald überschaut. Ich konnte mich nicht satt sehen an der herrlichen Aussicht. Unterwegs zeigte mir Ludwig Thonlager, die von verwittertem Porphyr an der Spitze zweier zusammenlaufenden Flüsse weiter oben im Thale ihren Ursprung genommen; auch zeigte er mir mehrere große bogenförmige Lager von Kalkstein, die von der Explosion unterirdischer Dämpfe entstanden sind. Die großen Steinmassen selbst an solchen Stellen sind wie zerschmettert, voller Spalten, in welche sich später Feldspat gesetzt, wodurch das Gestein viel härter geworden ist. Vier Stunden lang sind wir heute umhergewandert."

„Den 13. Juni. Einer der vergnügtesten Tage meines Lebens! Wir waren auf der Geba, dem höchsten Berg dieser Gegend, etwa 1800 Fuß über dem flachen Lande erhaben. Außer den vielen Heim'schen Familiengliedern waren noch der Kammerherr von Wechmar, dessen Tochter und Frau Ministerin von Wechmar von der Gesellschaft. Herr von Wechmar, Ludwig, Anton und ich waren zu Pferd, die übrigen fuhren in drei Wagen. Um 7 Uhr des Morgens brachen wir auf, hielten in Herpf am Fuß der Geba an, um uns zu erfrischen, und gelangten um 11 Uhr auf die Spitze des Berges. Zu-

erſt begingen wir die weſtliche Seite deſſelben, von wo man das Rhöngebirge am nächſten überſieht. Im Dorfe Geba, welches Herrn von Wechmar gehört, fanden wir auch Frau von Wechmar, die ſchon tags zuvor aus Roßdorf hierher gekommen war und für ein Mittagmahl geſorgt hatte, welches man in der größten Stadt nicht herrlicher haben kann. Auch Bruder Chriſtel mit dem Schwager Weigandt hatte ſich von Solz aus hier eingefunden. Der Kaffee wurde in dem Häuschen auf dem höchſten Punkte des Berges eingenommen. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen; das Rhön-, Thüringer- und Harzgebirge überblickt man von hier aus, nebſt unzähligen Bergen und Thälern, — es iſt eine entzückende Ausſicht. Den Berg hinab gingen wir bis an den tiefen Erdfall, das Trebeſer Loch, zu Fuß. Die Blumen auf den Wieſen, die grüne Saat, die dichten Buchenwälder, alles erfreute mein Herz; auch war es ein wunderſchöner Anblick, die große Geſellſchaft mit Wagen und Reitpferden aus der Ferne die ſteile Höhe herabziehen zu ſehen."

„Den 18. Juni. Heute hat uns der gute Herzog viel Freude und Vergnügen gemacht. Einige Stunden von hier hatte er uns auf ſeine Faſanerie zu Mittag geladen. In zwei Wagen kamen wir gegen 11 Uhr vormittags dort an. Der Herzog, beide von Dürkheims, Frau Miniſterin von Wechmar, nebſt Nichte und Neffe, Fräulein von Bibra und von Holleben u. ſ. w. waren ſchon da; es wurde im Freien unter der großen Eiche gefrühſtückt und darauf beſahen wir die Faſanerie. Mittags wurde frugal, aber ſehr gut geſpeiſt, und die Unterhaltung war munter und ungezwungen. Nach Tiſche gingen wir alle nach dem zwiſchen Hermannsfeld und dem Fiſchhauſe gelegenen Thurmgut, wo uns der Herzog ſelbſt ſeine Kühe, Kälber und ſeine wilden Stiere zeigte. Dann zogen wir durch ein großes, zum Gute gehöriges Kornfeld nach den fünf Wagen der ganzen Geſellſchaft. Der Herzog zu Pferd mit dem jungen Herrn von Wechmar war bald vor, bald hinter den Wagen und führte uns durch ſeinen großen Thiergarten, wo wir abwechſelnd zu Fuß gingen und allmählich 40 Stück Wild ſahen. Abends 7 Uhr kamen wir nach Meiningen zurück; alle Wagen folgten dem Herzog nach

ſeinem Schloß, wo wir ausſtiegen und nach ſeinen Zimmern geführt wurden. Hier wurde uns viel Schönes gezeigt. Die Laufbahn in der Kinderſtube mit der Treppe am Fenſter gefiel uns beſonders. Das Arbeitszimmer des Herzogs mit den Schränken in der Runde für Bücher, Zeichnungen u. ſ. w. iſt vortrefflich eingerichtet. Es wurde kalt geſpeiſt und Punſch getrunken, dabei auch Taback geraucht. Währenddeß ließ ſich die herrlichſte Muſik hören. Gegen 11 Uhr nahmen wir Abſchied von unſerm gnädigen liebreichen Herzog. Er nannte mich Herr Ernſt und ſchenkte mir zum Andenken eine Tabacks-pfeife. Wir ſind heute alle ſeelenvergnügt geweſen. Ludwig begleitete uns noch zu Anton, wo wir bis Mitternacht miteinander plauderten."

„Den 19. Juni Meiningen verlaſſen. Mittags ſpeiſte noch der Herzog und Ludwig beim Anton (die Brüder Georg und Fritz mit ihren Familien waren ſchon früher abgereiſt). Dem Herzog wurde hier nicht anders als einem Freund des Hauſes begegnet.* Nachmittags, nachdem meine Frau und Kinder gehörig geweint hatten, fuhren ſie von Meiningen ab; ich aber ritt noch mit Ludwig bis Walldorf, wo ich in den Wagen ſtieg. Ludwig war beim Abſchied ſehr gerührt. Mehrmals verſicherte er mir, er habe noch nie eine ſo anſtändige

---

* Dieſer edle Fürſt betrachtete das Anton Heim'ſche Haus als den ſtillen glücklichen Kreis, in welchem er ſeiner liebenswürdigen Natur freien Lauf ließ. Die erſt im Jahre 1835 verſtorbene Hausfrau bewahrte manches Zettelchen von ihm, wie folgendes:

„Wollen Sie uns, das heißt Bierling, Donop, Lehſten, heute Abend und einen Punſch obendrein haben, ſo laſſen Sie mich's wiſſen; auch könnten Sie nach Belieben drei Meſſerſpitzen voll von guter Geſellſchaft dazu bitten. Da ſoll es dann recht hergehen: „Juch heiſa Bitum, Kopfhängen macht krum."

E.

(Georg Dux Saxoniae).

Unterm 29. December 1803 meldet Ernſt Heim's Tagebuch: „Heute die betrübte Nachricht erhalten, daß der edle Herzog von Meiningen am 24. d. M. geſtorben ſei. Er war mir und meinen Brüdern ein wahrer Freund. Ich verehrte ihn unausſprechlich."

Frau und ſo gute Kinder geſehen als die meinigen. Anton ſowol als ſeine Frau haben uns während unſers dreiwöchentlichen Aufenthaltes ſehr viele Güte und Freundſchaft erzeigt. In Waſungen trafen wir bei meiner Schweſter auch noch den Bruder Chriſtel, und mein Schwager Weigandt begleitete mich noch bis Schmalkalden."

Wegen der damals noch ſeltenen fahrbaren Straßen im deutſchen Vaterlande mußten die Reiſenden, um nach Dresden zu gelangen, wieder über Weimar und Naumburg zurückgehen. Den 22. gelangten ſie nach Leipzig und verweilten daſelbſt bis zum 27., fuhren dann über Meißen nach Dresden. Den dortigen Merkwürdigkeiten, den anmuthigen Gegenden des Elbthals, dem Plauenſchen Grund und den Bergwerken von Freiberg wurden acht Tage gewidmet. Neben der genauen Beſchreibung der verſchiedenartigſten Gegenſtände im Tagebuch, Belobung der vielen wohlwollenden, unterrichteten Menſchen, die dazu beitrugen, den Reiſenden ihre Tage angenehm und lehrreich zu machen, enthält das Tagebuch ſelbſt kurze Theaterrecenſionen. Auf den reizenden Bergen wurde Heim's Herz durch Pflanzen erfreut, die er in langer Zeit nicht getroffen hatte, wie die Arnica montana und Spiraea aruncus auf dem Borsberg. Der Heimweg nach Berlin mußte abermals über Leipzig genommen werden, wo Heim von Hedwig unterm Vergrößerungsglas die feinſten und anziehendſten Beobachtungen über die lieben Mooſe mitgetheilt wurden. Profeſſor Eck, Heim's Verwandter, bemühte ſich nicht weniger um ſeine Unterhaltung, und ſeiner ganzen Familie wurde beſonders durch das Stoll'ſche Haus der Aufenthalt in Leipzig überaus angenehm gemacht.

Unterm 11. Juli meldet das Tagebuch: „Vormittags (in Potsdam) bis 11 Uhr vergeblich auf meine Pferde gewartet und, da ſie nicht ankamen, mit ſechs Poſtpferden nach Berlin gefahren, wo wir nach 2 Uhr zu unſer aller Freude friſch und geſund anlangten. Von den auf die Reiſe verwendeten 1300 Rthlrn. habe ich nur die 14 Rthlr. Poſtgeld von Potsdam hierher ungern ausgegeben. Ich danke Gott von Herzen für das große Vergnügen, welches er mir und den Meinigen auf der achtwöchentlichen Reiſe gewährt hat.

Meine zurückgelassenen Kinder fand ich gesund wieder und bei meinen Kranken war kein eigentliches Unglück vorgekommen."

Von einem alten Freunde, der im darauffolgenden Monat starb, sagt Heim in einem Briefe an seinen Bruder Anton, daß er von niemand außer von ihm Arznei habe nehmen wollen, daher sich dessen Zustand vor seiner Rückkunft schon sehr verschlimmert habe.

Heim fühlte sich sehr gestärkt durch die Reise, schonte sich aber auch in diesem Jahre etwas mehr als sonst, besuchte selten bis funfzig Kranke täglich, lebte mehr im Kreise der geliebten Seinigen und unterhielt sich mit ihnen von den reichen Genüssen der schönen Reise und freute sich seines alten Braunen, der sich auf einer sechswöchentlichen Grasung völlig verjüngt hatte und seinen Herrn noch über ein Jahr trug. * Mehreremal wöchentlich badete sich Heim in der Panke und schreibt es besonders diesem Mittel zu, daß er gegen den Herbst die letzten Spuren des heftigen im Frühling erlittenen Krankheitsanfalles entweichen fühlte. Am 26. Juli bemerkt er: „Letzthin badete ich mich mit sechs Soldaten und heute mit vier Betteljungen." ** Am Schlusse des Octobers aber:

---

* Bevor Heim das brave Thier im Herbst 1797 aufs Land sendete, damit es die letzten Tage in Ruhe und guter Pflege zubrächte, ließ er dasselbe malen und folgende Zeilen unter das wohlgetroffene Bildniß setzen:

26 Jahre alt.

Du edles Thier, an Kraft und Schnelligkeit
In ganz Berlin von keinem übertroffen;
Du flogst, sobald dein Herr nur winkte,
Gleich einem Sturmwind fort und ließest
Das beste Pferd bald hinter dir zurück.
Dies Bild, das treu dich darstellt, wie du warst,
Als du verdiente Ruh' erhieltest,
Ist Monument gerechter Dankbarkeit
Und soll noch oftmals deinen Herrn,
Solang' er lebt, an dich erinnern.

Die oft geäußerte Absicht, die Haut seines Braunen präpariren zu lassen und auf derselben zu schlafen, blieb unausgeführt.

** Im Jahre 1797 badet sich Heim einmal in Gesellschaft der Scharfrichterknechte in der Panke.

„Seit meiner Krankheit im März d. J. bin ich nicht so gesund und heiter gewesen als die letzten vierzehn Tage. Ich fühle wieder Kraft und Stärke in allen meinen Gliedern und habe auch meine herzliche Lust am Besuche meiner Kranken. Mein Husten ist fast ganz verschwunden. In diesem Monat habe ich mein seit vielen Jahren gewohntes Frühstück, ein großes Butterbrot, ohne irgendetwas dazu zu trinken, abgeschafft, esse kein Brot mehr, sondern trinke blos Thee, und zwar erst Brustthee, jetzt aber grünen Thee.* Meine Frau und Kinder sind gesund und machen mir große Freude. Ich empfehle mich und die Meinigen und alle meine Kranken dem Schutze des Allmächtigen." — Seiner Krankheit, seiner Reise wegen und auch weil in diesem Jahre überhaupt weniger Menschen erkrankten, zählte Heim am Jahresschluß nur 740 außer seiner Wohnung behandelte Kranke, 606 weniger als im Jahre zuvor, und nur 13 waren ihm gestorben, anstatt daß er 1795 der Todten 76 zählte. In den folgenden Jahren hält sich die Zahl der besuchten und im Tagebuch eingetragenen Kranken meist zwischen 900 und 1000, steigt aber zuweilen, wie z. B. 1805, gegen 1200. Daneben wuchs die Zahl der in seinem Zimmer behandelten und vielfältig in Heim's Auftrag durch jüngere Aerzte auch in ihren Wohnungen besuchten Kranken in ungleich größerm Maße. Wir werden später auf diesen Gegenstand zurückkommen. In dieser Lebensperiode aber, wo Heim durch unglaubliche Thätigkeit, durch schnellen und sichern Blick, Muth, entschiedenes Handeln, fröhliches Wesen und überdies das seltenste Glück in seinen Curen sich auf den ersten Platz unter den praktischen Aerzten Berlins emporschwang, wo sein Wohlstand in demselben Verhältnisse zunahm, sodaß er in manchem Jahre über 12000 Rthlr. an Honorar empfing, wo seine aufblühenden Töchter die anmuthigste Geselligkeit um ihn verbreiteten, wo er trotz seiner unerhörten Leistungen dennoch bei weitem nicht allen Patienten, die seine Hülfe begehrten, diese zu gewähren im Stande war,

* In spätern Jahren trank Heim des Morgens Thee von Leinsamen, was ihm niemand gern nachthun wird, und erst im hohen Alter befreundete er sich mit dem früher ihm verhaßten Kaffee.

konnte es, zumal bei Heim's heiterer Persönlichkeit, an jüngern Aerzten nicht fehlen, welche dem verehrten und geliebten Meister mit Freuden zur Hand waren. So erscheinen im Tagebuche allmählich Merzdorf, Grappengieser, Weitsch und andere theils als eifrige Schüler, theils als schätzbare Gehülfen an seiner Seite, und er durfte mit etwas weniger Sorge sich wohlthätiger Pflege überlassen, wenn er sich selbst krank fühlte, ja auch auf die Wünsche seiner Familie achten, die seit dem Besuche der Verwandten im schönen Frankenlande sehr reiselustig geworden war. Die Seinigen hatten dabei auch die Erfahrung gemacht, welche ersprießliche Erholung für den Vater in einer solchen Unterbrechung seiner täglichen ärztlichen Anstrengung liege, welch ein reicher Genuß ihnen aus der beständigen und ungestörten Unterhaltung mit ihm unter dem Wechsel der Orte und Personen in der freien, mit allen Reizen geschmückten Natur zutheil wurde.

Er selbst begnügte sich zunächst mit der Erinnerung an das glückliche Wiedersehen der stillen Heimat, der geliebten Geschwister. Zum Gedächtniß der Vereinigung in Solz am 6. Juni 1796 ließ er jedem seiner Geschwister ein Andenken in der berliner Porzellanfabrik fertigen. Seinem Anton sandte er überdies eine Windbüchse zur Vogeljagd, und Ludwig, den er in den Briefen an Anton wegen der Tiefe und Klarheit des Wissens vor allen preist, eine alte kostbare pariser Pedalharfe, welche er in Leipzig ankaufen ließ.

Schon im Sommer des nächsten Jahres litt Heim wieder an Brustbeschwerden, fühlte sich matt und kraftlos, war ängstlich um seine Genesung besorgt, ja nach seinem eigenen Ausdruck fast hypochondrisch. Eine Fahrt mit seiner gesammten Familie zu dem lieben Freunde von Karstedt, bei welchem er seinen 50. Geburtstag feierte, erfrischte ihn wieder, und nach seiner Rückkehr verrichtete er seine Geschäfte mit gewohnter Munterkeit. Im September badet er sich nach einem Spazierritt, entzückt über die herrliche Abendröthe, in der Panke und „freut sich innig seines Lebens, trotz aller Mühseligkeiten, welche der Arzt reichlich genug zu tragen hat". — Allein im Juli 1798 berichtet das Tagebuch abermals von Leiden im Halse, auf der Brust, von Aderlassen u. s. w. Um sich zu

erholen, reiſte er mit den Seinen nach Freienwalde und Neuſtadt-Eberswalde. Nach den in Heim's Tagebuch enthaltenen Schilderungen der Geſellſchaft und der Vergnügungen, vorzüglich in Freienwalde, glaubt man in eins der glänzendſten Bäder verſetzt zu ſein; ſo nah blühten damals den Berlinern ihre Sommerfreuden, ſo nah ſprudelten ihnen ihre Heilquellen. Im Auguſt deſſelben Sommers wird Heim an ſeine unſelige Ruhrkrankheit durch ähnliche Anfälle erinnert und im Zimmer gehalten, überwindet jedoch bald wieder ſein Uebel und fährt zu ſeinen Kranken, zumal im Hauſe wegen der beſtändigen Beſuche keine Ruhe für ihn zu erlangen iſt. Den 31. October deſſelben Jahres ſchreibt er ins Tagebuch, wie er mit dem Prinzen Auguſt von Preußen und Fürſt Radziwill auf die Haſenhetze geritten ſei und ſein neuer Schimmel ſich gut gehalten habe. Die obengenannten jungen Aerzte begleiten ihn oft zu Pferd; indeß nehmen die Unfälle beim Reiten ſeine ganze Lebenszeit hindurch kein Ende. Im Jahre 1798 ſtürzte er im Carrière mit dem Pferde, ſodaß dieſes auf ihn zu liegen kam. Wir ſchalten hier folgende Stelle aus dem Tagebuch ein: „Den 2. November 1799 ritt ich mit meinem Neffen * nach Köpenick, und zwar auf dem Pferde des Huſarenlieutenants F., welches mir zum Kauf angeboten war. Der Neffe ritt meinen Schimmel. Schon auf dem Heimwege beim Abſteigen, als ich mit dem rechten Bein über dem Sattel war und mit dem linken noch im Bügel ſtand, that das Pferd einen Seitenſprung, ſodaß ich zur Erde fiel. Zum Glück fing mein Neffe das Pferd wieder. Auf dem Rückwege, als wir Schritt ritten und ich mich über den Hals des Thieres bückte und es ſtreichelte, ſchnellte es mit dem Kopf gegen den meinigen und nahm zugleich einen Satz, daß ich im Augenblick rückwärts auf der Erde lag, und fort lief die Beſtie. Mein Neffe bemühte ſich vergeblich, ſie wieder zu greifen. Ich ritt nun auf meinem eigenen Pferde nach der Stadt und kam außer einer blutigen und geſchwollenen Naſe noch gut genug davon." — Den 1. April 1800: „Beim Oberkaufmann

* Der älteſte Sohn des Bruders Georg, Doctor med., hielt ſich ein Jahr lang bei ſeinem Oheim auf.

Schubart in Charlottenburg gespeist. Das Wetter war außerordentlich schön. Meine Zehen thaten mir nicht weh" (er hatte den ganzen März viele Schmerzen durch eine Verletzung an der großen Zehe erduldet, einen Nagel daran verloren u. s. w.), „ich war recht gesund. Heute sind es siebzehn Jahre, daß ich Spandau verließ und nach Berlin zog. Nie habe ich an Gott mit so vielem Dank gedacht als heute. Wie wohl und wie gut geht es mir vor so vielen tausend Menschen in der Welt! Beim Zurückreiten war ich so vergnügt, daß ich ganz gegen meine Gewohnheit langsam ritt. Mein Pferd lahmte überdies an einem Fuß. Auch in der Stadt sollte das Pferd nur Schritt gehen; durch die vielen vorbeieilenden Wagen und Reiter, die von dem spandauer Markt zurückkehrten, war es deshalb etwas hitzig geworden und wollte sich immer in Galop setzen. Ich zog es daher in der Friedrichsstraße etwas hart mit dem Zügel an, worauf es sich sogleich bäumte und einen Seitensprung machte, sodaß ich herunterstürzte und zwar sehr hart auf die rechte Seite des Kreuzes. Ein Glück, daß mich das Pferd weder trat noch schlug. Das Pferd lief davon; ich ging in ein Haus und setzte mich halbtodt auf die Treppe, um wieder etwas zu Besinnung zu kommen. Kaum aber vernahm ich von jemand, daß mein Pferd nach meiner Wohnung gebracht würde, so drängte ich mich durch die Menge, welche sich um mich versammelt hatte, holte den Mann ein, welcher mein Pferd führte, setzte mich sogleich auf und ritt nach Hause, damit meine Frau von diesem Vorfall nichts erführe. Den Abend war ich bei Dr. Böhr in der Medicinischen Gesellschaft. Ich hatte viele Schmerzen am ganzen Leibe; nach und nach aber erholte ich mich doch wieder, sodaß ich abends um 12 Uhr, als ich nach Hause kam, trotz der Schmerzen, die ich noch empfand, seelenvergnügt war und Gott dankte, daß ich nicht größern Schaden gelitten. Ich muß künftig schlechterdings behutsamer mit meinen Pferden umgehen. Doch wie schwer wird dies sein."

Unter den mancherlei Unfällen, welche Heim glücklich überstand, wird sogar unterm 28. Mai 1801 einer wahrscheinlichen Vergiftung gedacht. Das Tagebuch meldet: „Zu

Hause, aber sehr wenig gegessen. Den Abend befand ich mich schon nicht wohl, mir war sehr übel, schwindelig, schläfrig, ich hatte Leibschmerzen und Durchfall. Die Nacht schlief ich schlecht. Meine Frau, meine beiden ältesten Töchter, mein Bedienter hatten heute (den 29.) mehr oder weniger ganz ähnliche Zufälle, und alle waren wir sehr matt. Ich fuhr zur gewöhnlichen Stunde aus, mußte aber bald wieder nach Hause fahren, da ich überaus matt war und gar keine Besinnungskraft hatte. Den ganzen Tag fast geschlafen, mehr als zwanzigmal laxirt und viermal mich erbrochen. Die Meinigen hatten dasselbe zu leiden, nur in geringerm Grade. Vermuthlich haben wir gestern mit den Bohnen etwas Schierling zu essen bekommen." — Noch mehrere Tage hindurch verspürte Heim diese Wirkungen, war am 23. Juni überzeugt, Gartenschierling (Aethusa cynapium) genossen zu haben, und erst unterm 3. Juli lesen wir: „Heute war mir wieder völlig wohl, sodaß ich es fühle, daß ich Ernst Heim bin."

Sonderbarerweise scheint dies Ereigniß später Heim und den Seinigen ganz aus dem Gedächtniß entfallen zu sein; denn im September 1825, als an einem Sonntage die bis dahin so zahlreich gewordene Heim'sche Familie — jedoch ohne den Vater — mittags zusammen gegessen hatte, und zwar auch Bohnen, erkrankten am folgenden Tage allmählich fast sämmtliche Tischgenossen, die letzten am Abend, etwa 30 Stunden nach dem wahrscheinlichen Genuß des narkotischen Giftes. Von den vorgemeldeten Erscheinungen trat die eine oder die andere, je nach der Natur der einzelnen Patienten, heftiger hervor, und keiner fühlte sich vor dem vierten oder fünften Tage wieder völlig genesen. Den Betheuerungen der Köchin trauend, daß unmöglich Schierling statt Petersilie unter das Gemüse gekommen sein könne, wurden die sorgfältigsten Untersuchungen über die sonst genossenen Speisen, über die Kochgeschirre u. s. w. angestellt, jedoch ohne irgendein befriedigendes Ergebniß. Der Vorfall verbreitete sich durch die ganze Stadt und wurde wie gewöhnlich entstellt und übertrieben. Zuletzt trat die Mehrheit der lächerlichsten unter den vielen seltsamen Erklärungen bei, daß nämlich die Vergiftung von dem Braten, einem welschen Hahn, gekommen, welcher,

vor ſeinem Ende in Wuth gebracht, dieſe ins Fleiſch den Menſchen zum Verderben habe übergehen laſſen.

Im Jahre 1796 vermehrte Heim ſeinen häuslichen Kreis durch eine junge Franzöſin, welche den ältern Töchtern eine Freundin, den jüngern aber, nachdem ſie 1799 in der Heim'ſchen Familie ihre Hochzeit mit Herrn von Chevilly gefeiert hatte, eine treffliche, innig geliebte Erzieherin und treue Hüterin wurde, wenn die ältern Schweſtern mit Vater und Mutter auf Reiſen gingen. Herr von Chevilly war vor der Revolution Dragoneroffizier im königlich franzöſiſchen Dienſt geweſen und gab nun in Berlin Unterricht, wobei ihm die Ehre zutheil wurde, auch den damaligen Kronprinzen, ſpätern König Friedrich Wilhelm IV., unter ſeine Schüler zu zählen.

Schon lange hatte Heim den Wunſch gehegt, die ſchleſiſchen Heilquellen näher kennen zu lernen, um ſie ſeinen Kranken deſto zuverläſſiger empfehlen zu können. Rückſichten der Sparſamkeit beſchränkten ihn längſt nicht mehr bei ſolchen Planen. In ſeiner eigenthümlichen Weiſe berechnet er unterm 24. Juli 1799 in ſeinem Tagebuche das Wachsthum ſeines Wohlſtandes nach ſeinen Schreibtiſchen. „Als ich vor 24 Jahren nach Spandau kam, hatte ich einen Schreibtiſch, der 18 gGr. koſtete. Einige Jahre ſpäter kaufte ich einen für 3 Rthlr., den ich vor ſechzehn Jahren mit nach Berlin brachte. Beide waren von Kiefernholz. Darauf ließ ich mir einen von Elſenholz für 12 Rthlr. verfertigen, welchen ich jedoch bald wieder weggab und einen von Mahagoniholz für 64 Rthlr. anſchaffte. Einige Bronzeverzierungen ſtatt der meſſingenen Beſchläge koſteten noch 20 Rthlr., und nun muß dieſer Schreibtiſch einem neuen Platz machen, welcher über 200 Rthlr. koſtet."

Am Johannistage 1801 fuhr er mit ſeiner Gattin, den drei ältern Töchtern und dem Sohne nach Schleſien, nahm aber erſt in Sonnenburg unter Leitung ſeines Freundes Stubenrauch die großartigen Werke in Augenſchein, durch welche das untere Wartebruch urbar gemacht worden war. Dann ging er über Kroſſen, Naumburg, Bunzlau nach Flinsberg. Die Aehnlichkeit ſeines Namens mit dem eines damals zur

Reviſion der Steuerbehörden in Schleſien reiſenden höhern Finanzbeamten (Geh. Oberfinanzrath Hay) verwickelte Heim in Bunzlau bei ſeiner Unbefangenheit in ein ſpaßhaftes Misverſtändniß. Heim war mit den Seinigen bereits mit aller vermeintlich gebührenden Auszeichnung bei dem erſten Steuerbeamten des Orts bewillkommnet worden. Nach einiger Zeit, als er den großen Topf, das Wahrzeichen der Stadt, ſehen und die geographiſchen und aſtronomiſchen Darſtellungen des genialen Webers Hüttig kennen lernen will, wird er gefragt, ob er denn nicht dem im Vorzimmer devoteſt harrenden Acciſeperſonal vergönnen wolle, ihm die Aufwartung zu machen. „Sind die Leute krank?“ fragt Heim, und nun entdeckt ſich der Irrthum zu nicht geringem Schreck des Wirthes. Doch wußte Heim durch ſeine luſtige Behandlung der Sache bald einen alle Theile befriedigenden Schluß der Scene herbeizuführen; ja ſeine Verwendung trug ſpäter mit dazu bei, dem Steuerbeamten eine ſehr erwünſchte Gehaltszulage zu verſchaffen. In Berlin hat man ſpäter das ſcherzhafte Abenteuer dramatiſirt.

Die Mineralbrunnen zu Flinsberg, Warmbrunn, Altwaſſer, Salzbrunn, Reinerz, Kudowa und Landeck wurden nun bereiſt und chemiſch unterſucht, von den äußern Anſtalten, den Aerzten u. ſ. w. die genaueſte Kenntniß eingezogen. Ueberall fand Heim die zuvorkommendſte, freundlichſte Aufnahme, ſowol ſeines eigenen Namens wegen, als auch weil den Brunnendirectionen die Beförderung ſeines Vorhabens von der höhern Behörde ausdrücklich empfohlen worden war. Die Bergpartien, wie über Schreiberhau nach dem Rieſenkamm, die Anlagen von Buchwald, die Felſen von Adersbach, der Fürſtenſtein, die glazer Gebirge, boten der ewig friſchen Luft an Mooſen und Pflanzen ein reiches Feld. So überaus artig und gefällig ſich die geiſtlichen Herren in Grüſſau den Reiſenden erwieſen, ſo rügt Heim doch, daß ſie ſehr gegen die Kuhpocken eingenommen wären. Dieſelbe Klage leſen wir indeß ſchon früher über den Chorführer der berliner Aufklärung, Nicolai, daher den Mönchen ihr Vorurtheil eben nicht hoch anzurechnen war. Landeck, wo Heim ſeinen Freund von Karſtedt und viele Bekannte antraf, war damals das beſuchteſte der ſchle-

ſiſchen Bäder, daher er daſelbſt und in der Umgegend am längſten verweilte. Darauf ſtattete er in Breslau dem Miniſter von Schleſien, dem Grafen von Hoym, ſeinen Dank ab. Der Aufenthalt daſelbſt wurde ihm und den Seinen durch die Gefälligkeit und Freundlichkeit ſeiner Collegen überaus angenehm gemacht, obſchon er bemerkte, daß dieſe untereinander nicht in dem guten Vernehmen ſtanden, deſſen ſich ſeine Genoſſenſchaft in Berlin zu ſeiner Zeit erfreute.

Nachdem Heim in Frankfurt a. O. ſeinen alten Univerſitätsfreund Profeſſor Hauſen, desgleichen Behrends und Huth begrüßt hatte, traf er wohlbehalten mit ſeiner Familie den 30. Juli wieder in Berlin ein.

Im Januar 1802 und abermals 1803 lag Heim wieder an Lungenentzündungen danieder und mußte jedesmal über acht Tage Bett und Zimmer hüten. Wir glauben der öftern Wiederkehr dieſer Leiden an Heim's reizbarſtem Organ erwähnen zu müſſen zum Troſte derer, welche ſich auf demſelben Punkte ſchwach fühlen und doch die Hoffnung auf ein hohes und kräftiges Alter nicht aufgeben mögen. Die Tage des ruhigen Einhaltens wurden übrigens benutzt, manches nachzuholen, wozu die Praxis ſonſt keine Zeit übrigließ. Die Töchter laſen dem Vater Schiller's neueſte Tragödien vor. Später werden wir ſehen, wie Heim während ſolcher Unpäßlichkeiten ſeine in Druck erſchienenen mediciniſchen Abhandlungen niederſchrieb.

Im Sommer 1802 reiſte Heim mit ſeiner Familie über Stettin nach Rügen und Dobberan, und feierte dann ſeinen 55. Geburtstag bei dem treuen Freunde von Karſtedt. Sagardt war damals der Hauptſammelplatz der Reiſenden auf Rügen, von wo aus man nach Stubbenkammer, dem Hertaſee u. ſ. w. wandelte. Das Tagebuch macht die heiterſte Schilderung von dem dortigen Aufenthalte der Heim'ſchen Familie, welchen zu verlängern die daſelbſt verſammelten ſchwediſchen Offiziere alles aufboten und ſelbſt ein Rad am Wagen abſeiten ſchafften, obwol vergeblich. Stralſund, Roſtock, Dobberan, der Beſuch eines größern engliſchen Schiffs bei Warnemünde boten den Reiſenden die mannichfaltigſten Genüſſe dar. Heim verſäumte nicht, überall die ausgezeichnetſten

ſeiner Collegen kennen zu lernen und dieſe ſeiner Gewohnheit gemäß über ihre Heilmethoden gehörig auszuforſchen, abends aber aufzuzeichnen, was er Neues und Eigenthümliches vernommen hatte; von Willich in Bergen zog ihn beſonders an, desgleichen in Dobberan Vogel und Buchholz, welchen letztern er wegen ſeiner Schrift über die Kuhpocken vorzüglich ſchätzte. Sehr befriedigt kehrten die Reiſenden nach Berlin zurück. Der Herausgeber dieſer Nachrichten, welcher im September deſſelben Jahres von der Univerſität Jena nach Berlin kam und die erſten Tage bei Heim wohnte, vernahm noch die Nachklänge des Entzückens der Reiſenden. Möge demſelben geſtattet werden, hier zu erwähnen, wie er in wenigen Stunden in Heim's Leben und Weben eingeweiht wurde, als ein Beiſpiel wie der Arzt, trotz der unglaublich vielen täglichen Krankenbeſuche, ſich doch auch mit den Geſunden im lebhafteſten Verkehr zu erhalten verſtand. Nach einer vier- bis fünfſtündigen Umfahrt in der Stadt wurden Reitpferde ans Potsdamer Thor beſtellt, wo der neue Vetter mit Heim zuſammentraf. Kaum zum Thore hinaus, begegnete den Reitern der Generalchirurgus Görcke, welcher ſofort aus dem Wagen ſtieg, um Heim zu Fuß bis zu einem nicht weit entfernt wohnenden, von beiden gemeinſchaftlich behandelten Patienten zu begleiten. Nach Beendigung der Conſultation am Krankenbett ging es raſch durch den Thiergarten nach Charlottenburg und zurück über Moabit, wobei mindeſtens zehn Kranke beſucht wurden. Heim ſtand noch im Handel wegen des Pferdes, welches er ſeinem Begleiter zu reiten anvertraut hatte, daher dieſer zuletzt auf dem Exercirplatz den Rothſchimmel noch förmlich vorreiten mußte und ſammt dem Thiere Heim's Beifall erntete. Da die Tiſchzeit in Heim's Familie ſchon vorüber zu ſein ſchien, ſo nahm Heim ſeinen Begleiter ohne Bedenken mit zu dem Mahle, zu welchem er geladen war, und ſtellte ihn der Hausfrau mit den Worten vor: er habe nicht umhin gekonnt, ſeinem eben erſt fremd in Berlin angekommenen Vetter die Ehre zu verſchaffen, die reſpectabelſte Dame der Hauptſtadt kennen zu lernen. Sie war allerdings anerkannt von ſo großem Umfang und Gewicht, daß keine Frau in Berlin ſich mit ihr meſſen konnte. Durch ſolche Einführung von dem Manne

der allen alles ſagen durfte, befand man ſich nach wenigen Minuten in der ungezwungenſten, heiterſten Geſellſchaft wie unter alten Bekannten.

Wenn man Heim's Tagebuch durchläuft, ſo möchte man auf den Gedanken kommen, er könne ſein beſtändiges Diniren außer dem Hauſe in Geſellſchaften aller Stände unmöglich ohne Nachtheil für ſeinen Beruf durchgeſetzt haben. Betrachten wir nur einen kleinen Auszug aus dem Regiſter der täglichen Mittagsmahlzeiten. „Den 3. Januar 1805 beim Grafen von Wartensleben, den 4. bei Frau von Berg, den 5. beim Fürſten Radziwill, den 6. beim Geheimrath von Faudel, den 7. beim Prinzen Ferdinand, den 8. beim Grafen von Lottum, den 9. zu Hauſe, den 10. beim engliſchen Geſandten, den 11. beim Miniſter von Voß, den 12. beim Miniſter von Hardenberg, den 13. bei Frau von Berg mit Klaproth, Görcke und Zelter, den 14. beim Juſtizrath Becker, den 15. zu Hauſe, den 16. ſpeiſten die ſämmtlichen Lehrer des Werder'ſchen Gymnaſiums u. ſ. w. bei mir.“ Alſo in vierzehn Tagen nur zweimal im engern Familienkreiſe. In einem Wintermonate des Jahres 1803 leſen wir: „Den 10. beim *** Geſandten in großer Geſellſchaft geſpeiſt. The behaviour he showed to his wife“ (die Art, in der er ſeine Frau behandelte) u. ſ. w. Hier folgt eine Bemerkung, wie ſie Heim nur in engliſcher Sprache ins Tagebuch zu tragen pflegte, welche wir hier billig unterdrücken. — Den 11. heißt es ferner: „Beim Courtier Neumann, in Geſellſchaft des Bäckers Schauß, Töpfers Höhler, ſeines Bruders, des Baucorendanten, des Poſamentierer Barth und Mäkler Weiß geſpeiſt. Geſtern wurden wol funfzig Schüſſeln beim *** Geſandten aufgetragen und heute nur drei, nämlich Suppe mit einer Henne, Erbſen mit Pökelfleiſch und ein Putenbraten. Aber wie viel vergnügter war ich in der heutigen Geſellſchaft!“ — —

Bei dieſem Saus und Braus, in welchem Heim ſcheinbar ſich umtrieb, muß man erwägen, daß er bei ſeiner gewaltigen körperlichen Anſtrengung doch nur einmal des Tages zu eſſen und auch nach der Mahlzeit ſich noch ſtarke Bewegung zu machen pflegte, daß er ſich an gewiſſe Regeln der Mäßigkeit

band und, ſich über allen Zwang der Convenienz erhebend, nichts genoß, was ihm nicht zuträglich war. So liebte er z. B. nicht, friſches Brot zu eſſen, daher in ſeinen Wagentaſchen immer einiger Vorrath von altem Brot gehalten wurde, um ſeinen Bedarf in der Rocktaſche mit an die vornehmſte Tafel zu nehmen, zu welcher er mittags geladen war. Jüngern Rheinwein, den er als Tiſchwein vor allen vorzog, wußte er ſehr fein zu unterſcheiden und wählte ſein Getränk mit großer Behutſamkeit. Eine ſonſt vielgeprieſene Handlung, welche die erſten Häuſer Berlins mit allen Sorten Rheinweins verſah, war bei ihm förmlich verrufen. In einigen großen Häuſern, wo er öfters gebeten wurde und wo ihm der Wein nicht bekommen war, lagen deshalb immer einige Flaſchen ſeines eigenen Weins im Keller; davon wurde eine an ſein Couvert geſetzt, wenn er Gaſt war, und die Dienerſchaft hatte Befehl, ſogleich wieder ein halbes Dutzend Flaſchen aus Heim's Wohnnng zu holen, wenn die letzte aufgetragen wurde. — Die Mittagsunterhaltung an den Tafeln jedes Ranges und Standes zeigte ihm wieder die geſunde, die heitere Seite des Lebens, wenn er den größten Theil des Tages mit den Leiden der Menſchheit, mit dem bitterſten Jammer zu kämpfen hatte. Hier ergötzte er ſich ebenſo an den Scherzen Iffland's, mit welchem er vorzüglich bei dem Miniſter von Hardenberg, ſeinem Freunde von Faudel und bei dem Fürſten von Wittgenſtein zuſammentraf, als an den ſo intereſſanten und lehrreichen Erzählungen ſeines jugendlichen Freundes A. von Humboldt, als dieſer im Jahre 1805 aus Amerika nach Berlin zurückkam. Seinem Humor ließ er überall die Zügel ſchießen und ließ ſich durch nichts verblüffen. Als er unvorſichtig eine Weinflaſche umwarf, welche ſeinen gegenüberſitzenden Tiſchgenoſſen in Gefahr brachte, begoſſen zu werden, ſagte er: „Die Flaſche macht Ew. Excellenz ihr Compliment, es fiel nur etwas ungeſchickt aus.“ Von ſeinen Toaſten iſt einer, der zwar in ſpätere Zeit fällt, wie es ſcheint hier am ſchicklichſten zu erwähnen. Unterm 5. Auguſt 1814 meldet das Tagebuch: „Beim Staatskanzler Fürſten von Hardenberg in kleiner Geſellſchaft mit dem Fürſten Blücher geſpeiſt und ſehr vergnügt geweſen. Am Geburtstage unſers Königs hatte die

hieſige Univerſität Blücher zum Doctor der Philoſophie creirt. Heute über Tiſche ſprach er davon und nannte mich ſeinen Collegen. Ich nahm darauf das Glas zur Hand und rief aus: «Es lebe der junge Doctor Fürſt Blücher!» wogegen er gleich darauf ſein Glas erhob und rief: «Es lebe der Feldmarſchall der Doctoren, mein College Heim!»“ Als Seitenſtück gedenken wir hier einer frühern Tiſchſcene mit einem ältern Feldmarſchall: „Den 1. October 1803. Als Gaſt des Obermedicinalraths Dr. Richter mit Dr. Frank bei Kerſten im Thiergarten mit wenigſtens hundert Perſonen geſpeiſt. Dem Feldmarſchall von Möllendorf gefiel es ſehr wohl in der Geſellſchaft und er war ſehr munter, daher ich mit einem Glas Champagner zu ihm trat und ſeine und der ganzen Armee Geſundheit ausbrachte. Bald darauf kam das Corps Muſikanten in den Saal, ſtellte ſich neben dem Feldmarſchall auf und dieſer trank nun: «Auf die Geſundheit der Civilperſonen und in denen Stücken der Herren Aerzte à la tête hoch!»“ In einer andern heitern Mittagsgeſellſchaft wandte ſich die Unterhaltung auf die Seelenwanderung. Ein hochgeſtellter Staatsbeamter, deſſen derbe Reden noch vielen erinnerlich ſind, meinte, daß, wenn ſeine Seele dereinſt in den Leib einer unvernünftigen Beſtie fahren ſollte, er eine Alpenkuh wählen würde, wobei er den Sommeraufenthalt, die blumigen, gewürzigen Weiden in der reinen Bergluft, das friedliche, ſorgloſe Daſein jener Thiere umſtändlich und mit lebhaften Farben darſtellte. Heim behauptete dagegen, wenn es auf ſinnliches Behagen ankomme, ſo gehe nichts über die Natur eines Schweins. Dieſes bleibe bis zum Moment des allen ſterblichen Weſen unvermeidlichen Todes von den Quälereien der Menſchen am meiſten verſchont, werde ſorgſam gepflegt und gebe bei allen ſeinen Genüſſen die vollſte und dauerndſte Befriedigung zu erkennen; um ſich davon zu überzeugen, brauche man nur ein ſolches Geſchöpf zu beobachten, wie es ſich im Schlamme kühle und in der Sonne der wohlthätigſten Abwechſelung überlaſſe u. ſ. w. Beim Auseinandergehen nahm jener Herr das Geſpräch nochmals auf, gegen Heim äußernd: „Es bleibt alſo dabei, lieber Heim, wenn unſere Seelen wandern, ſo fahren Sie in ein Schwein.“ — „Das könnte

meinetwegen geschehen", antwortete Heim; „Ew. Excellenz rathe ich jedoch, lieber in einen Ochsen als in eine Kuh zu fahren."

Wie sparsam sich Heim neben solchen Tafelfreuden jede andere Erholung zumaß, ist mehrmals erwähnt worden. Ehe er einmal das Theater wieder besuchte, pflegte eine Reihe von Jahren zu vergehen. Im August 1805 hatte er sich nach sechzehn Jahren zum ersten mal wieder ins Schauspiel locken lassen und belobt im Tagebuche Madame Fleck im „Neuen Jahrhundert", Madame Meyer, Demoiselle Döbelin und Kaselitz in „Die Uebereilung" und ganz vorzüglich in „Die beiden Savoyarden" Friederike Unzelmann. Zuletzt fügt er doch die Bemerkung hinzu, er werde sobald nicht wieder ins Theater gehen, da er zu sehr dadurch zerstreut werde und dies seinen Kranken Nachtheil bringen möchte. — Dennoch konnte er nicht widerstehen, schon im December desselben Jahres das Benefiz seiner sehr geschätzten Freundin Unzelmann zu besuchen und sich an ihrem Spiele als Alexis ein Stündchen zu erfreuen. Auch Iffland's komische Rollen, nicht minder während der kriegerischen Stimmung des Jahres 1805 „Wallenstein's Lager" lockten ihn einigemal ins Schauspielhaus; desgleichen erschien er auf den beiden berühmten und vielbeschriebenen großen Maskenbällen im März 1803 und wiederum 1804, welche gewissermaßen die äußerste Höhe des Luxus und des Glanzes der Hauptstadt vor der Katastrophe des Jahres 1806 repräsentirten. Im Tagebuche ist beim zweiten und größten dieser Feste der ihm zutheil gewordenen huldreichen Unterhaltung der schönen Königin Luise und ebenso der Königin Mutter gedacht.

In dieser Zeit aber hatte Heim in seiner sonst so glücklichen Häuslichkeit eine schwere Prüfung zu bestehen. Seine beiden ältern Töchter hatten sich im Herbst 1803 mit würdigen Männern verlobt. Die Verbindung der zweiten mußte indeß kurz darauf aufgegeben werden, da sie von einer scheinbar hoffnungslosen Krankheit ergriffen wurde, welche ein Jahr lang die Aeltern in unsaglichen Schmerz versenkte. Das Tagebuch ist mit den rührendsten Klagen über die Leiden des geliebten Kindes angefüllt. Gerade nach Ablauf des Jahres

leſen wir aber, wie auf einem nach dem Wunſche der Tochter veranſtalteten zahlreich beſuchten Ballfeſte Mutter und Vater Thränen der Freude vergießen über die völlige Geneſung und Heiterkeit ihres Kindes.

So traurig das Weihnachtsfeſt im Jahre 1803 begangen wurde, um ſo freudiger kehrte es 1804 wieder, zugleich Heim als glücklichen Großvater begrüßend. Wenige Monate ſpäter, im März 1805, feierte er im ſtillen Familienkreiſe ſeine Silberne Hochzeit. Mit innigem Danke gegen Gott erkannte er den ſo reich über ihn ausgegoſſenen Segen. Von einer zärtlichen Gattin und ſechs blühenden Kindern umgeben, waren ihm durch ſeine große Thätigkeit der äußern Güter genug zugefloſſen, um in dieſer Beziehung für die Zukunft jeder Sorge für die Seinen überhoben zu ſein. Der Gleichmuth, mit welchem er bald darauf den Verluſt des größten Theils ſeines Vermögens, die Folge des über das Vaterland hereinbrechenden Unglücks, ertrug, beweiſt indeß, daß der Friede ſeiner Seele eine ſicherere Grundlage hatte als die mühſam erworbenen irdiſchen Güter. Eine zwanzigjährige Praxis nach Wiederherſtellung der preußiſchen Macht, nach Vergrößerung des Staates und entſprechendem Aufblühen der Hauptſtadt vermochte nicht ganz wieder zu erſetzen, was verloren worden war. Heim hinterließ nach dem Tode den Seinigen weniger, als er 1805 beſaß, ungeachtet er im Jahre 1814 wieder über 1200 Kranke beſuchte, auch in manchem der ſpätern Jahre beträchtlich mehr an Honorar einnahm als früher, und ſeine Ausgaben ſich nicht ſteigerten. Dennoch iſt uns in ſeinen Bekenntniſſen keine Spur von Klage oder Unmuth über dies Misgeſchick aufgeſtoßen, außer folgende Aeußerung über ſeinen ſchlimmſten Schuldner: „Mit meinem Schecken (einem kurz zuvor gekauften Pferde) bin ich außerordentlich zufrieden. Mit *** aber bin ich deſto unzufriedener. Was iſt indeſſen zu thun? Wir ſind beide zu bedauern.“ * Sonſt hat man auch, als er an den erlittenen Verluſt erinnert wurde, die Worte

* In einem der ſpätern Kalender findet ſich eine Berechnung, nach welcher der Kapitalverluſt bei einem Schuldner 40000 Rthlr. und mit den Zinſen 70000 Rthlr. überſteigt.

vernommen: „Was würde Gott zu mir sagen, wenn ich mich hierüber einen Augenblick grämen wollte? Würde er nicht sagen: Ei, du elender Wicht, habe ich dir nicht so viel gegeben, und nun verdrießt es dich, daß ich dir etwas davon wieder nehme? Habe ich dir nicht Tausende genug gegeben?“ Bei solcher Gesinnung konnten die Schwankungen in seinem Vermögensstande auch keinen Einfluß auf seine Wohlthätigkeit haben. Gerade in den Jahren der Noth und des Mangels, während der feindlichen Besetzung des Landes, wurde seine Hülfe am meisten in Anspruch genommen und am reichlichsten gespendet, da er stets dankbar erkannte, wie er, durch seinen ärztlichen Ruf vor vielen begünstigt, sich die Feinde selbst zinsbar machte.* Bei der sorgfältigsten in seinen Büchern beurkundeten Geldwirthschaft bewahrte er stets in voller Reinheit die freie und hohe Gesinnung, welche schon an dem armen Studenten in Halle so schön hervortrat. Vornehme und reiche Familien bedienten sich viele Jahre lang seines ärztlichen Beistandes, ohne ihm auch nur das kleinste Honorar zu senden. Dies brachte in seinem Verhalten nicht die geringste Veränderung hervor, und es würde gar keine Kunde davon geblieben sein, wenn nicht mehrmals später die Kinder oder sonstigen Erben durch reiche Spenden die Schuld der Vorfahren auszugleichen gesucht hätten, was allerdings im Tagebuche mit Ruhm vermeldet wurde. — Von einzelnen Personen, die Heim als unbemittelt mit Sorgfalt behandelt hatte, steht geschrieben, wie sie später, zu Wohlstand gediehen, sich dankbar seiner frühern Verdienste erinnerten. So sandte ihm ein Mann im Jahre 1797 auf einmal 60 Friedrichsdor. Dieser litt mehrere Jahre zuvor an einer Urinverhaltung und war von seinem eigenen Schwiegervater, einem Arzte, bereits aufgegeben worden. Heim wurde gerufen, wußte auf der Stelle auch nicht zu rathen, konnte aber in der folgenden

* Aus einer Bemerkung im Tagebuche des Jahres 1831 ersehen wir, daß Heim von manchem Fremden nur ein geringes, von einigen gar kein Honorar empfing, im ganzen aber sehr zufrieden war, nur hinzufügte, es seien ihm von niemand so viele Schmeicheleien zutheil geworden als von den Franzosen.

Nacht des Kranken wegen nicht ſchlafen. Um Mitternacht ſtand er auf, ſchrieb das gefundene Mittel nieder, ſchickte es dem Patienten und dieſer war des andern Tages geſund. Dergleichen Erfahrungen dienten nur dazu, Heim in ſeiner Handlungsweiſe zu ſtärken und zu befeſtigen. Oefters verlieh er nicht unbeträchtliche Summen, über welche nie wieder ein Wort mit dem vergeſſenen Schuldner gewechſelt wurde. Einmal ließ er laut Vermerk im Tagebuche 200 Rthlr. in einem Miethwagen liegen, nach welchen er zwar fragte, aber ſich nicht wunderte, daß der gefüllte Sack ſpurlos verſchwunden war.

Napoleon in der allmählichen Entwickelung ſeiner ungeheuern Perſönlichkeit mußte Heim in ſeinem unbefangenen Sinn nothwendig anziehen. Im Tagebuche ſpricht ſich ſeine Verehrung des Helden öfters aus, z. B. als er deſſen Adjutant und Freund Duroc im Jahre 1799 beim Feldmarſchall von Möllendorf kennen lernte. Selbſt nachdem der ſtolze Sieger in Berlin eingezogen, ja bis Königsberg vorgedrungen war, hielt Heim noch die Meinung feſt, daß Napoleon endlich der Welt Frieden und Glück bringen werde. Der Held ſelbſt heilte ihn aber wie ſo viele allmählich von dieſem Wahn. Im September 1811 preiſt Heim den König wegen der ſtillen Vorbereitung zum Kriege; und im Januar 1813 notirt er im Tagebuche folgendes Akroſtichon auf den von ſeinem Heere entflohenen Kaiſer als ſehr treffend: Nequissimus, Atrocissimus, Primus Omnium Latronum Ex Orco Natus (der ſchlechteſte, wildeſte, erſte aller Räuber, der Hölle entſtiegen). Indeß konnte Heim niemand haſſen, nichts Gutes an Freund oder Feind verkennen. Darum trug er unterm 12. Juli 1821 Napoleon's Todestag mit rother Schrift ein, hinzufügend: „Quiescat in pace! (er ruhe in Frieden). Mag er viel Böſes in der Welt gethan haben, ſo hat er doch auch viel Gutes geſtiftet. Unſere Soldaten haben ihren beſſern und glücklichern Zuſtand ihm zu verdanken.“

Einige Bemerkungen aus dem Tagebuche geben uns Licht über die Stimmung, mit welcher Heim die unglücklichen Ereigniſſe des Jahres 1806 aufnehmen und ertragen mußte. — Den 20. September ſah er das verehrte, geliebte königliche

Paar. „Vor Tiſche ritt ich nach Charlottenburg und begegnete unterwegs dem König und der Königin. Beide ſprachen mit mir, und der König ſagte mir zuletzt: Morgen reiſe ich ab, leben Sie wohl, lieber Heim.“ — Unterm 17. des folgenden Monats leſen wir: „Den 14. d. iſt der unglückliche Tag geweſen, wo unſere Hauptarmee zwiſchen Naumburg und Weimar total geſchlagen worden iſt. Heute war über dieſes Unglück jedermann in der größten Beſtürzung. Mich ſelbſt, der ich lange genug die Unbeſtändigkeit aller menſchlichen Dinge kennen gelernt habe, hat dieſer Unfall nicht aus der gewöhnlichen Faſſung gebracht. Darum beklage ich aber nicht weniger unſern braven, ehrlichen und rechtſchaffenen König und die Witwen und Waiſen unſerer gebliebenen Soldaten.“

Am 27. October, dem Tage von Napoleon's Einzuge in Berlin, mußte Heim zwei ſeiner Wagenpferde zu Militärtransporten ſtellen, und das Tagebuch meldet: „Seit vierundzwanzig Jahren zum erſten mal wieder alle meine Kranken zu Fuß beſucht.“ Unterm 28. folgt unmittelbar: „Den großen Kaiſer Napoleon zum erſten mal und zwar zu Pferd geſehen“ u. ſ. w. Unterm 22. December leſen wir: „Heute hat mich meine Einquartierung, ein Kapitän, ein Lieutenant, zwei Domeſtiken nebſt einem Hunde, nachdem ſie ſechzehn Tage bei mir gehauſt hatten, verlaſſen. Die Offiziere ſowol als ihre Diener waren grobe Menſchen, ohne alle Erziehung. Wir haben gar keinen Umgang mit ihnen gehabt, ſie haben ihn auch nicht geſucht. Eſſen und Trinken, Lärmen und Schlafen war ihre Sache. Siebenundſechzig Flaſchen Wein, acht Flaſchen Rum und täglich einigemal Kaffee haben ſie getrunken, Zucker, alten Käſe und Fleiſch in Menge verzehrt. Sie waren unerſättlich. Indeſſen freut es mich, daß es ihnen gut bei mir geſchmeckt hat, da ſie es in Polen, wohin ſie marſchiren, ſo nicht finden werden.“ Ein Oberſt Roſſignol, ein wackerer Soldat, aber ein gebildeter und heiterer Mann, welcher im Auguſt 1807 bei Heim wohnte, war der erſte, welcher an den Tiſch der Familie gezogen wurde. Ein auf dieſen folgender Civilbeamter behielt ſein Quartier dreizehn Monate, beläſtigte niemand im Hauſe und befleißigte ſich ſtets eines geſitteten und dankbaren Betragens gegen ſeinen Wirth; ja

beluſtigte dieſen ſehr oft, wie ſchon früher erwähnt worden, durch ſeine Pantomimen und Caricaturen. Bei der geſelligen Duldung in der Familie mußte er ſich jedoch in gewiſſen Schranken halten. So lief z. B. am Mittag des 7. Februar 1808 die Nachricht ein, daß die Königin am 1. deſſelben Monats von einer Prinzeſſin entbunden worden ſei. Heim und die Seinigen nebſt einigen anweſenden Freunden brachten in begeiſterter Freude der verehrten Königin und des Kindes Geſundheit aus, woran theilzunehmen aber dem Franzoſen ſchlechthin nicht geſtattet wurde. Derſelbe Mann, Herr Anglès, ein Neffe des Abbé Sieyès, zog 1812 mit nach Rußland, wurde auf dem Rückzuge in Torgau eingeſchloſſen und nach Einnahme der Feſtung als Civilbeamter von den Siegern nach der Heimat entlaſſen. Von allem entblößt, wandte er ſich ſchriftlich an Heim, der ihm ſogleich ſo viel Geld nach Leipzig ſandte, als er begehrte. Dagegen wurde Heim's Sohn, als er im Jahre 1814 mit dem Blücher'ſchen Hauptquartier nach Paris kam, von Anglès' Verwandten mit vielfachen Beweiſen der aufrichtigſten Dankbarkeit überhäuft. Nicht als Einquartierung, ſondern als Neffe der zuvor (S. 58) erwähnten Frau von Chevilly und als Freund des jungen Heim, welchen Herr von Chevilly einige Jahre früher mit nach Paris genommen hatte, wurde Theodor von Rumigny, ein heiterer, liebenswürdiger Jüngling von ſiebzehn Jahren, in der Heim'ſchen Familie eingeführt. Ein Zögling der Militärſchule in Paris, wurde er mit mehrern Kameraden der großen Armee nachgeſandt, trat ins 12. Infanterieregiment und beſtand die erſte rühmliche Probe ſeines blutigen Handwerks in der Schlacht bei Eylau. Dann in Cantonnirungen bei Beeskow liegend, kam er öfters nach Berlin und wurde ſtets, wenn er mit der geliebten Tante im Heim'ſchen Kreiſe erſchien, als Freund und Verwandter begrüßt. Im Jahre 1814 traf ſein alter Geſpiele Heim in Paris ihn als Oberſten, trauernd über das ungeheuere Schickſal ſeines Vaterlandes. Später, als Graf Rumigny und Flügeladjutant des Königs Ludwig Philipp, erwies er den Enkeln Heim's, welche ihm in Paris Beſuch machten, die freundlichſte Zuvorkommenheit und verſchaffte ihnen durch ſeinen Einfluß manche Vortheile und An-

nehmlichkeiten. In Berlin aber, wohin sein König ihn im Herbste 1841 sandte, fand er sich alsbald wieder im Heim'schen Kreise ein, schloß sich in alter Treue an seinen Jugendfreund Heim an und bezeigte der würdigen Mutter die Ehrfurcht und zarte Anhänglichkeit eines Sohnes.

Doch wir befinden uns noch im Winter 1806—7 und dürfen eine Reise, welche Heim nach Hamburg machte, nicht unerwähnt lassen. Nach der bei Jena verlorenen Schlacht hatten viele Einheimische Berlin verlassen und im Auslande Sicherheit gesucht. Unter diesen war der Geheimrath von Faudel, welcher in Hamburg erkrankte und sehnlichst nach seinem Arzte und vertrauten Freunde Heim verlangte. Dieser reiste im Januar 1807 in Begleitung des jungen Dr. Stosch dahin, fand aber seinen Patienten nicht eben gefährlich krank. Die unglücklichen Ereignisse hatten mehrere bedeutende Männer, wie namentlich den Generallieutenant von Blücher, den Fürsten von Wittgenstein, Herzog von Braunschweig u. a. in jener Stadt versammelt, mit welchen Heim während seiner Anwesenheit in beständigem angenehmen Verkehr stand und in mancher Stunde alles Jammers der Zeit vergaß. So erwähnt Heim in seinem Tagebuche unterm 17. Januar eines überaus fröhlichen Mittags bei dem alten Weinhändler Stinzing auf der Grimm. Dieser Mann hatte mehrere Jahre zuvor Heim's verstorbenen Collegen und Freund Zenker in einer Krankheit schriftlich um Rath gebeten, jedoch mit dem Zusatze, dabei noch die Meinung eines oder zweier angesehenen Aerzte Berlins zu vernehmen und reiflich zu erwägen. Zenker hielt den Fall nicht für bedenklich, ließ jedoch Heim und noch einen dritten, welche sich zufällig zuerst bei ihm einfanden, Gutachten und Recepte mit unterzeichnen. Nach einiger Zeit wurden Heim dreißig Flaschen des köstlichsten Rheinweins ins Haus gesandt, als Lohn für jenen vom besten Erfolge gekrönten ärztlichen Rath, den er mit unterzeichnet, an den er aber längst nicht mehr gedacht hatte. Jetzt erfuhr Stinzing, daß Heim in Hamburg sei, suchte ihn auf und bat ihn, eines Mittags seine edeln Sorten bei ihm zu kosten. Da Heim vorstellte, wie er für seinen kurzen Aufenthalt jeden Tag mit seinen alten Bekannten und Landsleuten zusammen zuzubringen

gelobt habe, so wurde er dringend ersucht, sämmtliche edle Herren zu bewegen, sein Haus durch ihre Gegenwart zu ehren. Durch einen dunkeln Flur, rechts und links mit kolossalen Fässern belegt, welche die würdigsten Namen, wie Plato und Aristoteles, trugen, gelangte man in des ehrwürdigen Hausherrn getäfelte, mit allerlei Schnitzwerk verzierte Zimmer. Zu hoher Genugthuung der muntern Gäste wie des biedern Wirths wurden nach Heim's Tagebuche mehr denn sechzehn Sorten jungen und alten Rheinweins von dem edelsten Gewächs oder, nach Stinzing's eigenem Ausdrucke, der subtilsten Weine versucht. Heim blieb mit Stinzing bis an dessen Tod im höchsten Alter in Freundschaft und in Briefwechsel, welcher von Stinzing's Seite im originellsten Stil geführt wurde.* — Den 22. Januar traf Heim wieder in

---

* Der Herausgeber befand sich im Jahre 1814 als preußischer Offizier im Hauptquartier des Grafen Benningsen, zog den 31. Mai mit diesem im befreiten Hamburg ein und machte Heim's Auftrag gemäß dem braven Stinzing seinen Besuch und zwar am Trinitatis-Sonntag nach dem wegen der wiedererungenen Freiheit in der Michaeliskirche gehaltenen Dankfeste. Nicht allein Heim's Andenken, sondern auch der Anblick der preußischen Uniform begeisterte den alten treuen Ansbacher, welcher seinen Neffen wohlgerüstet zum preußischen Heere gesandt hatte. Es mußten durchaus einige der subtilsten Sorten auf das Wohl des Königs und des Heeres gekostet werden, wobei Stinzing gelobte, ein Oxhoft Wein an die Verwundeten in Berlin zu senden. Beim Abschiede mußte der preußische Hauptmann versprechen, den russischen Feldherrn zu bewegen, Stinzing's Haus mit seiner Gegenwart zu beehren, welcher Wunsch auch von dem wohlwollenden Benningsen gern erfüllt wurde. — Die Sendung des Weins nach Berlin verzögerte sich bis in den Herbst 1815, weshalb Stinzing aber auch zwei Fässer Wein statt eines schickte, welche der aus Frankreich zum zweiten Male heimkehrenden berliner Landwehr zugute kamen, und für welche der Magistrat der Stadt Herrn Stinzing in den öffentlichen Blättern dankte. Wie mit den beiden Feldherren Benningsen und Blücher, so hatte der alte Stinzing früher schon mit dem größten Seehelden Freundschaft geschlossen. Als nämlich Nelson im Jahre 1800 von Neapel durch Deutschland über Hamburg nach England reiste, ließ Stinzing sich bei Lady Hamilton melden, rühmte dieser seinen seltenen Rheinwein vom Jahre 1625 und bat, Lord Nelson zu vermögen, 6 Dutzend Flaschen davon als Zeichen höchster Ver-

Berlin ein, wobei er bemerkt: „Trotz der abscheulichen Wege und des bösen Wetters, besonders des fast beständigen Sturmwindes und Schnees, hat mir diese Reise doch viel Vergnügen gemacht. Ich habe in unserm halboffenen Wagen nie einen Hut auf dem Kopfe, auch nie Handschuhe angehabt. Mit meinem Reisegefährten bin ich wohl zufrieden gewesen und habe mich viel mit ihm von den Moosen unterhalten. In meiner Praxis ist während meiner Abwesenheit nichts Nachtheiliges vorgefallen. Zwölf Pfund Thee, welche ich mitbrachte, habe ich mit 5 Rthlr. 8 gGr. veracciſt." — Auch sein Freund von Faudel erholte sich bald so weit, daß er die Rückreise nach Berlin ohne Gefahr bestehen konnte.

Auf seinen Fahrten in und um Berlin sah man Heim immer mit unbedecktem Haupte; er duldete gar keinen Hut im Wagen. Indeß pflegte bei Reisen über Land die sorgliche Gattin doch darauf zu dringen, daß der Hut mitgenommen wurde. Einst wird Heim zu der kranken Frau von B. nach Hohen-Finow, etwa sieben Meilen von Berlin, berufen, wohin Dr. Kothe den alten Meister begleitet. Am Bernauer Thore ruft Heim den Thorschreiber, mit welchem er wie mit dessen sämmtlichen Collegen wohl befreundet war, an den Wagen und gibt ihm den aufgenöthigten nutzlosen Hut in Verwahrung bis zur Rückkehr am folgenden Tage.

Die schwere Prüfungszeit der französischen Landesbesetzung erschloß Heim gleichsam eine neue Quelle, aus welcher er für sein ferneres Leben die reichsten und edelsten Genüsse schöpfte. Alle Zerstreuungen, alle Festlichkeiten außer der stillen

---

ehrung anzunehmen, damit der Göttertrank in das Herzblut des unsterblichen Helden übergehe und dieser Gedanke den Geber für den Rest seines Lebens glücklich mache. Während des Gesprächs trat Nelson in das Zimmer der Lady, drückte dem alten Stinzing die Hand, nahm aber nur 6 Flaschen des Weins an unter dem Beding, daß Stinzing des andern Tages bei dem Lord speise. Der Alte schickte aber doch 12 Flaschen, und der Admiral gelobte, davon 6 sorgfältig zurückzulegen, um nach jedem der 6 Siege, welche zu erfechten ihm noch vergönnt sein möchte, eine derselben zu leeren. — Vgl. „Nelson's Leben", von R. Southey, am Schlusse des 6. Kapitels, deutsche Ueberſetzung (Stuttgart 1837), S. 188.

Behausung, außer den engsten Kreisen der Familie waren abgeschnitten. Wer aber durfte sich in dieser Beziehung glücklicher preisen als Heim? Das Tagebuch bekundet vielfach seine dankbaren Gefühle über den häuslichen Frieden während des unseligen Krieges. Er saß nun meistens zu Mittag unter den Seinen und versammelte diese jeden Abend um sich. Früher machte er sich im Tagebuche zuweilen Vorwürfe, daß er das Kartenspiel nicht ganz vermiede und durch seinen Eifer dabei die sorgliche Gattin in Angst setzte. Nun kam dies nicht mehr vor, denn die Spiellust fand volle und unschädliche Befriedigung an einer Partie Whist, die selten über eine Stunde dauerte. Jeden Abend, bis wenige Tage vor Heim's Tode, waren mehrere Glieder der Familie zur gewohnten Stunde zu dieser harmlosen Unterhaltung bereit; man spielte nie um Geld, daher das Gespräch Hauptsache war.

In den kleinsten Ereignissen während der trüben Kriegsjahre nach so hartem Verluste erkannte Heim das Lächeln seines Glückssterns. So erinnerte er sich gern an folgendes, man kann sagen raffinirtes Spiel des Zufalls. Im Jahre 1807 eines Mittags, wo Heim bei dem Prinzen Ferdinand speiste, wird in seiner Familie von einem Tischgenossen ein damals noch seltenes Getränk, ein Ananaspunsch, besonders gerühmt. Die Hausfrau gelobt denn auch, daß die erste Ananas, welche wieder ins Haus kommen möchte, zu einem solchen Getränke verwendet werden sollte. Kaum hat sie die Worte gesprochen so tritt ein Diener mit der schönsten dieser Früchte zur Thür herein, welche ein von Heim geheilter Gärtner zum Beweis seiner Dankbarkeit sendet. Der Diener gerieth in Schrecken über den lauten, ihm unerklärlichen Jubel bei dieser Erscheinung; man ließ die Ananas ins Nebenzimmer stellen, um sie baldigst dem eben abgehandelten Recept gemäß mit Zucker und Wein zu mischen. An der prinzlichen Tafel, an welcher Heim speiste, war ebenfalls Ananas gereicht worden. In der Absicht, nachmittags den von einer schweren Krankheit eben genesenden Doctor Horn in der Charité zu besuchen, wickelt er einige Scheiben sorgfältig ein und erwirbt sich den lebhaftesten Dank des Kranken für die köstliche Labung durch

die noch nie geſchmeckte * Frucht. Nun kommt Heim nach Hauſe, will aus ſeinem Zimmer zur Familie gehen, gewahrt im Zwiſchenzimmer die dem Punſch geweihte Ananas, weiht ſie deß unbewußt dem lieben Collegen und ſendet ſie unverzüglich an Dr. Horn ab. Als darauf die Ananas von den Kindern des Hauſes vermißt und nachgefragt wird, freuen ſich alle der wunderbaren und ſchönen Fügung des Zufalls und getröſten ſich eines früher oder ſpäter eintreffenden andern Opfers für den Punſch. Am ſpäten Abend, als man noch über die widerfahrene Täuſchung ſcherzt, werden auf einmal zwei herrliche Ananasfrüchte von einem Freunde Heim's geſandt, welche mit neuem Jubel in Empfang genommen und der Beſtimmung gemäß verwendet werden. — Das Wunder klärte ſich folgendermaßen auf: Heim war am Abend noch zu der kranken Frau jenes Freundes gerufen und unter anderm befragt worden, ob die Kranke wol Weißbier genießen dürfte. Ja wohl, antwortete er und erlaubte auch ein Glas Punſch, nach welchem ſie beſonderes Verlangen hatte, ja er rieth ſelbſt zu Ananaspunſch, welcher nach dem, was er eben von den Seinen vernommen, jede andere Miſchung dieſes Getränks übertreffen ſollte. Dabei erzählte er, was ſich eben mit einer ſolchen Frucht in ſeinem Hauſe zugetragen hatte. — Der aufmerkſame Freund nahm hiervon Veranlaſſung, noch am ſpäten Abend nach den entfernten Gärtnern zu ſenden, um für Heim die erwähnten beiden Ananas aufzutreiben.

Wir ſehen beiläufig hieraus, daß Heim's Mittel auch jetzt zuweilen denjenigen nicht unähnlich waren, welche er in Halle ſeinen fidelen Brüdern verordnete. Er pflegte zu ſagen, wenn er von den Kranken im ſtrengſten Sinne, von denen, welche des ärztlichen Beiſtandes durchaus nicht entbehren könnten, leben ſollte, ſo würde er zwar bequemer, aber auch viel ſchlechter leben. Im Auguſt 1807 bemerkt er im Tagebuche: „Heute hatte ich einen ſehr ſchlimmen Hals und litt ſehr viele Schmerzen beim Schlucken der Speiſen. Wäre ich nicht ſelbſt

* Dies war damals nicht auffallend, wenn man erwägt, welche unermeßliche Fortſchritte die Gartenkunſt erſt ſpäter gemacht, wie ſehr ſich erſt ſeitdem ihre feinern Productionen vermehrt haben.

Arzt, so würde ich zu einem geschickt, mich zu Bett gelegt und Medicin gebraucht haben. Ich habe aber nichts eingenommen und alle meine Kranken wie gewöhnlich besucht, so sauer es mir auch wurde.“ Friedrich von Raumer, welcher im Januar 1796 in Heim's Krankenregister als Masernpatient verzeichnet ist, erzählte uns, daß ihm auf Verlangen der Tante, bei welcher er erzogen wurde, Arznei verschrieben worden sei. Als er des andern Tags aufs Gewissen befragt wird, ob er vorgeschriebenermaßen eingenommen, gibt er der Wahrheit die Ehre und gesteht, daß er aus Widerwillen den Trank weggegossen habe. „Völlig ebenso gut, als ob du ihn eingenommen hättest“, ruft ihm Heim zu und ermahnt ihn, sich nur hübsch im Bett zu halten und vor Erkältung zu hüten. — Auch folgender Fall findet hier ein schickliches Plätzchen. Eine öfters an heftigem Kopfschmerz leidende Dame bat Heim in merklicher Beklemmung und mit vielen Umschweifen um Entschuldigung, wenn sie sich eines Mittels bediente, welches ihr als unfehlbar gerühmt worden sei. Sie sollte nämlich, wenn ihr Uebel einträte, den Kopf mit Sauerkohl bedecken. „Sehr gut“, antwortete Heim, „aber vergessen Sie nicht, auch eine Bratwurst obendarauf zu legen.“ — Wenn er aber das Leichte leicht zu nehmen gewohnt war, so haben wir auch genugsam erfahren, wie tief ihn die wirkliche Gefahr seiner Patienten ergriff und seine innersten Kräfte anspannte, um Rettung zu schaffen. Eine nicht unnatürliche Folge dieser ärztlichen Begeisterung war aber, was er in seiner kindlichen Offenherzigkeit nie verhehlte, daß, wenn er den Tod für unabwendbar hielt, er nun auch verlangte, daß er sich pünktlich einstellte. Das merkwürdigste Beispiel hiervon findet sich unterm 9. September 1807: „Gestern früh, als ich den kranken L. sah, glaubte ich nicht, daß er noch einige Stunden leben könnte, welches ich auch gegen mehrere Bekannte äußerte. Nachmittags fand ich ihn zu meiner Verwunderung noch am Leben, doch nicht besser. Abends verwies es mir meine Frau, daß ich wol zu voreilig diesem Kranken das Leben abgesprochen haben könnte. Ich lächelte und achtete eigentlich nicht auf den Vorwurf. Als ich aber zu Bett gegangen war, verfolgte mich der Gedanke, daß ich mich geirrt haben könnte, und raubte

mir allen Schlaf. Ich mußte wieder aufstehen und wurde auch in meinem Gemüthe nicht eher wieder beruhigt, als bis ich heute Morgen um 7 Uhr erfuhr, daß L. gestern Abend 10 Uhr gestorben sei." — Hufeland sagte sehr treffend, als ihm Heim sein naives Geständniß über einen ähnlichen innern Widerstreit des ärztlichen Stolzes mit seiner sonst so menschenfreundlichen Gesinnung machte: es sei nicht der Mensch, sondern der Künstler in ihm, der sich über die Täuschung ärgere.

Wir sind in eine Zeit vorgerückt, worin uns Heim's Bild schon im höhern Alter entgegentritt, daher wir sein Verhältniß zu den Kranken wiederum näher ins Auge fassen, um zu prüfen, inwiefern seine Jahre, sein Ruf, sein Ansehen als Arzt irgendeine Veränderung in ihm hervorgebracht haben.

Am 22. Juli 1807 schrieb er ins Tagebuch: „Heute habe ich mein 60. Jahr zurückgelegt. Trotz aller Strapazen, die ich in meinem Leben ausgestanden habe und fast täglich noch ertrage, bin ich doch gesund und munter genug, wofür ich Gott danke." Vier Jahre später, den 28. September 1811, machte er mit einem Pferde in der Zeit von halb 10 des Morgens bis halb 7 des Abends den Weg von Berlin nach Trebbin und zurück, zusammen zehn Meilen. Dr. Hauck begleitete ihn. „Mein Tiger war auf dem Rückwege noch ebenso munter als auf dem Hinwege", sagt das Tagebuch, und am 29. September: „Ungeachtet ich gestern zehn Meilen geritten bin, so war ich doch heute weder müde noch steif in meinen Gliedern. Dasselbe schien auch der Fall mit meinem Pferde zu sein, welches heute ebenso leicht und rasch lief als gestern." Seit dem alten Braunen hatte Heim kein Roß besessen, das ihm so genügte als dieser flüchtige Tiger.

Im Jahre 1807 behandelte Heim einen jungen, schön und kräftig, fast kolossal gebauten Mann an einer schweren, mit Anfällen der heftigsten Raserei verbundenen Krankheit. Die anhaltend und in großem Maße angewendeten Begießungen mit kaltem Wasser thaten gute Wirkung, und der später völlig hergestellte Kranke kam bald so weit, daß er ohne

Banden und ängstliche Bewachung in seiner Wohnung umherwandeln durfte. Als Heim ihn eines Mittags besucht, bittet er diesen, mit ihm in ein abgesondert nach dem Hofe zu gelegenes Zimmer zu kommen, wohin ihm Heim ohne Ahnung einer Gefahr folgt. Sowie sie hier eingetreten sind, schließt der Patient die Thür hinter sich ab, steckt den Schlüssel zu sich und bringt nun mit scharfen Fragen auf seinen Arzt ein, rückt ihm nicht allein die qualvollen Wasserbegießungen vor, sondern sagt ihm auf den Kopf zu, er habe sich mit seiner Mutter verschworen, ihn, den Kranken, zu vergiften. Er verlangt offenes Bekenntniß über die Bestandtheile der ihm verordneten Arzneien und droht mit dem Aeußersten, wenn Heim sich weigere, seinen Forderungen ganz zu genügen. Heim bietet alles auf, den Verirrten auf andere Gedanken zu bringen, doch umsonst. Nachdem er wol eine Stunde mit ihm capitulirt hat und nur einige Ruhe im Sprechen verlangt, schlägt der Kranke eine Partie Piquet zur Erholung vor. Da gewahrt Heim einen Waschtisch in der Tiefe des Zimmers und bemerkt, wenn sie Karten spielen wollten, müßten sie sich zuvor die Hände waschen; der Patient möge damit den Anfang machen. Indem dieser auch sich willig dazu anschickt, nimmt Heim den Augenblick wahr, öffnet das Fenster, schwingt sich hinaus und springt aus der hohen Parterrewohnung (in der Behrenstraße Nr. 33) in den Hof hinab. Zwar wohlbehalten, doch nicht ohne tiefe Bewegung kam er nach Hause, wo die Seinen ängstlich auf ihn harrten, weil die gewöhnliche Eßstunde längst vorüber war und man zufällig erfahren hatte, daß sein Wagen schon seit längerer Zeit vor der Wohnung des gedachten Kranken hielt. — Merkwürdig ist der Eindruck, den Heim's Verschwinden auf den Kranken machte. Dieser blieb noch über eine Stunde im verschlossenen Zimmer, schwang sich dann auch zum Fenster hinaus und ging ruhig durch den Hof in seine Wohnung zurück.

Bei solcher Rüstigkeit ist es nicht zu verwundern, in diesen Jahren an manchem Tage noch vormittags funfzig, des nachmittags zwanzig Krankenbesuche eingetragen, ja überdies bemerkt zu finden, daß er zweimal in einer Nacht geweckt

worden und zu den Kranken gefahren ist. Zu diesen kommen die unentgeltlichen Patienten. Von 5 Uhr des Morgens fanden sich die ärmern, nicht bettlägerigen Kranken ein, welchen auf das Recept oft noch ein Almosen gelegt wurde. Die Zahl derselben stieg damals jährlich auf 3—4000. Im Jahre 1802, als die Armen noch freie Arznei aus der Schloßapotheke erhielten, beschwerten sich die Aufseher dieser Apotheke, daß Heim mehr freie Armenrecepte verschreibe als alle übrigen Aerzte zusammengenommen. Hierauf zeichnete Heim im August jenes Jahres täglich die Kranken auf, nach Namen, Alter, Stand, Wohnung und Krankheit. Die Rechnung des einzigen Monats ergab 975. Nun wurde er nicht weiter angefochten und durfte ferner verschreiben, soviel er für gut und nothwendig hielt. Es ist schon oben erwähnt worden, wie jüngere Aerzte hierbei dem verehrten Meister zur Hand waren und diese Morgenstunden als eine treffliche Schule der praktischen Heilkunde dankbar anerkannten und benutzten. Die Gelegenheit war für die jungen Aerzte wie für die armen Kranken damals um so schätzbarer, als die infolge der Stiftung der berliner Universität und neuerer medicinalpolizeilicher Verordnungen erst entstandenen klinischen Anstalten noch nicht existirten. Aber auch als diese sich zur vollen Blüte entwickelt hatten, blieb das Heim'sche Morgenklinikum in voller Wirksamkeit, wie wir später aus der schönsten Urkunde über Heim's Thätigkeit im höchsten Alter darthun werden.

Hieraus erhellt zur Genüge, daß Heim's mehrfach angedeuteter lebendiger Verkehr mit den höhern und höchsten Klassen der Gesellschaft ihn seinen geringern Mitbrüdern nicht entfremdete. Es war und blieb wahr, was er bei seinem ersten Auftreten in Berlin in seinen Bekenntnissen sagt, daß er für die Formen der vornehmen Welt nicht passe und sich nimmer in solchen Zwang fügen werde. Sein Verdienst aber, vereint mit solcher Originalität, mit einer so edeln und liebenswürdigen Natur, erhob ihn über alles Ceremoniell und verstattete ihm, sich frei zu bewegen im Palaste des Königs wie in dem Keller und in der Dachstube des Armen. Er wußte die mannichfachen, seltenen Auszeich-

nungen, welche ihm in höhern Kreisen zutheil wurden, wohl zu würdigen; rührend aber waren ihm stets die Beweise der Dankbarkeit und Zuneigung der Geringsten im Volke, und gern erinnerte er sich einzelner Fälle solcher Art.

Das Kind eines gemeinen Soldaten war durch ihn von einer tödlichen Krankheit geheilt worden. Nun reitet er einst vor dem aufgestellten Bataillon vorbei und bemerkt unter den geschlossen stehenden Leuten einen, der heftig und zugleich freundlich mit den Augen blinzt. Bei aufmerksamer Betrachtung erkennt er jenen Mann, der in seiner nothgedrungenen Unbeweglichkeit sich abmüht, bei Erscheinung des Retters seines Kindes diesem die Freude, die Dankbarkeit seines Herzens durch das entzückte Auge zuzuwinken.

Ein andermal kommt Heim vor der Wohnung eines geringen Mannes vorbei, welchem er längere Zeit zuvor das Leben gerettet hatte. Dringend bittet ihn der Mann, in seine Stube zu treten, wo er ihn in seinen Lehnstuhl nöthigt. Nachdem er nun seine Hausgenossen versammelt und ihnen den verehrten Lebensretter gezeigt hat, sagt er zu diesem: „Nun mögen Sie wieder aufstehen, nun will ich mich wieder in den Stuhl setzen und gern darin sterben."

Wer ihn auf seinen Abendwanderungen durch die Stadt begleitete, konnte leicht Zeuge sein, wie arme Kinder ihn anlächelten und freudig begrüßten. Fragte er dann, woher sie ihn kennten, so vernahm er, wie er den Vater, die Mutter besucht und sie gesund gemacht habe.

Der Vorplatz des Museums war sonst bekanntlich eine von Kastanien und Pappeln und einem breiten Wege umgebene Wiese, deren Benutzung gleich allen ähnlichen Grundstücken innerhalb der Stadt dem Commandanten zustand. Die Schildwache neben dem alten Dessauer, welcher später aus dem Lustgarten von der Stelle dem vordern Schloßportal gegenüber nach dem Wilhelmsplatze gewandert ist, hatte außer dem Standbilde jenes Helden zugleich das Gras zu bewachen, welches Heim einst zu betreten wagte, als ein Gewitterregen den gebahnten Weg theilweise unter Wasser gesetzt hatte. Alsbald trieb ihn jene Schildwache schon aus der Ferne mit derben Flüchen von dem Rasen. Näher kom-

mend, redete Heim den Soldaten traulich an: „Aber Landsmann, wie kann man so lärmen und fluchen, soll ich denn durchs tiefe Wasser waten?“ „Lieber Herr“, antwortete der Grenadier mild und halb leise, „es ist nicht so böse gemeint; Sie sehen ja wol, der General schaut da drüben aus dem Fenster (d. i. der Commandant der Stadt); es ist seines Grases wegen; wenn ich nicht ein Donnerwetter gegen Sie loslasse, so fährt's mir selber auf den Kopf.“

Ein gemeiner Soldat, Namens Bredow, kam im Jahre 1799 durch Erbschaft, als der natürliche Sohn eines reichen Mannes, in Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Freunde und Nachbarn wollten ihm nun Rath geben, wie er seinen Reichthum verständig benutzen möchte. Ein geschickter Arzt schien dem an der Auszehrung Leidenden am meisten nothzuthun. Die Beredsamkeit einer armen Frau, welche Heim unentgeltlich mit der größten Sorgfalt in schwerer Krankheit täglich besucht hatte, drang mit ihrer Empfehlung durch. Leider konnte Heim nicht mehr helfen, sondern nur lindern und auf die Gefahr aufmerksam machen. Dessenungeachtet war der Kranke von seinem Arzte bald so hingerissen, daß er ihn durchaus zum Erben seines kaum gewonnenen Vermögens einsetzen wollte. Heim hatte Mühe, dies abzuwenden, mußte aber doch zuletzt ein Legat von 1000 Rthlrn. annehmen und übrigens dem rathlosen Todescandidaten bei der zweckmäßigen Verfügung über seinen Nachlaß beistehen. So bekam der Hauptmann des Soldaten 500 Rthlr. mit dem Zusatze, „weil er ihn zwar oft, aber nie unverdient gestraft habe“. Die Drillinge, von welchen die Frau eines Unteroffiziers des Regiments in selbiger Zeit entbunden wurde, bekamen auf Heim's Rath ein ansehnliches Vermächtniß.*

* Die dankbaren Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe, besuchten Heim alljährlich und wurden gemeiniglich von ihm beschenkt. Der Herausgeber sah sie in voller Gesundheit, als sie im 11. Jahre standen, wobei Heim den starken, doch jüngsten Knaben als einen Beweis für die Meinung anführte, daß bei dergleichen mehrfältigen Geburten das stärkere Kind immer zuletzt zur Welt komme und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es

Bei der glänzenden Illumination zu Ehren des Einzugs des Königs in Berlin nach dem Frieden von 1814 konnte Heim es ſich nicht verſagen, an dem allgemeinen Jubel theilzunehmen, ſetzte ſich zu Pferde und meinte ſich am beſten umſchauen zu können. Bald aber kam er in der Gegend der Münze, wo die Durchfahrt der Wagen unterſagt war, ſehr ins Gedränge, und es ließen ſich mehrere barſche Stimmen vernehmen, hier könne nicht geritten werden, der Herr möge nur abſteigen, ſein Pferd nach Hauſe führen und dann wie alle hübſch zu Fuß umhergehen. Gleich aber erkennen einige den Mann des Volks und rufen: „Es iſt der Doctor Heim, dem ſoll keiner etwas anhaben, der kann reiten, wo er will. Es lebe der Doctor Heim hoch!“ Und aus allen Kehlen hallt das Hoch wieder und geleitet ihn ſicher durch die dichteſten Maſſen.

Daß er ſich der perſönlichen Huld des Königs und der Königin erfreute, iſt oben wiederholt angedeutet worden. Jener hatte, als er noch Kronprinz war, Heim mit der Reviſion des Lazareths ſeines Regiments beauftragt und ihm über die Erledigung des Geſchäfts ſeine Zufriedenheit mündlich zu erkennen gegeben. Im Jahre 1799 wurde Heim durch ein allerhöchſtes Patent zum Geheimrath ernannt. Zunächſt erſchien dieſe Auszeichnung als Belohnung für die glückliche Herſtellung des Prinzen Ferdinand. Obgleich Heim damals nur der Prinzeſſin, nicht des Prinzen Leibarzt war, ſo wurde doch die Behandlung des hohen Kranken durch das unbegrenzte Vertrauen ſeiner Gemahlin zu Heim dieſem ganz in die Hände gegeben. Erſt im Jahre 1810 wurde er förmlich beſtallter Leibarzt dieſes letzten Bruders des großen Friedrich. Längſt aber wurde er in dieſem hohen Hauſe nicht nur als Arzt geſchätzt und geehrt, ſondern — wie zahlloſe, im Tagebuche aufbehaltene Thatſachen bekunden — als Freund geliebt. Wir führen nur ein Beiſpiel an: „Den 28. Juni 1811 beim Prinzen Ferdinand geſpeiſt. Vor Tiſche, als ich mich in der Panke badete, übereilte mich

---

keine Luſt habe, den Ort ſeines Wohlbefindens zu verlaſſen, und erſt die Schwächern austreibe, ehe es nothgedrungen folge.

ein Gewitter. Um halb 2 sollte ich in Bellevue sein; so schnell ich auch ritt, so kam ich doch bis auf die Haut durchnäßt an. Die Prinzessin befahl mir, bei ihrem Kammerdiener mich gänzlich umzuziehen; so mußte ich, bis aufs Hemde mit dessen Kleidern angethan, nolens volens zur Tafel bleiben."

An diesem Hofe kam er öfters mit den höchsten Personen in Berührung. Unterm 28. October 1805 schreibt er in sein Tagebuch: „Nachmittags fuhr ich nach Bellevue, um den russischen Kaiser zu sehen, welcher daselbst beim Prinzen Ferdinand speiste. Ich wollte sozusagen incognito nur einige Minuten verweilen; kaum aber war ich angekommen, so wurde ich zur Königin gerufen. Bis nach fünf bin ich geblieben, habe den Kaiser, den König, die Prinzen, den Herzog von Weimar und fast alle anwesenden Militär- und Civilexcellenzen gesprochen und mir es recht gut gefallen lassen. Doch hat mir vor allen die Königin gefallen."

Am 23. December 1809 schrieb Heim ins Tagebuch: „Heute war die ganze Stadt in Bewegung. Gegen 2 Uhr nachmittags kam endlich unser guter König mit der Königin nach einer Abwesenheit von drei Jahren und zwei Monaten wieder hier an. Beim Kaufmann Nitze sah ich nebst meiner Familie den ganzen Einzug und das Strömen so vieler jubelnder Menschen mit an. Mir war das Weinen näher als die Freude. Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet. Mittags speisten der König und die Königin beim Prinzen Ferdinand. Als ich abends dahin kam und auf dem Flur stand, kam die Königin an mir vorüber, gegen welche ich mich tief verbeugte. Sie war schon mehrere Schritte weiter gegangen, als sie mich erkannte, wieder umkehrte und mir die Hand reichte, indem sie fragte, wie es mir ergangen sei. Gleich darauf kam auch der König, erkannte mich, gab mir die Hand und bezeigte sich sehr gnädig und freundlich gegen mich. — Die Prinzessin Luise war sehr ernst, weinte, und auch mir standen die Thränen in den Augen."

Eine Reise des königlichen Leibarztes Hufeland im Mai 1810 gab Veranlassung, daß die allverehrte Königin in der letzten Zeit ihres Lebens Heim zu ihrem einstweiligen Arzt

wählte. Im Juni war er öfters in Charlottenburg und rühmt jedesmal in seinen Bekenntnissen die von der Königin ihm bezeigte Huld und Gnade. Auch der König bediente sich in dieser Zeit Heim's Rath, und als die Königin im Juli nach Hohenzieritz in Mecklenburg gereist und dort krank geworden war, äußerte der König unterm 9. gegen Heim den Wunsch, daß dieser dahin reisen möchte. Natürlich machte sich dieser eiligst fertig und fuhr noch denselben Abend mit Kurierpferden ab. Am folgenden Tage sah er die Königin, die sich über seine Erscheinung sehr freute und welche er nicht so krank fand, als der dortige Arzt Hieronymi sie geschildert hatte. Auch ihre Umgebungen müssen noch wenig besorgt gewesen sein nach dem, was Heim von der heitern Laune der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und selbst der Munterkeit der zweiundachtzigjährigen Landgräfin von Darmstadt, Großmutter der Königin, im Tagebuche erzählt. Er erstattete sogleich dem Könige Bericht über den Zustand der Königin, sandte ebenso ein Schreiben an die Prinzessin Ferdinand und fuhr den 12. abends von Hohenzieritz nach Berlin. Den folgenden Tag erstattete er dem Könige mündlichen Bericht über den Zustand der Königin. — Den 16. Juli wurde Heim jedoch abermals nach Charlottenburg zum Könige gerufen und erhielt Befehl, den 18. wieder in Hohenzieritz zu sein. In der folgenden Nacht kam durch einen Feldjäger noch ein dringendes Schreiben von dem Dr. Hieronymi, daß Heim und der Generalchirurgus Görke schleunigst zur Königin kommen möchten. Nach wenigen Stunden fuhren beide Freunde von Berlin ab, begleitet von Dr. Schmidt, einem treuen Jünger Heim's, und waren abends nach 6 Uhr an dem Orte ihrer traurigen Bestimmung.

Den 17. Juli bemerkt Heim noch im Tagebuche: „Ich fand die Königin schlechter, als ich mir vorgestellt hatte. Der Puls schlug 120 bis 130 mal in einer Minute."

„Den 18. fast den ganzen Tag bei der Königin gewesen. Da sie vormittags und nachmittags einige Stunden geschlafen hatte, war ihr Geist munter."

„Den 19. Von gestern Abend um 11 Uhr an bis heute früh um 4 Uhr am Bette der Königin gesessen, welche die

ganze Nacht hindurch meine rechte Hand in der ihrigen hielt. Ich befand mich in der jammervollsten Lage; ich war so müde, daß ich jeden Augenblick einschlief, so sehr ich mich auch anstrengte, wach zu bleiben, da dies die Umstände erforderten. Die Königin wurde immer engbrüstiger, konnte kaum laut reden und wollte doch oft mit mir sprechen. Vor 5 Uhr, als mir eben die Königin erlaubt hatte, mich etwas zur Ruhe zu legen, kam der König an. Als die Königin ihn erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: «Mein lieber Freund!» Der König und alle, die mit ihm im Zimmer waren, weinten. Der Kronprinz und sein Bruder Prinz Wilhelm kamen auch ans Bett der Königin, weinten und schluchzten laut. Um 9 Uhr starb die Königin, sicherlich die schönste Frau in des Königs Landen und von der reinsten Herzensgüte!!! Der König, Frau von Berg und wir Aerzte waren gegenwärtig. Der König war in seiner Betrübniß doch gefaßt und stark."

„Den 20. vormittags wurde der Leichnam geöffnet. Was wir zu finden geglaubt hatten, fanden wir nicht. — Abends um 6 Uhr fuhr der König mit seinen Kindern, so auch die Prinzessinnen von Hessen und Oranien ab. Um 9 Uhr folgten Görke und ich."

Den 26. Juli gingen Heim und Görke von Berlin nach Oranienburg, um daselbst den Leichnam der Königin in Augenschein zu nehmen. Den 27. abends kam der Trauerzug in Berlin an und bewegte sich langsam in größter Ordnung durch die unzählbare Menge, auf welcher Todtenstille, von Seufzern und Weinen nur leise unterbrochen, lag. In Heim's Beisein, dessen Sohn, Candidat der Arzneiwissenschaft, dem Generalchirurgus Görke zur Hand war, wurde die Leiche aus dem Reisesarge in den Paradesarg gelegt. Des andern Morgens besichtigten Heim und Görke den Leichnam nochmals, riethen aber dem trauernden Gemahl, sein sehnliches Verlangen zu unterdrücken, um das schöne Bild des Lebens unverwischt in der Erinnerung zu behalten.

In den folgenden Tagen war Heim noch öfters bei dem Könige, welcher sich huldreich mit ihm über die letzten Lebensumstände der Verklärten unterhielt. Am 1. August schrieb

Heim in sein Tagebuch: „Gestern, als ich in Charlottenburg war, wurde ich vom Könige sehr gnädig empfangen. Er zeigte mir unter anderm ein Blättchen Papier, auf welches die Königin an dem Tage, an welchem der König sie von hier aus in Mecklenburg durch seinen Besuch überraschte, folgende Worte geschrieben hatte: «Mon cher père, je suis bien heureuse aujourd'hui comme votre fille et comme épouse du meilleur des époux. (Mein theuerer Vater, ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als Gattin des besten Gemahls.) Louise. Neustrelitz le 28 Juin 1810.» Der König gab mir dies Blatt, welches erst nach dem Tode der Königin aufgefunden und ihm überliefert worden war, in die Hand. Ich bat den König, mir zu erlauben, es abschreiben zu dürfen. «Da Sie so viel Antheil daran nehmen», antwortete der König, «so will ich es Ihnen selbst abschreiben.» Dies that er sogleich und händigte mir die königliche Abschrift ein, welche mir viel mehr werth ist als die durch den Kämmerer Wolter heute empfangene Rolle Goldstücke." — Wol dürfen auch Heim's späteste Enkel dies Pfand königlicher Huld höher halten als die vom König Heinrich IV. ihrem Urältervater verliehene goldene Kette.

Am 31. August findet sich Folgendes in Heim's Tagebuche: „Heute zeigte mir die Prinzessin Luise (Fürstin Radziwill) den letzten Brief, welchen die Königin den 17. Juni d. J. an sie geschrieben hatte. Der Brief war sehr munter geschrieben, halb Französisch, halb Deutsch. Die Unterschrift war merkwürdig: «Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Reine de Prusse, geborene Prinzessin von Mecklenburg, née le 10 mars 1776, † das weiß ich noch nicht.»"

Der Tod der besten und schönsten Königin war der Mittelpunkt der Leidensjahre, welche Preußen auferlegt waren, welche das gesammte Volk prüfen und läutern sollten zur heldenmüthigen Verjüngung und ruhmvollen Erhebung. Ehe wir Heim in diese große Zeit eintreten lassen, tragen wir noch einiges nach, was nicht ohne Bedeutung ist für die Charakteristik seines Lebens. Den Edelsten und Besten im Lande war er nahe verbunden und fühlte mit ihnen um so bitterer die Schmach der feindlichen Unterdrückung. Bei

den Schwestern des Königs, den Prinzessinnen von Oranien und Hessen war er Arzt und erfreute sich der besondern Huld dieser aus den Erblanden ihrer Familien vertriebenen Fürstinnen. Dem Staatskanzler von Hardenberg, welcher in großartigen Gesetzentwürfen seinem Monarchen die Mittel zu der bewundernswürdigen Kraftentwickelung des Staats darreichte, war Heim ein lieber, trauter Freund. Statt mancher im Tagebuche zerstreuten Zeugnisse über ihr gegenseitiges Verhältniß mag hier nur ein englisch geschriebenes Billet des großen Staatsmanns an Heim Platz finden, welches sich auf ein vorausgegangenes ernstes Gespräch bezieht:

Our life is but a Winter day,
Some only breakfast and away,
Others to dinner stay and are full fed,
The oldest man but sups and goes to bed.
Happy the man who lingers out the day,
Who goes the sooner has the least to pay.

I wish my good friend Heim, after having partaken the supper for which his noble and laborious exertions make so many people stay, a very good night's rest. Those who like him procure themselves a sufficient stock for payment, need no to be anxious about going the sooner.

May we bid one another a cheerful good morning at the beginning of the new summer-day, which will be, I hope, a very fine one.

Berlin, the 23. of January 1811.*

Hardenberg.

---

* In Heim's Tagebuche ist von seiner eigenen Hand folgende Uebersetzung des englischen Originals niedergeschrieben:

Das Leben wie ein Wintertag enteilt;
Der Eine bis zum Frühstück kaum verweilt;
Der Andre bleibt zu Mittag, schwelgt in Saus und Braus;
Der Greis ißt Abendbrot und macht sein Lämpchen aus.
Beglückt ist, wer sich bis zum Abend hält;
Wer früher geht, so minder wird geschnellt.

Auf Heim's häuslichen Frieden hatten die Gärungen und Stürme der Politik, wie oben ſchon angedeutet wurde, eher einen förderlichen als einen ſtörenden Einfluß. Den Seinen alles gern, ja nach ſeinem Vermögen mit überſchwenglicher Güte gewährend, hatte er ſtets in dem ſorglichen Auge, in dem reinen Vorbilde der Mutter die Bürgſchaft des mäßigen und rechten Gebrauchs und Genuſſes. Wenn die Liebe der Kinder untereinander und zu den Aeltern ohne Grenzen war, ſo war es nicht minder das Vertrauen dieſer zu den Kindern. Mit der ſeltenſten Freiheit wählten gleich der älteſten auch die folgenden Töchter — durch eine ſchöne Fügung des Himmels genau in der Ordnung ihrer Geburt — allmählich ihre durch ſie unendlich beglückten Männer. Die zweite und dritte verheiratheten ſich 1810 — die vierte 1812 — die fünfte 1815, nachdem ihr Erkorener aus dem Feldzuge kaum heimgekehrt war, um gleich nach ſeiner Verbindung abermals gegen den Feind zu ziehen. Welchen aber die Tochter für den einzigen und beſten Gatten hielt, der war dadurch auch den Aeltern der beſte Sohn, gleichviel ob er der Erbe großer Beſitzungen war, oder ob ſeine ganze Sicherheit auf das Gehalt eines jüngſten Regierungsraths gebaut war. Einige der Töchter verlobten ſich in einer Sommerwohnung, welche ſie mit der Mutter bezogen hatten, während der Vater wie immer die Wohnung in der Stadt behielt. Nun wird bei einem dieſer Ereigniſſe dem zu Mittag ankommenden Vater zu rathen gegeben, was wol Neues vorgefallen ſei? und freudig ſtimmt er in den allgemeinen Jubel, als er das Räthſel gelöſt hat. Ebenſo von ihm unbemerkt hat um die folgende Tochter der Geliebte

---

Ich wünſche meinem lieben Freunde Heim, wenn er das Abendbrot eingenommen, bis zu welchem ſeine edeln und emſigen Bemühungen ſo manchen hinhalten, eine recht ſanfte Ruhe. Diejenigen, welche gleich ihm ſich ſelbſt zureichende Mittel zum Zahlen verſchaffen, brauchen nicht beſorgt zu ſein, früher abzugehen.

Mögen wir beide einander einen freundlichen guten Morgen bieten an dem Sommertage, welcher, wie ich hoffe, recht herrlich anbrechen ſoll. Berlin, den 23. Januar 1811. H.

geworben und das Wort der Geliebten erhalten. Nun gehen sie zum Vater, seinen Segen zu erbitten. Freundlich empfängt er das glückliche Paar, drückt den Mann als seinen theuern, braven Sohn an die Brust, denn ein solcher muß er sein, da seine Tochter ihn liebt, und fragt ihn dann nochmals nach seinem Namen.

Außer der in die Leidensjahre fallenden Verheirathung dreier Töchter wurde Heim 1812 an seinem 65. Geburtstage eine nicht geringere Freude beschert. Nachdem er in seinem Tagebuche der Glückwünsche von der vermehrten Zahl der Seinen, der Blumen und Kränze gebührend erwähnt hat, fährt er fort: „Als wir zu Tische saßen, trat mein Enkel herein und überreichte mir ein großes Schreiben. Wie sehr wurde ich überrascht, als ich darin die Inauguraldissertation meines Sohnes und zugleich einen sehr schönen Brief von ihm fand. Etwas Angenehmeres hätte mir heute nicht begegnen können. Meine liebe Frau und wir alle tranken die Gesundheit des jungen Doctor Heim. Ja, Gott erhalte dich, meinen Sohn, zu deinem, der Menschheit und deiner Familie, besonders deiner dich so sehr liebenden Mutter Glück und Wohl!"

Kaum hatte der junge Doctor, aus Göttingen zurückgekehrt, im nächsten Herbste seinen praktischen Cursus in Berlin vollendet, als des Königs Wort die Jugend seines Volkes zu den Waffen rief. Heim sandte sogleich den Sohn nach Breslau, wo dieser jedoch dem Heere als ausgebildeter Arzt willkommener war denn als Streiter in Reihe und Glied. Von den Schwiegersöhnen hatten zwei sich bereit erklärt, ins Heer einzutreten, wenn es ihnen verstattet würde, ihre Civilämter während des Kriegs zu verlassen. Der eine wurde in Berlin zum Bataillonsführer, der andere in Potsdam zum Hauptmann der Landwehr gewählt; sie zogen ins Feld, während ihre Frauen, die eine einen Säugling im Schose, die andere ihr erstes Kind unterm Herzen, beisammen wohnten, sich gegenseitig zu trösten und zu ermuthigen. So wogten die Gefühle der Angst und der Freude in schnellem Wechsel auf und ab im Kreise der Heim'schen Familie. Am 2. Mai 1813 verließ Heim fast keinen Augenblick das Bett

des verehrungswürdigen Greises, des Prinzen Ferdinand, der abends um 11 Uhr im 83. Jahre entschlief. Den 4. Mai fuhr Heim nach Spandau, welches theilweise niedergebrannt und die Festung zerstört war. In den folgenden Tagen liefen nun die dunkeln, unbegreiflichen Nachrichten von Schlachten ein, nach welchen das Heer dennoch allmählich bis an die Oder zurückging. Ein peinliches Schwanken, ob man fliehen oder den drohenden Feind in der Hauptstadt erwarten solle, spricht sich im Tagebuche aus, und Heim bemerkt, wie jemand mit Recht gewünscht habe, wir möchten lieber geschlagen werden und vorwärts gehen. Am 31. Mai feiert er jedoch in großer Gesellschaft das Gedächtniß des Regierungsantritts Friedrich's des Großen; und seine Familie bezieht im Juni eine angenehme Sommerwohnung. Der Juni schließt mit den Worten: „In diesem Monate habe ich überaus viel mit meinen Kranken zu thun gehabt, besonders mit denjenigen, welche sich für unfähig zum Landsturmdienst halten. Zum Glück haben mich die beständigen dringenden Geschäfte verhindert, allzu großen Antheil an der Politik zu nehmen, wodurch jetzt so viele unglücklich sind. Was die Vorsehung über uns beschlossen hat, mag immer geschehen, so hart es auch uns treffen mag. Ihr Wille bleibt doch der beste!"

Aus den bald folgenden Tagen der Errettung und des Ruhms werden wenige Stellen aus Heim's Tagebuch genügen, uns die Stimmung seiner Seele zu vergegenwärtigen:

„Den 22. August 1813, die Nacht um 1 Uhr, wurde Generalmarsch geschlagen; alle unsere Truppen zogen aus, auch Keßler, der bei mir wohnte. Wegen des großen Lärms nur wenig geschlafen. Die Franzosen stehen nur 4 bis 5 Meilen von hier und sollen entschlossen sein, alles zu wagen, um nach Berlin zu kommen. Von Trebbin her haben sie einen Versuch gemacht, aber er ist mislungen. Sie haben mehrere Dörfer in dortiger Gegend abgebrannt und sich nach Zossen und Mittenwalde hingezogen. Heute den ganzen Nachmittag hat man beständig kanoniren gehört. Die ganze Stadt ist in Unruhe."

„Den 23. August. Meine Frau mit der ganzen Familie

ist aus dem Thiergarten in die Stadt gezogen, da sie draußen nicht mehr sicher zu sein glaubte. Alle waren sehr betrübt, und besonders Auguste und Henriette weinten viel. Es ist heute wieder stark kanonirt worden, und wir alle leben noch in Besorgniß. Einer meiner traurigsten Tage."

„Den 24. August. So sorgenvoll mir und der ganzen Stadt der gestrige Tag war, so vergnügt, ja seelenvergnügt waren wir alle an dem heutigen. Keßler und von Grolman haben ihren Frauen geschrieben, daß sie gesund sind. Die Franzosen sind geschlagen worden und fliehen; 32 Kanonen hat man ihnen abgenommen und mehrere Tausende sind als Gefangene hier eingebracht worden. Ich habe mich der Thränen kaum enthalten können beim Anblick der Unglücklichen. Aus ganz Schlesien sind die Franzosen verjagt. Die ganze Stadt war voller Freude. Aus einem Fischzuge in Stralau ist heute in Berlin ein Franzosenzug geworden."

„Den 26. August. Nach Tische ritt ich mit dem Geheimrath Formey nach Großbeeren, um das Schlachtfeld zu sehen. Viele Gebliebene sah ich noch unbegraben liegen, desgleichen mehrere Pferde; ein schaudervoller Anblick!"

Den 29. August ließ Heim vielleicht die kühnste That seiner vieljährigen ärztlichen Praxis, die Operation einer Bauchschwangern, ausführen, wovon später noch Erwähnung geschehen wird.

Die ersten Septembertage versetzten Heim und die Seinen wiederum in fast nicht geringere Angst als die Tage von Großbeeren. Die frohe Kunde der Schlacht von Dennewitz war am 7. in Berlin, aber erst am 11. bemerkt er, daß sein Schwiegersohn lebe und gesund sei. Folgende Worte sind aus einem Briefe der einen Tochter an ihren Gatten im Felde vom 12. September 1813:

„Geliebter, theuerer Mann! Wer vermochte der Seligkeit Worte zu leihen, die seit Deinem ersten Briefe mein Inneres durchströmt und erhebt! An Deiner Brust würde ich hangen, und meine Thränen würden reden, wenn der Himmel uns in diesem Augenblicke zusammenführte. In dem heutigen Gottesdienste, wo der großen herrlichen Siege wegen Te Deum gesungen wurde, habe ich mein dankerfülltes Herz

in Gebet und Thränen ausgeschüttet. Bei aller namenlosen Sorge für Dein Leben hat das Vertrauen auf Gott nicht gewankt. Wie gnädig hat er sich uns erwiesen, innigst geliebter Mann. Gestern erhielt ich Deine ersten Zeilen, brachte also fünf qualvolle Tage und Nächte nach jener mörderischen Schlacht zu, ohne Nachricht von Dir. Gott! Du hast viel gelitten und erfahren, doch da Deine Seele schon hoch erfreut war, unterlag ich beinahe dem Kummer. Von allen Seiten strömten die Wagen voll Verwundeter herbei. Des Jammers und Elends war kein Ende. Wie furchtbar dieser Anblick für mich war, die ich in tödtender Ungewißheit dahinlebte, wirst Du fühlen. Ich wußte, daß ihr viel gelitten, daß der Feind euch anfangs gewaltig überlegen gewesen sei. Die Tage verstrichen in Gebet und Flehen zum Höchsten für die Erhaltung Deines Lebens. Du hast über Erwarten schnell geschrieben, theuerer Mann, unter Leichen und Sterbenden (aus Langen-Lipsdorf den 7. September), allein Dein Brief muß schlecht befördert worden sein. Am Abend folgte ihm ein zweiter, und der heutige frohe Tag beschenkt mich abermals mit einem. Taumelnd bin ich gestern von einem Hause zum andern gelaufen, mein Glück zu verkünden und die heiligen Pfänder desselben mittheilend. Keiner der Freunde, der nicht bis zu Thränen gerührt war. Unser theuerer Vater hat Deiner Erhaltung heiße Freudenthränen geweint. Die ganze Familie hat meinen Schmerz getheilt und theilt nun auch mein beseligendes Glück." — —

Als der König nach der leipziger Völkerschlacht seine Hauptstadt besuchte, ließ sich auch Heim am 26. October 1813 bei Seiner Majestät melden, seinen Glückwunsch auszudrücken und zugleich Dank zu sagen für die Bestimmung seines Sohnes bei den Hospitälern. Er glaubte sich kurz fassen zu müssen gegen seinen huldreichen Monarchen und empfahl sich sofort selbst wieder mit Entschuldigung, daß er dem Könige einige Augenblicke geraubt habe an solchem Tage, wo er mit so großen Geschäften beladen sei, wo so viele getreue Unterthanen sich sehnten nach seinem Anblicke. Der König soll später scherzhaft geäußert haben, Heim habe ihn

heute stehen lassen, was ihm bisher noch von niemand begegnet sei. Die Gefahren des Krieges gingen an den Schwiegersöhnen in den Reihen der Kämpfenden leichter vorüber als an dem Sohne, den sein Beruf in die verpesteten Räume der Hospitäler führte. Nachdem Schlesien von den Feinden geräumt war, unterzog er sich der Einrichtung und Leitung eines Hospitals in Görlitz. Als er aber nach der Schlacht bei Leipzig dem Blücher'schen Heere an den Rhein folgen wollte, trug er das Gift des Typhus bereits in sich, welcher in Eisenach mit aller Heftigkeit ausbrach und ihn meist völlig bewußtlos wochenlang am Rande des Grabes hielt. Die erste Nachricht von der Gefahr erhielten die über das lange Ausbleiben der Briefe bekümmerten Aeltern durch einen eigenen langen Bericht des Sohnes, der eben hierdurch zugleich seine Genesung überzeugend bekundete. In denselben Tagen starben in Berlin Heim's jüngere Freunde und Collegen, die Aerzte Grappengießer und Bock, am Hospitalfieber. Heim selbst blieb nicht unangefochten in diesem mit bösartigen Kranken allenthalben überfüllten Jahre, in welchem außer den unentgeltlich Behandelten die Zahl seiner eingetragenen Patienten 1158 betrug. Unterm 14. December bemerkt er: „Früh beim Erwachen fand ich die Oberfläche meiner linken Hand stark geschwollen und inflammirt; sie schmerzte mich sehr." — Er hielt das Uebel für Rose, nahm des folgenden Tags ein Brechmittel ein und mußte sich mehrere Tage zu Hause halten. Während dieses Leidens erhielt er die Trauerpost von dem Tode seines geliebten Bruders Anton. — Erst unterm 18. December lesen wir: „Entzündung und Schmerz sind nun vorüber; ich befinde mich wohl und gedenke morgen auszufahren und meine Kranken wieder zu besuchen. Weitsch und Formey haben die Güte gehabt, den größten Theil derselben für mich zu besuchen. Vor vierzehn Tagen hatte ich den Zeigefinger meiner linken Hand durch einen Stoß verletzt. Zwei Tage später bemerkte ich, daß ich nicht so heiter als sonst war, von übler Laune verfolgt wurde, und, was mir besonders auffiel, einen Widerwillen in mir verspürte, mich Nervenfieberpatienten zu nähern, oder gar sie zu berühren. Dieselbe widernatürliche Abneigung

fühlte ich selbst in der Charité, wo dergleichen Kranke in Masse liegen. Ich bin geneigt zu glauben, daß mein Handübel von eingesogenem Nervenfieber herrühre. Noch muß ich erwähnen, daß ich auch einen empfindlichen Schmerz in der Mitte der Claviculae sinistrae hatte, der sich erst nach Entzündung der Hand verlor." — Später sagt er, daß er vom 19. an, wo er wieder ausfuhr, die gefährlichsten Nervenfieberpatienten in Menge ohne die mindeste Scheu anfaßte und wegen der Petechien auf ihrem Leibe untersuchte.

Der genesene Sohn brach wieder auf zum großen Heere und begrüßte zuerst in Meiningen seinen ehrwürdigen Oheim Ludwig, der ihm das Zeugniß voller Gesundheit an Leib und Seele in den Briefen an Bruder Ernst ausstellte. Er folgte dann dem alten Helden Blücher, zog mit ihm in Paris ein und schiffte mit ihm nach London. Das Jahr 1814 vereinte um den glücklichen Vater Heim wieder alle die Seinen.

Wir haben schon früher seines heitern Zusammentreffens mit dem Feldmarschall Fürst Blücher bei dem Fürsten von Hardenberg unterm 5. August 1814 erwähnt. Auch ist gedacht, wie er sich am 7. unter der Masse des Volks der prachtvoll erleuchteten Stadt freute. Am 15., wo in Berlin früher das französische Heer seines Imperators Geburtsfest stolz und siegestrunken gefeiert hatte, feierten die preußischen und russischen Garden unter den Linden ein großartiges Fest der Verbrüderung der Heere, denen sie angehörten; die Straßen waren durch die wogende Menge oft gesperrt und Heim mußte seine Kranken meist zu Fuß besuchen, war aber in seiner Ermüdung zu Freudenthränen gerührt über die Erscheinung des Tages, im Gefühle der Befreiung von der französischen Gewalt, in der Freude über die vollzählig um ihn vereinten Kinder.

Die verehrten Schwestern des Königs, die Kurprinzessin von Hessen und die Königin der Niederlande, deren Leibarzt Heim während ihres Aufenthalts in Berlin gewesen war, kehrten in die Erblande ihrer Gemahle zurück, sobald dieselben den Händen der Feinde entrissen waren. Aber auch in der Ferne bewahrten sie Heim die höchste Huld und Gnade

und beglückten ihn nicht selten mit eigenhändigen Zeilen. Die Kurprinzessin bezeigte herzliche Rührung beim Abschiede von Heim. Mit seiner bekannten Freimüthigkeit hatte er während der französischen Besetzung der edeln Fürstin in jedem Verhältnisse seinen Rath ertheilt und erwähnte nun (den 12. November 1813) im Tagebuche, wie sie ihn nicht blos als Arzt, sondern als Menschen geschätzt und ausgezeichnet, wogegen er in ihr auch nicht allein die königliche Hoheit, sondern mehr noch die Hoheit der Seele verehrt habe.

Wie Heim das ganze Leben unter allem Wechsel von Leid und Freude rein austrank, so auch die über das Dasein des Vaterlandes entscheidenden Jahre 1813 und 1814. Noch im Jahre 1814 verlobte sich seine jüngste Tochter und verband sich im Jahre 1815 mit dem Major von Barner. Mit Ausnahme einer in Potsdam wohnenden Tochter waren seine Kinder in Berlin um ihn vereint. Heim's Familie wurde für die glücklichste in der Stadt gehalten, und ihm selbst fiel es wenigstens nie ein, einen andern Vater zu beneiden.* Den 1. April 1815 schreibt er ins Tagebuch: „Heute kam meine liebe Frau von Potsdam zurück, wo sie sich acht Tage bei Auguste aufgehalten hatte. Da es heute 32 Jahre sind, daß ich von Spandau nach Berlin zog, so ritt ich vor Tische auf die Höhe des spandauer Berges und dankte Gott, daß er mir in dieser Zeit so viel Glück hat zutheil werden lassen. Möge er doch auch dem Kriege bald ein Ende machen!"

---

* Heim's damals lebende Kinder waren:

1. Marie Christiane, verehelicht mit dem Kammergerichtsrath Eimbeck in Berlin.
2. Henriette Wilhelmine, verehelicht mit dem Kammergerichtsrath von Grolman in Berlin.
3. Karoline Wilhelmine, verehelicht mit dem Kammergerichtsrath a. D. von Arnim, aus dem Hause Kröchlendorf auf Wobdow in der Ukermark.
4. August Wilhelm, Doctor und praktischer Arzt in Berlin.
5. Juliane Auguste, verehelicht mit dem Regierungsrath Keßler in Potsdam.
6. Ida, verehelicht mit dem Major von Barner bei dem König. Gardedragonerregiment in Berlin.

Zwei der Schwiegersöhne zogen 1815 mit dem Heere wiederum siegreich in Paris ein und kehrten gesund in die Heimat zurück. Das Weihnachtsfest vereinte um Heim alle seine Kinder und Enkel. Während im scheidenden Jahre die jüngste seiner Töchter dem liebenden Gatten verbunden worden war, hatten die vier ältern ihn mit ebenso viel Enkeln beschenkt. Von seiner guten Gesundheit in diesem Jahre zeugen folgende Stellen seines Tagebuches: „Den 9. Januar. Heute bin ich nicht mehr schläfrig, sondern sehr munter gewesen. Ich hasse den Schlaf, weil er meine Thätigkeit unterbricht. Den 3. September. Bei meinem Herrn Bruder Eimbeck, der seiner Frau Geburtstag feierte, mit den Meinigen gespeist. Diesen Morgen stand ich in Liebenberg 6 bis 7 Meilen von Berlin, wo ich den Landrath von Hertefeld besucht hatte, um 4 Uhr auf, fuhr um 5 Uhr ab und war mittags 12 Uhr in Berlin, wo ich vor und nach Tische meine Kranken besuchte. Einen so heitern und in Gott vergnügten Tag habe ich lange nicht gehabt. Ich würde ihn auch ganz so beschlossen haben, wenn nur mein Kutscher besser fahren, wenigstens die Pferde besser regieren könnte. — Den 28. September speiste der Kaufmann Hildebrand aus Hamburg bei mir, ein Freund des berühmten Weinhändlers Stinzing, der mich in Hamburg so herrlich aufgenommen hat. Vor Tische ritt ich nach Blankenfelde und nach der Pulvermühle, im ganzen etwa drei Meilen, und in voriger Nacht habe ich zweimal Kranke außer dem Hause besucht und bin ein drittes mal wegen eines Kranken geweckt worden. Dennoch bin ich den ganzen Tag nicht müde und matt gewesen, habe mich vielmehr sehr wohl, heiter und vergnügt befunden."

Nachdem er im Jahre 1814 die Liste der außer seiner Wohnung behandelten Kranken mit 1215 geschlossen hatte, zählte er 1815 deren 1107 und bemerkt bei diesem Abschlusse: „Ueberdies habe ich merklich mehr arme Kranke unentgeltlich in der Cur gehabt. Gebe Gott, daß keiner von denen, welche gestorben sind, durch meine Schuld umgekommen ist! Daß mehrere, die ich dem Tode nahe glaubte, ohne meine eigentliche Hülfe wieder besser geworden sind, das weiß ich recht gut."

Im März 1816 wurde Heim von dem kranken Grafen Jaraczewsky nach Posen eingeladen. Sein Schwiegersohn Eimbeck begleitete ihn, und die Reise wurde mit großer Anstrengung, doch in aller Beziehung glücklich und zu seiner Genugthuung vollendet, ja sie bereitete ihm noch einen neuen Lebensgenuß. Sein Widerwille gegen den Kaffee wurde in den kalten Nächten in den nicht eben behaglichen Passagierstuben der Poststationen durch das Beispiel seines Gefährten besiegt; er gewöhnte sich noch an dies bis an sein Ende ihm angenehme und wohlthätige Getränk. Die Kranken in Berlin waren nun von dem Sohne zur vollen Zufriedenheit des Vaters besorgt worden, um so eher durfte er der wieder geweckten Reiselust, dem Verlangen, seine beiden letzten noch lebenden Brüder Ludwig und Fritz noch einmal in diesem Leben zu sehen, nachgeben. Jener lag ohnedies fast seit drei Jahren krank, und Ernst Heim bemerkt im Juli 1814, daß er wenig Hoffnung zur Genesung seines geliebten Ludwig habe. — Mit dieser Reise verband er zugleich den Zweck, mehrere Bäder, besonders die böhmischen, örtlich kennen zu lernen. Die leichte Einrichtung der posenschen Reise in einem bequemen halben Wagen, einen Schwiegersohn zur Unterhaltung, zur Führung der Kasse u. s. w. zur Seite, dazu einen zuverlässigen Diener neben dem Postillon, hatte ihm sehr gefallen. Er wählte jetzt seinen Schwiegersohn und Landsmann Keßler zur Begleitung. Vor der Ausführung, den 29. März 1816, nachdem er im Kreise der Seinen unterm Schalle von 15 Trompeten seinen 36. Hochzeitstag gefeiert hatte, begegnete ihm nach so vielen ähnlichen Unfällen der gefährlichste Sturz vom Pferde, wobei er gleichsam nur durch ein Wunder mit dem Leben davonkam. Er war von Steglitz sehr rasch zurückgeritten und wollte noch einen Besuch auf der Pulverfabrik machen. Das Pferd war unordentlich gezäumt worden, ging auf dem Exercirplatze mit Heim durch und schleuderte ihn jenseit der Unterbaumbrücke bei einer schnellen Wendung weithin auf den Seitenweg. Besinnungslos wird er in ein Haus gebracht. Bei der Pulverfabrik wird sein loses Pferd von Freunden erkannt und aufgefangen; man sucht ihn auf und bestellt

sogleich einen Wagen, ihn nach Hause zu bringen. Unterdeß hat er sich etwas erholt, reinigt seinen blutenden Kopf mit frischem Wasser und verlangt durchaus sein Pferd. „Meine Frau", sagt er, „die mich hat wegreiten sehen, würde des Todes sein, wenn sie mich so zurückkommen sähe." Fest beharrt er bei seinem Vorsatze; er steigt auf, reitet noch in der Stadt zu mehrern Kranken, bis die Dämmerung einbricht; dann begibt er sich nach Hause und bietet im Vorbeigehen durchs halbdunkle Vorzimmer der versammelten Familie guten Abend, damit ihn alle lebend und gesund gesehen haben, ehe ihnen der Unfall zu Ohren kommt. Nun erst läßt er sich vom Wundarzte die Kopfverletzung untersuchen und verbinden, macht des folgenden Tages Eisüberschläge, läßt zur Ader und hält sich zu Hause, dankt Gott für seine wunderbare Errettung und freut sich zugleich der Beförderung seines Schwiegersohnes Eimbeck zum Geheimen Oberjustizrath. Außer einem viele Wochen lang empfindlichen Schmerz im Gelenke des rechten Oberarms spürte Heim keine Nachwehen des fürchterlichen Sturzes.

Den 12. Juni 1816 trat Heim die Reise nach seiner Heimat an, und zwar über Magdeburg, Alexisbad, Weimar u. s. w. Daß er sein '69. Jahr fast vollendet hatte, hinderte ihn nicht, schon in Magdeburg, der alten Neigung gemäß, den Domthurm bis zur obersten Galerie zu besteigen. Von Eisenach aus wurde natürlich die Wartburg besucht, der Hauptzweck in dieser Stadt aber war, denjenigen Personen, welche dritthalb Jahre zuvor seinen Sohn im Nervenfieber gepflegt und vom Tode errettet hatten, persönlich seinen Dank auszudrücken. Dem braven Seifensieder Herrn Höbel gab er zum Andenken eine Tabackspfeife, der Tochter einen schönen Ring, und dem Stadtchirurgus, welcher dem Kranken sehr gute Dienste geleistet hatte, eine Tabacksdose. Auf dem reizenden Liebenstein erwartete ihn sein Neffe, Dr. Heim, der ihn mit der Brunnenanstalt und mit den Naturmerkwürdigkeiten bekannt machte. Nach Begrüßung mancher Vettern und Muhmen im Werragrunde langte Heim den 10. Juni bei seinem geliebten Ludwig in Meiningen an, der fast seit drei Jahren sein Krankenlager nicht verlassen

hatte. Jeder, selbst Bruder Ernst in der Entfernung, verzweifelte an seinem Aufkommen. Er selbst hatte dieser Welt Valet gegeben durch die Schenkung seiner großen und merkwürdigen Sammlung von Gebirgsarten des Thüringerwaldes an die Universität Jena und durch die Trennung von seiner alten geliebten Harfe. Jene Sammlung sagte er seinem hohen Gönner und Freund, dem Großherzog Karl August von Weimar, zu, als dieser ihn am Krankenbette besuchte. Sie war bereits eingepackt und wurde später würdig aufgestellt im Schlosse zu Jena nach Goethe's und Lenz' Anordnung. Die Harfe ließ er der Prinzessin Ida von Meiningen, damals Braut des Herzogs Bernhard von Weimar, überreichen. Krank an Körper, frisch an Geist, fand sein Bruder ihn unbeweglich auf dem Bette liegend. Er war der Curen überdrüßig geworden und hatte Aerzte und Wundärzte von sich gewiesen. Darin bestärkte ihn Bruder Ernst, ihm verkündigend, daß seine eiserne Natur, sich selbst überlassen, ungeachtet der fünfundsiebzig Jahre, unfehlbar obsiegen werde. Selige Stunden verlebten die Brüder miteinander, vom Morgen bis Mitternacht unzertrennlich. Einmal spät in der Nacht kam Ernst Heim auf sein Zimmer, voll Bewunderung und im Innersten erschüttert über den göttlichen Geist seines Bruders, vereint mit so tiefer, umfassender Gelehrsamkeit, Klarheit und Kraft der Darstellung, und so gewaltig herrschend über die Hinfälligkeit des Leibes.

Im Tagebuche bemerkt Ernst Heim über seines Bruders Leiden: „Ludwig hat seit drei Jahren an einem offenen Schaden, verbunden mit Caries ossis femoris, krank gelegen. Da man seine Geschwüre täglich mit Unguentum basilicum ohne allen Nutzen behandelte, so machte er darauf folgende Verse:

Basilicum, basilicum
Unguentum celeberrimum,
Wie preis' ich würdig deinen Ruhm!
Du bist die Salbe über alle,
Die, hilft sie nicht, in jedem Falle
Doch schadet nicht; schon viel fürwahr!
Du bringst den Arzt nicht in Gefahr.

Iſt deine Wirkung nicht geſchwinde,
So ſagt man doch, ſie ſei gelinde.
Noch manche Tugend findet ſtatt,
Die man an dir zu rühmen hat.
Wohlriechend, klebend, ſanft biſt du,
Geſchmeidig, lieblich auch dazu,
Gibſt willig dich dem Doctor hin,
Zu ſtreichen dich nach ſeinem Sinn.
So braucht man dich zu allen Stunden,
Auch bei den allerſchlimmſten Wunden,
Des Morgens wie am Abend, des Abends wie
am Morgen,
Und läßt dich dann für Heilung ſorgen.
Warum?
Du biſt ja das Basilicum
Unguentum celeberrimum!"

Heim wurde nebſt ſeinem Begleiter in Meiningen zur herzoglichen Tafel gezogen und war Zeuge, wie die Herzogin-Mutter und Obervormünderin mit dem Herzoge und der Prinzeſſin Adelheid (ſpäter Königin von Großbritannien) vor ihrer Abreiſe nach dem Sommeraufenthalte auf dem Altenſtein ſeinem würdigen Bruder Ludwig am Krankenlager in herzlicher Theilnahme an ſeinen Leiden einen Abſchiedsbeſuch machten. Wie das ganze Land, ſo ehrte auch die herzogliche Familie in ihm den Lehrer, den Vertrauten des verſtorbenen Herzogs Georg, welcher vor ſeinem frühzeitigen Tode Heim und ſeinen edeln Freund Könitz zu treuen Hütern über ſeinen erſt dreijährigen Sohn, ſein Haus und Land beſtellte.

Der Johannistag, einer der wenigen heitern Tage in jenem Regenjahre, wurde benutzt zu einem Ritt über die Berge durch die Wälder nach Herpf, dem Geburtsorte ſeines Reiſegefährten, und nach ſeinem lieben Solz. An beiden Orten beſuchte er den Gottesdienſt. Als in der ſchönen Kirche zu Herpf die erſten Accorde der vollen Orgel ertönten und unter ſeinen Blicken ſich eben die ſauber und übereingekleideten Mädchen des Dorfes, jedes ein Blumenſträußchen in der Hand, ſtill auf ihren Bänken ordneten, ſtanden Heim Thränen in den Augen. Schmerzlich fiel es ihm auf die Seele, daß er ſeit mehrern Jahren im Drange ſeiner ärzt-

lichen Geschäfte nicht in die Kirche gekommen war. Auch rührte es ihn, daß der Sohn seines längst an dieser Kirche begrabenen Jugendfreundes, der Bruder seines Gefährten, auf die Kanzel trat. Die aus acht Reitern bestehende Gesellschaft war rasch genug im nahen Solz, um auch hier noch dem Gottesdienste beizuwohnen. Dann versammelten sich im Vaterhause, am Tische seines Neffen, bei einem frohen Mahle die wenigen ergrauten Gespielen der Knabenzeit, nebst den Schulzen aus Solz und Mehmels. Von jenen werden Kappe Hans Mathes, Murze Käpper und Friede Wehner im Tagebuche namentlich erwähnt. Der erste, wie wir früher nach der Heimkehr aus England schon bemerkt haben, war ihm stets der liebste; mit Thränen fiel er dem schönen Greis um den Hals. Da lebte Herr Ernst, wie die Bauern ihn stets nannten, wieder in der Zeit vor sechzig Jahren. Kappe Hans Mathes ging Heim einige Jahre im Tode voran; sein treues Bild von einem geschickten Zeichner, einem Patienten Heim's, welcher diesen einst aufs angenehmste damit überraschte, hatte aber Heim in seinem Zimmer bis an sein Ende vor Augen.*

Gegen Abend wurde noch das Dorf Mehmels heimgesucht; dann eilte er in raschem Zuge über Walldorf, wo bei dem aus Schiller's Leben bekannten ehrwürdigen Pfarrer Sauerteig angesprochen wurde, über Welkershausen, dem Wohnsitze von seines Bruders Anton Witwe, wieder an das Bett seines kranken Ludwig, wo er ungeachtet des starken Rittes so munter anlangte, als er des Morgens zu Pferde gestiegen war. Zum Andenken dieses Tages ließ Heim für die Kirchen in Solz und Mehmels schöne silberne Kelche in Berlin verfertigen.

Von Meiningen ging die Reise zu Bruder Fritz in Effelder, ein neues Fest bei einem so in sich selbst vollende-

---

* Unter dem Bilde stehen folgende an Heim gerichtete Zeilen:

Wir Knaben, wir spielten als frohe Gesellen,
Uns freute bald Angeln, bald Vogelstellen,
Jetzt freuet uns Greise: dich segnende Cur,
Mich stilles Bebauen der ländlichen Flur.

ten Manne, den wir oben schon in verschiedenen Lebensepochen kennen gelernt haben. Der nahe am Thüringerwald um so heftiger herabströmende Regen hielt Heim hier den ganzen Tag im Zimmer, was ihm aber nur den Vortheil gewährte, den schönen häuslichen Frieden seines Bruders, durch die sinnige Geschäftigkeit und heitere Unterhaltung der damals noch unverheiratheten vier jüngern Töchter begründet, recht vollständig zu erkennen und zu genießen. Bruder Fritz und seine „braven, wackern Mädchen", wie Ernst die Nichten im Tagebuche bezeichnet, begleiteten ihn nach Koburg. Hier wurde er abermals des fortdauernden Regens wegen auf die Geselligkeit im Zimmer beschränkt, befand sich aber im gastfreien Hause freundlicher, lieber Menschen so wohl, daß er nicht begreifen konnte, wie er in wenigen Stunden hier so völlig einheimisch geworden, als sei er mitten unter Geschwistern und Kindern. Am späten Abend, als das Tagebuch zur Hand genommen wurde, mußte ihm sein Reisegefährte erklären, wie ihm geschehen, wie sein Bruder ihn in das Bergner'sche Haus geführt habe, dessen Glieder mit den effelder Heims ein Herz und eine Seele seien.

Heim gedachte nun den edeln Ritter auf der Bettenburg, Freiherrn von Truchseß, ihm längst durch seine Brüder Ludwig und Fritz sowie durch seine Kinder befreundet, aufzusuchen und weiter nach Würzburg und in das Juliushospital zu reisen. Aber die Wasserfluten, welche durch die Thäler stürzten und alle Wege versperrten, nöthigten ihn, seine Richtung gleich nach Bamberg zu nehmen, und von da über Baireuth, Alexandersbad nach den böhmischen Bädern. In Baireuth freute er sich des Wiedersehens von J. P. Richter. Der Himmel war am Fichtelgebirge endlich wieder klar geworden. Die Perlenfischerei in dem malerischen Berneck wird im Tagebuche mit aller Umständlichkeit geschildert. Auf dem wilden Felsengerölle der Luisenburg und des hohen Kesseins, welche von Alexanderbad aus besucht wurden, sah man den Moosforscher, wie einst auf dem Schwarzwalde, wieder umherklettern. Die Krankenhäuser zu Bamberg und später zu Prag, das Irrenhaus zu Baireuth, ebenso die Brunnen- und Badeanstalten zu Eger, Karlsbad

und Teplitz wurden mit einer bis ins Kleinste forschenden Aufmerksamkeit besichtigt, alle Kunstgenossen aufgesucht und diese über die mannichfaltigsten Gegenstände der Wissenschaft und Erfahrung befragt. In Bamberg trauerte er, nur die Grabstätte des geistreichen Markus begrüßen zu können. In Karlsbad, wo er in den Kreis seiner anwesenden hohen Gönner und Freunde, der Fürsten Hardenberg und Blücher und anderer, gezogen wurde, verweilte er mehrere Tage. An vierzig Aerzte, außer den einheimischen viele fremde aus Wien, Berlin, Dresden, Leipzig u. a. fanden sich hier ein. Ueberall trieb es Heim mit den Collegen wie vormals auf seiner großen Reise, nur daß nun gemeiniglich die Rollen des Schülers und Lehrers sich von selbst verwechselten. Dem stillen Beobachter gewährte es eine besondere Unterhaltung, wenn mancher jüngere Priester Aesculap's, in der Meinung, er dürfe nicht ohne die schickliche wissenschaftliche Parade bei dem ehrwürdigen Seher eintreten, gleich durch die ersten, mit dem Lächeln des seinem Genossen begegnenden römischen Augustus, erwiderten Worte: „Unser Wissen ist Stückwerk" — außer Fassung gesetzt wurde. Um so freier und eingreifender entspann sich aber die gegenseitige Mittheilung, sobald jener Schreck verwunden war. Was insonderheit die Brunnen- und Badeärzte betrifft, so mußten sie bei allem Ruhme ihrer Quellen sich doch fügen und dem Motto der Antoninischen Bäder huldigen, welches Heim in seiner Verordnung von dergleichen Mitteln obenansetzte und deshalb auch im Juni 1806 mit großen zierlichen Lettern ins Tagebuch schrieb: „Curae vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas. Non enim hic curatur, qui curat." (Von Sorge frei betritt diesen Ort, damit du ihn von Krankheit frei verlassen könnest. Denn hier wird nicht geheilt, wer sorgt.) — Noch einen andern, eben dahin zielenden Spruch finden wir öfters im Tagebuche erwähnt: „Natura sanat, medicus curat morbos." (Die Natur heilt, der Arzt pflegt die Kranken.)

Immer jugendlich und munter, waren Heim die Nächte, trotz der Sommersonnenwende, doch oft zu lang. Bei Teplitz befand er sich an einem heitern Abend in Gesellschaft einiger

Freunde auf den anmuthigen Hügeln von Eichwald. Obgleich er bestimmt hatte, des andern Morgens nach Dresden zu reisen, so konnte er doch der Lockung nicht widerstehen, den in der schönsten Abendbeleuchtung prangenden Milleschauer zuvor zu besteigen. Mit seinem Gefährten und noch einem Freunde fuhr er in der Frühe nach dem Dorfe Bogislaw und bestieg von da in etwa anderthalb Stunden den weit aus dem Mittelgebirge über das Böhmerland ragenden Bergkegel. In üppiger Fülle nickten ihm an dem steilen Pfade Blumen entgegen, die er in vierzig Jahren und länger nicht in freier Blüte gesehen hatte. Nachdem sich die Augen auf der kleinen runden Oberfläche des Berges geweidet hatten an der weiten, nur vom Erz- und Riesengebirge begrenzten Aussicht, und eine von einem fränkischen Gastfreunde erhaltene, bis zu diesem Gipfel gesparte Flasche Gressenwein die Reisenden erfrischt hatte, wurde ein Stündchen stiller Betrachtung im weichen Grase geweiht. Beim Herabsteigen erzählte Heim seinem Gefährten, wie ihm hier oben wieder eingefallen, daß er bei seinem ersten Eintritte in Berlin nur den Wunsch gehegt habe, einst auf die Stufe des ihm so ehrwürdigen Vaters Muzel zu gelangen. Nun habe Gott an ärztlichem Rufe, Ansehen und Wohlstand ihm reichlich dasselbe Maß, an häuslichem Glücke und Gesundheit aber tausendfach mehr gewährt. Denn Muzel sei damals im sechzigsten Jahre fast erblindet gewesen und habe keinen im zweiten Stocke wohnenden Kranken mehr besuchen können, wogegen er, Heim, am Eingange des siebzigsten Jahres aus purem Muthwillen diesen hohen Berg eben sonder Mühe erstiegen habe. Dies sei da oben in seiner Seele dankbar gegen die Vorsehung erwogen worden.

Erst spät nachmittags wurde von Teplitz aufgebrochen nach Dresden, bei Kulm aber noch das Schlachtfeld besichtigt. Als darauf am Fuße des Gebirges die schöne, weiter nördlich nicht mehr gedeihende Spierstaude (Spiraea aruncus) in weißen Blütenmassen unter den dunkeln Tannen hervorleuchtete, war Heim nicht mehr im Wagen zu halten. Mit seinen Pflanzen und Moosen beschäftigt, gelangte er zu Fuß bis Nollendorf und in rascher Fahrt des andern Morgens

erſt nach Dresden, wo wenige Stunden Schlafs jede Spur von Müdigkeit verwiſchten. Sollte eine ſo unverſiegbare Liebe zur Natur von ihr ſelbſt nicht belohnt werden durch höheres, oft bewußtloſes Schauen ihrer Geheimniſſe?

Wo die Berge fehlten, wurden die Thürme beſtiegen. Auf dieſer Reiſe machte der magdeburger Dom den Anfang, der Thurm von Jüterbogk aber den Beſchluß, von welchem aus Heim das Schlachtfeld von Dennewitz überſah und ſich den Verlauf der Schlacht von ſeinem Gefährten als Zeugen und Theilnehmer erklären ließ. In Potsdam wurde er im Hauſe der Tochter von einem Theile ſeiner Familie freudig empfangen, und zum Beweis, wie der Anblick der reizendſten Berggegenden ſeine Empfänglichkeit für die Schönheiten am Havelſtrome nicht geſchwächt hatte, ſchildert er im Tagebuche die herrliche Ausſicht vom Pfingſtberge bei Potsdam.

In demſelben Jahre ſchieden zwei Heim'ſche Töchter mit fünf Enkeln aus der Nähe der Aeltern, um ihren Männern (von Grolman und Keßler) nach Kleve und Münſter zu folgen. Der Familienkreis blieb indeß reich genug, um bei den ſtets glücklichen Nachrichten von den Entfernten ſich über die entſtandene Lücke zu tröſten. Am Weihnachtsabend 1817 preiſt Heim die Fröhlichkeit der Seinen und freut ſich über den Gedanken, daß die entfernten Töchter und Enkel ebenfalls in Münſter glückſelig ſeien in ihrer kurzen Vereinigung zum ſchönen Feſte. Umſtändlich meldet das Tagebuch, wie nach dem Jubel der Kinder auch die Alten nicht leer ausgegangen ſeien. Von den Erzeugniſſen ſeiner Beſitzungen hat der Schwiegerſohn von Arnim auf einem großen Tiſche Rehe, Haſen, Rebhühner, Gänſebrüſte u. dgl. zierlich gruppiren laſſen — alljährlich willkommene Beiträge zu dem im Feſte ſo zahlreichen Heim'ſchen Familientiſch.

In dieſem Jahre enthält das Tagebuch viele Klagen über Heim's Leiden in den Armgelenken, Folgen wiederholter Unfälle. Den 11. April fiel er auf den rechten Arm, ſodaß er ihn anfangs nicht bewegen konnte. Blutegel und andere Mittel ſchlugen wenig an. Vom 19. bis zu Ende des Monats mußte er ſich im Zimmer halten, ohne jedoch ſeine Lähmung heilen zu können. Am 8. Juli bemerkt er: „Heute

hatten ſich meines kranken Arms wegen folgende Aerzte bei mir verſammelt: Formey, Ruſt, Meyer, Kluge, Wölzke, Bruckert, Kothe. Alle fanden meinen Arm beſſer, als ſie vermuthet hatten, und waren der Meinung, heroiſche Mittel ſeien hier nicht anzuwenden — und damit bin ich beruhigt.“ Im folgenden Monat aber flog beim ſchnellen Fahren in der Stadt das rechte Hinterrad ſeines Wagens ab, und Heim wurde aus der linken Wagenecke auf die rechte Seite und den leidenden Arm geworfen, ſodaß nun die Schmerzen mit neuer Heftigkeit begannen und ſich in mehrern Jahren nicht verloren. Indeß bemerkt man nicht, daß der ſiebzigjährige Arzt ſich in ſeiner gewohnten Thätigkeit dadurch ſtören ließ.

Den 25. Auguſt 1817 fuhr Heim in Begleitung des Generalchirurgus Dr. Ruſt nach Dresden, woſelbſt der Fürſt Wittgenſtein, mit welchem er ſchon ſo lange in dem freundſchaftlichſten Verhältniſſe geſtanden hatte, krank lag. Er fand den Patienten in größerer Gefahr, als er geglaubt hatte. „Mit ſehr gerührtem Herzen habe ich an ſeinem Bett geſtanden“, ſagt er unterm 26. Auguſt. Während der vier Tage ſeines Aufenthalts in Dresden wurden, nachdem vor allem der Kreuzthurm beſtiegen und das Ganze überſchaut worden war, die Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten daſelbſt mit ſyſtematiſcher Aufmerkſamkeit betrachtet und abends im Tagebuche von Anwendung der Zeit ſtreng Rechenſchaft gegeben. Am Schluſſe des Monats leſen wir im Tagebuche: „Die Reiſe nach Dresden und zurück hat mich gar nicht ermüdet. Mit dem angenehmen Gedanken, dem Fürſten von Wittgenſtein, den ich wahrhaft ehre und liebe, nützlich zu ſein, trat ich die Reiſe an, und da ich glaube, ihm auch wirklich von einigem Nutzen geweſen zu ſein, ſo legte ich ſie auch vergnügt zurück. Mit der guten Hoffnung, daß er geneſen werde, verließ ich den Fürſten, doch weiß ich wohl, daß er noch in großer Gefahr iſt.“ — Erſt unterm 4. October wird freudig im Tagebuche verkündet, daß der Fürſt Wittgenſtein außer aller Gefahr ſei.

Unterm letzten deſſelben Monats werden die fortdauernden ebenſo läſtigen als in der Bewegung hindernden Beſchwerden

am Arm ausführlich beschrieben, dann aber wird hinzugefügt: „Im ganzen genieße ich einer sehr guten Gesundheit und mein Geist ist immer heiter und zufrieden, sodaß ich mit Leichtigkeit den ganzen Tag auf den Beinen sein und meine vielen Geschäfte verrichten kann. Was mein Körper auszuhalten vermag, beweisen die letzten vierzehn Tage. Alle diese Tage habe ich auf großen Gastmählern, wo ich es mir überall gut schmecken ließ, zugebracht. Zweimal wurde ich des Nachts zu Kranken gerufen, wo ich mehrere Stunden verweilte, einmal ging ich erst nach 12 Uhr zu Bett; zweimal habe ich, da ich unverdauliche Speisen oder schlechten Wein genossen hatte, alles, was im Magen war, mit Leichtigkeit ausgebrochen und immerwährend täglich acht- bis zwölfmal am Durchfall gelitten; dies alles aber hat mich so wenig ermattet, daß ich heute mit meinem Sohne zum Vergnügen in Zeit von drei Stunden nach Spandau und zurück geritten bin und nicht die geringste Ermüdung davon empfinde." — Selbst am 31. December desselben Jahres machte Heim seinen Spazierritt und kam dann zur langgewohnten Geburtsfeier seines viel ältern und gleich rüstigen Freundes, des Tribunalpräsidenten von Grolman. Auch in späterer Zeit hielt er mit einer Art von Aberglauben daran fest, am Sylvestertage seinen muntern Ritt nicht zu unterlassen.

Am Ordensfeste des Jahres 1817 verlieh des Königs Majestät Heim den Rothen Adlerorden dritter Klasse. Er hatte zuvor dem feierlichen Gottesdienste in der Nikolaikirche beigewohnt und rühmt, wie gnädig ihm darauf in der glänzenden Versammlung im königlichen Schlosse der Monarch begegnet sei, wie freundlich und theilnehmend so viele Personen aller Stände ihn begrüßt haben. Schon seit dem Jahre 1810 wurde er auch öfters von den königlichen Prinzen zur Tafel gezogen. Unterm 6. Januar 1817 meldet das Tagebuch, wie Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, bei einer solchen Gelegenheit mit vielem Interesse Heim's liebe Moose betrachtet habe. Auch die Gunst der Prinzessin Mariane von Preußen, Schwägerin des Königs, genoß er in hohem Grade. Eines Tages sieht er viele Staatswagen vor

dem königlichen Schlosse halten, erfährt, es sei wegen des Geburtstags der Prinzessin große Cour; ohne Bedenken steigt er aus, eilt die Treppe hinauf und steht unversehens in den Prunkzimmern unter einer großen, reichbestickten und besternten Versammlung, aus welcher ihm da und dort ein etwas verlängertes Antlitz entgegenblickt. Der huldvolle Empfang der gefeierten Fürstin spart ihm indeß jede Verlegenheit.

Am 16. December 1817 fährt Heim zuerst in seinem schönen neuen Wagen aus, um, laut Zeugniß des Tagebuchs, „des herrlichen Blücher's Geburtstag dadurch zu feiern". In diesem Jahre wurde Heim auch vom Könige von Schweden mit dem Nordsternorden geschmückt.

Im Jahre 1818, den 29. April, überraschte Madame Lautier ihren verehrten Arzt durch das schon früher erwähnte Gemälde des straßburger Münsters, auf dessen Kreuz die Hand des genialen Baumeisters Schinkel den genialen Doctor gesetzt hatte. Damit sich zur Verherrlichung des letztern alle Künste vereinten, sang ein auserwählter Chor bei einem frohen Mahle im Junius desselben Jahres ein von Bornemann gedichtetes und von Ritschl in Musik gesetztes Lied. Der unbefangene Heim merkte erst bei der dritten oder vierten Strophe, und zwar zu seiner nicht geringen Beschämung, laut Bekenntniß im Tagebuche, daß Worte und Töne allein ihm galten. *

Heim's Gattin mit der ältesten Tochter und zwei Enkelinnen erfreuten in diesem Sommer die nach Münster und Kleve verpflanzten Familienzweige. Der zärtliche Vater war in Gedanken bei den Abwesenden. „Ach, wie glücklich wird in diesem Augenblicke Henriette sein!" ruft er im Tagebuche am 14. Juli aus, an welchem die Mutter aus Münster mit zwei Schwestern und fünf Enkeln bei der entferntern Tochter in Kleve eintraf. Im August reiste er mit seinem Schwiegersohne Eimbeck den Seinigen nach, und zwar mit einem sogenannten Ruhetage. Mit dem letzten Juli nämlich hatte er sich allen berliner Freunden empfohlen, stand nun am 1. August früh Punkt 3 Uhr auf, besuchte keine Patienten und

* Das Lied vom Doctor Sondergleich. Siehe Beilage B.

arbeitete den ganzen Tag mit Hülfe des Dr. Kothe an seiner Correspondenz, ging abends 9 Uhr zu Bett und stand um Mitternacht wieder auf, wünschte dem Sohne Glück zum Geburtstage und rollte um 2 Uhr dahin an den fernen Rhein, wo man mit so vieler Sehnsucht seiner harrte.

Von Magdeburg aus nahm Heim auf Einladung des thätigen Nathusius seinen Weg über Neuhaldensleben und betrachtete dort die wunderbare Vereinigung der mannichfaltigsten Anlagen neuerer Betriebsamkeit: Landwirthschaft, großartige Gärtnerei, Zucker-, Wein-, Bier-, Steingutfabriken u. s. w. Von allem sucht sich Heim zu unterrichten, wie das Tagebuch bezeugt. Von seinem Begleiter wurde dem Gedächtnisse noch eine der Offenherzigkeiten aufbewahrt, ohne welche es bei der ersten Bekanntschaft mit Heim selten abging. Lebhaft ergriffen von den wunderbaren, vielseitigen Leistungen des merkwürdigen Mannes, ergoß er sich in schmeichelhaften Reden gegen Nathusius, pries diesen als einen der seltensten Genies. Als darauf Nathusius seinem heitern Gaste eine Prise darbot, bemerkte Heim: „Auch Ihr Tabackschnupfen verräth das Genie; denken Sie an den großen Friedrich, an Napoleon und andere mehr. Ich als Doctor rechne auch die Narren zu den außerordentlichen Menschen, zu den Genies; und wie sind diese auf den Taback versessen, wenn man im Tollhause seine Dose blicken läßt!“

Darauf in Helmstedt wurde nicht nur der höchste Thurm, sondern auch wiederum in Braunschweig der Andreasthurm bestiegen, übrigens aber allenthalben das Handwerk begrüßt. Selbst im kleinen Städtchen Peine wurde der ehrwürdige und noch muntere zweiundneunzigjährige Doctor Niemann aufgesucht. Seine geschätzten Collegen Stieglitz und Mühry in Hanover fand Heim zu seinem Leidwesen nicht daheim. Indeß lernte er die Gattin und die sechs Kinder des letztern kennen und bat, ihm das lebensgroße Bild des abwesenden Vaters zu zeigen. Er drückt über dieses sowie über die liebenswürdige Familie im Tagebuche sein Wohlgefallen aus und bemerkt: „Die Frau hatte einen Knaben von acht Monaten auf dem Arme, welcher außer sich vor Freude war, als er seinen Vater erblickte, was mich tief rührte.“

Nun ging es nach Neundorf und Eylse, wo Brunnen- und Badeanstalten aufs genaueste untersucht wurden. In diesen Gegenden war Heim's Gemüth aufs innigste bewegt durch die lebhaft erwachten Erinnerungen an seinen geliebten Muzel, mit welchem er vor 46 Jahren hier so glückselig umherzog. In Münster verweilte er einige Tage bei seinem Schwiegersohne, ungeachtet Frauen und Kinder bereits nach Kleve gereist waren. Die Aerzte daselbst gaben dem alten Meister ein glänzendes Fest, die Alterthümer der Stadt gewährten manche Unterhaltung, und an dem liebenswürdigen, geistreichen General von Thielmann machte Heim eine neue Bekanntschaft, welche in wenigen Stunden zur herzlichen, später durch öfteres Wiedersehen in Berlin befestigten Freundschaft wurde. Wer den beiden herrlichen Männern näher gestanden, muß bezeugen, daß beide Naturen wie füreinander geschaffen waren. Wenn von den Umgebungen von Münster nicht viel zu rühmen ist, so sind sie doch zum Reiten bequem und waren deshalb auch für Heim sehr angenehm, da ihm von Thielmann seinen muntern sichern Rappen, der 1812 bis Moskau mit ihm gezogen war, zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Der Minister von Stein hatte Heim's Schwiegersohn verpflichtet, diesen nach Kappenberg zu führen. Auf dem Wege dahin wurde das westfälische Bauerhaus, wie es von Tacitus bis auf J. Möser und bis auf heute sich erhalten und von dem letzten unübertrefflich gezeichnet ist, in allen Einzelheiten beaugenscheinigt. Den Tag auf der Abtei merkt Heim als einen der schönsten auf der Reise an, wahrhaft erbaut in der Unterhaltung des ehrwürdigen Staatsmanns, des edeln, liebenswürdigen Greises inmitten der friedlichen, wohlthätigen Schöpfungen seiner letzten Jahre. Als Naturmerkwürdigkeit erwähnt Heim einer gesunden, kräftigen Eiche am Bergabhange unfern der Abtei, welche kurz zuvor der Blitz gespalten und theilweise so zerfasert hatte, daß die Fasern in Form von grobem Hanf bündelweis und ellenlang an den Aesten der benachbarten Bäume hingen. Der Weg von Dortmund nach Kleve mußte über Bochum geleitet werden, aus zwei Gründen: 1) um den alten Doctor Kortum persönlich kennen zu

lernen, den jedoch Heim nicht als Collegen, sondern als Verfasser der Jobsiade begrüßen und ihm danken wollte für die gründliche Belustigung, welche die oft wiederholte Vorlesung jenes scherzhaften Epos ihm gewährt hatte; 2) um das Stammhaus seines alten Freundes von Grolman, des Vaters seines zweiten Schwiegersohns, kennen zu lernen, wobei der heitere, mit Heim sogleich vertraute Sänger Kortum unter Mittheilung von mancherlei Schwänken und localen Geschichten den besten Führer abgab.

Mit begeisterter Freude empfingen in Kleve die Kinder den Vater. Nachdem er sich's einige Tage im Kreise der Seinen hatte wohl sein lassen, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, das aus der Jugenderinnerung ihn anziehende Holland noch einmal zu sehen. Mit Mutter und Töchtern, Schwiegersöhnen und Enkeln, zehn Personen ohne zwei Diener, durchzog er die schönen Städte des wundersamen Landes. Auf der ganzen Reise, auf den Schiffen und auf den höchsten Thürmen der Städte war immer allen andern der Vater voran. In Amsterdam fand er noch den Professor Bonn, den freundlichen Lehrer seiner Jugend, am Leben; aber gerührt kam er aus dessen Wohnung zurück — taub und blind, mangelte dem Greise jedes Mittel des Erkennens und der Mittheilung. Im Haag wurde er von der Königin und selbst von dem Könige der Niederlande mit ausgezeichneter Huld empfangen. Die Schleusen von Katwyk, das Seebad von Scheveningen, die Merkwürdigkeiten des blühenden Rotterdams, alles wurde emsig aufgesucht und beschaut. Wo Ort und Zeit es verstatteten, wurden Pflanzen und Moose gesammelt und jeder irgend bekannte Botaniker begrüßt. Auf der Reise von Kleve den Rhein hinauf über Frankfurt nach Meiningen langte er spät abends in Gelnhausen an und eilte sogleich zu dem Apotheker Casseber. Bis in die späte Nacht verweilte er bei diesem unter seinen Moosen und gönnte sich dann kaum einige Stunden Ruhe, um des andern Morgens vor seiner Abreise diese anziehende Bekanntschaft noch einige Augenblicke zu genießen. Mit Tagesanbruch klopfte er wieder an die Apotheke und weckt den Provisor, der auf Heim's dringendes Verlangen, den Principal zu sprechen, ihn endlich in dessen Schlafzimmer

führt. Hier findet Heim den Kryptogamisten, welcher sich ihm tags zuvor als einzeln lebend, mit einer Schwester haushaltend dargestellt hatte, an der Seite einer Frau. Sehr offenherzig gibt er dem Manne hierüber seine Verwunderung zu erkennen, wodurch es sich denn entdeckt, daß er nicht bei Cassebeer, sondern bei einem verehelichten Collegen desselben, dessen Officin die andere in der Dämmerung verwechselte Straßenecke bildet, eingedrungen ist.

In Meiningen empfing der alte geliebte Bruder Ludwig seinen Ernst nicht mehr auf dem Krankenbette, sondern, wie dieser zwei Jahre zuvor ihm verkündigt hatte, rüstig und fest an der Thür seines Hauses, die Arme schwingend und den Bruder zum Wettkampfe fordernd, wie vor grauer Zeit im Garten zu Solz. Jetzt begleitete er die lieben Gäste nach Solz in das Stammhaus, in die Kirche, wo er den Herrn lobte, indem er sich vor dem Bilde des Vaters an die Orgel setzte und in seiner Kraft den Choral anstimmte: „Nun danket alle Gott!" Es war sein Abschied. Wenige Monden darauf entschlief er. Ihm folgte im nächsten Jahre auch Bruder Fritz, und nur der eine der sechs sölzer Brüder blieb übrig.

Indeß beschloß Heim das Jahr 1818 ebenso glücklich, als er es verlebt hatte. Zum Weihnachtsfeste empfing er aus Kleve die frohe Botschaft, daß seine geliebte Tochter dort ihren ersten Sohn, und zwar an Blücher's Geburtstag, geboren habe, daher er im Tagebuche dem Ausdrucke seiner Freude die Worte hinzufügt: „Mag er dem Vaterlande einst ebenso nützliche Dienste leisten, als Blücher gethan!" * Nachdem er am letzten Tage des Jahres seinen Ritt gemacht und das Geburtsfest seines alten Freundes von Grolman gefeiert hatte, vervollständigt er sein Tagebuch mit den Worten: „Möge ich einst ebenso vergnügt die Welt verlassen, als ich dies Jahr beschließe und mich zur Ruhe lege."

Eine scheinbar glückliche Fügung führte im nächsten Jahre die beiden entfernten Töchter wieder in die Nähe der Aeltern.

---

* Leider wurde das Kind schon im zweiten Jahre ein Raub der Halsbräune.

Der Präsident von Grolman wurde von Kleve nach Berlin, der Regierungsdirector Keßler von Münster nach Frankfurt a. O. versetzt; beide Familien kehrten vereint im Mai in die Arme der Aeltern und Geschwister zurück, leider nur, um den blühenden Frauen den frühen Abschied aus dem Leben zu versüßen.

Noch empfand Heim eine Lücke in dem reichen Kreise der Seinen. Auch diese wurde im Jahre 1820 ausgefüllt. Der einzige Sohn wählte die einzige Tochter des lange verstorbenen Freundes seines Vaters (von Faudel) zur Gattin. Im Tagebuche ist zu lesen, wie am Tage nach dem gehörig beschriebenen Hochzeitsfeste — am 28. October — die sechs Ehepaare der Kinder mit dem Aelternpaare, jeder Gatte neben der Gattin, in schönem Kranze in seliger Freude zu Tische saßen. Aber dem Menschen ist auf Erden nichts Dauerndes beschieden. Nach wenigen Wochen wurde die zweite der geliebten Töchter im Kindbett weggerafft. Am 10. December vormittags verließ sie der Vater ohne alles Fieber. Wenige Stunden darauf war ihr Leben entflohen. Im Tagebuche steht nach der Beschreibung des tödlichen Zufalls: „Dies hat Gott gethan. Ich bin beruhigt. — Er sei gepriesen, der uns schuf und sterben heißt!“

Die vierte Tochter trug den Tod in der Brust. Allmählich, doch hoffnungslos schwand sie dahin, fromm und heiter in den Willen Gottes ergeben, die Mutter und den Gatten aufrichtend durch ihren starken Geist. Da sie in Frankfurt a. d. O. wohnte, konnte der Vater sie nur zuweilen besuchen in ihrem Leiden. Wenn er zu ihr eintrat, seine Knie wankten, die Thränen ihm aus den Augen quollen, da begrüßte sie ihn ruhigen, freundlichen Blicks, und nicht drei Momente vergingen, so war er heiter und glücklich mit ihr. Unterm 7. April 1821 schrieb er ins Tagebuch: „Theils vor Freuden, noch mehr aber aus Schmerz über den Anblick meiner Auguste weinten wir alle zusammen. Doch bald wurden die Thränen unterdrückt, da Auguste vor Freude, mich und Karoline zu sehen, ganz außer sich war, sodaß wir Mühe hatten, ihre Lebhaftigkeit zu mäßigen. Den ganzen Nachmittag und abends bis halb zehn habe ich neben ihr gesessen, und sie war über-

aus vergnügt." — So saß er wiederum am letzten Juli, drei Tage vor ihrem Tode, an ihrem Bette in fröhlichem Gespräche. An der frischen Gesundheit des Vaters sich freuend, sagte die Tochter, als sie ihn ein Kleidungsstück von etwas alterthümlicher Form anlegen sah: „Der Vater kommt mir vor wie ein junger Mensch, der sich in einen Alten ausputzen will." — So schied sie im klaren Bewußtsein des nahenden Todes heiter vom geliebten Vater.

So blieben die verklärten Schwestern sich auch im Tode nahe, wie sie es im Leben gewesen waren. In den verhängnißvollen Jahren 1813 und 1814 theilten sie, als ihre Gatten zu Felde gezogen waren, in einer Wohnung die Angst und den Jubel der Schlachten und Siege; 1816 wurden sie zusammen von den Aeltern in die weite Ferne versetzt und kehrten 1819 miteinander zurück. Nur zu bald gingen sie vereint den geliebten Ihrigen voran in ein höheres Dasein.

Daß die Ruhe der Seele, mit welcher Heim den schwersten Verlust seiner Lieben ertrug, nichts gemein hatte mit dem Mangel tiefern Gefühls, haben wir schon früher an der Art erkannt, wie er seines Freundes Muzel Tod ertrug. Er lobte Gott, daß er den Freund der Banden des Lebens enthoben, und vergoß keine Thräne mehr. Aber der Abgeschiedene lebte fort im treuen Gedächtniß des Zurückgebliebenen. Unterm 14. April 1821 schrieb Heim ins Tagebuch: „Heute sind es 42 Jahre, daß mein theuerer Muzel starb. Wenige Tage sind seitdem wol vergangen, ohne daß ich seiner gedacht, mich an etwas Gutes und Außerordentliches von ihm erinnert hätte. Ihm zu Liebe wagte ich gern mein Leben, als ich den straßburger Münster bestieg und mich oben aufs Kreuz setzte."

Wir haben Heim durch ein langes, thätiges Leben bis in die Zeit geführt, wo seine Collegen in der Hauptstadt zu Rathe gehen, wie sie des alten Meisters Doctorjubiläum würdig feiern sollen, während dieser noch vom frühen Morgen bis an den späten Abend, ja oft in den Nächten seinem Berufe in frischer Kraft obliegt. Obgleich wir eine eigentlich wissenschaftliche Betrachtung seiner ärztlichen Leistungen den Kunstgenossen überlassen müssen, so scheint es doch nothwendig,

vor dem Eintritte eines Feſtes, an welchem er von allen Ständen unter einer ſo großen Bevölkerung, inſonderheit aber nah und fern von ſeinen Collegen ſo hoch geehrt und gefeiert wurde, ſein ärztliches Verhältniß wiederum ins Auge zu faſſen und die Eigenthümlichkeit deſſelben, wie ſolche auch dem Laien verſtändlich iſt, herauszuheben. Ohne gerade die einzelnen Geſichtspunkte ängſtlich zu ſcheiden, werden in dem folgenden Verſuche doch immer dreierlei Beziehungen an dem ſeinem Weſen nach zureichend bekannten Menſchen zu beachten ſein: zu der Wiſſenſchaft und Kunſt, welcher er ſich mit Begeiſterung widmete; zu den Kranken, welche ſeine Hülfe begehrten; zu den Aerzten, mit welchen er in der ſeltenſten Eintracht und glücklichſten Wechſelwirkung lebte. Wir müſſen zu dieſem Zwecke zurückkehren bis in ſeine Kindheit, dann in die Zeit, als Dr. Selle noch lebte und eines ausgezeichneten Rufs genoß, in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, wo Heim durch ſein geniales Streben und ſeine unerhörte Thätigkeit in Berlin ſich den Aerzten erſten Ranges zugeſellte, dann allmählich hinſichts ſeiner praktiſchen Erfolge über alle emporſchwang.

Er war ein Sohn der Natur in der edelſten und weiteſten Bedeutung des Wortes. Als Knabe lernt er jeden Vogel in weiter Entfernung an ſeinem Fluge, an dem Gange, an der Spur im Sande oder im Schnee, an wenigen Federn, am geringſten Laut erkennen. Aber er begnügt ſich damit nicht, die gefangene Katze wird ſecirt, um ihr Inneres zu erforſchen, wol gar dahinterzukommen, wo die geraubten Küchlein geblieben. Als Jüngling, als Mann iſt ſein Streben, ſeine Luſt, in dem zarteſten Mooſe, im kleinſten Gewürm wie in dem Meiſterſtücke der Schöpfung, dem Menſchen, ſcharf und unermüdlich zu beobachten, was einem ſterblichen Auge zu ſehen vergönnt iſt. Emſig folgt er dem leiſeſten Winke, wo es gilt, die Geheimniſſe der Natur zu belauſchen, die Geſetze des Lebens zu prüfen, die Gründe der Störung, der Vernichtung deſſelben in dem Leichnam zu entdecken. Nur was ſich durch ſeine fünf feinen Sinne, die nächſten von Gott ihm geſtellten Zeugen, als thatſächlich erweiſt, hält er für wahr; nur das reizt ihn zu kühnen Schlüſſen, erweckt in

ihm glückliche Ahnungen und treibt ihn zu muthigen und erfolgreichen Versuchen.

Schon in den 1822 erschienenen Nachrichten von Heim's Leben wurden als besondere, bleibende Verdienste um die Heilkunde folgende einzelne Gegenstände aufgezählt:

a) Gründliche Bestreitung und Entfernung des Vorurtheils, daß das Fleisch des mit der sogenannten Franzosenkrankheit behafteten Rindviehes der menschlichen Gesundheit nachtheilig sei, wie man seit undenklicher Zeit glaubte und deshalb zum Schaden des Landmannes Fleisch verscharren ließ, welches man jetzt ohne Bedenken genießt.

b) Feststellung des Satzes, daß Entzündung des Gehirns, der Brust und des Unterleibs die häufigsten Kinderkrankheiten sind, und daß hier Blutentziehungen erfordert werden. Hierüber haben besonders Harles und Schäfer Heim das gebührende Lob ertheilt.

c) Unterscheidung des Scharlachs, der Rötheln und der Masern, durch den Geruch, als das zuverlässigste der bisher gefundenen Merkmale.

d) Erkennung der echten und falschen Pocken an den hinterlassenen Narben, noch viele Jahre nach überstandener Krankheit.

e) Leichte und bestimmte Erkennung der Schwangerschaften außer der Gebärmutter.

f) Die Diagnose und Behandlung der idiopathischen Herzentzündungen und deren Unterscheidung von der Pleuritis und Pneumonie.

g) Heilung der acuten Wasserköpfe durch Begießung mit kaltem Wasser, welches Mittel Heim seit 1788 angewendet und über dreißig Kindern das Leben dadurch erhalten hat.

h) Darmsaiten, von den dünnsten schon längst bekannten an bis zur Dicke von gewöhnlichen Bougies, hat er schon um 1790 zuerst verfertigen lassen, und damit ohne irgendein anderes Mittel die Stricturen der Urethra völlig geheilt.

i) Arsenik zum innerlichen Gebrauch hat er zuerst in den berlinischen Apotheken eingeführt, auch viel zu der allgemeinern Benutzung des Pulveri pectoralis Curellae, des Electuarii

lenitivi, der Aquae foetidae antihystericae, des Argenti nitrici fusi, des Olei Ricini americani u. a. m. beigetragen.

Die berliner „Medicinische Zeitung" vom 22. October 1834 (Beilage Nr. 43) führt folgende Schriften als Heim's literarisches Vermächtniß auf:

1) Diss. de origine calculi in viis urinariis, quatenus est arthritidis effectus. Halae, 1772.

2) Anzeige von Ficker's Beantwortung der Preisfrage: „Worin besteht eigentlich das Uebel, das unter dem sogenannten freiwilligen Hinken der Kinder bekannt ist." (In Horn's Archiv. 1807. Bd. VI, Hft. 2.)

3) Erfahrungen über die Furunkeln, nebst Beobachtungen über eine ansteckende Art derselben. (Ebendas. 1808. Bd. VII, Hft. 1.)

4) Bemerkungen über die vermeintliche Unschädlichkeit der frühreifen Kartoffeln. (Ebendas. 1808. Bd. VII, Hft. 2.)

5) Einige Fälle von temporärem Verluste des Bewußtseins und der Empfindung bei sonst gesunden Individuen. (Ebendas. 1809. Bd. IX, Hft. 1.)

6) Ueber die Diagnostik der falschen Pocken, mit Hinsicht auf die neuerlich behaupteten Fälle von echten Pocken nach vorhergegangener gelungener Vaccination. (Ebendas. 1809. Bd. X, Hft. 2.) Nebst einem Nachtrage zu diesem Aufsatze. (Ebendas.)

7) Recension von Henke's Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Kinderkrankheiten. (Ebendas. 1809. Bd. IX, Hft. 1.)

8) Mein Rath für den in Hufeland's Journal, Januar 1810, vom Herrn Dr. Heller geschilderten Brustkranken. Nebst einigen Bemerkungen über Flechten und deren Behandlung. (Ebendas. 1810. Bd. XII, Hft. 2.)

9) Recension von Friedr. Markus' Beantwortung der Preisfrage über die Behandlung der häutigen Bräune. (Ebendas.)

10) Erfahrungen über den Nutzen des Arseniks als Fiebermittel, nebst Anweisung zu einer zweckmäßigen Anwendungsart desselben. (Ebendas. 1810. Bd. XIV, Hft. 2.)

11) Noch zwei Worte über das Vorkommen echter Pocken

nach vorhergegangenen echten Kuhpocken. (Ebendaſ. 1811. Bd. II, Hft. 2.)

12) Erfahrungen und Bemerkungen über Schwangerſchaften außerhalb der Gebärmutter. (Ebendaſ. 1812. Bd. I, Hft. 1.)

13) Bemerkungen über die Verſchiedenheit des Scharlachs, der Rötheln und Maſern, vorzüglich in diagnoſtiſcher Hinſicht. (In Hufeland's Journal, März 1812.)

14) Von einer kaum eine Stunde lang gedauerten Tollſucht (Mania furibunda). (In Horn's Archiv. 1817. Hft. 1.)

15) Von einer Bauchſchwangerſchaft, bei welcher das Kind zu vollen Tagen ausgetragen und durch den Bauchſchnitt zur Welt gebracht wurde. (In Ruſt's Magazin für die geſammte Heilkunde. 1818. Bd. III, Hft. 1.)

16) Von der idiopathiſchen hitzigen Herzentzündung. (Ebendaſ. 1819. Bd. VI, Hft. 3.)

17) Meine jetzige Anſicht über den Einfluß der Schutzblattern auf Menſchenpocken. (In Horn's Archiv. 1825, Hft. 1.)

Die Kalender oder Tagebücher enthalten zum Theil die Geſchichte ſeiner Entdeckungen, das Material zu ſeinen Abhandlungen, welche meiſt in ſolchen Tagen ausgearbeitet wurden, an welchen Heim wegen ſeiner mancherlei körperlichen Leiden ſeine Kranken nicht beſuchen konnte und das Zimmer hüten mußte. So ſagt er z. B. im März 1811: „Vom 1. bis 3. bin ich wegen Halsentzündung zu Hauſe geblieben und habe durch Formey, Meyer, Weitſch, Helling meine Kranken beſuchen laſſen. Den erſten Tag mußte ich im Bette zubringen, an den beiden andern habe ich meine Papiere geordnet und meine Abhandlung über den Unterſchied zwiſchen Scharlach, Rötheln und Maſern geendigt.“ Am 29. deſſelben Monats wurde dieſe oben unter Nr. 13 genannte Abhandlung in der Hufeland'ſchen Geſellſchaft vorgeleſen.

In Beziehung auf die Unterſcheidung echter Pocken von Windpocken leſen wir Folgendes im Tagebuche des Jahres 1797: „Am 30. Mai ſollte ich bei der Pockeninoculation der beiden Söhne des Oberamtmanns Karbe aus Thorin, welche dem Dr. Wolf aufgetragen war, zugegen ſein. Ich fand mich

zur bestimmten Zeit ein, Wolf aber hatte die Impfung schon vorgenommen, und zwar mit Materie von einem Kinde, dessen Krankheit ich nach der Beschreibung nicht für echte Pocken anerkennen konnte. Wir gingen sogleich beide zu diesem Kinde und fanden hier auch den Generalchirurgus Lehmann, der dessen eigentlicher Arzt war. Wolf und Lehmann hielten die Pocken für echt und beriefen sich auf Selle, welcher gleichfalls ihrer Meinung sei. Ich blieb indeß bei meinem Zweifel, da das Kind vor acht Tagen noch ganz gesund gewesen und jetzt die Pocken bis auf zwei an den Füßen schon völlig abgetrocknet waren. Den 4. Juni wurde der ältere Karbe krank und den 5. fand man eine Menge Pocken auf seinem Körper, welche Wolf für echte Pocken erkannte. Unterdeß hatten auch zwei jüngere Geschwister des Kindes, von welchem der Stoff für die Karbe'schen Kinder entnommen war, die Pocken bekommen, welche ebenso von Lehmann und Wolf für natürliche Pocken erklärt wurden. Als ich hier ins Haus trat, war alles voller Freude über die Gutartigkeit der Krankheit, daher meine bestimmte Behauptung, dies seien nur Windpocken, einen übeln Eindruck machte. Wolf war anfangs über meinen Widerspruch sehr entrüstet, gestand aber nach seinem dritten Besuche der Kranken seinen Irrthum ein. — Den 6. Juni bekam auch der zweite Karbe die Windpocken. Als am 7. Selle, welcher die Kranken täglich besuchte, gefragt wurde, ob er Wolf's oder Heim's Ansicht beiträte, äußerte er, man müsse den Erfolg abwarten; am 10. aber erklärte er die Pocken für echt; desgleichen Professor Zenker. Ebenso den 12. Dr. Pallas und Geheimrath Fritze, und zwar der letzte mit dem Beisatze, daß er Leib und Leben, Ehre und Vermögen zum Pfand setze, daß die Pocken echt seien. Geheimrath Roloff sagte, es seien Pocken entre deux."

Heim's richtiger Blick bewährte sich sehr bald. Im December 1798 bekamen die Karbe'schen Söhne die echten Pocken. Sollte er bei solchen Erfahrungen, bei so glänzender Genugthuung, die seinem Streben der eigene Genius gewährte, nicht scharfe Beobachtung höher schätzen in seiner Kunst als stolze Gelahrtheit, tiefe Speculation mit ihren betäubenden Formeln? Unterm 15. December 1800 sagt er in seinen Bekenntnissen:

„Mit großem Vergnügen habe ich die Vergleichung von Asklepiades und John Brown von Burdach gelesen. Ackermann's Darstellung der Lebenskräfte hat mir nicht gefallen. Ich bin der Meinung, daß die chemischen Gesetze ganz und gar nicht auf unsern Körper angewendet werden, dessen Lebenserscheinungen nicht erklären können. Animalisch-chemischer Proceß, Chemia vitalis, Krystallisirung zum Embyro u. dgl., das sind die Worte, die keinen Sinn für mich haben." — Das zu gestehen, scheute sich Heim nicht; desto mehr schämte er sich aber vor sich selbst, daß er jemand für todt gehalten hatte, der es nicht war *; und betrübend war es ihm, wenn grundge-

---

* Zugleich als Probe der mehrere Jahre hindurch in Heim's Kalendern sorgfältig beschriebenen Fälle von gestorbenen Kranken setzen wir Nr. 40 vom 9. November 1803 hierher:

„Kayser, Sohn des Buchhalters, 4 Jahre alt, am Hydrocephalo interno acuto, in der dritten Woche der Krankheit. Ungefähr acht Tage vor dem Tode des Kindes wurde ich zu demselben gerufen. Man gab als Ursache der Krankheit an, daß der Knabe Seiltänzerstücke gespielt habe, wobei ihm drei andere Jungen auf den Bauch und die Brust getreten wären. Auch vermuthete man, daß er aus seinem Farbenkasten beim Malen Kupferfarbe verschluckt habe; überdies war er zweimal heftig auf den Kopf gefallen. Die Krankheit hatte mit Erbrechen begonnen. Als ich das Kind sah, schloß ich aus der erweiterten Pupille, aus der Schlafsucht, Gefühl- und Bewußtlosigkeit, daß es Wasser im Kopfe habe. Ich gab ihm Calomel. gr. j., flor. Zinci gr. $^1/_4$ ff. alb. alle drei Stunden ein solches Pulver und ließ alle Stunden eine Viertelstunde lang eiskaltes Wasser auf den Kopf gießen. Nach 24 Stunden bekam der Knabe auch wieder Gefühl, wurde sich seiner wieder bewußt, redete einigemal wieder; allein dies dauerte nicht lange; er verfiel immer bald wieder in seine vorige Gefühllosigkeit, bald mit verschlossenen, bald mit halboffenen Augen. Da er endlich nach dem Begießen des Kopfes mit kaltem Wasser immer heftiges Zittern aller Glieder und wahre Convulsionen bekam, so stand ich vom fernern Gebrauche dieses Mittels ab. Vier Tage vor dem Tode des Knaben fand ich kein Zeichen des Lebens an ihm, der Puls war nicht zu fühlen, der Schaum stand vor dem Munde, welcher ganz verschlossen war. Nase und Füße waren kalt. Ich bestellte den Chirurgus zur Section zum andern Morgen, befahl aber doch, daß man den Körper noch einige Stunden im Bett liegen lassen möchte. Als darauf die Mutter kommt, ihn zu waschen und wegzulegen, bemerkt sie einige Röthe im Gesicht und daß die Nase

lehrte Männer ſich durch leeren Schein täuſchen ließen. Im Juli 1809 ſchreibt er ins Tagebuch: „Der Taſchenſpieler Schuar hatte den Leuten weisgemacht, er könne Erbſen, welche zuvor in Waſſer erweicht worden, in beſonders dazu präparirter Erde mehrere Zolle hoch wachſen laſſen, ſei auch bereit, gegen ein Billiges andern das Geheimniß zu lehren. Ich ſchäme mich, es zu ſchreiben, daß faſt jedermann, beſonders Gelehrte wie Klaproth, Hermſtedt, Willdenow und andere ſolchen Unſinn glaubten und ſelbſt Verſuche damit anſtellten. Daß mein Sohn ein Gleiches glaubte, thut mir zwar leid, doch muß ich es ſeiner Jugend zugute halten und wünſche nur, daß, wenn er ſich von dem Ungrunde der Sache überzeugt haben wird, er in der Folge ſich deſto mehr vor ſolcher Leichtgläubigkeit hüten möge.“ — Heim brachte die lediglich durch einige doppelte Blechkapſeln bewerkſtelligte Taſchenſpielerei bald ans Tageslicht. Faſt alles aber, was Heim Verdienſtliches, als neue Entdeckung oder als ſchärfere Unterſuchung und ge-

---

wieder warm geworden. Einige Stunden darauf richtet er ſich in die Höhe und ſpricht einige Worte. Nicht leicht iſt mir etwas ſo auffallend geweſen als dieſer Irrthum, jemand für todt zu halten, der es noch nicht war. Als ich ihn den Tag darauf wieder ganz gefühllos fand, ließ ich ihn wieder mit kaltem Waſſer begießen, doch ohne Erfolg. Seine Haut war ganz trocken, er ſchwitzte nie, daher ihm in 3 Doſen gr. ¼ Turpet. min. gegeben wurde, wonach er in ſtarken Schweiß gerieth. Ungeachtet er in einem beſtändigen Schlummer lag, ſo ſtreckte er doch, ſeit der Begießung mit kaltem Waſſer, jedesmal die Zunge heraus, wenn ich ihm ſtark zurief. Dies that er noch vier Stunden vor ſeinem Tode, wo er ſo voll auf der Bruſt war und ich ihm ein Brechmittel gab, welches aber nicht wirkte. Offenen Leib hat er täglich mehrmals gehabt, ſich nicht erbrochen, auch jederzeit das getrunken, was man ihm reichte. Bei der Section fand man alle Blutgefäße unter der dura mater von Blut ſtrotzend und in beiden Ventriculis anterioribus und auch im Cerebello eine große Menge Waſſer. Im Unterleibe, wo der Knabe anfangs große Schmerzen gehabt hatte, fand ich in den dünnen Gedärmen zwei Volvuli, den einen nicht weit vom Duodeno und den andern nicht weit vom Caeco, beide einen Zoll groß. Höchſt wahrſcheinlich waren dieſe beim Anfange der Krankheit vorhanden, und das Waſſer im Kopfe entſtand erſt in der Folge.“

nauere Beſtimmung, beigelegt wird, erſcheint nur als die mit unermüdlichem Eifer aus dem Keime ſeines frühen friſchen Naturlebens, dann ſeines emſigen Naturſtudiums gezogene wohlthätige Frucht. Schwerlich würde er ohne die unendliche Uebung in der Zergliederung der zarteſten Mooſe wol die eigenthümlichen Strahlen, Ecken und Kanten der verſchiedenen Blattern, Bläschen und Narben mancher Krankheiten entdeckt haben. Entwickelte nicht die tauſendfältige Vergleichung der Gerüche der Pflanzen in ihm die Fähigkeit, äußerlich ähnliche Krankheiten durch ihren Geruch voneinander zu unterſcheiden?

Die entſchiedene Richtung Heim's auf das Poſitive ſpricht ſich wie in ſeinem Thun, ſo auch überall in ſeinen kurzen, dem Tagebuche anvertrauten Urtheilen aus. Unterm 23. Juli 1798 ſagt er: „Nachdem ich ſeit einem Jahre und länger das Brown'ſche Syſtem ſtudirt, habe ich jetzt mit innigem Vergnügen die Kritik deſſelben von Girtanner geleſen. In langer Zeit habe ich nichts geleſen, was ich ſo ſchön, richtig, lichtvoll und wahr gefunden. Hätte Girtanner nichts anderes als dieſes geſchrieben, ſo würde er ſchon meine ganze Hochachtung und Verehrung verdienen. Durch dieſe Kritik hat er Tauſenden von Aerzten auf die wohlthätigſte Weiſe den Staar geſtochen, worunter freilich manche ſich ärgern werden, daß ſie mit hellen Augen nichts mehr von den glänzenden, phantaſtiſchen Bildern wahrnehmen, die ihnen ſonſt vorſchwebten." — Dagegen bemerkt er nach Leſung von Jenner's Schriften unterm 27. Juni 1800: „Der Name dieſes Mannes wird allen jetzigen und künftigen Aerzten und der ganzen Menſchheit theuer ſein." Heim war der erſte, welcher am 1. Februar deſſelben Jahres Kuhpocken einimpfte mit Impfſtoff, den die Prinzeſſin Luiſe Radziwill aus England erhalten hatte. Dies wurde rühmlich in einer ſchönen Rede anerkannt, welche Hufeland am erſten in Berlin gefeierten Jennerfeſte hielt, den 14. Mai 1811, funfzehn Jahre nach der erſten von Jenner vorgenommenen Impfung. An demſelben Tage im Jahre 1817 hatte Heim den Lieutenant Voigt, eins der am 1. Februar 1800 von ihm geimpften drei Kinder, als ſeinen Gaſt zur Seite. Wie wichtig ihm Jenner's Erfindung war, hat er auch ſpäter in ſeinen zuvor angeführten, auf das

Pockenwesen bezüglichen Abhandlungen bekundet. Die Schwierigkeit, seinen Glauben an die Unfehlbarkeit der Kuhpocken, an ihren absoluten Schutz gegen die echten Pocken aufzugeben, entsprang aus dem Mistrauen in fremde Beobachtung, aus dem Zweifel an dem Sehen und Erkennen mancher Aerzte, welche sich durch ihren literarischen Beruf verleiten lassen, Neues in der Wissenschaft eher zu verbreiten, als mit Heim's Gewissenhaftigkeit zu prüfen. Eigene Erfahrung hatte ihn bereits über die Erscheinung der echten, wenn auch modificirten leichtern Pocken, nach überstandenen Kuhpocken, belehrt, als er an einem seiner Enkel, der in seiner eigenen Wohnung geimpft worden war, dessen Kuhpocken er für normal und schützend erklärt hatte, nach zwölf Jahren wirkliche Menschenpocken ausbrechen sah.

Er blieb sich nur selbst getreu, wenn er an vielem, was Menschenwitz ausbrütet und als untrüglich anpreist, vor dem eigenen Versuche schlechthin zweifelte und sich so wenig dadurch, als durch das, was er schon im voraus als Irrthum erprobt hatte, auf seinem gewohnten und sicher befundenen Wege irren ließ. Wir haben erwähnt, wie eifrig er sich mit dem Verständnisse des Brown'schen Systems beschäftigte; dieses aber ging spurlos vorüber an seiner Heilmethode, an seinen ärztlichen Grundsätzen. Während die allgebietenden speculativen Philosophen in der Heilkunde die sogenannten Empiriker verhöhnten und ihre unglücklichen Patienten, statt ihnen einige Tassen Blut zu entziehen, mit höllischen Mitteln zu einer das Leben rasch ausbrennenden Glut erregten, sann Heim auf ein für seine ärztlichen Zeugnisse bestimmtes Siegel, auf welchem er Blutegel, spanische Fliegen und eine Kuh als nicht unwürdige Sinnbilder seiner gesammten Kunst und Wissenschaft eingegraben zu sehen wünschte. Döll's Meisterhand führte diesen Gedanken aus in einem ebenso feinen Stiche als sinnreicher Anordnung. Die Umschrift lautet: „Miseris medicamina, praesidium pulchris" (dem Kranken Heilmittel, den Schönen Schutzmittel). Zum Glück der Menschheit hat sich das hier herausgehobene Verdienst der Kuhpocken bisher auch bewährt erhalten.

Heim's Eifer, durch Zerlegung und Untersuchung der Leich-

name seine Kenntniß zu vermehren und zu berichtigen, ließ nicht etwa mit den Jahren nach. Vielmehr gab ihm seine Stellung unter den Aerzten Berlins Gelegenheit, überall den interessantesten Sectionen beizuwohnen, besonders benutzte er in dieser Beziehung das freundschaftliche Verhältniß zu Horn, während dieser dem Charitéhospital vorstand. Neben merkwürdigen Fällen, wie z. B. Diabetes mellitus (5. Februar 1807), werden auch dort vorgenommene Infusionsversuche (29. August 1809) ausführlich im Tagebuche beschrieben. Wenn er in Spandau Maulwürfe secirte, so kamen in Berlin seltenere Stücke, z. B. ein trächtiges Kamel (den 17. und 23. November 1809), später selbst ein Walfisch vor. — Die Anatomie des Gehirns gewann durch Gall's Schädellehre, über welche Meyer 1803 Vorlesungen hielt, ein neues Interesse für ihn, welches durch Gall's Anwesenheit in Berlin im Jahre 1805 noch erhöht wurde. Unterm 16. Februar 1811 rühmt er Reil's höchst anziehende Entdeckungen und Mittheilungen über diesen Gegenstand.

In dieser Begeisterung für seinen Beruf verschwanden dem so theilnehmenden, gemüthvollen Manne alle Scheu, aller Schrecken, sowie er sich eben in diesen Beruf versetzte. Nicht nur sein erstes zartes Söhnlein ließ er vor seinen Augen seciren, auch über den plötzlichen Tod der im Jahre 1820 verlorenen geliebten Tochter mußte er sich vollständig unterrichten. Ja über das Schauderhafteste mußte er Herr werden Unterm 9. Juni 1797 findet sich folgende Erzählung in seinem Tagebuche: „Heute früh wurde ein Soldat, zweiunddreißig Jahre alt, ein großer, starker, wohlgewachsener Mensch, von untenauf gerädert, wobei ich zugegen war. Dieser Mensch, der immer ein Taugenichts gewesen war, hatte heimtückisch einen Unteroffizier erschossen. Gestern Abend besuchte ich den Delinquenten in seinem Gefängnisse; er war sehr ruhig, und sein Puls schlug in einer Minute kaum siebzigmal. Heute früh, eine Minute zuvor ehe er gerädert wurde, untersuchte ich seinen Puls nochmals; er ging nur wenig geschwinder als gestern, aber kleiner, und seine Hände fühlten sich kalt an. Er schien keine Furcht vor dem ihm bevorstehenden Tode zu haben, ging stattlich den Rabenstein hinauf und legte sich mit vieler Ge-

genwart des Geiſtes zur Erde nieder, um ſich rädern zu laſſen — womit man denn auch in einigen Minuten fertig war. Ich habe wahrſcheinlich mehr Angſt dabei ausgeſtanden als der Delinquent, und ich mag eine ſolche Execution nicht zum zweiten mal ſehen."

Bei aller Herrſchaft des Willens über die Eindrücke des Gefühls, bei aller Schärfe des Blicks, aller Klarheit des Verſtandes, bei der größten Beſonnenheit, dem tiefſten Ernſte in Erforſchung der Geheimniſſe der Natur, war Heim doch nicht frei von dem, was man Aberglauben nennt, wohl aber auch Ehrfurcht vor den leiſen Winken eines höhern Geſchicks genannt werden mag. Heim war Hausarzt bei einem Brauer in Berlin; deſſen Gattin, mehrere Kinder und einer der Brauknechte erkranken am Nervenfieber, und mit der angeſtrengteſten ärztlichen Mühe gelingt es nicht, einen dieſer Kranken zu retten. Darauf bittet Heim den Mann, einen andern Arzt für ſein Haus zu wählen, da er ſelbſt entſchiedenes Unglück bei ſeinen Curen in demſelben zu haben ſcheine. Bald darauf aber erkrankt ein Aufſeher in der Brauerei und verlangt ſehnlichſt nach Heim. Dieſer weigert ſich zu kommen und räth, einen andern, glücklichern Arzt zu rufen. Allein der Principal des Patienten geht ſelbſt zu Heim, ſtellt dieſem das Unrecht ſeiner Weigerung, ſeines Aberglaubens ſehr eindringlich vor und bittet, dem einzigen Wunſche des Kranken zu entſprechen. Heim gibt nach und es gelingt ihm, den Leidenden durch die Stadien des bösartigen Typhus hindurch zu leiten und völlig herzuſtellen. Jetzt will der Geneſene wieder die nahe an ſeiner Wohnung gelegene Brauerei beſuchen, er geht über einen tauſendmal ſorglos überſchrittenen Steg an der Braupfanne vorüber, das Bret bricht und der Mann verbrennt ſich in dem ſiedenden Inhalte der Pfanne ſo, daß er bald darauf den Geiſt aufgibt. Nun aber verſchwor es Heim, ferner noch dies Haus als Arzt zu betreten.

Wer Heim gekannt hat, wird ihm bezeugen, daß er wie im Innern ſo äußerlich der ſauberſte, reinſte Menſch war. Aber in Uebung ſeines Amts kannte er keinen Ekel. Wir haben ihn auf ſeinen ſpätern Reiſen ältere, erfahrene Aerzte vielfach über Krankheiten befragen hören, deren Heilung er

ſelbſt noch nicht erforſcht hatte, namentlich über den vorhin erwähnten Diabetes mellitus. Angeblich war den meiſten ein ſolcher Kranker noch nie vorgekommen, worüber Heim dann vertraulich äußerte, wie den Herren ohne Zweifel ſchon mancher an dem Uebel geſtorben, ohne daß ſie es geahnt hätten; ihm ſelbſt würde es nicht anders begegnen, wenn er jedesmal erſt durch chemiſche Unterſuchungen hinter das kommen wolle, was ihm ſeine Fingerſpitze und ſeine Zunge ſogleich entdeckten.

Das Bedürfniß, die Natur in allen Formen des Lebens ſtets nahe zu beobachten, ſprach ſich bei Heim ſelbſt in ſeinen nächſten Umgebungen aus. Bis an ſeinen Tod hielt er ſich eine Geſellſchaft von Laubfröſchen im Zimmer, die abgerichtet waren, auf ſein Klopfen im Chor zu quaken. Eine Zeit lang wohnten Schlangen bei ihm, welchen reinlichen Geſchöpfen völlig freie Bewegung geſtattet war, daher ſie bald die Falten der Gardinen, bald die Fugen des Sofas zu Schlupfwinkeln wählten. Mehrere Jahre hindurch ſtand an ſeinem Fenſter mit einer Röhre nach dem Freien ein gläſerner Bienenkorb, ſodaß Heim die wunderbare Haushaltung dieſer Thiere in ihrem ganzen Verlaufe täglich bequem beobachten konnte. Auch folgendem unſcheinbaren und doch rührenden Zuge ſei hier ein Plätzchen vergönnt. Der Geheimrath Kahle findet Heim auf der Straße am Brunnen, ſehr emſig Waſſer pumpend. Auf die Frage, was er hier vorhabe, antwortet Heim: „Sehen Sie nicht hier die armen Enten? Dieſen will ich etwas Waſſer verſchaffen.“ Einige Enten ſchnatterten in dem faſt ausgetrockneten Rinnſteine, lechzend nach ihrem Elemente. — Wer ſolche Liebe der Natur zuwendet, macht ſich allerdings ihrer Gegenliebe würdig. Und dieſe beglückte ihn, wenn ſein Auge auf den erſten Blick oft erkannte, was andere nach langem Forſchen nicht entdeckten; dieſe beglückte ihn, wenn der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit oft wunderbar erhebend und heilend auf die Kranken wirkte. Aber auch die Milde und Freundlichkeit in dem Verkehre mit ſeinen Collegen, wodurch er die abweichendſten, unfügſamſten Charaktere in ſeiner Genoſſenſchaft ſich zu verſöhnen, den alten Spruch: Medicus medicum odit (Ein Arzt haßt den andern) — zu beſiegen und auszulöſchen vermochte, beruhten in ſeiner Beſcheidenheit,

in dem Gefühle und Bewußtſein unſerer beſchränkten Einſicht in die unendlichen Geheimniſſe der Natur. So achtete er in jedem, der es nur redlich meinte, das eigenthümliche Streben, die beſondere ihm verliehene Gabe der Beobachtung oder Leiſtung. Im Jahre 1805 ſuchte er die nähere Bekanntſchaft eines gewöhnlichen Vieharztes, Pitſch aus Golitz, welchem beſonders in Köpenick auch an Menſchen manche auffallend glückliche Cur gelungen war. Wir finden dieſen Mann ſelbſt in ſeinem Hauſe mit Aerzten und Chirurgen an ſeinem Tiſche. Auf ruhige, ſinnige Krankenwärterinnen merkte er ſtets und behauptete, vieles von ihnen gelernt zu haben.

Forſchen und Entdecken auf ſolchen Wegen ſtimmt zur Demuth, zum Wohlwollen gegen alle, die nach einem ähnlichen Ziele ringen, bewahrt vor dem Stolze, vor dem verletzenden Hochmuth eitler Speculation. Darum durfte Hufeland an Heim's Doctorjubiläum mit Recht ſingen:

Heim darf jedem Wahrheit ſagen,
Groß und Kleinen, Alt und Jung.
Niemand fällt es ein zu klagen,
Heim ſprach's, damit iſt's genung.

Wir haben früher des geſpannten Verhältniſſes zu Selle erwähnt. Allmählich gewann Heim deſſen Neigung ſo, daß ihn Selle in ſeinem letzten Lebensjahre ſtundenlang bei ſich aufhielt, Erheiterung und Troſt aus ſeiner Unterhaltung ſchöpfte. Unterm 10. November 1800 heißt es im Tagebuche nach dem Sectionsbericht von des Collegen Leiche, welche das Gegentheil von dem bewies, was der Verſtorbene über ſeinen Zuſtand geglaubt hatte: „Vor achtundzwanzig Jahren lernten wir uns in Halle kennen. Er war der Freund meines verſtorbenen Muzel. Solange ich in Spandau war, ſtanden wir in gutem Vernehmen; als ich aber nach Berlin kam, behandelte er mich kaltſinnig und gleichgültig. Zuletzt ſind wir aber wieder gute Freunde geworden. Es war ihm angenehm, wenn ich ihm Troſt zuſprach; erſt in den letzten zwei Tagen überzeugte er ſich von der Unheilbarkeit ſeiner Krankheit. Er war ein Mann von vielen Kenntniſſen, im Umgange äußerſt angenehm, doch von großer Eigenliebe. Seiner eigenen Meinung

nach war er ein großer Philoſoph, was jedoch die Philoſophen nicht einräumten, ſondern ihn für einen großen Arzt hielten. Die Aerzte dagegen erkannten ihn nur als Philoſophen an. Ich meinestheils habe ſeine Talente hoch geſchätzt, und ſein Tod iſt mir ſehr nahe gegangen."

Heim war damals mit Böhr, Welper, Böhm, Görke und Wall in einem mediciniſchen Kränzchen verbunden, welchem ſich auch Hufeland nach ſeinem Eintritte in Berlin anſchloß. Den wunderlichen Böhm verſtand keiner unter den Genoſſen im Zaume zu halten als Heim, welcher einmal im Tagebuche von ihm ſagt: „Er iſt mehr ſein eigener als anderer Leute Feind." In der ſpäter gebildeten Mediciniſchen Geſellſchaft, die noch unter Hufeland's Namen beſteht, wurde Heim unterm 24. Mai 1810 einmüthig zum Cenſor gewählt, „weil er jedem ſagen könne, was er wolle, ohne daß ſich derſelbe dadurch beleidigt fühle". Ebenſo einmüthig, und ohne zu ballotiren, wählte ihn die Mediciniſch-Phyſikaliſche Geſellſchaft nach Klaproth's Tode unterm 7. Januar 1817 zu ihrem Präſidenten. — Zwiſchen Hufeland und Heim mußte ſich, ungeachtet des völlig verſchiedenen Naturells, der abweichenden Bahnen ihrer ärztlichen Beſtrebungen, doch der gleich reinen Geſinnung wegen bald der innere Vereinigungspunkt finden. Wahrhaft kindlich ſind Heim's Aeußerungen darüber in der erſten Zeit ihres Zuſammentreffens. Unterm 7. November 1802 aber, als beide von einem Kranken conſulirt worden waren, von welchem ſie zuſammen nach Hauſe fuhren, ſchreibt Heim ins Tagebuch: „Hufeland bewies ſich ſehr freundſchaftlich gegen mich; wir ſind völlig verſöhnt, wir haben beide gefehlt, und einer hat den andern um Verzeihung gebeten." Beide ſind ihrem Bunde treu geblieben, bis Heim dem Freunde voranging in die Ewigkeit. Zur Charakteriſtik ihrer gegenſeitigen Vertraulichkeit in Ernſt und Scherz ſchalten wie hier eine, auch von Zelter in ſeinem Briefwechſel mit Goethe aufbehaltene wahre Anekdote ein. Hufeland war über den Gebrauch des Arſeniks bei Wechſelfiebern nicht einverſtanden mit Heim und fragte dieſen: „Was werden Sie ſagen, lieber College, wenn Gott dereinſt Rechenſchaft von Ihnen fordert wegen dieſes verwegenen Spiels mit dem ſtärk-

ſten Gifte?“ „Ich werde antworten“, entgegnete Heim, indem er Hufeland auf die Schulter klopfte: „Alter, das verſtehſt du nicht.“

Ueberall zeugt ſein ſtilles Bekenntniß im Tagebuche von der aufrichtigen Würdigung fremden Verdienſtes. Nie unterläßt er, von Gräfe's Meiſterhand zu rühmen, wenn er bei einer von deſſen ſchwierigen Operationen zugegen geweſen war. Nach einer ſehr belobten Vorleſung Kluge's über die Hungercur in der Hufeland'ſchen Geſellſchaft (den 26. September 1817) ſagt er nach Aufzeichnung der Hauptergebniſſe: „Lob und Dank ſei dem Generalchirurgus Ruſt gebracht, daß er uns Aerzte in Berlin zuerſt mit dieſer Cur näher bekannt gemacht und ſie ausgeführt hat.“

Viele gelehrte Aerzte, wie z. B. Joſeph Frank, welcher im Jahre 1803 in Berlin Freundſchaft mit Heim ſchloß, haben deſſen Verdienſt öffentlich geprieſen. Seine Eigenthümlichkeit aber iſt beſonders treffend von Reil gezeichnet. „Heim weiß nicht“, ſagt Reil, „wie er die Leute curirt. Unſereiner ſieht und fragt und forſcht wochenlang, ehe er zu behaupten wagt, er wiſſe, wo die Krankheit ſitze. Ruft man nun Heim, ſo tritt er in ſeiner leichten Manier herein, ſieht kaum nach dem Kranken, fragt ihn oft nicht einmal, und ſogleich trifft er den Punkt, auf welchen uns erſt eine lange, mühſame Combination geleitet hat.“ — Allerdings pflegte Heim nicht erſt vielfache gelehrte Vergleichungen dieſer und jener Erſcheinung anzuſtellen. Die Lage des Kranken im Bette, ſein Athmen, ſeine Stimme, ſeine Farbe, ſeine Geſichtszüge, der Geruch im Zimmer ſagten ihm oft im erſten Moment, was kein Compendium der Semiotik zu lehren vermag. Wir erwähnen hier nur eines ſcheinbar minder bedeutenden und deshalb wol nicht im Druck bekannt gewordenen, in der mündlichen Ueberlieferung aber oft entſtellten Falls. Heim wird zu einem im heftigſten Fieber liegenden Kinde gerufen. Sobald er dieſes geſehen und den Puls gefühlt hat, eröffnet er den Aeltern, ihr Kind ſei betrunken und werde ſich morgen völlig geſund befinden. Die erſchrockenen Aeltern wiſſen ſich dieſen Ausſpruch nicht anders zu erklären, als daß ſie den Doctor für betrunken halten, bis endlich das Geſtändniß der

das Kind säugenden Amme, Branntwein genossen zu haben, ihre Verlegenheit in Bewunderung verwandelt.

Was Heim nun aber in dieser Weise durch eine funfzigjährige beispiellose Thätigkeit seinen Patienten, seinen Collegen, der Wissenschaft, insbesondere aber der Stadt Berlin geworden, braucht kein Gelehrter zu bezeugen, kein literarisches Gericht auszusprechen. Es wurde aller Welt klar im Jahre 1822, als der 15. April nahte, an welchem 50 Jahre zuvor Heim die Doctorwürde in Halle erlangt hatte.

Die Heim'sche Familie besitzt ein gedrucktes Actenstück, worin Einleitung und Verlauf des Jubelfestes treu geschildert und alles gesammelt ist, was bei demselben in Prosa und Versen erschien oder dramatisch dargestellt wurde. Wir benutzen diese Quelle, um das Bedeutendere daraus mitzutheilen, was in Heim's Lebensgeschichte nicht fehlen darf. Längere Zeit zuvor las man schon in öffentlichen Blättern von den Vorbereitungen des Festes. Die Berliner Zeitung lieferte dann über dasselbe einen getreuen Bericht, welcher hier eine Stelle verdient und mit einigen Erläuterungen eine genügende Uebersicht des Ganzen gewähren wird.

Das Blatt vom 16. April meldet über die am 13. stattgefundene Vorfeier des Heim'schen Jubiläums: „Der 15. April und seine beiden vorhergehenden Abende, am 13. und 14., waren für die Familie, die nähern Bekannten, Freunde und Kunstgenossen unsers berühmten Arztes, des Herrn Geheimraths Heim, köstliche Feste, aber der Antheil an ihm, seinen Freuden, Ehren und Kränzen schließt sich nicht in diesen engern Kreis ein. Denn wem in unserer Stadt ist sein Name fremd, wer hat nicht an sich selbst, oder an seinen Verwandten und Freunden die wohlthätige Kraft seiner Kunst im Schnellblick seines Geistes und vielleicht noch mehr in der freundlichen Sorge seines Herzens erfahren; wer kennt nicht seiner Sitten Reinheit, wer hat nicht Züge seiner Uneigennützigkeit vernommen, und wem ist die liebenswürdige Originalität seines Wesens und Thuns ganz unbekannt geblieben? So darf man also ohne alle Uebertreibung behaupten, daß ganz Berlin den 15. April, den Tag, wo unser Heim vor funfzig Jahren die Doctorwürde von der medicinischen Facultät in Halle erlangte,

mitgefeiert hat. Von einer nähern officiellen Anzeige des Jubelfestes soll unsere heutige kurze Erwähnung nur der Vorläufer sein; wir haben den Eifer, so schnell als möglich auch unsererseits unsere Theilnahme dem allverehrten Manne an den Tag zu legen, nicht aufhalten können. Der Vorabend am 13. war muntern Scherzen und Schwänken, zuerst einer Laterna magica, die ihn in verschiedenen Situationen seines Lebens, größtentheils von seinem originellen Humor zeugend, von der Kindheit an bis in sein Greisesalter darstellt; ferner einer Vorstellung, worin sich ein Hypochonder, ein Friseur, ein Bauer und ein Jude über manches Interessante aus seinem ärztlichen Wirkungskreise unterhielten, dann einer Botschaft aus der Unterwelt und zuletzt einem Gespräche zwischen zwei Kutschern, die ihn viel und lange gefahren, gewidmet."

Der zu dem Schwanke mit der Laterna magica von Friedrich Schulz verfaßte und gesprochene Text führt eine Reihe so heiterer Bilder aus Heim's Leben an uns vorüber, daß der Abdruck desselben unter den Beilagen * nicht unwillkommen sein dürfte. Der Scherz war von der ganzen Genossenschaft der Aerzte veranstaltet. Ebenso waren Composition und Handlung in den übrigen Scenen von treuen Jüngern des gefeierten Doctors. Die Erfindung gebührte eigentlich Heim's eigenem Genius, indem sie nur aus wahrhaft Erlebtem bestand, verwebt mit den drolligsten Anekdoten, von welchen eben jene Jünger in dem Morgenklinikum großentheils Zeugen gewesen waren. In Bezug auf die Botschaft aus der Unterwelt müssen wir Dr. Heinrich Meyer's hier besonders gedenken, welcher in wohlgewähltem Costüm als Paracelsus auftrat, um mit einem modernen Doctor in einem Gespräche die gesammte medicinische Welt zu kritisiren und Scherz und Witz in reicher Fülle über dieselbe auszugießen; alles aber zur Verherrlichung des vor ihm sitzenden alten Meisters. In seiner Schlußrede sagt er unter anderm:

Pluto selber, der mächtige König,
Hält von euerm Heime nicht wenig.

* Beilage C. Heimiana.

Wißt, bevor ich sein Reich verlassen,
Hat er mich zu sich kommen lassen,
Und, mir öffnend des Orcus Pforte,
Sprach er die gewichtigen Worte:
„Paracelsus! ein Mann auf Erden
Wird von dir aufgefunden werden.
Bei der wechselnden Theorie
Blieb sich gleich sein hohes Genie.
Stets von jeder Philisterei
Hielt sich Heim, der gefeierte, frei,
Er, der von Jahr zu Jahr sich erneut
Jugendlich, achtend nicht Alter noch Zeit.
Zwar ist's nicht schwer, in jungen Tagen
Sich auch jugendlich zu betragen;
Aber wahrlich, es ist nicht leicht,
Jung zu bleiben, wenn's Haar sich bleicht.
Höret denn weiter, ein langes Leben
Kann ich jedem ad libitum geben.
Nimm hier jetzt, mein lieber Bombast",
Sprach Herr Pluto weiter, „hier hast
Du den mächtigsten Talisman,
Den der Orcus verleihen kann."

Der Talisman, dessen Tugenden er nun beschreibt und endlich mit einem besondern Handschreiben des unterirdischen Monarchen feierlich überreicht, war ein schönes spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, ein Erbstück von Meyer's Vater, den wir schon als Heim's lieben Moosfreund kennen gelernt haben. Im Knopfe befindet sich ein Karneol mit der Zahl 69 und der Umschrift: „Huic signo cedit orcus" (Diesem Zeichen weicht der Tod). Eine Anspielung auf einen der seltsamen Vorfälle, wie sich viele aus Heim's Leben aufzählen ließen. Etwa im Jahre 1810 wurde die Umgegend von Berlin von ungemein häufigen Feuersbrünsten heimgesucht, welche man einer umherschleichenden Bande von Räubern zuschrieb. Schon war in den nächsten Dörfern mehrmals Feuer ausgebrochen, und viele Berliner zitterten vor dem Eindringen des ruchlosen Gesindels in die Hauptstadt. Man entdeckte an mehrern Häusern, neben den Thüren in die Wand eingekratzt, die Zahl 69, und hielt dies für die Losung der Brandstifter, daß diese Häuser zuerst den Flammen preisgegeben werden sollten. Die Polizei war in voller Thätigkeit, den teuflischen

Umtrieben auf die Spur zu kommen. Da klagt eines Morgens eine Kranke ihrem Arzte Heim, wie an ihrer Thür nun auch das unſelige Zeichen ſtehe und ſie vor Angſt nun keine Nacht mehr Ruhe finden werde. „Wie ſo?“ fragt Heim und ruft nach näherer Verſtändigung aus: „Das bin ich geweſen.“ Bei dem hohen Werthe ſeiner Zeit und ſeiner ſteten Eile wurde er natürlich leicht ungeduldig, wenn er an der Thür lange warten ſollte. Sein Schellen elektriſirte in den Wohnungen ſeiner Patienten die Dienerſchaft. Wo ihm dieſe nicht raſch genug war, machte er ſich, um etwas derber zu läuten, mit der Spitze ſeines Stocks ein Notabene, ungefähr in der Form der Ziffern 69. Nach jener Entdeckung fuhr Heim ſogleich zum Polizeipräſidenten Juſtus Gruner, welcher die Stadt durch eine öffentliche Anzeige wegen des Schrecken verbreitenden Zeichens beruhigte.

In dem Kutſcherdialog, welcher der Geſandtſchaft aus der Unterwelt folgte, ſpielte, wie ſich denken läßt, der aus Heim's Tagebuch bekannte Lumpe die Hauptrolle.

Den Abend des 14. April glaubte der Jubelvater ruhig unter den Seinigen zubringen zu können, gleichſam zur Sammlung für das Feſt des Haupttages. Die von ſo vielen ſeiner ausgezeichnetſten Gönner und Freunde ihm bereitete Ehre kam ihm alſo im vollſten Sinne des Worts unerwartet. Nur ſeine Familie war, wie natürlich, darauf vorbereitet. Ueber die am 14. April gehaltene Vorfeier ſagt der vorhin abgebrochene Zeitungsbericht Folgendes:

„Zu einem feſtlichen Mahle am Jubeltage hatten ſich ſchon längſt die Aerzte hieſiger Reſidenz vereinigt. Daher beſchloſſen andere Verehrer, hundert an der Zahl, die Polterabendfeier zu halten.

„Ein Fuder Rheinwein, Neunzehner, edelſten Gewächſes, mit einem ſilbernen Ehrenbecher, aus deſſen Fuß die Melodie des Liedes «Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher» hervortönte, ſollte mit einem darüber ſich ausſprechenden Gedichte, welches zugleich die Namen der Theilnehmer aus allen Ständen bis hinauf zum fürſtlichen Geblüte enthielt, dargebracht werden, nach alter Polterabendſitte.

„Das mächtige Faß, mit Trauben und Rebenlaub um-

ziert, gelagert auf einem mit Blumengewinden geſchmückten Wagen, wurde gegen 9 Uhr abends, am 14. d., aus der Habel'ſchen Niederlage Unter den Linden, im Fackelzuge, dem ein Chor Muſici vorſpielte, abgefahren, begleitet von wogender Menſchenmaſſe.

„An der Kronen- und Charlottenſtraßenecke ſchloſſen die daſelbſt verſammelten Theilnehmer ſich an, und ſo gelangte der Zug durch die Leipziger Straße, bei einer wachſenden frohen Volksmenge, zur Heim'ſchen Behauſung.

„Der Fürſt Radziwill überreichte hier, mit einigen gehaltvollen Worten, dem gefeierten Jubelgreiſe ein Prachtexemplar des Gedichts, der Geheime Oberfinanzrath Ludolff ebenſo den Ehrenbecher, und der Director Bornemann recitirte demnächſt das obengedachte nachſtehende Gedicht ſelbſt:

Was morgen iſt — wer wüßt' es nicht zu ſagen!
Dein frohes Jubelfeſt!
Du magſt den Niedern, magſt den Hohen fragen,
Ringsum in Oſt und Weſt.

Doch morgen will, dir huldigen zu können,
Das freudetrunkne Chor
Der Jünger Aesculap's uns nicht vergönnen:
Die Stärkern gehen vor.

Und doch iſt uns dein Jubeltag ſo theuer!
Wohlan! ſo kommen wir,
Nach altem Brauch die Polterabendfeier
In Luſt zu halten dir.

Und kommen nicht mit leerem Wortgepränge,
Es iſt dahinter was,
Ein Fuder Wein, erprobt von Kennerſtrenge,
Ein echtes Mutterfaß.

Ein Mutterfaß, vom Vater Rhein gegeben,
Voll ſüßer Wunderkraft,
Der deutſchen Gauen hochbelobter Reben
Neunzehnter Sonnenſaft.

Zum Faſſe muß der Becher ſich geſellen,
Man ſchlürft aus Fäſſern nicht:
Und ſieh'! wir bringen ihn, den ſilberhellen,
Sich ſelbſt ein Sinngedicht.

Des Deckels Haupt in Farbenſpiel umglänzen
Geſteine, Flammen gleich;
Den Glockenring des weiten Kelchs bekränzen
Gebilde, deutungsreich.

Und wenn, berührt am Fuß, die Federn ſpringen,
Geheime Kunſt befrein:
Wird ſelbſt der Becher dir entgegenſingen
Das Lied: Am Rhein! Am Rhein!

Schon lagert ſich das Faß in Kellers Tiefe
Gewaltig laſtend ein:
Hinunter jetzt mit uns! Du ſelber prüfe
Den Becher und den Wein.

Ein Goldesſtrom ſoll feurig ſich ergießen,
Was ſtill verſchloſſen noch
Jungfräulich ruht, entbunden muß es fließen
Dir heut zum Lebehoch!

„Das jubelnde Gewoge draußen hätte es unmöglich gemacht, bei geöffneten Fenſtern vernehmbar zu ſprechen; aber es bedurfte auch nur eines Winks der Hand, und augenblicklich entſtand draußen die feierlichſte Stille, ſodaß ſelbſt bis unten die oben geſprochenen Reden hörbar wurden, und wie die Schlußzeile:

Dir heut zum Lebehoch!

nur von den Lippen gekommen, ſo entſtrömte auch draußen ein dreimaliges jauchzendes Lebehoch, wie wol noch keins gehört worden. Höher kann allgemeine öffentliche Achtung und Liebe ſich nicht ausſprechen.“ *

Jetzt begaben ſich die Verſammelten hinab zum Faſſe, aus welchem der Becher zum Lebehoch gefüllt wurde.

Der große ſilberne Pokal, eine volle Flaſche faſſend, hatte auf der

Vorderſeite das Bild des Jubeldoctors mit der Umſchrift: Ernſt Ludwig Heim, D. M., geboren den 22. Juli 1747.

---

* Die Nachbarn in den an Heim's Wohnung ſich kreuzenden Straßen, Markgrafen- und Kronenſtraße, hatten ihre Fenſter illuminirt, wetteifernd mit dem leuchtenden Fackelzuge.

Rückseite: Aesculap's Bild mit der Umschrift: Asklepios der Heilende.

Rechte Seite die Worte: Amtsfeier den 15. April 1822.

Linke Seite: Am Vorabende von seinen Freunden. — Das Ganze mit Eichenlaub umwunden.

Der Deckel ist geändert mit 27 kleinen Siegesmedaillen aus den Jahren 1813, 1814 und 1815. Den Knopf umgeben drei große Medaillen mit den Bildnissen der drei Könige, unter welchen Heim als Arzt gewirkt hat, von Eichenlaub umschlungen.

Den Knopf bildet ein Kreuz aus fünf Edelsteinen in Gold gelegt.

Der Fuß ist außen mit dem Moos Gymnostomum Heimii verziert; innen befindet sich ein Uhrwerk, welches das Lied spielt: „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" ꝛc.

Das Innere des Bechers ist vergoldet und zeigt Aesculap mit den Parzen und der Umschrift: „Der Retter naht und wehrt der Parzen Hand. Dank für Hülfe und Rettung."

Auf der innern Seite des Deckels erblickt man die Rückseiten der Medaillen von den oben erscheinenden drei Königen.

Die so glänzende Ueberraschung traf Heim in wehmüthiger Stimmung, da der 14. April für ihn eigentlich ein Trauertag war, den er in ernster und sehnsüchtiger Erinnerung seinem Muzel zu widmen pflegte. Darum schließt auch im Tagebuche die Nachricht von dem prachtvollen Polterabend mit den Worten: „Ach, Muzel! heute vor 43 Jahren starbst du!"

Die Zeitung vom 18. April meldet Folgendes: „Dankbar erkannten die Aerzte Berlins die Auszeichnung, daß die großen Gönner und zahlreichen Freunde Heim's ihnen den 15. April, als den Tag, wo er ein halbes Jahrhundert die Würde des Arztes so einzig bekleidet hatte, zur Feier überließen, da er ihnen zunächst angehört, «der Feldmarschall unter den Doctoren», wie Held Blücher ihn nannte. Hier war nicht die Jubelfeier des verdienten und großen Mannes, hier war nicht Festlichkeit durch conventionelle Verhältnisse begründet; es war das Fest der Liebe und der gerechtesten Verehrung des seltenen

Arztes, es war das Volksfeſt, das in gerechtem Stolz und in lautem Jubel die Königsſtadt feierte. In den Schlöſſern der Könige wie in den Kellerwohnungen der Dürftigen, in den Paläſten der Großen wie auf der Bodenkammer des hülfloſen Armen iſt Heim mit Achtung und Liebe genannt; alle Verhältniſſe des Lebens erkennend und mit heiterm, regem Sinn aufgreifend, war er nicht nur der hülfreiche Arzt, er wurde mehr, er war der Theilnehmer des ganzen Lebens der Hülfeſuchenden, und da, wo die Grenzen der Kunſt eintraten, war er noch der Freund und Tröſter und, wo es die Noth forderte, noch der Wohlthäter. Wer ſah ihn je ermüdet, wen hätte er ohne Hülfe gelaſſen, war es Tag oder Nacht? Nicht Witterung, nicht Entfernung konnte ihn hindern, immer bereit zu ſein, ſeinem Berufe zu leben. Dies war ihm Bedürfniß, und das reiche Leben und Wirken machte ihn allen werth; er gewann Verehrung und Liebe der Menſchen, er lebte mit der Tugend, die den Himmel befriedigt. Aus den Stürmen des Lebens, die auch ihn trafen, aber was mehr noch iſt, aus allen Freuden des Lebens, die ihm reich und vielfältig zutheil wurden, ging er ungebeugt und unverdorben hervor, und ſo lohnte ihn das Gefühl der Unabhängigkeit, welches das Erbtheil eines jeden iſt, der das, was recht und gut iſt, erkennt, und das, was Pflicht fordert, thut, die Elemente des unzerſtörbaren Glücks. Dies zeigte ſich alles noch höher und reiner in ſeinem Leben mit Aerzten; wie vielen hat er ihre Laufbahn eröffnet, wie vielen war er der väterliche Freund und Rathgeber; wo iſt der, der je Falſch und Hehl in ihm fand? Freimüthig und liebevoll ſagte er jedem ſeine Fehler, ſie mochten den Arzt oder den Menſchen betreffen, und jeder durfte dies Recht gegen ihn üben, aber die Gelegenheit hätte müſſen geſucht werden. Wenn die Aerzte ſeine Jubelfeier begehen wollten, konnte es ihnen nicht entgehen, daß ſie zu ſeinem Ruhme nichts beitragen, ſondern nur ihren Stand und ſich ehren konnten. Von ſeinem Leben ſagen wir nichts, da die Nachrichten davon in einer beſondern Sammlung gedruckt ſind; eine gehaltreiche Schrift, die keiner ohne Freude und Rührung, keiner ohne Belehrung leſen wird.

„Am Morgen des 15. April empfing ihn ſeine Familie;

aber was im engern heiligen Familienkreise geschieht, wo Gatten-, Aeltern- und Kinderliebe durch ein seltenes Band zum schönsten Verein geknüpft sind, sprechen Worte nicht aus; die Feder kann es nicht wiedergeben, denn das wahrhaft Schöne und Gute, rein und edel empfunden, kann nicht mitgetheilt werden, es löst sich nur im frommen Dankgebete zum ewigen Vater der Menschen auf.

„Zahlreich versammelten sich Verwandte, Freunde und Verehrer des Jubelgreises, um den heitern, mit Jugendkraft gerüsteten Greis zu sehen und ihm zu sagen, wie sie ihn liebten. Pfänder der Liebe und Dankbarkeit wurden reichlich, ja mit freudigem Herzen dargelegt. Die hiesigen Stadtwundärzte brachten durch Deputirte ihre Glückwünsche dar. Die hallesche Universität ließ das erneuerte Doctordiplom überreichen. Die hiesigen Stadtapotheker drückten in Ueberbringung einer kostbaren Porzellanvase durch Deputirte ihre Hochachtung für den seltenen Mann aus. Seit langen Jahren ist Heim der am meisten beschäftigte Armenarzt; die Zahl der von ihm unentgeltlich behandelten Kranken beläuft sich im Durchschnitt jährlich auf drei- bis viertausend. Daher beschlossen Magistrat, Stadtverordnete und Armendirection dem Mitbürger auch das Bürgerrecht zu geben, und es wurde dem Jubelgreise der Bürgerbrief in einer silbernen Kapsel als dankbares Anerkenntniß seiner vielgeleisteten Dienste durch Deputirte überreicht. Die hiesige Naturforschende Gesellschaft hatte den verdienten Botaniker als Ehrenmitglied ernannt. Die Feier des Tages machte auch das Unmöglichscheinende wahr: vom schweren Krankenlager hatten die Jubelgreise Görke und Mursinna sich losgemacht und mit kräftigem Geiste die Herrschaft über den leidenden Körper errungen, um Heim, mit dem sie einst Gefährten des wirksamen Lebens waren, das Auge voll Thränen und Rührung am heutigen Tage zu zeigen und im Händedruck noch den Wunsch für ein langes Leben voll Freundschaft und Liebe auszusprechen.

„Am Mittag hatten die Aerzte ein festliches Mahl im Hause des Hoftraiteur Jagor veranstaltet, dessen Saal auf eine der Feier des Tages angemessene Weise verziert war. Se. Königl. Hoheit der Prinz August von Preußen und Ihre

Durchlauchten der Fürst Radziwill und der Fürst-Staatskanzler nahmen die ehrerbietige Einladung huldreich an, sowie auch sämmtliche die Verwaltung leitenden Minister und andere höchste und hohe Staatsbeamte durch die Ehre ihrer Gegenwart bei diesem ärztlichen Feste dasselbe zu verherrlichen die Güte hatten, und mehrere Verwandte und Freunde der Familie ebenfalls eingeladen waren. Noch vor dem Anfang der Tafel wurde die Büste in Bronze, durch Tieck's Meisterhand geschaffen, auf einem Piedestal von carrarischem Marmor, dem Jubelgreise mit einer feierlichen Rede übergeben, um auf spätere Zeiten das Andenken unsers Heim zu bewahren. Die sämmtlichen Enkel umgaben die Büste und umkreisten später in frohem kindlichen Jubel die Tafel, wo der gefeierte Großvater, sitzend auf dem ihm heute überreichten, mit der Abbildung der Heimia salicifolia verzierten Ehrensessel, im Cirkel seiner Familie, umgeben von den Großen des Reichs, sich auch heute ihrer erfreute. Die Empfindungen der schuldigsten Verehrung unsers erhabenen Monarchen sprachen sich in dem laut ausgerufenen Vivat, welches dem Trinken auf das allerhöchste Wohlergehen folgte, aus. Die gedruckten Nachrichten von Heim's Leben erzählen einen Beweis, den Heim von der Gnade des Monarchen hat, den jeder mit der tiefsten Verehrung des Erhabenen lesen wird, und den die Familie Heim noch lange als das Pfand königlicher Huld bis zum spätesten Enkel höher halten wird als die goldene Kette, die einst Heinrich IV. einem Urältervater von Heim verlieh. Heute beehrte Se. Majestät den Jubelgreis mit dem Rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub geschmückt. Die Gesundheit Heim's wurde in lautem Jubel ausgebracht, aber größer noch war das innere Freudegefühl der Anwesenden. Es wurde ihm eine goldene Medaille überreicht (von Brand verfertigt), welche auf der einen Seite sein Bildniß mit Umschrift zeigte und auf der andern den Aesculap darstellte, worüber die Heim's Leben bezeichnenden Worte standen: «Nullam diem perdidit» (Er verlor keinen Tag). Der Professor Link überreichte die Beschreibung und den Abdruck einer mexicanischen Pflanze, die bisher noch nicht beschrieben, des Botanikers Heim Andenken verewigen und das Genus deshalb den Namen

«Heimia», die davon bis jetzt bekannte eine Species aber den Namen «Heimia salicifolia» erhalten sollte; sowie schon früher der in der Wissenschaft berühmte Hedwig ein Moos nach ihm benannt hatte. Während der Tafel sangen ausgezeichnete Männerstimmen in den Balkonen des Saals Festgesänge, für diesen Tag gedichtet, und die Horazische Ode: «Integer vitae, scelerisque purus etc.», mit welchen zahlreiche Musikchöre abwechselten. Gedichte, zu Ehren des Tags, wurden von Bekannten und Freunden in zählreicher Menge vertheilt; Anstand, Würde und Frohsinn begleiteten das Fest des ausgezeichneten Mannes. Noch steht er in Manneskraft vor uns, und dem Wunsche schließt sich die Hoffnung so innig an, daß er noch lange unter uns kräftig und segensreich weilen und, als Vorbild vielen vorleuchtend und helfend, die Worte Sirach's bethätigen wird: «Das ist der Alten Krone, wenn sie viel erfahren haben, und ihre Ehre ist, wenn sie Gott fürchten.»"

Zur Erläuterung dieses Berichts glauben wir wenigstens folgende Einzelheiten anführen zu dürfen:

Früh um 5 Uhr, ehe der Jubeldoctor von dem Feste des Polterabends ausgeruht hatte, fand sich in dessen Zimmer der Dr. Böhm ein, um ihm gleich beim Aufstehen mit seinem Glückwunsche das berühmte im Jahre 1597 zu Venedig erschienene Werk von Tagliacozzi: „De curtorum Chirurgia per insitionem", zu überreichen. Diesem seltenen, in neuerer Zeit durch Gräfe's Versuche wieder so kostbar gewordenen Buche sind von dem Geber folgende Worte eingeschrieben:

„Wenngleich bisweilen verschieden in Kunstansicht und deren Ausübung — dennoch stets Verehrer Ihres Genies, Ihres Talents und ausschließlich Ihres tiefen Forscherblicks, dem ich so manchen hellleuchtenden Funken in die Dunkelheiten der Kunst verdanke. — Als ein bleibendes Andenken eines ungeheuchelten Anerkenntnisses reicht Ihnen, an diesem feierlichen Tage, dies seltene Buch mit reinem Gefühl und mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Himmel Ihnen lange Ihren Geist erhalten und recht viele kraftvolle Jahre, zum Heil vieler leidenden Menschen, verleihen möge. Böhm.

Berlin, am funfzehnten April Eintausend Achthundert Zweiundzwanzig."

Der Eingang dieſer Worte deutet genügend an, warum Heim mit Recht einen ganz beſondern Werth auf ein ſolches Geſchenk legen mußte.

Schon drängten ſich die Glückwünſchenden in Maſſe zu dem Gefeierten. Er hatte noch nicht dahin gelangen können, ſich völlig anzukleiden, als ſeine Familie ihn zu begrüßen begehrte. Ohne Rock und Weſte, mit offener Bruſt wie der friſcheſte Jüngling, folgte er der Einladung in das Feſtzimmer des Hauſes, wo ihm die Seinigen, mit Einſchluß aller funfzehn Enkel, feierlich entgegentraten.

Ernſt Eimbeck, der älteſte der Knaben, überreichte dem Großvater auf einem mit Gold beſetzten Sammtkiſſen ein Prachtexemplar der zum Denkmale dieſes Tages geſammelten und im Drucke erſchienenen Nachrichten von Heim's Leben mit folgenden Worten:

Was aus der Deinen Mitte zum Gedächtniß
So ſelt'ner Feier liebend dir erwuchs, —
Uns ward das ſchöne Los, es dir zu reichen.
Die Kunſt, die Wiſſenſchaft, der du dich weihteſt,
Haſt du in funfzigjähr'ger That verklärt;
Drum ehrt, drum preiſt bewundernd dich die Welt.
Doch mehr als Ruhm, als Kreuz und Gnadenkette
Gilt deines Lebens Bild den ſpäten Enkeln.
An dieſem ſpiegeln wir uns, lernen dran,
Wie frommer Aeltern Segen, Gottvertrau'n,
Muth und Geduld, ein heit'rer, freier Sinn
Dem Jüngling eines Freundes Herz verband,
Dem Mann, dem Vater in der Seinen Schos,
Dem Arzt im weiten Kreis hülfreichen Wirkens
Den ſchönſten Lohn gewann, nach dem zu ringen
Dem Menſchen ziemt. So bleibeſt du hienieden
Ein Hort, ein Leitſtern, uns von Gott beſchieden.

Julius Keßler, ſeltene Blumen aus den fünf Erdtheilen überreichend, ſpricht:

Stets ja entzückte dich der Blumen Pracht,
Aus ihren Kelchen zogſt du weiſe Lehre;
Drum hat uns Flora dieſe heut gebracht
Zu deiner Luſt, zu deines Feſtes Ehre.

Hierauf naht Oskar von Arnim mit einem Kranze von Moos, sprechend:

Voll Andacht sahst du in der Blüte
Des Mooses Gottes Macht und Güte,
Ernst forschend auf so leiser Spur,
Wardst du der Liebling der Natur,
Die, was kein Doctor je gewahrte,
So reinem Blick gern offenbarte.
Drum scheint der Mooskranz uns das Beste,
Zu krönen dich an solchem Feste.

Chor der übrigen Enkel, Blumen überreichend:

So bleibst du, Jubelvater, uns hienieden
Ein Hort, ein Leitstern, den uns Gott beschieden!

Jetzt ertönte aus dem anstoßenden Zimmer von Blasinstrumenten der Choral „Nun danket alle Gott" u. s. w., und aller Herzen lösten sich in Dank auf gegen den Geber alles Guten. Aus tiefer Rührung sich endlich wieder zur höchsten Munterkeit erhebend, rief der Vater: „Wir haben Gott mit Thränen gelobt, nun laßt uns auch wieder fröhlich sein, wie sich's an einem Jubelfeste gebührt!" — und damit verlangte er den Dessauer Marsch, der ihm sogleich auch entgegenschmetterte und alle in die freudigste Begeisterung versetzte.

Das von der Universität zu Halle erneute Doctordiplom wurde Heim von einer Deputation der Universität zu Berlin, bestehend aus dem Professor Wilkens, derzeitigem Rector, und den Professoren Buttmann und von Raumer; überdies aber auch in einem Prachtexemplare von dem Geheimen Obermedicinalrathe Dr. Formey namens sämmtlicher Doctoren der Medicin überreicht. Bei jener Deputation stellte Buttmann das hallesche Schwarze Bret vor, an welchem das Diplom mit Nägeln befestigt war. Das lebende Bret sprach:

Ich bin das Schwarze Bret von Halle,
An welchem geschrieben ist für alle
Die größte Neuigkeit dieser Frist,
Daß der Doctor Heim in Berlin ein Doctor ist.
Nämlich ein Doctordiplom, das ist klar,
Gilt immer nur auf funfzig Jahr;

Hätte nun der Mann ſo fort prakticirt,
Hätt' er alle Kranke verquer curirt.
Dann hätt' ein junger Doctor müſſen 'rumkutſchiren
Und hätt' alle Patienten müſſen umcuriren.
Geſund hätt' er ſie gemacht, da blieb's dabei:
Aber geſund und geſund iſt zweierlei:
Geſund wie die Katz' auf dem Dach herumkreiſcht,
Und geſund wie die Würde der Kunſt es erheiſcht.
Kurz, meine Herren haben für gut befunden,
Daß der geweſene Doctor Heim vierundzwanzig Stunden
Womöglich das Curiren ſoll laſſen bleiben,
Und dafür mit ſeinen Kindern die Zeit ſich vertreiben,
Auf daß er morgen früh wieder aufs neu
Ein legitimer pro nobis ſei.
Das haben die Herr'n da hübſch verclauſulirt,
Und haben's auch eigentlich mit Siegellack pitſchirt.
Aber als mit ſeinem gelehrten Kram
Das halleſche Bret angezockelt kam,
Da hat die Chauſſee ſo herzlich gelacht,
Daß ſie aus dem Sigill ein loco sigilli* hat gemacht;
Dergleichen, wie man gedruckt kann leſen,
Auch auf andern Univerſitäten ſchon Gebrauch geweſen
Schad't nichts! Es iſt ein offenherzig Siegel,
D'rin kannſt du leſen als in einem Spiegel,
Was die Hallenſer rufen wie die Berliner,
Der Heim iſt und bleibt der beſte Mediciner.

Hierauf wurde das Diplom von dem Profeſſor von Raumer, der den Pedell vorſtellte, von dem Brete abgenommen und dem wiedergeborenen Doctor überlaſſen.

Unter den vielen einzelnen Gönnern und Freunden, welche an dieſem Vormittage Heim perſönlich ihre Glückwünſche darbrachten, befanden ſich nicht nur mehrere der höchſten Staatsbeamten, ſondern ſelbſt der Prinz Auguſt, die Prinzeſſin Luiſe Radziwill, der Fürſt Radziwill nebſt ſämmtlichen Kindern dieſes erlauchten Paares. Die edle Fürſtin beſchenkte ihn mit einer goldenen Uhrkette, in welcher fünf verſchiedene viereckig geformte große Edelſteine durch ihre Anfangsbuchſtaben den Namen der älteſten Prinzeſſin-Tochter Eliſa bilden.* Der

* Das Siegellack war nämlich größtentheils abgeſprungen, ſodaß nur noch die Stelle des Siegels zu erkennen war.

** Von ihrer erſten Kindheit an wurde dieſe edle Prinzeſſin

Uhrschlüssel faßt auf der vordern mit Brillanten besetzten Seite das Haar und die Namen des Fürsten und der Fürstin — Anton — Luise —, sowie der Prinzessinnen Elisa und Wanda. Die andere Seite enthält Haar und Namen der Prinzen Ferdinand, Wilhelm, Bogislav und Wladislav.

Von dem Fürsten Wittgenstein erhielt Heim einen schönen Rohrstock mit schwerer goldener Krücke nebst einem für den alten Freund passenden Gedichte. Ein ähnlicher Stock mit sehr kunstreich gearbeiteter Krücke aus älterer Zeit wurde ihm von dem Bankier D. Schickler verehrt. Die Staatsräthin Borsche schenkte Heim in einer Brieftasche von Perlmutter, mit Bronze verziert, das lange bewahrte Bildniß seines Herzensfreundes, ihres seligen Oheims Muzel. Der Kammergerichtspräsident Wolderman, Heim's Universitätsfreund, erinnerte ihn durch folgende Zusammenstellung auf einer schönen Tasse an die längstverschwundenen Tage in Halle:

Die Obertasse zeigt

vorn die Thür von Heim's Stube in Halle mit dem Motto:

Medicum vult quilibet,
Mercedem solvere nemo. *

Rechts ein von Heim damals verschriebenes Punschrecept:

a / w

Rec. ▽ae font. Miij
Ω ff Mj
ff albi finiss. ℔j
Succ. rec. citri ℥iij
▽ae vitae Mahaleb ℥ij

---

von Heim mit Begeisterung verehrt und geliebt. Seine Bekenntnisse enthalten mehrere rührende Aeußerungen, wie sehr jedes Zeichen der Huld der so früh Verklärten sein Herz erfreute. Nur wenige Wochen nach ihm schied sie von dieser Welt; die trauernde Mutter gab ihr ein Blumensträußchen mit in den Sarg, mit welchem des alten treuen Freundes Leiche geschmückt gewesen war.

* Den Arzt will jeder, doch niemand ihn bezahlen.

M. d. s. medico sano aegrisque
asthenicis pro potu ordinario. * Heim.

Links Aesculap in Gold.

Die Untertasse:

Musei
Conrado-Heimiani
in aedibus Buhlianis
Ianua
Halae MDCCLXXII
detecta. **

Viele andere sinnige Geschenke, Gedichte und Beweise der innigsten Theilnahme, welche Heim am Morgen in seiner Wohnung dargeboten wurden, und unter welchen auch ein Pokal von den alten treuen Spandauern, von Freund Fiedler überreicht, nicht fehlte, verbietet der Raum hier aufzuzählen.

Zu dem beim Hoftraiteur Jagor bereiteten festlichen Mittagsmahle wurde der Jubelgreis mit seiner Gattin von einer Deputation der Aerzte *** abgeholt, worauf sämmtliche übrige Familienglieder folgten. Die Pracht des großen Saals war durch die seltensten Gewächse aus dem Botanischen Garten auf eine sinnreiche Weise erhöht. So wurde das Auge noch vor Eröffnung der Tafel auf den Hauptpunkt, dem Sitze des Gefeierten gegenüber, geleitet, wo nach gehobenem Schleier Heim's Ebenbild, von Tieck's Meisterhand in Erz geformt, die glänzende Versammlung anblickte.

---

* Nimm 3 Maß Quellwasser,
1 Maß Weingeist (wol Rum),
1 Pfd. vom feinsten weißen Zucker,
3 Unzen frischen Citronensaft,
2 Unzen Mahaleb-Liqueur.
Mische, signire und gib es dem gesunden Arzte und den kranken Asthenikern zu ihrem gewöhnlichen Getränke. Heim.

** Die Thür des Conrad-Heim'schen Museums wurde zu Halle im Jahre 1772 im Buhl'schen Hause entdeckt.

*** Die Leitung der ganzen Feier war von ihren sämmtlichen Collegen den sechs Aerzten Formey, Hufeland, von Könen, Meyer, Weitsch und Schulze anvertraut.

Jetzt sprach namens sämmtlicher Aerzte der Residenz der Geheime Obermedicinalrath Formey folgende Worte:

„An diesem Tage, an welchem wir die seltene Feier eines seltenen Manns begehen, konnte uns nichts ehrenvoller und erfreulicher sein, als Sie, höchstverehrte Anwesende, als Zeugen des Ausdrucks unserer Verehrung und Liebe zu Ihm in unserer Mitte zu erblicken, und durch Ihre Gegenwart dieses Fest verherrlicht zu sehen.

„Wer aber ist auch würdiger als unser Jubelgreis, Beweise von allgemeiner Achtung zu erhalten? Die herrlichste Vereinigung der ausgezeichnetsten Naturgaben mit dem edelsten Gemüth hat ihm diese längst erworben und gesichert. Ueberflüssig wäre es daher, in einer Versammlung seiner Verehrer und Freunde, und in Gegenwart von Männern, die seinen hohen Werth als Mensch und als Arzt zu würdigen wissen, die seltenen Vorzüge, die ihn auszeichnen, zu schildern. Wer kennt nicht diesen schnellen, durchdringenden und sichern Forscherblick, diese Art von höherm geistigen Instinct, der ihn zum ausgezeichneten Heilkünstler stempelt? Wer schätzt nicht an ihm jene rastlose Thätigkeit, jene ihm angeborene Heiterkeit, welche ihn, auch in den wichtigsten und verwickeltsten Umständen, nicht verläßt? jene nie verlöschende moralische Kraft, wodurch er bei andern Muth und Vertrauen hervorruft? Wer bewundert nicht in ihm die unerschütterliche Seelenruhe, den anscheinenden Gleichmuth, gepaart mit der herzlichsten Theilnahme? Wem entgeht an ihm die regsame Liebe zu den schwierigsten Aufgaben der Kunst, deren mehrere sein stets eindringender Blick gelöst hat, verbunden mit dem hohen Muthe und der besonnenen Dreistigkeit, bei der Ausführung schwieriger und doch vom Erfolge zweifelhafter Heilversuche? Verdankt ihm nicht ein neuer Macduff* sein Leben? Ist er es nicht, der zuerst die so allgemein angefeindete und doch so wohlthätige Impfung der Schutzblattern unter seinen Mitbürgern einführte? Aber was verdanken ihm wol die Tausende von Kranken und Gebrechlichen, deren Leben er erhalten,

* Vgl. Rust's „Magazin für die gesammte Heilkunde", III. B., 1. J. Berlin 1818.

deren Leiden er gelindert hat? Hat er sich nicht mit gleicher Sorgfalt und Thätigkeit der verlassenen Armen als der wohlhabenden Vornehmen angenommen? O, könnten diese Dankbaren alle hier gegenwärtig sein! Wie würden sie des wahrhaft edeln Mannes liebevolle Behandlung preisen! Wie gern würden sie dem Kreise seiner Angehörigen, die ihn mit der wärmsten Liebe umfassen, dem Verein seiner Kunstgenossen, die ihn wegen seines musterhaften collegialischen Betragens, seiner Entfernung von jeglicher unedeln Leidenschaft, so innig hochschätzen, sich in diesem Augenblicke anschließen und mit ihnen vereint den Jubelgreis segnen!

„Diese hohen Vorzüge des Geistes und des Gemüths sind es, hochgeehrter Herr Geheimrath, die Ihnen unsere hohe Achtung und unsere aufrichtige Liebe erworben haben. Im Auftrage Ihrer sämmtlichen hiesigen Mitärzte überreiche ich Ihnen dieses Sie darstellende Brustbild. Unsere Absicht ist, auf diese Weise die Gesinnungen, die wir für Sie hegen, öffentlich zu bekunden, zugleich aber die Züge der Biederkeit und des Scharfsinns, welche die Grundlage Ihres trefflichen Charakters ausmachen, der Nachwelt zu versinnlichen und zu erhalten. Der lebhafte Wunsch Ihrer hier versammelten Verehrer und Freunde wird in Erfüllung gehen, wenn Sie dieses ungeheuchelte Opfer der liebevollsten Anhänglichkeit gern annehmen, und wenn die Erinnerung an diesen Beweis unserer Liebe und Achtung den Abend Ihres dem Wohle der Menschheit redlich gewidmeten Lebens noch lange erheitert.

„Möge die Vorsehung, die Ihnen bisher ein schönes und wohlverdientes Los beschieden hat, Sie bei der seltenen Geistes- und Körperkraft, deren Sie im vorgeschrittenen Alter sich noch erfreuen, bis zum spätesten Lebensziel erhalten! Möge der Tod es großmüthig vergessen, daß Sie ihm so viele Opfer geraubt haben, und noch lange verschlossen bleiben für Sie die stille Ruhestätte, die Sie sich selbst bestimmt haben, und die, trotz Ihrer Inschrift, alsdann ein Trauerort für die Ihrigen wie für uns alle sein wird, die Sie überleben.

„Aus Einem Herzen und mit Einem Munde sprechen wir alle: «Gott erhalte den würdigen Mann!»“

Der Staatskanzler Fürſt Hardenberg ſchmückte hierauf namens Sr. Majeſtät des Königs den Gefeierten mit dem Rothen Adlerorden zweiter Klaſſe, unter Vorleſung folgender Cabinetsordre:

„Ich erfahre, daß heute Ihr funfzigjähriges Doctorjubiläum gefeiert wird. Indem ich Ihnen meine Theilnahme an dieſem frohen Ereigniß bezeige, wünſche ich, daß die Vorſehung Sie noch lange Ihren wohlthätigen Berufspflichten erhalten möge. Ihren ausgezeichneten Verdienſten um die leidende Menſchheit habe ich ſtets ein gerechtes Anerkenntniß gewidmet. Empfangen Sie einen neuen Beweis deſſelben und meines beſondern Wohlwollens in dem Rothen Adlerorden zweiter Klaſſe, deſſen Inſignien ich hier beifügen laſſe.

Berlin, den 15. April 1822.

Friedrich Wilhelm.“

Graf Noſtitz, Blücher's Schutzengel an dem ſchrecklichen Tage bei Ligny, welcher dem alten Helden auch bis an das Grab treu zur Seite blieb, ſchenkte Heim zu dem ſoeben von dem Monarchen erhaltenen Orden ein Band, welches der unſterbliche Feldherr und Doctor ſelbſt getragen hatte.

Von den Tafelgeſängen und ſonſt an dieſem Tage dem Gefeierten gewidmeten Gedichten laſſen wir das von ſeinem alten Collegen Hufeland hier den Beſchluß machen:

Funfzig Jahr' ſind nun verfloſſen,
Halbjahrhundert iſt nun voll,
Wo du täglich unverdroſſen
Weihteſt dich der Menſchheit Wohl.

Galt es Reichen oder Armen,
War's bei Tage oder Nacht,
Immer gleich war dein Erbarmen,
Immer froh die Hülf' vollbracht.

Immer froh war dein Gemüthe,
Füllte Freude deine Bruſt,
Denn ſie quoll aus reiner Güte,
War der Menſchenliebe Luſt.

Strenge gegen eignes Fehlen,
Nachsicht gegen fremde Schuld,
Eigne Schwächen nicht verhehlen,
Andre tragen mit Geduld.

Mit Collegen Friede halten,
Ihnen nicht die Ehr' entziehn,
Andrer Namen nicht entstalten,
Um so schöner selbst zu blühn.

Selbst bei hartem Druck im Leben
Fest zu stehn mit frohem Muth,
Gott und König, treu ergeben,
Freudig weihen Gut und Blut.

Das war deines Lebens Leben,
Das dein wahres Conterfei,
Und dafür ist dir gegeben
Höchster Lohn der Lieb' und Treu'.

Heim ist aller Menschen Freude,
Heim hat nirgends einen Feind,
Heim war's, der des Todes Beute
Tausendmal dem Leben eint.

Heim darf jedem Wahrheit sagen,
Groß und Kleinen, Alt und Jung,
Niemand fällt es ein zu klagen,
Heim sprach's — damit ist's genung.

Einen Jubelgreis wie diesen
Sieht fürwahr nur dieser Tag.
Seht, wie steht er auf den Füßen,
Jubeln — das war stets sein Fach.

Und so möge Gott dir geben
Jubelnd jeden Tag wie heut'!
Jubel sei dein künftig Leben!
Jubel selbst die Ewigkeit!

Den Abend brachte der hochgefeierte Vater im Schoße seiner Familie zu. Nur der damalige Regierungspräsident von Bassewitz war zugegen, der Vertraute des Hauses, in dessen ganzer Familie Wohlwollen und treue Freundschaft zu der Heim'schen erblich zu sein scheint. Um sich von der Er-

mattung, welche die Ereigniſſe des Tags bewirkt hatten, zu erholen, in ſein gewöhnliches Gleis einzulenken, ſpielte Heim ſeine Partie Whiſt, auf gewohnte Weiſe ohne Geld; für diesmal aber auch auf ſein ausdrückliches gegen Herrn von Baſſewitz geäußertes Verlangen ohne Honneurs, weil ihm der Ehren für heute bereits in überſchwenglichem Maße zutheil geworden wären. Als Momente der tiefſten Bewegung und des Ausbruchs heißer Thränen bezeichnet er im Tagebuche die Ueberreichung ſeiner Lebensbeſchreibung durch ſeinen älteſten Enkel, dann des Bürgerrechts durch den Stadtrath Drake und endlich die Rede Formey's an der Mittagstafel. Bis zum 21. April, ſagen ſeine Bekenntniſſe, fühlte er von den vielen Ehren- und Freudenbezeigungen Müdigkeit in den Füßen, Schwäche in den Knien und Zittern in den Händen. „Solche Auftritte, als ich ſeit acht Tagen gehabt habe, mag ich nicht wieder erleben; faſt hätten ſie mich um meine Geſundheit gebracht."

Es würde zu weit führen, das Unerreichbare zu verſuchen und ſchildern zu wollen, wie nach ſolcher Feier von nah und von fern durch Worte und Werke dem Jubelgreiſe eine Theilnahme und Auszeichnung bewieſen wurde, wie ſie ſelten ein Sterblicher allein durch ſeine Perſönlichkeit ſich erworben haben mag.

Der König ließ ihn am 24. April zur Tafel laden und unterhielt ſich heiter und lange mit ihm. Beim Abſchiede ſprach Se. Majeſtät wiederholend zu Heim, es bliebe dabei, daß er erſt ſein ſilbernes Jubiläum gefeiert hätte. Den 28. April ſpeiſte er beim Kronprinzen.

Um den Abgeordneten ganzer Körperſchaften und den vielen Einzelnen, welche Heim an ſeinem Jubeltage ſo große Ehre, ſo viele Güte erzeigt hatten, ſeinen Dank ruhiger und vernehmlicher wiederholen zu können, als er ſolchen an dem rauſchenden Feſte auszudrücken vermocht hatte, gab er allmählich in ſeiner Behauſung im Kreiſe der Seinigen vier feſtliche Mittagsmahle. Auch den Armen wurde, wie das Ausgabebuch bezeugt, reichlich geſpendet.

Durch die Verbreitung der Einzelheiten der mannichfaltigen Verherrlichung des Jubelfeſtes wurde der Antheil an dem

Jubeldoctor allenthalben noch mehr gesteigert. Selbst an poetischen Nachklängen fehlte es nicht, von welchen von Fouqué's in der „Zeitung für die elegante Welt" abgedrucktem Reim hier noch ein Plätzchen vergönnt werden möge:

Der droben auf dem Münster saß
In heiter kühnem Scherz,
Bald schwindelfrei die Tiefe maß,
Bald schauend himmelwärts, —

Er drang nun auch zu hohem Ort
Durchs Leben sonder Scheu.
Durch funfzig Jahre klomm er fort,
Rasch, fröhlich, weis' und treu.

Zu Jammers Tiefen sah er stets
Mit Heilungsblick herab.
Drum fühlt' er auch: „von oben weht's
Mir Kraft auf Kraft herab!"

Drum thront er jetzt so schwindelfrei
Auf seinem hohen Sitz,
Späht nieder, wo zu helfen sei,
Mit muth'gen Auges Blitz.

O welch ein tausendstimm'ger Sang
Steigt preisend dir empor!
Nun kling' auch dieser Reim noch Dank
Mit in den Jubelchor!

Auch mir, der sendet diesen Reim,
Erhieltst du edeln Schatz.
Sitz' lang' noch fröhlich, Vater Heim,
Auf deinem Ehrenplatz.

In ungeschwächter Kraft mit seiner unvertilgbaren Heiterkeit war Heim auch ferner der Trost seiner Kranken, die Freude aller der Seinigen. Unterm 29. Mai 1822 bemerkt er, wie er abends zuvor erst nach 11 Uhr zu Bett gegangen, vor 4 Uhr des Morgens aber schon einen Krankenbesuch gemacht habe, ohne sich wieder zur Ruhe zu legen, oder den übrigen Tag die geringste Müdigkeit zu verspüren. Im Juni reitet er früh um 5 Uhr nach dem $2^1/_2$ Meilen entfernten Dorfe Machnow zu einem Kranken und ist um halb 9 Uhr

ſchon wieder in Berlin, um ſogleich ſeine gewöhnliche Fahrt zu beginnen. Die Seinigen hatten in dieſem Sommer eine Gartenwohnung bei Potsdam bezogen, wo am 22. Juli des Vaters 75. Geburtstag gefeiert wurde. Ein volles Muſikchor, abſonderlich aber vier Sänger von der königlichen Garde würzten ihm das fröhliche Mahl, und er ſchrieb abends ins Tagebuch: „Einen ähnlichen Geſang als die ſcherzhaften und ernſthaften Lieder der vier Soldaten habe ich nie gehört, wie denn auch mein Geburtstag noch nie ſo herrlich und herzlich gefeiert worden iſt als heute. Gegen 11 Uhr kehrte ich heiter und vergnügt nach Berlin zurück.“

In das reichbelohnte Alter miſchten ſich ſo natürlich die Erinnerungen der Jugend; es regte ſich die Sehnſucht, die gefeierte Gegenwart mit der glücklichen Vergangenheit zu verſchmelzen. Der geliebte Muzel zwar fehlte und alle die herrlichen Brüder waren aus dem Leben geſchieden. Dafür aber umgab eine glückliche Schar Kinder und Enkel den muntern Greis. Unſerm 8. Auguſt ſchreibt er ins Tagebuch: „Seit einigen Monaten wurde der Wunſch in mir rege, eine Reiſe nach dem Brocken zu machen, um mich vor meinem Tode noch einmal an dem Anblicke der Mooſe zu laben, die dort ſo reichlich wachſen. Allein mochte ich aber nicht reiſen und, da jeder aus meiner Familie mich begleiten wollte, lieber alle mitnehmen. Nur Keßler, den ich wegen eines heftigen Huſtens nach Salzbrunn geſchickt habe, und Karoline, deren Kinder das Scharlachfieber haben, konnten nicht theilnehmen.“ So rollte er in drei gefüllten Wagen ſeelenvergnügt über Wittenberg, Wörlitz, Deſſau nach Alexisbad. In Köthen war er begierig, den großen Homöopathen Hahnemann kennen zu lernen; der hohe Prieſter des neuen Götzendienſtes aber ließ Heim nicht vor ſich. Heim tröſtete ſich darüber mit denſelben Gründen, welche ihm 1796 in Jena bei gleicher Begegnung von dem gelehrten Dr. Gruner genügt hatten. An der Bode und auf den maleriſchen Felſen, durch welche ſie rauſcht, auf dem alten Brocken und im Ilſethale feierte nun Heim ſein Jubiläum mit der Natur, mit den Pflanzen, mit den zarten Moosblümchen, und jeder Tag gewährte ihm reichen Genuß im ſchönen Kreiſe der Seinen. Ueber keine ſeiner Reiſen im

reifern Alter hat er fleißiger Buch geführt als über dieſe. In Klausthal fand er noch den vierundneunzigjährigen Apotheker Ilſemann munter und bei gutem Gedächtniß. Dieſer hatte ihm und ſeinem Freunde Muzel, als beide vor funfzig Jahren einige Wochen hier verweilten, große Gefälligkeiten erwieſen, war ihnen beſonders durch ſeine Mineralienſammlung nützlich geweſen.

Ueber Göttingen, wo Himly begrüßt und dann mit der geſammten Familie dem ehrwürdigen Blumenbach ein Beſuch abgeſtattet wurde, gelangten die Reiſenden nach Kaſſel. Hier wurde Heim von ſeiner hohen Gönnerin, der Kurfürſtin, mit der ausgezeichnetſten Huld empfangen. Das herrlichſte Wetter erhöhte den Genuß der reizenden und merkwürdigen Umgebungen dieſer ſchönen Stadt. Selbſt die Kunſtſammlungen betrachtet der Greis mit jugendlicher Aufregung und hört zum erſten male in ſeinem Leben „mit dem größten Vergnügen" die „Zauberflöte". Von Kaſſel wandte ſich der Zug über Eiſenach nach Liebenſtein. In Eiſenach wurde wiederum der treue Krankenpfleger Höbel und zwar von der ganzen Geſellſchaft beſucht. An der Hand des geſunden, kräftigen Sohnes rollten dem tiefbewegten Vater Thränen über die Wangen, als er das Zimmer betrat, in welchem neun Jahre zuvor jener dem Tode ſo nahe geweſen war. Auf dem Bade Liebenſtein fand Heim ſeine heitere Schwägerin, Bruder Anton's Witwe, und Neffen und Nichten nebſt deren Kindern, nicht nur aus den heimatlichen Gauen, ſondern ſelbſt aus Frankfurt a. M. und Wien. Mit dem Pfarrer Heim aus Solz waren auch der Schulze des Dorfs und der alte Geſpiele Murze Käpper erſchienen. Die Herzogin-Mutter von Meiningen hatte der Badedirection Befehl gegeben, Heim als Gaſt zu empfangen; ſie ließ die Höhle erleuchten, und die perſönliche Huld, welche ſie Heim und den Seinen erwies, krönte das ſeltene, herrliche Feſt, welches Heim an dieſem ſchönen Aufenthalte bereitet war.

Alles vereinte ſich auf dieſer Reiſe, Heim's und der Seinen Wünſche zu erfüllen, nur *einer* wurde ihm verſagt. Goethe, den er ſo gern noch perſönlich kennen lernen wollte, war abweſend, als die Reiſenden nach Weimar kamen. In Halle

freute er ſich des Wiederſehens ſeines alten botaniſchen Genoſſen Kurt Sprengel und ſeines treuen Schülers Krukenberg; der Botaniſche Garten, der Giebichenſtein und der Reil'ſche Berg wurden beſucht, aber auch die alte Studentenwohnung nicht vergeſſen. „Das vormalige Büchner'ſche Haus, in welchem ich mit meinem ewig geliebten Freunde Muzel ſo viele ſelige Stunden verlebt habe, konnte ich wegen der ſeitdem gemachten Veränderungen kaum mehr wiedererkennen", ſagt das Tagebuch. Die alte Liebhaberei zu den Stadtthürmen war im ſechsundſiebzigſten Jahre noch nicht erloſchen. Unterm 29. Auguſt leſen wir: „Gegen Abend in Wittenberg angekommen und den dortigen Thurm beſtiegen, wo wir die Sonne weit reiner und prachtvoller untergehen ſahen als auf dem Brocken."

Am Schluſſe des Novembers dieſes Jahres findet ſich im Tagebuche die Nachricht von dem am 26. in Genua erfolgten Tode des Staatskanzlers Fürſten Hardenberg. „Seit dreißig Jahren", ſagt Heim, „war er mein Gönner und Freund, und ſein Tod hat mich tief bewegt. Ein ſo liebenswürdiger, geiſtreicher und unterrichteter Mann, und dabei von ſo großer Thätigkeit, wird wol ſelten gefunden." Hierauf werden jedoch auch drei Fehler gerügt, von welchen aber wenigſtens zwei mit der zuvor anerkannten Liebenswürdigkeit innig verwandt waren. „Er hielt alle Menſchen für gut und wurde deshalb öfters von ſchlechten getäuſcht, er kannte den Werth des Geldes nicht."

Uebrigens ſchließt das Jahr 1822 mit 1026 in ihren Privathäuſern beſuchten Kranken ab, wobei Heim Folgendes bemerkt: „Ohne die Störung, welche die Jubelfeier in meinen ärztlichen Geſchäften machte, und dann die dreiwöchentliche Harzreiſe würde die Zahl dieſer Kranken merklich größer ſein. Auch habe ich manchen aufzuſchreiben vergeſſen. Seit vierzig Jahren haben arme Kranke freien Zutritt bei mir gehabt und womöglich Rath und Hülfe von mir erhalten. Ihre Zahl belief ſich monatlich auf 5 bis 900, ſodaß ich, wenngleich mehrere junge Aerzte mich unterſtützten, des Morgens um 8 Uhr, wo ich auszufahren pflege, ſchon wie gekocht und ganz ermattet war. Seit dem September ſind dieſe Beſuche eingeſtellt und ich nehme nur wenige an."

Indeß liegt uns in einem großen Foliobande die Liſte dieſer am Morgen erſcheinenden Kranken mit Bemerkung des Namens, der Wohnung und der Krankheit eines jeden — aus den Jahren 1824 bis 1828 vor. Das Jahr 1824 ſchließt mit 2642 ab, wobei von Heim's Hand geſchrieben ſteht: „Durch die Güte der Herren Doctoren Moldenhauer, Thümmel und Krauſe haben dieſe Kranken Rath und Hülfe erhalten, ſind zum Theil auch im Hauſe beſucht worden, wofür ich dieſen Männern allen Dank ſchuldig bin und ihnen das beſte Glück für ihre Laufbahn wünſche."

Das Jahr 1828, in welchem Heim bereits ſein 81. Jahr angetreten und die Zahl der von ihm in ihren Wohnungen beſuchten wohlhabenden Kranken ſich auf 604 vermindert hatte, zählt der armen Patienten noch 2030, wobei jedoch nicht zu überſehen, daß unter den letzten der einzelne ſo oft gezählt iſt, als er ſich des Morgens Hülfe ſuchend eingefunden hat, während unter jenen 604 ein jeder, wenn er auch noch ſo oft beſucht worden, nur einmal eingetragen iſt. Unglaublich muß ſolche Leiſtung demjenigen erſcheinen, welcher nicht geſehen hat, wie die in jenen Morgenſtunden gegenwärtigen jüngern Aerzte nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und ihres bei Heim bereits erlangten Vertrauens mit thätig waren. So hörte, fragte, berichtigte, dictirte der alte Meiſter zu gleicher Zeit, ſelbſt während er ſich um- und ankleidete. Dem Verfaſſer iſt es ſelbſt begegnet, daß er in der Frühe, ehe noch einer der eingeweihten Schüler oder Gehülfen erſchienen war, ſich Recepte in die Feder dictiren laſſen mußte, wobei dem Laien, wie ſich von ſelbſt verſteht, die mediciniſchen Hieroglyphen erlaſſen wurden. Mancher Arzt rühmt, wie lehrreich ihm dieſes Klinikum beſonders hinſichts der Einfachheit und Wohlfeilheit der anzuwendenden Arzneimittel geweſen ſei. Auch dem Nichtarzte gewährte es oft die mannichfaltigſte Unterhaltung. Viele theils wahre, theils ausgeſchmückte, theils ganz erſonnene Anekdoten werden von Heim's Verkehr mit der vornehmern Welt erzählt. Wer aber dort auf ſeinem Zimmer die ſonderbaren, oft komiſchen Vorfälle mit der geringern Klaſſe geſammelt hätte, könnte ſchon ein anſehnliches Vademecum vorlegen. Bewunderns-

würdig war bei der zahlloſen Menge der von ihm behandelten Kranken ſein Gedächtniß für Perſonen und Krankheiten, während er die Namen der Leute nie behalten konnte; ja oft alten Bekannten mit ſeinem „Wer ſind Sie?“ ein Lächeln abnöthigte. Einſt richtete Heim dieſe Frage an einen der berliner Welt, der Heim'ſchen Familie und als Botaniker abſonderlich dem Vater wohlbekannten Mann — den Regierungsrath Hecht. Dieſer antwortet: „Ich bin der Geheimrath Heim“ — worauf ihn Heim groß anſieht und ihn lächelnd beim Namen nennt und ihn willkommen heißt. Ein anderer gab auf jene Frage zur Antwort: „Ich heiße Riedeſel.“ „Ach“, erwiderte Heim, „Sie ſtammen von der Rhön, da gibt es noch alte Familien Riedeſel und Auerochſen; wir ſind Landsleute.“ *

Ein Diplomat (C. J. von Bunſen), deſſen Name ſpäter bedeutend geworden iſt, erkrankte plötzlich bei ſeiner Anweſenheit in Berlin. Man ſandte aus einem Gaſthofe Zur Sonne ſchleunig nach einem Arzte, traf Heim zunächſt Unter den Linden und brachte ihn zum Kranken, deſſen Zuſtand nicht gefährlich erſchien, daher Heim nur für wiederkehrende Fälle das Nöthige verordnete. Tags darauf fragte Heim wieder nach, erfuhr ſchon im Hauſe, daß der Patient ſich wohl befände, eilte daher weiter und dachte nicht mehr an die Sache. Nach einiger Zeit meldet ſich der Herr eines Morgens bei Heim, um dieſem für jene ärztliche Mühwaltung ſeinen Dank abzuſtatten. „Wer ſind Sie?“ fragt Heim den Hereintretenden. — „Dr. Bunſen“, war die Antwort, „der ſich bei ſeiner Abreiſe nach Rom Ihnen empfehlen will.“ Nachdem er den Arzt an die ihm ſo ſchnell geleiſtete Hülfe erinnert hat und ſich des bereiten Honorars entledigen will, ſagt Heim: „Ein Doctor, der nach Rom reiſen will, braucht ſein Geld beſſer; Sie ſind mir nichts ſchuldig, ich habe ja nichts für Sie gethan.“ — Herr Bunſen konnte erſt durch

* Heim mochte ſich hierbei des alten Gönners ſeines Vaters erinnern, eines Herrn von Auerochſen in der Nachbarſchaft von Solz, zu welchem er in der Knabenzeit den Vater zuweilen begleiten durfte.

eine nähere Aufklärung seiner Verhältnisse Heim zur Annahme der demselben bestimmten Gabe bewegen.

Wir glauben eine kurze Denkschrift über das interessante Morgenklinikum, welche einer der jüngsten Theilnehmer (Dr. von Arnim) uns gütigst zukommen ließ und hier einzuschalten erlaubte, dem geneigten Leser nicht vorenthalten zu dürfen:

Morgenstunden beim Geheimrath Dr. Heim.

Vom Jahre 1826 bis 1830 war ich jeden Morgen bei Heim, bis er ausfuhr, und so lange ich lebe, werde ich diese Zeit in ebenso dankbarer als angenehmer Erinnerung behalten.

Der Obermedicinalrath Dr. Weitsch empfahl mich ihm, und überdies brachte ich ihm einen Gruß von meinem frühern Lehrer Professor Krukenberg aus Halle, den er sehr hochschätzte. „Sie müssen, wenn Sie nun des Morgens immer zu mir kommen wollen" — so lautete die kurze Instruction — „gegen alle Leute höflich sein, denn Sie als Edelmann dürfen sich gar nicht einbilden, was Besseres zu sein als alle andern." Dann fragte er mich, zu welchem Zweige der von *** ich gehöre? Zu den Schönen, sehe er wol, sei ich nicht zu rechnen, zu den Verrückten hoffe er nicht. Ich sagte ihm, ich sei aus freier Wahl und Neigung Arzt geworden und hoffte mich unter ihm zu vervollkommnen; weiter wollte ich vorläufig nichts. — Damit schien er zufrieden.

Leugnen kann ich nicht, dieser Empfang von Heim überraschte mich einigermaßen. Ueberhaupt aber gehörte die Art der Klinik, die er des Morgens hielt, gewiß mit zu dem Originellsten, was man in dieser Hinsicht sehen konnte. Er kam in das Empfangszimmer, so wie er dem Bette entstiegen war, und während der ganzen Zeit, in der die Kranken erschienen, examinirt und abgefertigt wurden, machte er mit großer Behaglichkeit und Sorgfalt, unter beständigem Tabackrauchen, seine Toilette. Beim Anziehen halfen wir, wer ihm gerade zunächststand, und niemals vergaß er es, sich auf das verbindlichste zu bedanken. Mehrmals sagte er mit Lachen, daß selbst der König beim Ankleiden nicht so vornehme Hülfe

habe wie er, da wir doch alle Doctores ſeien, der König aber nur Kammerdiener hätte. Gleichzeitig verzehrte er ſein höchſt frugales Frühſtück, trank Kaffee und dazwiſchen Leinſamenthee. Letzterer ſchmeckte ihm ſehr ſchlecht, wie er oft ſagte, aber er tränke ihn aus Dankbarkeit, weil er ihm nach einem bedeutenden Lungenübel ſo gute Dienſte geleiſtet habe.

Während er ſich nun ankleidete, kamen die verſchiedenſten Menſchen jedes Standes und Geſchlechts, aber alle wurden in demſelben Coſtüm empfangen und mit derſelben Leichtigkeit und Höflichkeit abgefertigt. Manche Dame oder auch vornehme Herr erſchrak, wenn der alte Heim in ſeinen ledernen Unterkleidern und im Hemde vor ihnen ſtand; aber was bei einem andern unzart geweſen wäre, das kleidete ihn, und gewiß verließ ihn keiner, ohne das angenehmſte Bild ſeiner Perſönlichkeit mitzunehmen, denn alle, denen er zuſprach, bezauberte ſeine echte Herzlichkeit, ſein entſchiedener Rath.

Neben dieſem Abfertigen der Kranken beſtand unſere Beſchäftigung auch noch darin, ſeine ärztliche Correſpondenz zu führen. Mit wenigen Worten gab er an, was einer ſchreiben ſollte, die Ausführung überließ er uns. Eigenthümlich war es, daß er ebenſo wenig eine Ueberſchrift im Briefe duldete als den gewöhnlichen Schluß „Ergebenſt“ u. ſ. w. — Der Brief mußte hoch oben anfangen, durfte nur kurz das Nöthige enthalten, ohne Titulaturen und Prädicate, wurde ihm dann vorgeleſen und er ſchrieb ſein einfaches „Heim“ darunter, immer ſehr deutlich mit deutſchen Buchſtaben. Unwillkürlich erinnerten dieſe Briefe durch ihre Form an die königlichen Cabinetsordres.

Gern ließ er ſich etwas erzählen. Mediciniſches und ſonſtiges Neues wechſelten munter ab. Da war er unerſchöpflich im Erzählen aus ſeiner Jugend und dem, was ihm ſpäter Intereſſantes begegnete.

Trug man ihm einen verwickelten Krankheitsfall vor und wünſchte ſeinen Rath, ſo hätte man denken ſollen, er höre gar nicht zu, denn dabei ging das Waſchen, Raſiren, Ankleiden u. ſ. w. ungeſtört ſeinen Gang; aber ihm war nichts entgangen, und mit wenigen Fragen, ſo treffend als einfach, hatte er ſich ſchnell in den richtigen Standpunkt verſetzt.

Sein Rath war dann wieder so einfach und natürlich, daß man überzeugt war, es verstände sich von selbst, daß so und nicht anders verfahren werden müßte; denn es war immer das Nächste, und man wunderte sich, es selbst übersehen zu haben, da es doch so nahe lag. Das Ei des Columbus ist mir manchmal dabei eingefallen.

Alles Neue in der Medicin, das im Buchhandel erschien, ward ihm zugeschickt, und er gab dann einem oder dem andern ein Buch mit der Weisung, es zu lesen und ihm das Interessanteste daraus mitzutheilen. Berichtete man, so hörte er mit großer Aufmerksamkeit zu; es wurde besprochen, ob und wie man einer neuen Ansicht beipflichten oder ein neues Mittel versuchen dürfe, und so kam allen zugute, wovon nur Einer Mühe gehabt hatte. Er war dann ganz ohne Vorurtheil, und alles mußte erst auf dem Probirstein der eigenen Erfahrung bestehen, ehe er es weiter empfahl.

Gern hörte er den Austausch unserer Meinungen unter uns, und wenn wir hitzig wurden, so lachte er uns aus und brachte durch eine witzige Bemerkung alles wieder ins Gleiche.

So war bei ihm selbst das Mitgehen mit den neuesten Erzeugnissen in der Medicin praktisch, lebendig, und nichts ist abgeschmackter, als was ihm oft nachgesagt wurde, daß er nichts studire, nichts lese. Im Gegentheil, er war stets mit dem Neuesten vertraut, und da er immer mehrere junge Aerzte (es waren unser damals vier) um sich hatte, so blieb ihm gewiß nichts wichtiges Neues unbekannt, denn jeder brachte ihm gern etwas Bedeutendes, Interessantes. Vielleicht war dies mit ein Grund, weshalb er uns um sich duldete.

So blieb er auch in der Wissenschaft stets jugendlich, und keiner war begieriger, eine neue Entdeckung zu prüfen, als er. Aufmerksam gemacht auf das Vorhandensein der Geschwüre auf der Schleimhaut des Darmkanals bei den sogenannten Nervenfiebern, war keiner emsiger als Heim, denselben bei allen Sectionen nachzuspüren, und ihre Bedeutung hinsichtlich des begleitenden pathologischen Zustandes beschäftigte ihn lange. Es genirte ihn auch gar nicht, zu erklären, daß er früher nichts davon gewußt hätte.

Auf Sectionen gab er außerordentlich viel, und eigentlich glaubte er nichts in der Medicin, wovon er sich nicht durch das mehrfache Vorkommen von Obductionen überzeugt hatte. Denn in der Praxis war er reiner Materialist, und es gibt gewiß keinen praktischen Arzt, der so vielen Sectionen beigewohnt und in einem so hohen Alter sich noch so viel Mühe gegeben hat, die Erlaubniß zum Seciren zu erhalten, wie Heim. — Seine Art zu curiren ist mir von Anfang an so vorgekommen:

Durch die Sinne (die außer dem Gehör sehr scharf bei Heim waren), durch wenige treffende Fragen, durch das ungezwungene Betasten der kranken Theile, bildete sich schnell bei ihm die Diagnose der Krankheit. Auf diese kam es ihm besonders an; sie war sein Stolz, und mit Recht. Nun kehrte er sich nicht an die Einzelheiten und Beiwerke des Zustandes, sondern, indem er die Summe der Symptome aus möglichst einer Sphäre des kranken Organismus oder aus einem Organe herleitete, griff er bei dem Entwerfen seines Curplans muthig und oft mit der höchsten Kühnheit den leidenden Punkt an, und indem er seine ungetheilte Aufmerksamkeit und Kraft auf diesen einen Punkt richtete, irrten ihn weder die vielfältigen Klagen der Kranken, noch die secundären Erscheinungen der Krankheit selbst, sie mochten noch so verwirrend sein. Es hatte das Curiren bei ihm etwas Feldherrnartiges: ist der wichtigste Punkt der Position des Feindes genommen, so fällt alles andere nach, und der Sieg folgt wie von selbst. Darum nannte ihn auch Fürst Blücher so treffend seinen Collegen. Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich seine ihm eigenthümliche Behandlungsweise der Lungenschwindsucht, der Herzkrankheiten, des Wasserkopfes der Kinder erklären zu können. — Immer wieder und wieder greift er mit denselben Waffen das Organ an, um welches es sich handelt, welches frei werden muß. Staunenswerth ist es, wie oft er in solchen Fällen immer von neuem Aderlaß verordnete. Er hat Kranken, die an der Brust oder dem Herzen litten, achtzig- und hundertmal zur Ader gelassen und sie hergestellt.

In acuten Krankheiten trat diese Eigenthümlichkeit am

glänzendſten hervor; ein hoher Genuß war es, ihn eine heftige acute Entzündung behandeln zu ſehen.

So verſchmähte er unter anderm bei dem Hydrocephalus acutus der Kinder, in deſſen Gefolge die begleitenden Symptome, als: Krämpfe u. ſ. w. für den minder hellen Arzt, und namentlich für den Laien, die Hauptrolle zu ſpielen ſcheinen, jedes andere Heilmittel als das ſtete und unermüdete Bekämpfen des Grundübels im Gehirn. Hat er auch in dieſer dämoniſchen Krankheit die kalten Begießungen nicht zuerſt angewandt, ſo hat er doch unſtreitig die Erkenntniß derſelben außerordentlich bereichert und in den Kreis der gewöhnlichen Krankheitsformen gezogen. Er reinigte in dem ſchönen Bilde, welches er, in ſeiner Recenſion von Henke's Kinderkrankheiten, vom Hydrocephalus acutus infantum entwirft, die Beſchreibung deſſelben von allen den verdunkelnden und erſchwerenden Subtilitäten. Von Krämpfen der Kinder war nun nicht mehr die Rede, ſondern man fragte nach der Urſache, dem Sitze derſelben.

Von der Wirkſamkeit, dem ganzen Berufe des Arztes hatte er eine hohe Idee, und es gehörte zu ſeinen Glaubensartikeln, daß man von ganzer Seele Arzt ſein müſſe, dann werde etwas Ordentliches daraus. Seinen vollen Zorn erregte es, wenn einer im allgemeinen äußerte, es ſei überhaupt einerlei, was der Kranke bekomme, wenn er beſſer werden oder ſterben ſolle, ſo geſchehe das doch. Solch ein Arzt, ſagte er, ſei ein Betrüger und wolle nur Geld ſchneiden.

Die Summen der Kranken in Heim's ſpätern Jahren gewähren ein treues Barometer ſeiner praktiſchen Thätigkeit. Mit dem Jahre 1829, wo das voluminöſe Krankenverzeichniß des Morgenklinikums abbricht, machte ſich überhaupt eine ſchnellere Abnahme der phyſiſchen Kräfte bei dem ſeltenen Greiſe fühlbar, und die gewohnte Thätigkeit mußte trotz alles Sträubens beſchränkt, ja nach dem hartnäckigen Wechſelfieber im Jahre 1830 faſt ganz eingeſtellt werden. Nur in den ſtillen Bekenntniſſen der mit gleichem Fleiße

und gleicher Sauberkeit fortgeführten Tagebücher beurkundet sich treu die alte Natur. Entwerfen wir uns aus diesen ein Bild von Heim's mit dem Doctorjubiläum beginnenden Lebensabend, so fällt eine wunderbare Uebereinstimmung in den Zügen des Greises mit denen des Jünglings in die Augen. Nur das Kleid der Tagebücher hat sich auffallend geändert. Statt der aus grobem Papier zusammengehefteten kleinen Blätter sind es jetzt Kalender, auf feinstes Papier gedruckt, mit Velin durchschossen, in reich mit Gold verzierten Franzbänden. Die lange Reihe derselben stellt eine viel deutlichere Stufenleiter des allmählich erlangten äußern Wohlstandes dar als die oben von Heim selbst als ein solcher Maßstab bezeichneten Schreibtische.

Nächtliche Krankenbesuche, Reisen über Land, die Lust am Reiten, ungeachtet der fortdauernden Unfälle mit Pferden, die frische Liebe zur Natur, der brennende Eifer, alles Merkwürdige im Kreise seines ärztlichen Berufs möglichst scharf zu beobachten, ja überhaupt bei Zweifeln jeder Art der Wahrheit auf den Grund zu kommen: in allen diesen Beziehungen blieb er im 75., ja im 80. Jahre derselbe. Im März 1823 reitet er munter zu den entferntern Kranken, obgleich er in der Nacht hatte ausfahren müssen und wenig geschlafen hatte. Im Juni reist er zu einem Kranken nach Hohenfinow und bemerkt: „Das Wetter war mehr kalt als warm, die Felder lachend und ich in Gott vergnügt und freute mich meines Daseins.“ Im Juli und September macht er ähnliche Fahrten nach Schwedt. Im August besucht er mehrere Patienten in Potsdam, besucht die dortigen Bäder u. s. w. und befindet sich des andern Tags „wie neu geboren“. Im Jahre 1825 reist er nach Dessau, nach der Ukermark, 1826 nach Magdeburg, desgleichen nach Rheinsberg zu Kranken, stets mit der größten Schnelligkeit, und selbst 1827 eilt er nach Charlottenburg und Spandau, um merkwürdigen Leichenöffnungen beizuwohnen. Im 79. Jahre bricht sein Wagen, wobei er bedeutend am Kopfe beschädigt wird und viel Blut verliert. In demselben Jahre meldet das Tagebuch noch einen Sturz vom Pferde und mehrere von den Treppen. Einmal muß er deshalb an

vierzehn Tage das Zimmer hüten, Blutegel anſetzen; ſeine Leiden bringen ſogar zu den Ohren des Königs, welcher den Greis durch theilnehmende Erkundigung beglückt. Von einem noch ſchlimmern Falle im 80. Jahre konnte er ſich nie wieder ganz erholen, ſtieg aber doch, nachdem er fünf Monate lang nicht geritten war, wieder munter zu Pferd, und erzählt im October 1827, wie er früh um 5 Uhr aufgeſtanden, nach Potsdam gefahren ſei, dann nach ſeiner Rückkehr nach Berlin vor dem Mittagsmahle noch fünf Kranke zu Fuß beſucht und abends ſich friſch und froh gefühlt habe. Unterm 21. October 1828 leſen wir im Tagebuche: „Vor Tiſche bin ich beim ſchönſten Wetter nach Charlottenburg geritten und ſeelenvergnügt geweſen; auch hat mich das Reiten nicht ermüdet. Gott, wie ſchön iſt deine Welt!“

In ſolcher Lebensluſt vergaß Heim gern, ſowie er ſich auch einige Momente kräftig fühlte, die mancherlei Schwächen und Leiden des Alters, welche von ſeinen Jahren unzertrennlich waren. Schon im Jahre 1820 beſchreibt er ausführlich, wie er auf einmal während des Geſprächs mit jemand den Gebrauch der Sprache verlor und ſelbſt das Bewußtſein geſtört fühlte. Dies dauerte wol eine Stunde, worauf die Sprache wiederkehrte, indeß machte es ihm doch mehrere Tage hindurch Mühe, manche Worte auszuſprechen; auch zitterte er des Morgens an den Händen und das Schreiben wurde ihm ſchwer. Nach einigen Jahren wiederholte ſich dieſer Zufall, und im Jahre 1828 finden wir ihn dreimal im Tagebuche angemerkt. Zuerſt ſchrieb Heim dieſe Erſcheinung dem Kirſchlorberwaſſer zu, welches er gekoſtet hatte. Später glaubt er die Urſache derſelben im Hunger zu finden, weil ſie eben vor Tiſche eintrat, nachdem er am langen Vormittage ſeine Kräfte erſchöpft hatte, ohne irgendeine Erfriſchung zu ſich genommen zu haben. — Wie allmählich die Füße den ſichern Dienſt verſagten, iſt aus den zuvor erzählten öftern Unfällen auf die Treppenſtufen zu entnehmen. Auch die alten Bruſtbeſchwerden ſtellten ſich öfter ein und arteten 1828 in einen heftigen, während der übrigen Lebenszeit ſelten gemilderten Huſten aus. Zwei Jahre zuvor leſen wir

in seinem Tagebuche: „Hufeland schrieb beim Anfange seiner Praxis in sein Krankenjournal folgenden Denkspruch:

Der Menschen Leiden zu versüßen,
Das hohe Glück ganz zu genießen,
Ein Helfer, Tröster hier zu sein,
Dies, Gott, laß mich bei allen Sorgen
In Tages Last, bei jedem trüben Morgen
Gerührt empfinden, ganz mich weih'n,
Zu trösten, helfen, zu erfreu'n.

„Für viele Aerzte ein vortreffliches Gebet, welches aber für mich deshalb nicht paßt, weil ich nie Sorgen, nie trübe Morgen, nie Tageslast gehabt, sondern munter und heiter, ohne alle Anstrengung alle meine Kranken bis auf den heutigen Tag besucht habe."

Diese unverwüstliche Seelenfreudigkeit wurzelte jedoch in dem, was die Aufschrift einer Sonnenuhr ausdrückt, welche Heim als Ironie gegen ihn selbst sehr gefiel und deshalb im August 1827 ins Tagebuch getragen wurde: „Horas non numero nisi serenas." (Ich zähle nur die heitern Stunden.) Mit folgendem Bekenntnisse endet der April 1829: „Ich beschließe diesen Monat, wofür ich Gott herzlich danke, mit ziemlich guter Gesundheit. Der so lästige Husten hat sich fast ganz verloren, läßt mich wenigstens in der Nacht ruhen; ich habe vortrefflichen Appetit und keine Schmerzen. Bei Krankenbesuchen wird mir das Treppensteigen niemals sauer, ebenso wenig das Gehen. Aber träge bin ich doch immer; Augen und Gehör, desgleichen mein Gedächtniß, werden schwach. Auch wollen Mistrauen und Geiz sich bei mir einschleichen, aber noch haben sie keine Gewalt über mich. Meine herzensgute Frau hat auch in diesem Monate, wie immer, die größte Sorgfalt für mich gehabt, die ich aber, da sie mir zuweilen unerwartet kam, nicht allemal mit dem gebührenden Dankgefühle angenommen und mir deshalb nachher viele innere Vorwürfe gemacht habe." Am Schlusse desselben Jahres klagt er, wie er nicht wieder aufstehen möge, wenn er einmal sitze, jetzt neun Stunden schlafe und beim Erwachen doch nicht genug habe, wäh-

rend er sonst den Schlaf gehaßt, weil er das Leben tödte. „Einen großen Theil meiner Praxis habe ich niedergelegt und begnüge mich mit einer kleinen, wie es für einen alten Mann paßt. Alter und Faulheit sind bei mir jetzt gute Freunde.“ Uebrigens schreibt er seinen Zustand mehr dem Alter zu als einer Krankheit an den Lungen, obwol er an den letzten sein Leben lang so oft gelitten hatte. Dergleichen Betrachtungen schließen aber fast immer mit dem Ausdrucke der reinsten Ergebung in den höhern Willen: „Ich bin mit allem zufrieden, wie es Gott mit mir machen will.“

Erst gegen das achtzigste Jahr gebrauchte Heim eine Brille. Im Mai 1830 beschreibt er aber, wie seine Augen schwächer werden, wie ihm vor denselben goldene Punkte und helle, durchsichtige Körper herumflattern, oder wenn er sie unverwandt auf die Erde hefte, überall Gras in frischem Grün hervorsprieße und ihm bis an die Knie zu wachsen scheine, bis er die Augen wieder emporrichte und dann alles verschwinde.

Die Liebe zur Natur blieb frisch und jugendlich in Heim bis in die höchsten Jahre, wie aus tausend Stellen in seinen spätern Bekenntnissen zu ersehen ist. In seiner Abendandacht beschreibt der siebenundsiebzigjährige Greis den Eindruck des Maitags: „Mehrere Gewitter standen am Himmel, und die Sonne brach abwechselnd durch die schwarzen und weißen Wolken, dann regnete es wieder einige Augenblicke. Die Kirschen-, Pflaumen- und Birnbäume standen in voller Blüte und dazwischen das frische Laub so vieler Bäume und Sträucher von dem verschiedensten Grün. Welch herrliches Schauspiel! Welche Verehrung muß ein fühlender Mensch vor der Gottheit empfinden!“ Schroff gegenüber steht dieser Schilderung eine andere aus demselben Jahre (1826), als das Verlangen, den Herzog von Wellington zu sehen, Heim in die Oper lockte, und sowol die lärmende Musik als die Künste der Tänzerinnen sein Misfallen erregten.

Bemerkungen über seltene Thiere, welche in Berlin noch nicht gesehen worden, eigenthümliche Beobachtungen an schon bekannten, finden sich in Menge in den Tagebüchern. Die große Versammlung der Naturforscher in Berlin, im Herbst

1828, weckte alle Erinnerungen des Jünglings in dem einundachtzigjährigen Greiſe; der Umgang mit ſo vielen ausgezeichneten, gleichgeſtimmten Männern verſetzte ihn in die heiterſte Stimmung. Eines Mittags im eigenen Hauſe mit Profeſſor Walberg aus Upſala und Dr. Ehrenberg, wo man nach Tiſche die Mooſſammlung betrachtet, wird rühmlichſt im Tagebuche erwähnt. „Alexander von Humboldt", ſagt Heim, „wird in der Naturgeſchichte ebenſo merkwürdig und berühmt bleiben als Napoleon in der politiſchen." Selbſt im Jahre 1830 zeigt er den lebendigſten Antheil an Dr. Ehrenberg's Unterſuchungen über die Infuſionsthierchen, und auch ſpäter bekundet das Tagebuch, wie manche lehrreiche und angenehme Stunde er dieſem gelehrten Reiſenden und Naturforſcher verdankt. Mit dem Botaniker Beyrich, welcher Braſilien bereiſt hatte und ſpäterhin in Fort Gybſon in Nordamerika ein Opfer der Cholera ward, ſtand Heim ſeiner Mooſe wegen in lebhaftem Verkehr. Wir leſen, wie Beyrich den 23. März 1829 lange bei dem alten Mooskenner verweilte, um dieſen über die neuern Beſtimmungen und Eintheilung der Genera zu unterrichten. Den 25. fährt Heim deshalb wieder zu Beyrich nach Schöneberg, und unterm 28. leſen wir im Tagebuche: „Nach Tiſche kam der Botanikus Beyrich zu mir; bis in die Nacht waren wir mit Mooſen beſchäftigt, welches mich ſehr erhitzte, daß ich in der folgenden Nacht wenig ſchlafen konnte." Am 26. Juli deſſelben Jahres, als Heim ein Landhaus in Moabit bewohnte, flog eines Abends ein großer Schwarm von Käfern (Schnellläufer, Carabus, auch Harpalus rubricornis) gegen die Fenſter eines Schlafzimmers und zum Theil auch innerhalb gegen die Tapeten, mit einem Geräuſch, als ob ein dichter Hagel gegen die Scheiben ſchlüge. Das Zimmer war ſogleich mit dieſen Thieren angefüllt, welche die Schlafenden aufſchreckten und in zahlloſer Menge auf den Betten umherkrochen. Heim vernahm, daß gleichzeitig dieſe Erſcheinung an verſchiedenen andern Orten der Stadt und der Umgegend wahrgenommen worden, daher er in den öffentlichen Blättern um möglichſt genaue Mittheilung der Beobachtung bat. Hierdurch erhielt er von achtzehn verſchiedenen Beobachtern auf

einem von Genthin über Berlin und Fehrbellin bis Schwedt ausgedehnten Landstrich umständliche Berichte, nach welchen in denselben Stunden desselben Tages auf allen achtzehn Punkten dieselbe Erscheinung vorgekommen war. Der Besuch der Pfaueninsel und ihrer aus allen Welttheilen gesammelten Bevölkerung erfreute Heim öfters in den letzten Lebensjahren. Indessen untersuchte er auch 1830 noch mit dem alten Eifer in der Thierarzneischule die, gewöhnlichen Kuhpocken ganz ähnlichen Blattern, welche nach der Behandlung der Pferdemauke bei sieben Personen ausgebrochen waren.

Schon in Heim's früherm Leben haben wir an manchem Beispiele gesehen, wie er einer jeden Thatsache, deren Behauptung Zweifel in ihm erregte, sofort auf dem kürzesten Wege auf den Grund zu kommen suchte. Im September 1824 war er mit Dr. Kothe bei einem Gardedragoner im Lazareth gewesen, welcher eines begangenen kleinen Fehlers wegen sich auf den Heuboden versteckt und beschlossen hatte, sich durch Hunger zu tödten. Neun und einen halben Tag hielt sich der Mann dort verborgen, ohne weder einen Bissen zu essen, noch einen Tropfen zu trinken. Nicht der Hunger, sondern der Durst hatte ihn gewungen, seinen Vorsatz aufzugeben. Bei den Tischgesprächen über diesen Fall äußerte der Commandeur des Regiments, Heim's Schwiegersohn, daß er nicht nur den Namen, sondern auch alle Verhältnisse jedes seiner Dragoner stets im Gedächtniß habe. Dies veranlaßte Heim nach einigen Tagen zu folgendem, wörtlich im Tagebuche aufgezeichnetem Gespräche mit einer Schildwache: „Ihr Name? — «Scheuer». — Wie alt? «23 Jahre.» — Woher gebürtig? — «Homburg am Rhein.» — Wie lange gedient? — «Zwei Jahre.» — In welcher Schwadron? — «In der vierten.» — Welch Pferd reiten Sie? — «Attila, einen Schimmel.» — Haben Sie eine Profession gelernt? — «Ich bin ein Schneider.»" — „In der heutigen Abendgesellschaft", fährt Heim fort, „legte ich Barner diese Fragen vor, und zu unser aller Verwunderung und Freude beantwortete er sie genau ebenso wie die Schildwache." — Im September 1828 wird erzählt: „Vor einigen Tagen sprach ich mit ***" (einem von Heim's Collegen, den er als Ge-

lehrten weit über ſich erkannte) „über einen meiner Kranken, und er rieth mir, ein Derivans (Abführmittel) zu verordnen. Gut, antwortete ich, das ſoll geſchehen, aber verzeihen Sie, daß ich es Derivans nenne. Er wollte jedoch das lange i durchaus nicht zugeben. Ich fuhr daher zu Buttmann, welcher auf meine Frage ſogleich mit dem Virgil'ſchen Vers antwortete: «Claudite iam rivos, pueri, sat prata biberunt.»“ (Hemmt nun, ihr Knaben, die Bäche; genug ſchon tranken die Wieſen.)

Immer gemüthlicher, freundlicher, lauterer tritt in dem höhern Alter Heim's Verhältniß zu ſeinen Collegen hervor. Ihre ſchöne Uebereinſtimmung in ſeinem Preis, in ſeiner Verherrlichung bei dem Doctorjubiläum hatte ihn innig bewegt, und zu dem allgemeinen Wohlwollen gegen einen jeden noch das Gefühl der Dankbarkeit hinzugefügt. Am 15. April 1824, als ihn ſein College von Könen beſuchte und ihm zur Wiederkehr des zwei Jahre zuvor ſo hochgefeierten Tages Glück wünſchte, bemerkt er im Tagebuche, wie er dieſem und Formey vorzugsweiſe wegen jenes Feſtes und der Ehrenbezeigungen, mit welchen er überſchüttet worden, verpflichtet ſei. Formey war ſchon 1823 aus dem Leben geſchieden. Während ſeiner langen, ſchmerzhaften Krankheit war ihm Heim Freund und Tröſter. Das Tagebuch zeugt davon in mehrern Stellen, wie folgende: „Ich wünſche von Herzen, daß dieſer geiſt- und kenntnißreiche Mann, der ſämmtlichen Aerzten zur Zierde gereicht, wieder geneſen und noch lange leben möge!“ Unterm 13. Juni 1823 heißt es: „Er iſt äußerſt abgezehrt und ſein Leib aufgetrieben, ſodaß nun alle Hoffnung zur Beſſerung verloren iſt, welches mich ſehr betrübt. Sein Geiſt aber iſt heiter und ohne Furcht vor dem Tode.“ Am 24. deſſelben Monats endet der Sectionsbericht mit den Worten: „Er hat unendliche Schmerzen erduldet, aber ſein Geiſt blieb ſich bis zwei Tage vor dem Tode immer gleich; beſonnen und mit großer Standhaftigkeit ertrug er ſeine Leiden und ſah dem Tode ruhig entgegen. Ich habe an ihm einen ſehr guten Collegen verloren, und ſein Andenken wird mir immer theuer bleiben.“ — Unterm 26. iſt der Beſtattung gedacht. Bevor der Leichenzug aus der ſchönen

Gartenwohnung des Verstorbenen aufbrach, wandelt Heim am heitern Morgen unter den herrlichen, sorgsam gepflegten Blumen umher und denkt an Gott und die Vergänglichkeit der Dinge. Auch Dr. H. Meyer war schon in diesem Jahre leidend, obwol er erst 1828 starb. Aus der frühesten Zeit liebte ihn Heim als den Sohn seines Freundes, als einen treuen, mit Begeisterung an ihm hangenden Jünger. Stundenlang, wider alle Gewohnheit und trotz der innerlich so abweichenden Naturen, verweilte er an dessen Krankenlager in der angenehmsten Unterhaltung. Unterm 3. Juni 1828 sagt Heim: „Die qualvolle Krankheit des so geistreichen Dr. H. Meyer hat mich seit mehrern Tagen sehr beunruhigt. Als ich heute vor ihm stand, fiel mir auch ein: «Hodie tibi, cras mihi»“ (Heute dir, morgen mir.) Unterm 8. August wird, mit herzlicher Erinnerung an die Vorzüge des seltenen Mannes, sein Tod und seine Bestattung gemeldet und der in der „Haude und Spener'schen Zeitung“ erschienene Nekrolog desselben dem Tagebuch einverleibt. Im December 1827 finden wir des gelehrten Dr. Erhardt, so wenig dieser in seinen ärztlichen Ansichten mit Heim übereinstimmte, ehrenvoll erwähnt; ebenso im Jahre 1829 des sehr geschätzten Arztes und Chirurgen Dr. Bruckert, darauf im folgenden Jahre des Dr. Weitsch, welchen Heim als Mensch, als Schüler und Freund hochschätzte, und mit solcher Anerkennung den Sectionsbericht schloß. Nur bei einem der abgeschiedenen Collegen finden wir die zweideutige Bemerkung, daß Heim schon in ihrer frühesten Bekanntschaft ihn richtig beurtheilt und sich danach verhalten habe, in Widerspruch mit vielen von ihm getäuschten Aerzten und Patienten.

Wir schalten noch eine das Verhältniß zu den Collegen betreffende Stelle aus dem Tagebuche wörtlich ein: „Den 24. Juli 1828. Heute fuhr ich mit vier Extrapostpferden, von den Doctoren Schulz, Hauch und meinem lieben Sohne begleitet, nach Spandau, um das Jubiläum des Garnisonchirurgus Feller an einer Tafel von 180 Personen mitzufeiern, da ich noch mit ihm daselbst gelebt habe und meine ganze Stadt- und Landpraxis an ihn übergegangen ist. Die Stadt, das Land, die Garnison und einzelne Freunde haben

ihn mit Geſchenken überhäuft, der König hat ihm einen Orden und den Titel eines Regimentsarztes, die Univerſität aber das Doctordiplom verliehen, was ein ſo fleißiger und menſchenfreundlicher Arzt wohl verdient.* Nebenbei bin ich als alter Spandauer auch noch ſehr geehrt worden, und man hat meinetwegen viel Spectakel gemacht, wovon ich aber ſchweige."

Die wahre Demuth, welche in Heim's Gemüth wurzelte, erhielt ſich unter der Fülle aller äußern Ehren ſtets lauter und rein. Den 10. Juni 1823 erzählt er, wie er mittags an einer fürſtlichen Tafel geſpeiſt und ſehr munter geweſen, und fährt dann fort: „Um 6 Uhr abends, als ein ſchweres Gewitter am Himmel ſtand, ſetzte ich mich auf einen gewöhnlichen Bauerwagen und fuhr mit einem armſeligen Begleiter nach Köpenick zu einem Kranken. Unterwegs wurde ich nur wenig beregnet und kam um 11 Uhr zurück, wo ich von meiner Familie ſehnlich erwartet und von meiner Frau wegen des erbärmlichen Fuhrwerks etwas getadelt wurde. Mir aber war die Reiſe angenehm und ich bin ſeelenvergnügt geweſen." — Später leſen wir im Tagebuche: „Ohne es bemerkt zu haben, half mir heute mit feſtem Arm ein Mann beim Einſteigen in den Wagen; als ich mich nach ihm umſah, um zu danken, erkannte ich den Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs." — Im März 1830 finden wir aufgezeichnet, wie Heim von der Kurfürſtin von Heſſen in ſeiner Wohnung durch einen Beſuch beehrt wird. — Sein Geburtstag wurde häufig durch poetiſche Ergießungen in öffentlichen Blättern in Erinnerung gebracht. Am 19. November 1824, wo er, wie öfters, an dem feierlichen Mahle zum Gedächtniß der Städteordnung theilnahm, an welchem nur die eine Geſundheit des Königs gleich anfangs getrunken zu werden pflegte, gerieth Heim in nicht geringe Verlegenheit, als zu Ende des Mahles die ganze, aus 150

---

* Dr. Feller überlebte Heim nur wenige Monate. Auch bei dem Tode dieſes Ehrenmannes gab ſich eine ähnliche allgemeine innige Theilnahme der Stadt Spandau kund als bei Heim's Hinſcheiden in Berlin.

ehrenwerthen Mitbürgern bestehende Versammlung wie aus einem Munde unter Gläserklang ihn hoch leben ließ. „So ist meine Gesundheit nie getrunken worden!“ — sagt er in seinem Tagebuche. Unterm 3. August lesen wir in diesen spätern Jahren meist nur wenige Worte wie folgende: „Beim Erwachen habe ich dem Könige alles Gute zu seinem Geburtstage gewünscht“ — oder „dem Könige beim Erwachen allen Segen des Himmels erbeten“. In derselben treuen Stimmung wird mehrmals am 19. Juli der verklärten Königin gedacht. Ueber das Verhältniß zu dem Kronprinzen sei es uns erlaubt, nur einige Stellen des Tagebuches aus dem Vermählungsjahre 1823 hier wörtlich wiederzugeben: „Den 1. September. Mit der größten Freude gehört, daß unser Kronprinz eine bairische Prinzessin, von der man so viel Gutes sagt, zur Gemahlin nehmen werde. — Den 21. September. Vormittags dem Kronprinzen meine Aufwartung gemacht und ihm als Bräutigam gratulirt. — Den 31. October. Beim Kronprinzen in großer Versammlung gespeist und von Höchstdemselben sehr gnädig behandelt worden. — Den 28. November. Heute war der feierliche Einzug der Prinzessin von Baiern. Ich stand am Brandenburger Thore bei den Magistratspersonen und bekam die Prinzessin ganz genau zu sehen. Sie hat eine ausgezeichnet schöne und liebenswürdige Gesichtsbildung. Von halb 12 bis 4 Uhr habe ich am Thore gestanden. Abends konnte ich nicht fahren, da wegen der Illumination alle Straßen versperrt waren, und ich mußte über zwei Stunden zu Fuß gehen. — Den 18. December. Dem Kronprinzen meine Aufwartung gemacht und ihn gebeten, mich seiner Gemahlin vorzustellen, welches auch sogleich geschah. Nachdem der Prinz manches zu meinem Vortheil gesagt hatte, setzte er hinzu: Dieser Mann ist immer ungenirt.“

Die Wahrheit dieser Bezeichnung tritt aus Heim's ganzem Leben hervor. Seine Worte wurden nicht abgewogen; wie sie im Scherz oder Ernst aus dem Kopfe oder dem Herzen kamen, ließ er sie über die Lippen fliegen und verwunderte sich zuweilen, wenn ihm im Kreise der Seinen erzählt wurde, was er da und dort gesagt, und wie er wol Anstoß gegeben

haben könne. So fragte ihn am Ordensfeste im Jahre 1825 der König, wie er mit der Anordnung zufrieden sei, daß die religiöse Feier in der Schloßkapelle gehalten werde, und die Versammlung in der rauhen Jahreszeit nicht mehr den Weg von dem Dome zum Schlosse zu machen brauche. „Ew. Majestät gnädige und wohlwollende Absicht hierbei ist gewiß sehr zu rühmen", antwortete Heim, „ich als Doctor habe aber offenbaren Schaden davon; denn sonst konnte ich immer darauf rechnen, nach dem Feste zu mehrern meiner besten Kunden gerufen zu werden, die meiner Dienste bedurften." Als er Schleiermacher's Bekanntschaft machte, fragte er diesen: „Sind Sie der berühmte Schleiermacher?" — worauf Schleiermacher, den Ruhm ablehnend, erwidert, daß er der einzige Professor und Prediger seines Namens in Berlin sei. — „Mein Gott", ruft der ungenirte Heim, „ich habe mir unter Ihnen einen großen, ansehnlichen Mann gedacht, da die Damen mit solchem Eifer nach Ihrer Kirche strömen." Schleiermacher hatte natürlich kein Arg bei dieser Rede des Mannes, der allen alles sagen durfte. Davon zeugen noch einige Worte von ihm über Heim nicht lange vor dem Lebensende beider. An einem Mittagsmahle bei dem Herausgeber fragt Schleiermacher den ihm gegenübersitzenden Sohn nach dem Befinden des in der Gesellschaft vermißten Vaters. Als er vernimmt, daß nur die etwas hohe Treppe und die Sorge der Mutter den alten, übrigens muntern Herrn abgehalten habe, sich hier einzufinden, erwidert Schleiermacher: „Gott Lob, daß er noch wohlauf ist! Ihr Vater ist ein Mann, der muß noch lange bei uns bleiben, der hält unsern Herrgott selbst in Ordnung." Abends beim gewöhnlichen harmlosen Whist wurde Heim hinterbracht, wie ihm schon viele Schmeicheleien (nach seinem Ausdrucke Flatterien) im Leben gesagt worden, aber heute habe der berühmteste Theologe alle bisher ausgesprochenen weit überboten.

Dergleichen Scherz that der wahren Frömmigkeit bei Heim ebenso wenig als bei Schleiermacher Eintrag, obwol jener in den spätern Jahren den sonst gewohnten Kirchenbesuch mit seinem ärztlichen Berufe nicht zu vereinigen vermochte. Sein Gottesdienst wurde zu jeder Stunde, unter

freiem Himmel, oder am Abend bei seinen stillen Bekenntnissen gehalten. Den 31. December 1824, am mehrgedachten Geburtsfeste des alten Freundes von Grolman, lesen wir: „Vor Tische ausgeritten und Gott für alles das unzählig viele Gute gedankt, welches er mir in meinem ganzen Leben und besonders in dem vergangenen Jahre erzeigt hat.“ Hier folgt nun noch eine Reihe von einzelnen Danksagungen für die Genesung der geliebten Gattin nach einer längern Krankheit, die glückliche Verlobung einer Enkelin u. s. w. Was ihm an innerer Beschaulichkeit abging, besaß er in desto reicherm Maße an praktischem Sinn, lauterm und tiefem Gefühl, aus welchem die Liebe zu seinem Nächsten, der Urquell des Christenthums, hervorging. Wir können uns nicht enthalten, hier einen Fall aus dem Tagebuche anzuführen, bei welchem der sittliche Eindruck der Handlung seinen ärztlichen Eifer in die Flucht schlug. Nach der Schilderung eines angenehmen, unterhaltenden Mittags bei seinem geistreichen und gelehrten Freunde, dem aus Zelter's und Goethe's Briefwechsel wohlbekannten Stadtrathe Friedländer, sagt Heim unterm 28. August 1823: „Viele Executionen, als Köpfen, Hängen, Rädern, Spießruthenlaufen u. s. w. habe ich mit angesehen, aber niemals die Strafe des Ausprügelns. Gestern sah ich auf der Stadtvoigtei dies traurige Ereigniß. Vor einigen Wochen waren zwischen den Schuster- und Schneidergesellen Neckereien und daraus dann heftige öffentliche Streitigkeiten entstanden; 150 solcher Gesellen waren gefänglich eingezogen und auf die Hausvoigtei gesetzt worden. Mehrere von diesen wurden in Gegenwart ihrer Genossen und vieler Polizei- und Gerichtspersonen mit 15 bis 20 Hieben bestraft. Nur bei drei dieser Unglücklichen konnte ich aushalten. Der Anblick dieser drei und der übrigen, welche dieselbe Strafe erwartete und die ohne Röcke blaß und furchtsam beisammen standen, ergriff mich so, daß ich hätte laut weinen mögen und schnell davoneilte.“ — Zehn von diesen Unglücklichen wurden zur Strafe nach dem Zucht- und Arbeitshause geschickt, wo Heim sie des folgenden Tages aufsuchte, um sich über ihren Zustand zu unterrichten.

In den Jahren 1824 und 1825 gedenkt Heim auch

mehrerer Besuche bei den damaligen politischen Gefangenen in Köpenick, unter welchen ein junger Arzt Heim's ganze Theilnahme auf sich zog, andere aber seinen ärztlichen Rath in Anspruch nahmen. Ueber die Zweifel, welche der strenge Gewahrsam dieser Leute bei ihm erregte, suchte er sich bei den Untersuchungscommissarien aufzuklären, sprach sich aber, als er nicht volle Befriedigung fand, über die Sache mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit gegen jedermann aus. Unterm 25. August 1827 enthält das Tagebuch sogar einen Vorwurf, daß er an der muntern Tafel eines Ministers wol etwas zu frei und laut von den Demagogen gesprochen haben möchte. Aber hier, wie allenthalben, galt seines Freundes Hufeland Wort in dem oben (S. 149) angeführten Liede: „Heim sprach's, damit ist's genung."

Den schönsten und reichsten Lohn eines langen Lebens hatte der keusche, fromme Jüngling, der unermüdlich thätige und dabei seelenvergnügte Mann, der liebevolle Gatte und Vater sich im Schose seiner Familie bereitet. An diesem Quell fand er im höchsten Greisenalter, als die Kraft zu der lange gewohnten Bewegung und angestrengten Arbeit nach außen allmählich versiegte, täglich frische Labung. Wem das Los geworden, seinem in Liebe und Eintracht glücklichen Kreise anzugehören, der wurde nur von dem Verlangen beseelt, sich nimmer daraus zu entfernen. Seine beiden Schwiegersöhne, deren Gattinnen in der Blüte des Lebens abgerufen worden waren, verlobten sich wieder in des Vaters Wohnung mit dessen herzlichem Segen, der eine mit einer Tochter des seligen Bruders Fritz, der andere mit Heim's ältester Enkelin. Beide waren wieder nach Berlin versetzt worden. Jeden Sonntag versammelten die Aeltern die Schar aller der Ihrigen um sich, an jedem Abend fand der Vater eine kleinere Zahl im Zimmer der verehrten Mutter. An jedem der vielen Familienfeste enthält das Tagebuch Ergießungen des Dankes gegen die Vorsehung für die verliehene überschwengliche Gnade. Im Jahre 1826 hatte er die Freude, daß die Witwe seines Bruders Anton, seines andern Ich, die aus der Beilage C. genugsam bekannte wackere Frau, längere Zeit Zeugin seiner häuslichen Glückseligkeit war und

ihm vielfach die Zeit der heitern Jugend in die Gegenwart zurückrief. Absonderlich reich an häuslichen Festen erscheint das Jahr 1827, in welchem Heim sein 80. Lebensjahr vollendete, in welchem seinem Sohne der lange ersehnte Erbe des Heim'schen Namens geschenkt, von einer Enkelin der erste Urenkel geboren wurde, eine andere, wie erwähnt, durch ihre Hand den verlassenen Gatten dem Leben wiedergewann. Am 3. October schrieb er ins Tagebuch: „Ich hielt meinen Enkel bei der Taufe. Dabei hat er mich so himmlisch angelächelt, daß ich seine Schwere nicht empfand. Ich wünsche nichts mehr, als daß Gott mein Gebet, welches ich in dieser Zeit an ihn richtete, erhören und einst an dem Kinde in Erfüllung gehen lassen möge."

Im Sommer dieses Jahres verweilte Heim sechs Wochen in Freienwalde. Die Umgegend des Brunnens gewährte ihm um so reichere Genüsse, als er stets von einem Theile der Seinigen begleitet und gesund und kräftig genug war, um stundenlang auf den Höhen zu Fuß umherzuwandern. Zu seinem 80. Geburtstage fanden sich seine Kinder und Enkel hier ein. Nachdem er von ihnen unter einer feierlichen Morgenmusik begrüßt worden war und ihre Glückwünsche empfangen hatte, begab sich die gesammte Brunnengesellschaft mit dem Musikchor in feierlichem Zuge nach seiner Wohnung. An ihrer Spitze befand sich sein alter Universitätsfreund, Präsident Woldermann; dieser hatte ihn in einem Gedicht besungen, welches jetzt laut vor der ganzen Versammlung vorgelesen wurde und Heim zu Thränen rührte. Am Mittag war er in einer Laube im Kreise der Seinen, welchem sich nur der alte treue hallesche Genosse anschloß; am Abend aber wurde er im Theater, das er täglich in zahlreicher Begleitung oft mehr aus gutmüthiger Theilnahme für den Unternehmer als zu seinem Vergnügen besuchte, von der ersten Schauspielerin durch eine feierliche Rede empfangen. Auch aus Berlin wurden ihm Gedichte zugesandt, und die Stadt mischte durch die öffentlichen Blätter ihre Glückwünsche in den Jubel der Seinen. Dem Herausgeber dieser Nachrichten bleibt es eine unschätzbare Erinnerung, wie Heim an diesem Tage anderthalb Stunden einsam mit

ihm durch den Wald zog, um sich an den Pflanzen und Moosen zu erbauen und an einem schattigen Plätzchen, ausgestreckt ins blumige Gras, in traulicher Unterhaltung von seiner Kindheit, von seinen Brüdern, von dem geliebten Freunde Muzel, das Alter durch das Gedächtniß der blühenden Jugend zu erfrischen.

Nach seiner Rückkehr aus Freienwalde schrieb Heim in sein Tagebuch eine ausführliche Lob- und Dankrede auf Freienwalde. Die dortigen Anlagen, die Umgegend, die Brunnen- und Badeeinrichtungen, den Arzt, die damals von Herrn von Petersdorf geführte Direction. Alles bewahrt er in freundlichem, dankbarem Andenken.

Jetzt nahte ein bedeutenderes Fest der Heim'schen Familie; die Goldene Hochzeit des herrlichen Aelternpaares sollte am 27. März 1830 feierlich begangen werden. Die Frauen und Enkel wurden bald einig über die gemeinsamen und einzelnen Werke, die sie mit kunstfertigen Händen und Nadeln zu Festgeschenken liefern wollten. Der blühenden Enkelschar aber schien es vorzugsweise obzuliegen, einiges zu erfinden und darzustellen, was alt und jung erheitern könnte und des Festes nicht unwürdig wäre, dessen Gedächtniß vornehmlich der Jugend tief eingeprägt zu werden verdiente. Der Polterabend bot den sinnigen, anmuthigen Jungfrauen, den bedächtigen Jünglingen, sowie den muntern Knaben und Mädchen ein schickliches Feld für ernst- und scherzhafte Bilder und Vorstellungen. Aus einem von den Frauen gebildeten lebenden Vorhange, der sich auf die Signale und phantastischen Verkündigungen eines kleinen Tambours von Prinz Heinrich's Regiment im Costüm des Jahres 1780 leicht öffnete und wieder schloß, entwickelten sich allmählich folgende Gestalten und Scenen, lediglich von Enkeln aufgeführt. Zuerst treten drei ehrsame Spandauer als Abgeordnete ihrer Mitbürger auf, die es bedauern, daß das Goldene Paar nicht in ihrer Stadt und Kirche von neuem eingesegnet werde, wie man bisher gehofft habe; nachdem aber diese Aussicht verschwunden, seien sie hergesandt nach Berlin, die Segenswünsche der ganzen guten Stadt Spandau zu überbringen. Nachdem der Tambour durch seinen Wirbel

und seine Knittelverse die Scene geendet hat, erscheinen Aesculap und Hymen und tragen abwechselnd in feierlichen Stanzen vor, wie der Liebling des Gottes einst in seltsamer Verblendung sich mit einem zweiten Doctor habe verbinden wollen, um so mit doppelten Kräften die äußersten Höhen und Tiefen der Kunst zu erstreben; Aesculap habe die Folgen solcher Verirrung durchschaut, habe deshalb Hymen um Beistand gebeten, durch dessen Vermittelung denn auch Heim schnell wieder auf die rechte Bahn gebracht worden sei. — Der komische Trommler vermeint nun, zwei allerliebste Nixen, Havel und Spree, sehen zu lassen, aber ein Doctor drängt sich dazwischen, in welchem sich leibhaftig der Unglückliche zu erkennen gibt, welcher vor funfzig Jahren bei Heim durch die holdselige Braut um die angenehme Stelle des literarischen Doppelgängers gekommen ist. Nach funfzigjährigem Jammer und Noth bittet er nun um eine wohlwollende Aufnahme und billige Pflege, da Heim jetzt wol einen Vorleser gebrauche. — Nun erscheinen zwei reizende Wesen als Havel und Spree und berichten gar manches von der Kindheit und ersten Jugend der Braut, von der Fügung des schönen Bundes und von den gesegneten Folgen desselben an den Ufern beider Ströme. Nachdem die lieben Nixen verschwunden sind, erinnert der Trommler die Zuschauer, nicht zu erschrecken, und siehe, ein Laubfrosch läßt sich (um doch hier eine Probe der Gelegenheitspoesie zu geben) folgendermaßen vernehmen:

Vom sölzer Holzgrund herzuspringen,
Das konnt' ich auf die Läng' nicht zwingen,
Drum zog ich vor, als Mensch zu reisen,
Und ließ mich nach der Schnellpost weisen.
Da wollte man sich nicht bequemen,
Als Passagier mich anzunehmen;
Doch ich erklärte unverdrossen:
Die Hunde nur sind ausgeschlossen.
Herr Fuchs, Herr Wolf ist postgerecht,
Warum wär' denn Herr Frosch zu schlecht,
Der wahrlich an Humanität
Noch über jene andern geht!
Hat nichts als seinen grünen Frack,
Und raucht ja nicht einmal Taback! —

Das half; doch thaten mich die Laffen
Als wie ein Wunderthier begaffen;
Sie fragten viel: Woher? wohin?
Und wollten wiſſen wer ich bin;
Ein Reiſender in Froſchgeſtalt
Sei unerhört bei jung und alt.
Ich — ſagt' ich — bin von der Feſtpartie
Und habe Eil', muß Sonnabend früh
Bei Heims zur Jubelhochzeit ſein.
Ja, der Herr Ernſt hat, glaubt mir's fein,
Der Wunderdinge mehr gemacht,
Als Fröſche auf die Bein' gebracht!
Doch meine Reiſeaventuren,
Die würden hier zu weit mich führen,
Und will ich meine Bildung zeigen,
Muß ich verſtehn, von mir zu ſchweigen.
Die Zeit hat alles hoch getrieben,
Auch wir ſind nicht zurückgeblieben;
Den Durſt nach Wiſſenſchaft zu löſchen,
Gefällt anjetzt ſogar den Fröſchen.
Statt ewig nur zu brekekekken,
Geb' ich ein andres Lied zu ſchmecken.

(Zu Heim mit Pathos.)

Kennſt du das Dorf und auch das Pfarrhaus dort,
Einſt deiner Wiege freundlich ſtillen Ort,
Wo dir der Zauber einer rothen Hoſe
Der Kindheit Dämm'rung magiſch hat erhellt,
Und wo ein goldbordirter Hut die Loſe
Des Arzt's zuerſt dir lockend vorgeſtellt? —
Da her komm' ich,
Vom Pfarrer und Gemeinde grüß' ich dich!

Kennſt du das Feld, die Wieſe und den Garten,
Die ungeduldig ihres Lieblings harrten,
Wo du mit Bruder Anton und mit Fritz
Bald übteſt Knabenluſt und Knabenwitz,
Bald Kappe-Hans-Mathes vor andern vielen,
Und Murze-Käpper wähltеſt zu Geſpielen? —
Da her komm' ich;
Ach, könnt' ich von den Todten grüßen dich!

Kennſt du den Wald, den Bach, den Bronnen*,
Den einſam du vor allen liebgewonnen?

---

* Der F...brunnen bei Solz hat ſeinen anſtößigen Namen

Auch sein Getös — hier wär' es ungezogen —
Vernahmst du gern und warst ihm sehr gewogen.
Natur, die Heilige, reißt keine Zoten,
Spricht sie gleich oft in sonderbaren Noten. —
Von ihm komm' ich,
Auch mir befreundet, grüßt er dich!

Die mancherlei übrigen Scherze der Kinder übergehend, von denen ein jedes seine Rolle in Anspruch nahm und dreist und genau durchzuführen sich beeiferte, wenden wir uns zu dem Jubelhochzeitstage selbst.

Am Morgen des 27. März wurden die bräutlichen Aeltern durch einen feierlichen Gesang der Kinder und Kindeskinder begrüßt. Bei dem Schlusse scharten sich die blühenden Enkel und Urenkel mit Blumenkränzen und Gewinden um das von freudiger Rührung innig ergriffene verjüngte Paar der Alten — ein über alle Worte erhabenes Bild irdischer Glückseligkeit, himmlischen Segens in diesem vergänglichen Dasein. Die ersten Stunden des Tages gehörten im engsten Familienkreise den Ergießungen der Liebe, des Dankes gegen Gott für das, was er sie alle heute erleben ließ. Dann fanden sich in großer Zahl Glückwünschende aus allen Ständen, das königliche Haus nicht ausgenommen, ein; manche mit sinnigen Gedichten. Auch die Zeitungen der Stadt suchten durch poetische Verkündigungen das seltene Fest des allgeliebten Mitbürgers zu verherrlichen. — Am Mittag erschien der Oberprediger Fiedler, derselbe alte spandauische Freund, welcher funfzig Jahre zuvor das glückliche Paar am Altar getraut hatte, den Bund segnend auf derjenigen Stelle zu erneuern, wo sämmtliche Kinder Heim's den priesterlichen Segen zu den geschlossenen Ehebündnissen empfangen hatten. Nur die nächsten Verwandten waren Zeugen der feierlichen Handlung, und unter ihnen befanden sich noch drei Personen, welche auch vor funfzig Jahren als Hochzeitsgäste zugegen waren. So saßen also mit dem Brautpaare und dem Geistlichen bei dem der Ein-

---

nicht von dem Geräusch der Quelle, wie aus poetischer Licenz hier angenommen ist, sondern von den Wirkungen seines Wassers.

segnung folgenden Mittagsmahle noch sechs von den zwanzig Tischgenossen beisammen, welche vor funfzig Jahren sich um die Tafel gereiht hatten. In der noch muntern Tante der Jubelbraut und dem Urenkel der letztern nebst den Zwischengliedern stellten sich fünf Generationen dar. — „Gott sei gedankt, daß ich diesen Tag erlebt habe", schrieb Heim in sein Tagebuch, und wer von den Seinen, die um ihn waren, wäre nicht sein Leben lang von gleichem Dankgefühle durchdrungen? Am Schlusse desselben Monats lesen wir die Worte: „Mein Stolz und meine Würde ist, daß der Schöpfer aller Dinge auch mich werthgehalten hat, in dieser Welt zu leben; und ich weiß, daß ich ihm ebenso wichtig bin als das Universum, denn bei Gott ist nichts groß noch klein. Jedes einzelne Wesen steht im Mittelpunkte des Ganzen. Ich verehre in Gott meinen wahren Vater und besten Freund, und habe schlechterdings keine Furcht vor ihm." — So klar und freudig blickte er hinauf in die höhere Welt, welche zu schauen er um so mehr verlangte, als bald nach dem so glücklichen, frischen Jubelhochzeitfeste ein hartnäckiges Wechselfieber seine Kräfte sichtbar verzehrte. Schon hatte er mehrere Anfälle der Krankheit erlitten, als er am 14. April ins Tagebuch schrieb: „Heute sind es 52 Jahre, daß mein unvergeßlicher Freund Muzel starb. Nun werde ich ihm bald nachfolgen, wie ich von Herzen wünsche, denn ein Leben ohne Thätigkeit ist kein Leben für mich." — Unterm 2. Juni 1830 freut er sich der Blumen auf den Gräbern der ihm vorangegangenen Seinen, des gefälligen Ansehens der Stätte, wo er bald unter ihnen zu ruhen gedachte, und zu welcher er in den letzten Jahren öfters wallfahrtete. Indessen schlug die Lebensflamme abwechselnd noch frisch in ihm auf. In eben diesem Monat finden wir, daß er an einem Tage mehrere Stunden Kranke zu Fuß besuchte und mit dem lebhaftesten Interesse bei Professor Ehrenberg sich über dessen mikroskopische Beobachtungen unterrichtete. Ein andermal — den 25. — lesen wir, daß er des Morgens fünf Viertelstunden bei den Patienten umhergegangen, dann zu seinem Freund Fiedler nach Spandau gefahren ist. Am Abend aber beschreibt er die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Augsburgischen Confession.

Selbst politische Ereignisse erregen seine ganze Theilnahme, und er verspricht sich von der Einnahme Algiers durch die Franzosen, daß diese dem Dei „Mores lehren werden". — Ueber die im September 1830 mehrere Tage hintereinander in der Stadt vorgekommenen Unruhen, welche auswärts hundertfach übertrieben wurden, enthält das Tagebuch getreue Nachrichten. Das oft wiederkehrende Fieber veranlaßte jedoch von dieser Zeit an nicht selten mehrtägige Lücken, und die Handschrift wird unsicherer.

Die vier letzten Jahre Heim's erscheinen im Vergleich mit seiner bis in ein so hohes Alter ununterbrochenen, außerordentlichen Thätigkeit als ein Stillleben. Indessen beweisen seine eigenen Bekenntnisse, daß ihn die Vorsehung auch in diesem letzten Abschnitte seines Daseins noch vor Millionen seiner Brüder begünstigte, welches er immer wieder dankbar erkannte, so schwer ihm auch oft die von seinem Alter unabwendbaren Hemmungen geistiger und leiblicher Bewegung auf die Seele fielen und die Heiterkeit derselben für den Augenblick störten. Die meisten, welchen ein so langes Erdenleben vergönnt ist, lassen sich schon mit 70 Jahren die ruhige Pflege gefallen, in welche Heim mit 83 Jahren sich ungern fügte. Unterm 27. April 1831 sagt das Tagebuch: „Diesen Vormittag bin ich mit meiner Frau nach Spandau zum Oberprediger Fiedler gefahren und habe mich sehr gefreut, diesen braven Mann, welcher tödlich krank war, wieder gesund zu sehen, wofür ich Gott danke. Der Himmel war hell, aber der Wind heftig und kalt, und ich habe viel husten und auswerfen müssen. Ich bin müde, matt und träge und unlustig zur Arbeit, mag mich oft nicht einmal mit meinen Moosen beschäftigen; das Gedächtniß wird mir immer untreuer; meine Füße stehen nicht fest, und das Gehen wird mir sauer. Kurz, ich bin ein alter Mensch: Senectus ipse morbus. (Das Alter ist selbst eine Krankheit.) Indessen habe ich Ursache genug, mit meiner Lage zufrieden zu sein und Gott dafür zu danken." — Er zählt nun auf, wie sein Husten gelinder als sonst, wie ihm Essen und Trinken wohlschmecke und er neun bis zehn Stunden vortrefflich schlafe, sein Pfeifchen mit großem Genuß rauche, keine Sorgen um

die Seinen habe, diese vielmehr jeden Tag bemüht wären, zu seiner Pflege und Aufheiterung beizutragen, jeden Abend zu seiner Unterhaltung in traulichem Kreise sich um ihn versammelten u. s. w. „Aber", schließt er, „es ist mir oft schmerzhaft, daß ich der mir angeborenen Thätigkeit entsagen soll, daß Trägheit und Unlust zur Arbeit sich meiner so bemeistert haben." Nur in den ersten Monaten dieses Jahres finden wir noch mehrere von ihm behandelte Kranke eingetragen. Im März des folgenden Jahres, nachdem er am 52. Jahrestage seiner Ehe Gott für das Glück gedankt hat, welches ihm aus dem Besitze der liebevollsten Gattin erwachsen ist und durch die aufmerksamste, zarteste Pflege täglich zutheil wird, bemerkt er am Schlusse des Monats: „Schon seit mehrern Jahren glaubte ich beim Anfange eines jeden Viertels, daß ich dessen Ende nicht erleben würde; täglich dachte ich an meinen Tod. Und nun ist schon wieder ein Viertel abgelaufen, ich lebe noch und befinde mich eigentlich besser als seit drei Jahren. Seit kurzem haben meine Kräfte zugenommen, ich bin etwas stärker geworden und kann besser gehen." — In der weitern Schilderung seines Zustandes, welche namentlich auch eine Wiederholung der früher erwähnten Erscheinung des rasch emporwachsenden Grases und der unzähligen goldenen Punkte vor den auf den Boden gehefteten Augen enthält, klingt jedoch immer die Klage über die unüberwindliche Trägheit durch. Dann fährt er fort: „Das Schlimmste ist die Schwäche des Gedächtnisses. Die bekanntesten und gemeinsten Dinge fallen mir oft nicht bei, wenn ich sie gebrauchen will. Zuweilen bilde ich mir ein, ich hätte noch Kraft und Geist genug, um zu prakticiren; indessen gar bald ruft mir die Vernunft zu: Ohne Gedächtniß ist es aus mit dir in diesem Punkte — gewöhne dich, nichts zu thun und faul zu sein, so fordert es dein Alter." Rührend ist die Aeußerung am folgenden 14. April, an welchem 54 Jahre zuvor Freund Muzel gestorben war: „Und wenn ich auch alles vergessen sollte, was ich gewußt, so werde ich seine Freundschaft nie vergessen."

Durch solche Betrachtungen unterdrückte er die bei manchem Anlaß, besonders bei der in den Jahren 1831 und

1832 in Berlin herrschenden Cholera erwachende Begierde, sich mit Gewalt zu ermannen, die neue Geisel der Menschheit zu erforschen und womöglich zu bewältigen. Einem seiner liebsten Schüler aus dem Morgenklinikum der letzten Jahre — Dr. Calow — wird im Tagebuche billiges Lob und Klage gewidmet. Dieser hatte sich, selbst schon längere Zeit leidend, gleich beim Ausbruch der Cholera mit brennendem Eifer der Behandlung der Kranken unterzogen, bei den ersten Sectionen, um den nicht contagiösen Charakter der Krankheit zu erhärten, selbst Blut von den Leichnamen gekostet. Er fiel ruhmvoll auf dem Kampfplatze. Die räthselhafte Seuche war selbst in die Mitte von Heim's Familie gedrungen. Wenn ihm aber nicht vergönnt war, selbst hülfreich beizuspringen, so hatte er dagegen die Genugthuung, daß der Tod kein Opfer forderte und die Kranken unter der Behandlung des zärtlich geliebten Sohnes genasen.

Die Ruhe und Zurückgezogenheit verschaffte Heim manchen Genuß, für welchen während der frühern angestrengten ärztlichen Thätigkeit keine Zeit blieb. Im Jahre 1831 war der Botaniker Thiele viel bei ihm beschäftigt, die Moossammlung zu ordnen und zu ergänzen. Dann ließ er einen sehr unterrichteten Kryptogamisten, den Apotheker Funk aus Gefrees bei Baireuth, auf seine Kosten nach Berlin kommen und mehrere Wochen bei sich wohnen, um durch lebendige Mittheilung in seinem Lieblingsfache womöglich nachzuholen, was er im Drange der ärztlichen Praxis bei dem steten Fortschreiten der Wissenschaft versäumt hatte. Im Jahre 1832 gedenkt er eines Studiosus Klotsch, welcher durch seine Kenntniß der Schwämme, durch das geschickte Zerschneiden, Trocknen und Aufkleben derselben ihn sehr anzieht und große Lobsprüche von ihm erntet. — Als Jüngling hatte Heim manchen durch seine zierlich aufgeklebten Moosblümchen erfreut. Jetzt hatte er wieder Muße, die alte Kunst zu üben, und er benutzte sie, um seinen Freunden, besonders aber seinen Kindern und Enkeln dergleichen Blättchen, mit Moosen geziert und auf das sauberste beschrieben, zum Andenken zu verehren. Außer den Namen neben den zarten, wunderbaren Gebilden finden sich auf den Blättern auch sinnige Sprüchlein, welche Heim

theils von andern aufgezeichnet, theils bei seinem andächtigen Studium der kleinsten Moose in der Seele empfangen und in Worten niedergeschrieben hatte. Die Tagebücher enthalten viele Sprüche wie dieser: „In minimis Deus est maximus.“ (Im Kleinsten ist Gott am größten.) — Im 84. Jahre schrieb er folgende Gedanken und Empfindungen über die Moose nieder: „Unter allem Vergnügen, so ich auf dieser Welt gehabt habe, ist wol kaum ein reineres und lebhafteres gewesen als das beim Aufsuchen und Untersuchen der Moose. Auch die Moose stehen im Mittelpunkte der erschaffenen Wesen, und wenn es Gott gefiele, alle unserm Auge sichtbaren Gestirne in einen einzigen Weltkörper umzuschaffen, so würde dieser doch seine Allmacht nicht mehr verkündigen als ein jedes dieser kleinen Gewächse.“

„Das geringste Moos ruft dem Kenner ebenso gut als der ganze gestirnte Himmel zu: Es ist ein Gott!“

„Oft habe ich beim Untersuchen eines Mooses dieses als einen Prediger angesehen, der von der Allmacht Gottes zu mir redete; und das Moos hat mich mehr erbaut und gerührt als mancher Gottesdienst.“

„Als ich in Spandau vierzehn Tage nach der Verlobung mit meiner lieben Frau von der Ruhr tödlich befallen wurde, erschien mir der Tod nicht schrecklich; doch beunruhigte mich oft der Gedanke, daß ich mich von meiner Moossammlung trennen sollte. Ich habe zwar mehrmals für eine unerwartet empfangene Wohlthat Gott auf meinen Knien gedankt, aber nie ist dies mit so vieler Rührung der Seele geschehen als in England. An einem heitern Herbsttage ging ich nachmittags ins Feld, um Moose zu suchen. Indem ich dahinwandelte, wurde ich vor meinen Füßen ein von mir noch nie gefundenes kleines Moos in großer Menge gewahr. Halb erstarrt blieb ich stehen, und unwillkürlich fiel ich auf meine Knie, küßte das Moos und dankte Gott aus der Fülle meines Herzens für den herrlichen, nie geschenkten Anblick.“

„Einen so hohen Genuß mir bei Tage im Wachen die Moose gewährt haben, so haben sie mich doch auch nicht minder bei Nacht in Träumen erfreut. Da stand ich auf einem Berge, die umliegende Landschaft herrlich erleuchtet, und

wohin ich meine Augen richtete, sah ich Moose in ihrer schönsten Vollkommenheit. Solche Träume hatten immer die Wirkung, daß ich am folgenden Tage alle meine Geschäfte mit mehr Munterkeit als gewöhnlich verrichtete und mit Gott und der ganzen Welt zufrieden war."

Wiederum, wie einst in der schweren Ruhrkrankheit in Spandau, kümmerte ihn zuweilen das Schicksal seiner Moossammlung, während er über alles andere, was er auf Erden zurücklassen sollte, völlig beruhigt und zufrieden den Tod nahen sah. Zweifelnd musterte er seine Enkel, ob wol einer oder der andere den Schatz zu würdigen und zu benutzen bestimmt sein möchte, und überließ sich wol der Hoffnung, daß auf den einen, welcher seinen Namen erbte, auch die Liebe zu den Moosen übergehen würde. Im Jahre 1834 beschloß er jedoch, die Sammlung bei der Universität Halle, der Wiege seiner botanischen Studien, niederzulegen, und sandte sie wenige Wochen vor seinem Tode dahin ab. Bei einem der ältern Enkel fand er 1831 ganz unerwartet eine kleine wohlgeordnete Mineraliensammlung, und merkte abends im Tagebuche an, wie er sich gefreut, daß der junge Sammler gut unterrichtet sei über die beträchtliche Anzahl seiner Stufen. Ueberhaupt trat ihm das heranwachsende Geschlecht näher, seit er sich mehr zu Hause hielt und seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände richtete, für welche ihm früher der ärztliche Beruf selten einen Augenblick übrigließ. Mit freundlicher Theilnahme hörte er von einem funfzehnjährigen Enkel die Beschreibung einer Fußreise durch die wohlbekannten Gegenden seines eigenen Geburtslandes vorlesen und drückte dann im Tagebuche belobend seine Freude darüber aus.

Vorlesen wurde in seinen letzten Jahren eine stehende Unterhaltung. Jeden Abend ließ er sich zu diesem Zwecke einen Lector kommen, während auch noch in manchen andern Stunden dies Geschäft von den Seinen übernommen wurde. Die neuern von ihm selbst mit durchlebten Biographien von Zeitgenossen zogen ihn hauptsächlich an. Was an Briefen und Berichten von seinem Freunde Muzel und ihm selbst über ihre gemeinsame große Reise, was von dem Briefwechsel

mit den Brüdern erhalten war, gewährte ihm eine wahre Seelenstärkung. Stets rege und lebendig blieb auch der Eifer für den ärztlichen Beruf und für die Naturkunde. Hufeland wird wegen seiner Iatrognomik das gebührende Lob gespendet, und Cuvier über die fossilen Knochen mit Nöggerath's Ergänzungen nicht nur aufmerksam angehört, sondern auch durch dessen emsigen Besuch der entsprechenden Sammlung auf der Universität verdeutlicht und das Vernommene zur Anschauung gebracht, auch dabei der Güte des Professors Weiß dankbar gedacht. Ja die schwachen Füße müssen den sechsundachtzigjährigen Greis noch viele Stufen höher tragen, wenn es bei Lichtenstein eine Seltenheit, wie etwa eine aus Westindien mit Färbeholz lebendig nach Europa versetzte Riesenspinne (A. avicularia) zu sehen gibt. In so treuer Liebe zu der Natur that es ihm wohl, und wurde billig im Tagebuche erwähnt, wenn A. von Humboldt ihn in einem Billet seinen alten Freund und Lehrer nannte.

Heim's eigenen Antheil an der Sammlung seines literarischen Nachlasses gehörigen Orts herauszuheben, glauben wir dem Herrn Herausgeber desselben überlassen zu müssen. Manche Stunde seiner letzten Jahre war diesem Gegenstande gewidmet.

Wie der unbezwingliche Trieb der Untersuchung ihn bis an sein Ende in Bewegung hielt, bekundet das Tagebuch unterm 19. Juli 1834, wo er bei einem der in den letzten Jahren sehr häufigen Besuche des schwachen und kranken Freundes Fiedler in Spandau auch in das dortige Zuchthaus geht, um zwei junge Brandstifterinnen von 14 und 16 Jahren kennen zu lernen, welche zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt waren. „Beide haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht", sagt Heim, „und ich möchte fast der Meinung sein, daß diese Kinder zu hart bestraft worden."

Manche seiner täglichen Spazierfahrten führte ihn auch zu seinem alten Freunde Friedländer, welcher den Sommer in Charlottenburg zubrachte. Bei diesem holte er sich Aufklärung über die Räthsel des Alten Testaments und über die ältesten Geschichten der Völker. Uebrigens las er unter den alten Büchern nichts lieber als das Buch Hiob.

Bei den in der neuern Zeit durch die Kirchenzeitung aufgeregten Streitigkeiten der sogenannten Mystiker und Rationalisten erwachte in ihm das alte Interesse an solchen Untersuchungen; die bedeutendern Parteischriften mußten ihm vorgelesen werden und veranlaßten manche Bemerkung im Tagebuche, ohne jedoch seinen eigenen Glauben merklich zu berühren. Sein Christenthum war rein praktisch, wie die Richtung alles seines Denkens und Thuns; er setzte sein Licht nicht unter den Scheffel, sondern ließ es leuchten vor den Leuten, daß sie seine guten Werke sahen, deren er sich selbst aber niemals rühmte. Darum fand er auch seine beste Erbauung in Christi Bergpredigt, welche solche Lehren gibt und welche er sich laut Zeugniß des Tagebuches vom 5. Trinitatis-Sonntage seines Sterbejahres öfters von seiner Gattin vorlesen ließ. In folgenden Worten des Tagebuches vom 7. April 1831 spricht sich die echt christliche Duldung aus, welche sein Gemüth erfüllte: „Mein Diener L., welcher den 1. dieses Monats bei mir angezogen ist, hat mich heute schon wieder verlassen. Er gefiel uns allen wohl und ist ein sehr tüchtiger Mensch, aber ein Frömmler, der sich ein Gewissen daraus macht, in einem Hause zu dienen, wo täglich gespielt* und weder gesungen noch gebetet wird. Die große Offenherzigkeit, mit welcher er mir dieses auf meine Fragen bekannte, hat mir an ihm gefallen, und ich wünsche ihm eine gute Herrschaft, welche mit ihm singt und betet. Zum Glück habe ich auch schon einen andern Bedienten, welcher acht Jahre beim Geheimrath B.... gedient hat.“ — Dieser pflegte denn auch den alten freundlichen Herrn bis zu seiner letzten Ruhe, und Heim hatte Ursache, mit dem Tausche zufrieden zu sein. Als nämlich jener angeblich fromme Mann schon nach acht Tagen schüchtern um seine Entlassung bat, ohne irgendeinen Grund der Unzufriedenheit anzugeben, fiel dies Heim auf, und nach der mit den Seinigen darüber ge-

* Die obenerwähnte unschuldige Whistpartie, zu welcher sich Heim in den letzten Wochen seines Lebens zuweilen gegen Abend noch erhob, wenn er den ganzen Tag über sein Lager nicht verlassen hatte.

pflogenen Unterhaltung schienen mehrere Zeichen darauf hinzudeuten, daß die stets freie und lebhafte Discussion der zahlreichen Familie über alle Erscheinungen des Tages, folglich auch über das Treiben der Frömmler, dem still aufwartenden Diener Anstoß gegeben hätte. Auf die deshalb von dem gutmüthigen Herrn eröffnete Untersuchung erfolgte alsbald ein offenes Geständniß, daß allerdings des Dieners religiöse Ueberzeugung ihn aus dem Hause gehen hieße. Als Heim ferner fragte, ob er selbst nach der Meinung des Dieners denn wol Gnade vor Gott finden werde oder die ewige Verdammniß zu fürchten habe, erhielt er die mehr feine als orthodoxe Antwort, daß die guten Werke eines so langen thätigen Lebens dem Herrn Geheimrath wol auch jenseits zur Rechtfertigung dienen würden. Für das jüngere Geschlecht in der Familie wußte er aber keinen Rath noch Trost als eine gründliche Sinnesänderung und Bekehrung. — Nicht lange nachher trat dieser Mann bei einem Gutsbesitzer im Havellande in Dienst, von dessen näherer freundschaftlicher Verbindung mit mehrern Gliedern der Heim'schen Familie er nichts ahnte. Auf die gelegentliche treuherzige Frage des jungen, lebenslustigen Herrn, warum der Diener das Heim'sche Haus so bald verlassen habe, gestand dieser ohne Hehl, gleich gefühlt zu haben, daß er es bei den an Jahren sehr vorgerückten weiblichen Dienstgenossen, mit denen ein angenehmes Verhältniß anzuknüpfen unmöglich gewesen, auf die Dauer auszuhalten nicht über sich habe gewinnen können.

In seinen letzten Lebensjahren besuchte Heim nur wenige Kranke, welche ihm durch besonderes Vertrauen oder alte Freundschaft näher verbunden waren. Einem Verhältnisse dieser Art verdankt man sein Bild von Hübner, im Jahre 1833 gemalt und ausgehängt auf der Kunstausstellung im Herbste 1834, als er eben aus dem Leben schied. Auf dem Bilde liest man die von Heim aus seinem Hiob (XXIX, Vers 5) gewählten Worte: „Der Allmächtige war mit mir und meine Kinder um mich her." Hiermit drückte er das tiefe Gefühl aus, welches ihn sein Leben lang, ganz besonders aber in den ruhigen letzten Jahren erfüllte — den Dank

gegen Gott, welcher ihn so reichlich im Leben gesegnet hatte und ihm den späten Abend durch einen schönen Kreis von Kindern und Enkeln versüßte. Wir erwähnten vorhin schon, wie diese letztern sich dem verehrten und geliebten Großvater immer mehr näherten. Mit freudigem und gerührtem Herzen gedachte er oft der anmuthigen Spiele, womit die Enkel den Vorabend der Goldenen Hochzeit verherrlicht hatten, und an einem Jahrestage ließ er sich sämmtliche Scenen wiederholen. Wie einst auf seine Kinder in zarter Jugend, richtete er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die Urenkel, und vertraute dem Tagebuche seine Beobachtungen, seine Wünsche und Hoffnungen an. Innig erfreut war er an seinem Geburtstage (1831) über ein Gedicht, welches einer der Enkel verfertigt hatte und welches, in Musik gesetzt, auch sogleich mehrstimmig bei Tische vorgetragen wurde. Wenige Wochen später, am 9. August, meldet das Tagebuch: „Heute legte meine herzensgute Frau ihr siebenundsechzigstes Jahr zurück. Von meinen Kindern wurde dieser Tag auf dem Pichelsberge durch Gedichte von Ch. und M., durch ein herrliches Mittagsessen, durch Blumenkränze, Musik, Tanz, Sprünge der Knaben, Verkleidungen u. s. w., zusammen in einer Gesellschaft von 28 Personen im höchsten Frohsinn gefeiert. Abends gegen 10 Uhr kamen wir erst nach Berlin zurück.“ In ähnlicher Weise ergießt er sich noch über einen schönen Abend, welchen er im Juni 1834 in Moabit mit den Seinigen zubrachte. Jeder, den das Familienband umschlang, wurde ebenso von andern glücklich gepriesen, wie er selbst durchdrungen war von dem Segen, den ihm der Himmel dadurch verliehen hatte. Im Jahre 1832 besuchte die einzige Tochter des geliebten Bruders Ludwig ihren alten Oheim und bereute es nicht, ihn erst so spät in seinem Hause aufgesucht zu haben, da sie jetzt beständig um ihn sein, sich seines Anblicks und seiner Unterhaltung ganz erfreuen konnte; während er sonst selten daheim zu finden gewesen. An seinem letzten Geburtstage, den 22. Juli 1834, zählte er 26 der Seinen an seinem Tische, und unter ihnen abermals eine aus der Ferne erschienene Nichte, Tochter des Bruders Fritz. An demselben Tage erfreute ihn der Besuch seiner hohen Gönnerin, der

Prinzessin Luise Radziwill, nebst der verehrten Tochter, Prinzessin Elise, welche ihn mit den schönsten Blumen beschenkten. Die überschwengliche Huld, welche Heim von diesem edeln Hause noch erwiesen wurde, als er sein ärztliches Verhältniß zu demselben längst hatte aufgeben müssen, bereitete ihm in der Trauer über seine gelähmte Kraft manche selige Stunde und erfüllte seine Seele mit inniger Dankbarkeit. Im Jahre 1831 beglückte ihn sogar die Prinzessin nebst ihrem fürstlichen Gemahl und ihren Kindern durch einen Abendbesuch im Schose seiner Familie, um an seiner harmlosen Whistpartie theilzunehmen und diese mit einem wunderbaren Glanz zu umgeben, während der übrigen Gesellschaft der herrlichste musikalische Genuß zutheil wurde. Von der kunstreichen Hand der Prinzessin wird auch eine Zeichnung Heim's in ganzer Gestalt aus seiner vollkräftigen Zeit um so mehr als Kleinod in dessen Familie aufbewahrt, als kein anderes Bild den Totaleindruck seines ganzen äußern Wesens treuer ins Gedächtniß ruft.

Den vielen ausgezeichneten Beweisen der reinsten Achtung, der liebevollsten Theilnahme, welche Heim in seinem höchsten Alter von allen erfuhr, die er sich in seinem langen Leben durch ärztliche Dienste, durch Freundschaft, Liebe, Gefälligkeit und Wohlthaten verbunden hatte, entsprach überall sein eigenes Verhalten bis zum letzten Lebenshauch. Wir erwähnten schon, wie er in den letzten Jahren kurz vor seinem Tode sehr oft zum Trost und zur Erheiterung seines alten Freundes Fiedler nach Spandau fuhr. Wenn er bei dem darauf bezüglichen Vermerk im Tagebuche zuweilen der überaus glücklichen Folgen seines Entschlusses, Spandau mit Berlin zu vertauschen, gedenkt, so versäumt er dabei nicht, seinen Dank gegen die Gottheit gleichsam mit auf die Stadt Spandau zu übertragen, welche ihm den Grundstein zu dem Bau seines irdischen Glücks, die geliebte Gattin, geschenkt hatte.

Seinen ältern und jüngern Collegen widmete er in jeder Beziehung die herzlichste Theilnahme, als er auch nicht mehr mit und unter ihnen wirken konnte. Das Tagebuch liefert rührende Zeugnisse darüber, wie z. B. den Ausdruck seiner

Betrübniß über die Leiden des Anatomen Rudolphi, als er dieſen im October 1832 beſuchte, und im folgenden Monat die Klage über deſſen Tod, über den in dem ausgezeichneten Manne die Wiſſenſchaft treffenden Verluſt.

Bis wenige Tage vor ſeinem Hinſcheiden fuhr Heim täglich aus. Es war ihm Bedürfniß, in freier Luft zu athmen, im Sommer ſich am Grün der Bäume zu laben. Wo er ſich unter ſeinen Mitbürgern ſehen ließ, gaben ſich die Zeichen der allgemeinen Verehrung, der belohnendſten Volksliebe kund. An ſeinem vierundachtzigſten Geburtstage fuhr er gegen Abend auf Einladung eines Tiſchgenoſſen nach dem „Duſtern Keller". Seine Erſcheinung erregte allgemeinen Jubel unter den Stammgäſten, und er mußte ſich entſchließen, am Kegelſpiele theilzunehmen, wobei er ſo glücklich war, nach einem Fehlwurfe ſechs Kegel zu treffen. Auf dem ſtrahlauer Fiſchzuge deſſelben Jahres 1831, auf dem Feſte der Schlacht von Großbeeren im Tivoli 1833, bei einem Beſuche der Pfaueninſel an einem der öffentlichen Tage u. ſ. w. bezeigte, wie das Tagebuch meldet, die größere Menge in mannichfaltiger Weiſe ihre Freude über ſeine Gegenwart.

Vergleicht man mit dieſem Verkehr mit den Menſchen und der Natur die oben aus dem Tagebuche angeführten Zeugniſſe von der allmählich zunehmenden Ermüdung, von dem nahenden Stillſtande der phyſiſchen Kräfte, ſo muß man auch jetzt, wie oft in frühern Jahren, die lange Herrſchaft des belebenden Geiſtes über den hinfälligen Leib in Heim bewundern. Noch mehr fällt dieſer Kampf in die Augen, wenn man in ſeinen Kalendern die täglichen kurzen Notizen über ſeinen körperlichen Zuſtand neben den aufgezeichneten Ereigniſſen überſieht. Als Charakteriſtik der wechſelnden hellen und trüben Stunden kann man eine Sentenz betrachten, welche ſich am Schluſſe des Januars 1834 findet, und wie dergleichen ſehr häufig abwechſelnd mit Liedern und bibliſchen Sprüchen am Monats- oder Jahresſchluſſe in ſeinen Tagebüchern zu leſen ſind:

Quae laudanda forent et quae culpanda vicissim,
Haec creta, mox illa carbone notamus. *

Das Schreiben wurde ihm jetzt schwer, und die einzelnen Tagesberichte wurden immer kürzer abgethan. Unterm 15. Februar 1834 sind die Verdienste des herrlichen, von Heim hochverehrten Schleiermacher herausgehoben, worauf eine gedrängte Beschreibung seines feierlichen Leichenbegängnisses folgt; dann aber wird zur vollständigern Charakteristik des Verklärten der aus den öffentlichen Blättern ausgeschnittene schöne Nachruf der Armendirection dem Tagebuche einverleibt.

Steifheit in den Gelenken, besonders in dem Genick, belästigten den müden Greis sehr in den letzten Monaten. Er nahm deshalb sehr häufig Staubbäder in dem Schneider'schen Badeschrank. Unterm 12. Juni 1834 wird bemerkt, daß er sich wegen Unsicherheit der Hand nach längerm Kampfe mit sich selbst an diesem Tage zuerst von einem andern rasiren lassen mußte. Nach der Feier seines achtundachtzigsten Geburtstages gegen Ende des Juli befiel ihn eine heftige, nicht mehr zu bewältigende Diarrhöe, und die Eßlust verschwand allmählich ganz. Im August finden sich nur noch an vier Tagen Bemerkungen im Tagebuche. Die vom 2. und 9. beziehen sich auf die Geburtstage seines Sohnes und seiner geliebten Gattin. Die dazwischen befindliche vom 3. August war wie alljährlich vorzugsweise seinem Könige gewidmet: „Es lebe der König! werden heute, wie ich, gewiß mehrere Millionen mit fröhlichem Gemüthe ausrufen. — Wegen der großen Hitze weder mittags noch abends ausgefahren." — Unterm 14. ist noch einer Fahrt nach Charlottenburg gedacht und damit auf ewig geschlossen. Bis zum 13. August reichen selbst die täglichen Wetterbeobachtungen; auch sind in diesem Monate noch empfangene Briefe eingetragen. Zu seiner Erheiterung ließ er sich jetzt die gedruckten Acten über sein Jubiläum und die in gleicher Art über seine

* Das etwa Lobens- oder Tadelnswerthe bezeichnen wir abwechselnd mit Kreide- oder Kohlenstrichen.

Goldene Hochzeit gesammelten Documente vorlesen. Die in der Beilage C. unserm Buche angehängten Heimiana ergötzten ihn so, daß er nach seinem nahen Tode als Zeichen des Dankes dem freundlichen Dichter einen Korb des besten Weins aus seinem Keller zu senden befahl. In den letzten Tagen, als er sich selten und endlich gar nicht mehr von seinem Lager aufzuraffen vermochte, gedachte er noch manches Bedürftigen, selbst in weiter Ferne, und jeden Tag bezeichneten freundliche, wohlthätige Aufträge an die Seinen für den Fall seines Todes, den er mit der größten Seelenruhe nahen sah. In christlicher Ergebenheit schwebte der klare, freudige Geist frei über dem erlöschenden Flämmchen des irdischen Lebens. Er verwies den Seinigen die besorgten, betrübten Mienen, indem er versicherte, daß ihm überaus wohl sei in seinen Träumen, in denen er wunderbar schöne, nie gesehene Pflanzen und Bäume, mit Blüten und Früchten, Engel, ja das Antlitz Gottes selbst erblickt, „der sehr freundlich zu ihm geredet habe". Auch der Scherz verließ ihn nicht in diesen ernsten Stunden. Er erinnerte sich einer vornehmen Kranken, welche, vierundachtzig Jahre alt, ihm oft dringend anempfohlen hatte, daß er sie nur vor dem Marasmus senilis (Schwindsucht aus Altersschwäche, Entkräftung) schützen sollte. „Hätte ich das rechte Recept gefunden", sprach er, „so wäre es nun Zeit, es mir selbst zu verordnen." Am vorletzten Tage seiner Auflösung ließ er sich das von Begas' Meisterhand wunderbar vollendete Bild des Tribunals-Präsidenten von Grolman an das Bett bringen, um von dem alten Freunde Abschied zu nehmen. Dieser ehrwürdige vierundneunzigjährige Greis hatte Heim noch selbst die Hand drücken wollen, was jedoch von den beiderseitigen Angehörigen aus Besorgniß vor zu heftiger Erschütterung der Gemüther abgewendet wurde.*

---

* Die beiden Alten hatten oft Scherz miteinander getrieben. Heim verlangte von seinem Freunde eine Verschreibung, ihn nach dem Tode seciren zu dürfen; dergleichen kernhafte Naturen innerlich kennen zu lernen, sei ebenso selten als merkwürdig. Worauf von Grolman zu erwidern pflegte, er danke bestens fürs Compli-

Wie gegen Gott, so war Heim's Gemüth auch gegen seine Mitbrüder voll inniger Dankbarkeit durchdrungen, und besonders gegen die gute Stadt Berlin, in welcher der Baum seines irdischen Glücks so frisch emporgewachsen war, so reiche Blüten und Früchte getragen hatte, wo ihm so viele Beweise von Achtung und Liebe zutheil geworden. In den letzten Lebenstagen wiederholte er oft den Wunsch, daß dieser sein Dank nach seinem Hinscheiden öffentlich ausgesprochen werden möchte.* Sanft, ohne das leiseste Zeichen des Schmerzes, hauchte er am 15. September 1834 in der Mittagsstunde in den Armen der Liebenden, welche um ihn waren, die fromme Seele aus, bis an die Pforten des Todes ein glücklicher Sterblicher. Mit Recht ließ er einst über seine Ruhestätte die Worte setzen: Es sei kein Trauerort für die Familie Heim.

Ueber das Leichenbegängniß berichtet die „Staatszeitung" Folgendes: „Am 18. September vormittags wurde Heim's sterbliche Hülle zur Erde bestattet. Von der Stelle, wo er sanft entschlief, wo der anwesende älteste Geistliche den Ehebund der sechs Kinder des Hauses eingesegnet hatte, hoben die jüngern Aerzte der Stadt, treue Schüler des abgerufenen alten Meisters, den Sarg hinweg und trugen ihn feierlich zum Wagen. Viele Tausende der Einwohner Berlins bildeten stille Reihen von dem Sterbehause bis zum Friedhofe vor dem Halleschen Thore. Der König, des Landes geliebter Vater, der den Lebenden durch hohe Huld beglückt hatte, erwies auch dem Entschlafenen die letzte Ehre durch Absendung seines achtspännigen Wagens. Eine ähnliche Auszeichnung wurde dem Verstorbenen von seiten der Prinzen des königlichen Hauses zutheil. Ein glänzendes und zahlreiches Gefolge von Personen jedes Standes und Ranges, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten, Freunde

---

ment, gedenke aber vielmehr, selbst seinem Freunde Heim die letzte Ehre zu erweisen. Herr von Grolman starb erst 1840 im hundertsten Lebensjahre.

* S. Heim's Nekrolog in Nr. 260 der Preußischen Staatszeitung vom Jahre 1834.

und Verehrer Heim's ohne Zahl folgten dem Trauerwagen. Am Eingange des Friedhofs wurde der Sarg wiederum von den Aerzten von dem Wagen gehoben und zur Gruft getragen. Hier stimmten die jüngern Freunde, die dankbaren Verehrer, wie sie sich selbst nennen, ein Lied an: Im Arm der Liebe ruht sich's wohl — Wohl auch im Schos der Erde! — u. s. w. Bei dem folgenden Schlußchor: Heiliges Leben, wie du's fromm vollendet u. s. w., machte es einen freudigen Eindruck auf die wehmüthig gestimmten Leidtragenden, daß in diesem Augenblicke ein Schwarm von Schmetterlingen im reinsten Sonnenlichte über dem Blumenkranze flatterte, der den Sarg schmückte, als hätte die Natur ihre zartesten Kinder in so ungewöhnlicher Zeit erweckt und abgesandt, um ihrem Lieblinge und treuesten Schüler das letzte Lebewohl auf dieser Erde zuzuflüstern. Nach Beendigung des Gesanges hielt der älteste der drei gegenwärtigen Geistlichen, der ehrwürdige Superintendent Küster, der vieljährige Freund der Familie, welchen Heim selbst in schwerer Krankheit gerettet hatte, eine treffliche Rede, die vorzüglich dadurch die Anwesenden tief ergriff, daß sie ganz in dem Sinne und Geiste des Verstorbenen gefaßt war, welcher während seines kräftigen Lebens dem Redner oftmals eingeschärft hatte, ihm ja keine Lobrede zu halten, wenn er dereinst an seinem Grabe das Wort nehmen sollte. Hat er doch nach seinem stets fröhlichen Gemüth die Traurigkeit sogar von seinem Grabe verbannt wissen wollen und kaum der Wehmuth gestattet, ihm die Thränen der Liebe zu zollen, wie dies der Redner den vielen Zeugen so schön in Erinnerung brachte. Friede sei mit seiner Asche! Er hatte ja auf Erden keinen Feind."

Die an so ernster Stätte dem Verklärten von dem vieljährigen geistlichen Freunde nachgerufenen wenigen Worte gewähren ein so treues Bild von Heim's Dasein und ganzem Wesen, daß wir uns nicht enthalten können, sie in der Beilage F. vollständig mitzutheilen. Wol mögen sie unserm Versuche einer Biographie des merkwürdigen Mannes zu einem heiligen Stempel der Wahrheit dienen.

Es sei uns erlaubt, noch einiges beizubringen, wie die heitere Lebensansicht, die Freundlichkeit und Liebe des Ver-

ſtorbenen ſegnend nicht allein in ſeiner Familie, ſondern auch unter ſeinen Berufsgenoſſen nachgeklungen. Mit Blumen und Kränzen geſchmückt, durch die Güte ſeiner Gartenfreunde umgeben mit reichem, friſchem Grün, was im Leben ſein Herz ſo oft erfreute, blieb er im Tode bis zur Beſtattung der Leiche unter den beſtändig um ihn verſammelten Seinigen. Wie einſt die ſechs Brüder in Solz auf dem Grabe der Mutter, ſchwuren in ernſter Stunde hier an der Leiche des zuletzt von dieſer Welt Abgerufenen deſſen Kinder und Schwiegerkinder und Enkel, in treuer Liebe zuſammenzuhalten, wie der herrliche Vater, die noch von ihren Armen umſchlungene geliebte Mutter, ſie in beſeligenden Bund gefügt hatten.* Am Mittage nach dem Leichenbegängniſſe ſaßen alle beiſammen, als ob der Vater noch unter ihnen wäre, in der Erinnerung an ſeine frühern ſchönen Tage, in wehmüthiger Freude über ſeine Erlöſung von den ihm endlich läſtigen irdiſchen Banden, mehr heiter als traurig geſtimmt. So war es ja auch ſeinem Willen gemäß. Im übrigen hatte er, trotz der großen Verluſte an ſeinem Vermögen, durch ſeinen Fleiß und ſeine Ordnung im Haushalte ſo viel erworben und dafür geſorgt, daß ſeine hinterbliebene Gattin es ſich nicht zu verſagen brauchte, die geliebten Ihrigen noch ebenſo um ſich zu verſammeln, wohlzuthun und mitzutheilen, wie ſie an ſeiner Seite ſo lange gewöhnt war. Ebenſo ſollte keinem ſeiner Kinder von äußerm Gut etwas abgehen, was er ihnen bei Lebzeiten gewährt hatte. Selten mag ein letzter Wille ſo ganz und vollſtändig erfüllt werden als der ſeine. Keine Berathung und Verſtändigung unter den Seinen that noth, kein Wort iſt darüber unter ihnen jemals gewechſelt worden; alle waren im ſtillen einig, und niemand, außer dem alles ordnenden Schwiegerſohne, iſt in den Fall gekommen, vor Gericht zu erſcheinen, oder mit einer Gerichtsperſon zu verhandeln.

Als Zeugniſſe über Heim's Fortleben unter ſeinen Col-

---

* Heim hinterließ von fünf Töchtern, deren zwei ihm vorangegangen waren, und von ſeinem Sohne achtzehn Enkel und drei Urenkel.

legen mögen noch die nach seinem Tode öffentlich bekannt gemachten Urtheile der ausgezeichnetsten unter ihnen hier Platz finden. In dem von Horn verfaßten Nekrolog in der Beilage zur „Mediciniſchen Zeitung" vom 22. October 1834 heißt es nach einer kurzen Ueberſicht der Lebensgeſchichte Heim's:

„Von Charakter war Heim einer der edelſten Menſchen. Von früher Jugend an dem Studium der Natur eifrig ergeben, hatte er die Allmacht Gottes überall in deſſen Werken zu erkennen gelernt, und der fromme Sinn ſeines Vaters hatte nicht minder dazu beigetragen, eine wahrhaft chriſtliche Religioſität in dem Sohne zu erwecken. — Die Bibel der Natur nicht weniger als die Heilige Schrift unſers Glaubens waren die Quellen, aus welchen er mit chriſtlichem Sinne Lehre und Erbauung ſchöpfte und ſeine Seele zu edeln Gefühlen zu erheben wußte. Dabei hatte ihm die Vorſehung einen heitern, lebensfrohen Sinn gegeben; er war, wie er ſich ſelbſt auszudrücken pflegte, in ſeinem Gott vergnügt, und ſo wie ihm hieraus die ſchönſten Genüſſe erwachſen mußten, ſo wirkte er auch durch ſeine Heiterkeit nicht weniger wohlthätig als durch ſeine Wiſſenſchaft auf die Leidenden, die bei ihm Hülfe ſuchten. Seine glückliche Organiſation, mit ſeiner Heiterkeit, Friſche und Kraft war ihm angeboren, ein herrliches Geſchenk des Himmels! So begabt, war alles übrige leicht und verſtand ſich faſt von ſelbſt, während ohne dies die größte Anſtrengung, Opfer aller Art und ſonſtiges Glück in Fülle keinen zweiten Heim hervorbringen wird. Sein Ruhm und Verdienſt aber iſt's, daß er die ihm von der Vorſehung verliehenen Anlagen des Geiſtes und Herzens für ſeinen großen Beruf im Dienſte der Menſchheit in ſich ausgebildet, weiſe benutzt und angewendet hat.

„In ſeinem Berufe erſchien Heim vorzugsweiſe ausgezeichnet durch ſeine Uneigennützigkeit, durch die thätige Liebe, welche er den Armen bewies, die er aufſuchte, ſtatt ſich von ihnen aufſuchen zu laſſen, mit welchen er gern verkehrte, und denen er Hülfe brachte, wo ſie nöthig war. Daher genoß er auch die Segnungen der Liebe und des Vertrauens, von den Armen in dem Maße wohl verdient, in welchem andern

braven Aerzten es nicht gelingt, Liebe zu gewinnen und Vertrauen zu erwecken. — Die Gewalt seiner Persönlichkeit und ihres ganzen Ausdrucks auf Kranke aller Stände, Alter, Bildung u. s. w war von unbeschreiblicher Wirkung. Sprache, Ton, Miene und sein ganzes Wesen, bei steter Heiterkeit und Fröhlichkeit, verfehlten ihre große Wirkung nie. Ohne es zu wollen, ganz von selbst, durch seine Art zu erscheinen, zu reden, ohne viele Worte und Erklärungen, leistete er physisch unendlich viel.

„In seinem collegialischen Benehmen zeichnete er sich aus durch Schonung, Entschuldigung und Toleranz gegen Andersdenkende, Junge und Unerfahrene. Entschiedene Misbilligung und lauten Tadel hörte man von ihm nur sehr selten und nur in der Eile und im Eifer des Gesprächs. Immer war er höchst billig, milde und, selbst bei großer Verschiedenheit der Ansicht, ohne Streit und bald sich einigend, doch stets gewissenhaft, und fest auf alles haltend, was unentbehrlich war.

„Was ihn ferner als Arzt vor allen auszeichnete, war die Unbefangenheit und Schärfe der Beobachtung, die daraus hervorgehende Sicherheit in der Erkenntniß und Beurtheilung der Krankheiten, und die in der Medicin unerlaßliche Skepsis, die nichts auf blinden Glauben annehmen läßt, sondern es erst der eigenen Untersuchung und Prüfung zu unterwerfen begehrt. Sein bestes ärztliches Wissen war aber seine Diagnostik, das schnelle Finden der Hauptsache, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln. Ein scharfes Fixiren des neuen Kranken, ein sorgfältiges, bedachtsames, stilles Würdigen der der Beobachtung sich darbietenden Persönlichkeit desselben, ein paar den Ausschlag gebende Fragen daneben, und er wußte, was überhaupt hier zu wissen und zu wissen nöthig war. Bei seiner Beobachtungsgabe waren oft nur einige wenige Fragen ihm genügender als stundenlanges Examiniren mancher Aerzte. Immer waren ihm die objectiven Data viel entscheidender für die Erkenntniß als die subjectiven. Was er selbst sinnlich wahrnahm, und oft gleich bei der ersten persönlichen Berührung mit dem Kranken fand, war ihm wichtiger als breite und oft ermüdende

Schilderungen und Beschreibungen der Kranken, ja nicht selten ihrer bisherigen Aerzte.

„Besonders rühmlich und nachahmungswürdig bleibt sein bis ins späte Alter fortgesetztes Forschen, seine Erkundigungen nach allem Neuen, und der warme Antheil, den er an den Erfolgen neuer Heilmittel und Methoden nahm, wobei er aber stets ruhig, unbefangen und nie ohne die hier besonders unentbehrliche Skepsis verfuhr. Auch verschmähte er nicht die Mittheilungen von Nichtärzten, welche Gelegenheit hatten, die Natur genau zu beobachten, und er gesteht selbst, gleich seinem berühmten Lehrer Gaubius, manches Nützliche und Gute auf diese Weise gelernt zu haben.

„Sein Verlangen, durch Sectionen seinen diagnostischen Bestimmungen Bestätigung und Berichtigung zu verschaffen, war ihm, nach Morgagni's Beispiel, während seiner ganzen praktischen Laufbahn eigen. Wenn Berlins Einwohner das Oeffnen ihrer Todten eher als die Bewohner anderer großen Städte gestatten, so verdanken wir dies Heim's Einflusse, dem der Wunsch, den Verstorbenen nach dem Tode öffnen zu wollen, nur selten unerfüllt blieb. Die Liebe zur Sache, die äußere Hindernisse nicht achtete, erhielt sich bis zum Greisenalter und bis zur merklichen Abnahme seiner Kräfte und der Schärfe seiner Sinne.

„Zu größern literarischen Arbeiten ließ ihn seine unausgesetzte praktische Thätigkeit nicht gelangen: doch ist aus seiner reichen ärztlichen Erfahrung dasjenige durch den Druck bekannt geworden, was weiter unten verzeichnet ist. — Er war der erste, welcher in Berlin die Kuhpocken einimpfte, welche ebenso wie die übrigen Hautkrankheiten ein Gegenstand von großem Interesse für ihn wurden. Nachdem er in mehrern Aufsätzen das Vorkommen der modificirten Menschenpocken nach geschehener Vaccination bestritten hatte, hat er dasselbe dennoch späterhin aus freien Stücken anerkannt und dadurch zugleich den Beweis geliefert, wie es ihm stets nur um die Ausmittelung der Wahrheit zu thun gewesen ist. Bekannt ist es, wie er auf die verschiedene Form der nach den verschiedenen Arten von Pocken zurückbleibenden Narben zuerst aufmerksam gemacht und darauf in diagnostischer

Hinsicht ein großes Gewicht gelegt hat, und wie er mehrere der wichtigern hitzigen Hautkrankheiten lediglich nach ihrem verschiedenen Geruche zu unterscheiden vermochte. Große Verdienste erwarb er sich um die Erkenntniß der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter, und um die Erkenntniß und Behandlung der idiopathischen Herzentzündung, sowie auch dadurch, daß er auf die Häufigkeit innerer Entzündungen überhaupt bei den Krankheiten der Kinder und die Nothwendigkeit dagegen anzuwendender Blutentziehungen aufmerksam machte. Gegen hartnäckige Wechselfieber lehrte er den Arsenik innerlich mit Erfolg anwenden, und in seinen Arzneivorschriften zeichnete er sich aus durch die Vorliebe, mit der er festhielt an denjenigen Zusammensetzungen, welche durch die Erfahrung einmal als heilsam nachgewiesen worden waren. Dabei hatte er im ganzen nur einen sehr bedingten Glauben an Arzneien. Er gab in der Regel wenig Arznei, oft gar keine, wechselte selten, machte oft lange Pausen. Bei chronischen Krankheiten wandte er große Vorsicht an, war in seiner Behandlung oft zu indifferent, den bewährten Brunnen- und Badecuren vielleicht zu wenig vertrauend. — Groß war sein Respect vor dem Instinct des Kranken. Fast nie schlug er etwas sehnlichst Verlangtes dem Kranken ab. Zu den erfolgreichsten Eigenthümlichkeiten seiner Therapeutik gehörte auch sein Verfahren bei Nervenfiebern, Exanthemen, der Febris hydrocephalica und dem Croup, bei denen er schon seit langen Jahren und mit dem größten Erfolge ein Verfahren anwandte, ähnlich demjenigen, welches die spätere Erfahrung auch andern Aerzten als das wirksamste nachgewiesen hat."

Nach Aufzählung der schon oben S. 117 angeführten Schriften Heim's wird hinzugefügt:

„Die in diesen Aufsätzen niedergelegten Beobachtungen sind treu der Natur entnommen und werden daher ihren Werth behalten für alle Zeiten. Auch die Nachwelt wird darin die hohen Geistesgaben unsers Heim erkennen, gleichwie die Mitwelt sie bereits erkannt und mit freudiger Theilnahme den Gefeierten bis zum hohen Greisenalter so heiter

und glücklich gesehen hat, wie es den Sterblichen nur selten hier beschieden ist.

„Von der Welt geachtet und geehrt, von Tausenden gesegnet, schied Heim (am 15. September c.) zwar von hinnen; — doch sein Andenken lebt unter uns, tief eingeprägt jedem Herzen, das für wahre Menschenwürde schlägt, und bleibt unvergeßlich dem Freunde."

Gegen das Ende des Jahres 1834 hielt der ehrwürdige Hufeland in einer Versammlung von Aerzten folgende Rede zum Andenken Heim's:

„Nicht blos der Kreis seiner Freunde, nicht blos Berlin und der Kreis der Hülfsbedürftigen, nicht blos die Wissenschaft und Kunst, sondern die Menschheit hat durch Heim's Tod einen höchst schmerzlichen Verlust erlitten, denn er war mehr als ein trefflicher Arzt, er war einer der edelsten Menschen. — Ja er war fürwahr in dieser Beziehung eine der seltensten, erfreulichsten und zugleich originellsten Erscheinungen der Menschennatur. Wahr im Munde und ohne Falsch im Herzen, die reinste Herzensgüte und Liebe als Grundlage, vereint mit einer wirklich kindlichen Natürlichkeit, Unbefangenheit, Offenheit, die oft in die liebenswürdigste Naivetät überging; scheinbarer Leichtsinn und doch die strengste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, ja die pünktlichste Ordnung bis zur täglichen Führung seines Tagebuches, große Bescheidenheit, Demuth, Anspruchslosigkeit, verbunden mit großer Kraft, Kühnheit und einem Muthe, der den größten Gefahren Trotz bot; bei dem äußern Anscheine der höchsten Einfachheit die Fähigkeit großer Ideen und heldenmüthiger Aufopferung; dabei ein immer sich gleicher, unzerstörbarer Frohsinn, auch bei den schwersten Schlägen des Schicksals, selbst bei dem Verluste seines ganzen, mühsam erworbenen Vermögens. Wenn es von irgendeinem heißen kann: nicht sich, sondern andern, so galt dies von ihm. Nie dachte er an sich. Die höchste Uneigennützigkeit und gänzlicher Mangel an Habsucht und Ehrsucht waren seine Zierden. Sein ganzes Leben war Aufopferung für andere, immer bereit, immer sich gleich, bei Tag oder Nacht, bei Armen oder Reichen. Daher die allgemeine Liebe vom

Höchſten bis zum Geringſten, die wol noch keiner in dem Grade genoſſen hat wie er.

„Ganz beſonders verdient ſein Benehmen gegen Collegen, beſonders jüngere, bemerkt und als Muſter der Nachahmung aufgeſtellt zu werden. Strenge gegen ſich und die größte Nachſicht gegen andere, das war ſein Grundſatz überhaupt; und Fehler anderer zu entſchuldigen, ſie mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, angethane Beleidigungen zu vergeben, ſeine Gewohnheit. Aber am ſchönſten trat dieſes in dem Verhältniß zu ſeinen Collegen hervor. Nicht ſich, ſondern nur das Wohl des Kranken im Auge habend, ſuchte er nie ſeine Perſönlichkeit durch Herabſetzung ſeiner Collegen herauszuheben, behandelte ſie vielmehr mit Achtung, und wo es irgend ohne Nachtheil für den Kranken geſchehen konnte, mit Nachgiebigkeit, und waren etwa Fehler und Unterlaſſungsſünden begangen worden, ſo verſchwieg er ſie ſorgfältig gegen den Kranken und deſſen Angehörige, wohl wiſſend, daß ſowol die Ruhe des Kranken als der gute Ruf eines Collegen dadurch gefährdet werden kann.

„Wie edel und zart überhaupt hierüber ſein Gefühl war, das zeigte mir ein vertrauliches Geſtändniß, das er mir mit rührender Offenherzigkeit einmal machte. «Ich weiß nicht», ſagte er, «wie ich mir das erklären ſoll, ich bin doch ſonſt kein böſer Menſch, und dennoch iſt es mir ärgerlich, wenn ein anderer Arzt einen curirt, den ich nicht heilen konnte; und dann ärgere ich mich wieder über mich ſelbſt, denn das iſt doch ſchlecht von mir.» Ich ſuchte ihn dadurch zu tröſten, daß es nicht der Menſch, ſondern der Künſtler in ihm ſei, der ſich darüber ärgere.

„Aber ſeine Tugend und Rechtſchaffenheit war höherer Art. Bei allem äußern Scheine eines leichten Sinnes lag eine Tiefe echt religiöſen Sinnes und Gefühls in ſeinem Herzen. Er war der echteſte praktiſche Chriſt, ohne viel Worte davon zu machen, er trug das Chriſtenthum in ſich, es belebte ihn, wie uns die Geſundheit belebt und man ſie in ſich trägt, ohne ſich ihrer bewußt zu ſein. Ein Beiſpiel wird dieſes am beſten erläutern, was ich aus ſeinem eigenen Munde in einer vertraulichen Stunde hörte.

„Er war drei Nächte hintereinander aus seinem Bette zu Kranken geholt worden und war nun beim Eintritt der vierten Nacht so müde und erschöpft, daß er erklärte, es sei ihm unmöglich, in dieser Nacht wieder aufzustehen, und jede Aufforderung dazu müsse abgewiesen werden. Aber um Mitternacht kommt ein jammernder Vater, dessen Kind im Sterben liegt, und bittet um Hülfe. Er wird abgewiesen. Aber nach einer Stunde kommt er wieder und bittet noch dringender. Heim kämpft einige Zeit mit sich selbst, aber endlich gibt er den Bitten seiner besorgten Gattin nach und bleibt liegen. Nun kann er aber nicht wieder einschlafen, es entsteht ein innerer Kampf in ihm, einestheils der Pflicht der Selbsterhaltung für Frau und Kinder, anderntheils der Pflicht des Berufs gegen die Hülfsbedürftigen; und das Resultat am Ende ist: daß in diesem Falle die Pflicht der Selbsterhaltung die nächste und überwiegendste sei, und sein Gewissen wird dadurch beschwichtigt. Aber er kann dessenungeachtet nicht ruhig werden, und auf einmal erwacht in ihm der Gedanke: Gott hat dir in deinem Leben so viel Liebe erzeigt, solltest du nicht auch einmal ihm etwas zu Liebe thun? — Und dieser Gedanke siegte. Aus reiner Liebe zu Gott und um ihm etwas zu Liebe zu thun, steht er auf, überwindet Müdigkeit und Unwohlsein und besucht den Kranken.

„Ich bitte um die Erlaubniß, zum Schlusse ein Gedicht beizufügen, das ich vor zwölf Jahren zu seiner Jubelfeier niederschrieb, worin alles oben Gesagte zusammengefaßt ist, und worin er, wie er mir oft versichert hat, sich selbst vollkommen erkannte."

(Hier folgt das oben S. 148 bereits mitgetheilte Gedicht.)

Hier muß auch erwähnt werden, was zugleich zur Erläuterung der vorhin aus der „Staatszeitung" über Heim's Leichenbegängniß entlehnten Nachricht dient. Seit neun Jahren bestand in Berlin unter zwölf jüngern praktischen Aerzten ein wissenschaftlicher Verein, welcher sich wöchentlich versammelte und dessen Mitglieder nach der Reihe medicinische Vorträge zu halten verbunden waren. Dieser Verein nannte sich nach den berühmten Aerzten van Swieten und Stoll

„van Swieten-Stolliana". Bei Heim's Tode beſchloß die Geſellſchaft, ein öffentliches Zeugniß abzulegen, wie ſehr ſie ihren alten Meiſter geachtet und geliebt habe, wie ſie ihn für den größten der praktiſchen Aerzte anerkenne.

Der Regimentsarzt Dr. Krauſe, der älteſte unter dieſen getreuen Jüngern Heim's, wurde gebeten, die Ehrenzeichen des Verſtorbenen dem Leichenwagen vorzutragen; die übrigen Glieder der Geſellſchaft trugen den Sarg aus dem Sterbehauſe nach dem Leichenwagen, gingen dieſem zur Seite durch die Stadt bis zum Kirchhofe und trugen hier die Leiche wiederum vom Wagen bis zur Gruft. Darauf gaben ſich die verbundenen Freunde das Wort, ſolchen letzten Liebesdienſt, wie aus innerm Trieb der Herzen ſie ihn Heim eben gewidmet hätten, keinem andern jemals zu erweiſen.

Nach der Feierlichkeit beſchloß die Geſellſchaft, von nun an den Namen „Heimia" zu führen. Heim's Büſte ſollte an dem Stiftungsfeſte, welches jährlich begangen wird, mit Lorber bekränzt aufgeſtellt werden. Ueberdies ward ausgemacht, alljährlich Heim's Geburtstag durch ein ländliches Feſt im Freien zu feiern.

Im Jahre 1835 verſammelten ſich ſiebzig Aerzte der Königsſtadt, und unter ihnen die Häupter ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft, zu einem feſtlichen Mahle zu ehrenvollem Gedächtniß ihres entſchlafenen Aelteſten. Von vielem, was hierbei zu deſſen Ruhme vorgebracht wurde, mag folgendes Akroſtichon genügen:

Hier in dem Engliſchen Hauſe ein Hört! den verſammelten Freunden,
Einen kurzen Moment gönnet mir freundlich das Ohr.
Innig verbanden wir uns; o, möcht' misgünſtige Selbſtſucht,
Möchte verleumdender Neid nie zerreißen das Band

Unſeres ſchönen Vereins. Das „medicus medicum odit"*
Nun und nimmer fortan ſei es des Standes Symbol!
Schöner vielmehr mög' ſtets der Bund ſeine Blüten entfalten,
Einigkeit, Liebe, Vertrau'n, Hülfe in Rath und in That.
Ruft drum zurück euch den Mann, den herrlichen, uns als ein leuchtend

* Ein Arzt haßt den andern.

Vorbild sei er und bleib', ihn den unsterblichen Heim!
O, wer hätt' ihn gekannt und nicht geliebt, ja verehrt ihn.
Rein wie das himmlische Licht, jedem Collegen ein Freund,
Bieder war er und mild, in Nöthen ein rettender Schutzgeist
Jeglichem, arm oder reich, immer nur galt ihm der Mensch.
Laßt drum heute besonders, beim Stiftungsfeste in Ehrfurcht
Dem vollendeten Arzt weih'n der Erinnerung Dank.

Dr. H.

Zum Schlusse glauben wir noch der von Heim vorhandenen Bildnisse mit einigen Worten erwähnen zu müssen. Schröder, Thielke, Schadow, Henschel, Gebauer, Krüger, Hübner und andere haben Heim in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens gemalt, gezeichnet, in Stein und Kupfer gestochen, in Wachs, Gips und Thon ist sein Gesicht geformt, in Eisen, in Silber und Gold gegossen, in Elfenbein, in Stein geschnitten, auch in Porzellan gebrannt worden; in den eigenthümlichen Umgebungen im Morgenkleide, die Laubfrösche zu seiner Seite und vor ihm die Rath und Hülfe suchende Armuth, auf der Spitze des straßburger Münsters hat man ihn dargestellt; in keinem der vielen Werke aber ist sein Bild so geistreich, treu und befriedigend wiedergegeben als in Tieck's eherner Büste.

Möchten Heim's Freunde auch diesen biographischen Versuch, als des Urbildes nicht ganz unwürdig, mit wohlwollender Nachsicht hinnehmen!

Beilage A.

Denkmal der kindlichen Pflicht in einer Trauerrede
bei Beerdigung der weiland
hochedlen und tugendbelobten Frauen
Frauen
Dorothea Regina Heimin,
geborene Wagnerin,
gehalten in Solz
den 12. Januar 1764
von ihrem ältesten Sohne
Johann Ludwig Heim,
des heiligen Predigtamts Candidaten.
Meiningen,
gedruckt bei Friedemann Christoph Hartmann,
F. S. Hofbuchdrucker.

Mutter! Mutter! Mutter! — Ach, sie ist todt! Vater, weinen Sie! — Brüder, weinet! — Schwesterchen, weine! weinet, unsere Mutter ist todt — die beste unter den Müttern! Gott, wie tief beugst du uns! Sollen wir sie nicht mehr sehen? Ach, Thränen, heiße Thränen, könntet ihr sie zurückrufen!

Hochwohlgeborene, Gnädige,
nach Stand und Würden hochzuverehrende, werthgeschätzte
Anwesende!

Die Betrübniß überwältigt mich — ich muß meinen Schmerz ausbrechen lassen. — Urtheilen Sie von der Beschaffenheit des Herzens, mit dem ich auftrete. Ich erscheine als Trauer-

redner und bin doch auch ein Sohn der liebenswürdigſten, der zärtlichſten, der treueſten — aber Worte, wo ſeid ihr, durch die ich meine Mutter ſchildern wollte? — ich werde ſie vergebens ſuchen u. ſ. w.

In einer für den heutigen Geſchmack allzu zierlichen Sprache wird hierauf gebeten, die Rührung, die Thränen des Sohnes nicht als Verletzung des Wohlſtandes zu betrachten, ſondern als das Lob der Seligen. Dann fährt der Redner fort:

Ich will die wenigen Minuten, die ich hier zu ſtehen habe, anwenden, Ihnen einige Troſtgründe zu ſagen, durch die wir unſere Traurigkeit mäßigen können; ich werde durch ſie meine Thränen zurückhalten, ich werde auch durch ſie meiner Mutter Ehre machen, weil ich ſie von ihr erlernt habe. Erwarten Sie nichts Sinnreiches, nichts Ausgeſuchtes. Sie war eine Chriſtin. Nun wiſſen Sie genug. Sie kennen die ungeſchminkte und liebenswürdige Einfalt unſerer Religion. Darf ich Sie um Ihre Aufmerkſamkeit bitten?

Der erſte meiner Troſtgründe iſt in dem Satze enthalten: Der Wille des Herrn iſt der beſte. Er ſcheint ſehr gemein zu ſein und er iſt es. Aber ſeine Kraft iſt die größte von der Welt, wenn er in Anwendung gebracht wird u. ſ. w.

Die Ergebung in den Willen Gottes wird nun dargeſtellt als die Aufnahme des verirrten, geängſteten Kindes in die rettenden Arme des Vaters — und der Erlöſer erſcheint als der göttliche Bruder.

„Vater!“ ſo erklingt ſeine holdſelige Stimme, „ich will, daß, wo ich bin, auch Die bei mir ſeien, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt.“

Nach einer umſtändlichen Ausführung des Bildes, wie die Verklärte den liebevollen Ruf des Bruders vernommen hat: Ich will dich in die Freuden führen, die mein Vater bereitet hat denen, die ihn lieben! ſind die Schrecken des Todes verſcheucht vor dem Blicke des Redners, und er hebt ſeinen zweiten Troſtgrund hervor:

Mein zweiter Troſtgrund iſt die Hoffnung, die ich habe, meine Mutter bald wiederzuſehen. Ich ſage bald. Erſtaunen Sie nicht; das Ziel meines Lebens iſt mir unbekannt; wir

wollen es aber auf einen gewiſſen Zeitraum feſtſetzen. Nehmen Sie achtzig Jahre an. Scheint Ihnen dieſe Zeit lang zu ſein u. ſ. w.

Nach einer etwas gekünſtelten Veranſchaulichung des raſchen Laufs der Zeit glaubt der Redner von ſeinen Hörern das Geſtändniß erwarten zu dürfen, daß achtzig Jahre nur eine kurze Zeit ſeien — und fährt dann fort:

Dieſes ſind, hochzuverehrende Anweſende, zween Troſtgründe, deren ſich die Selige oft zu unſerer Aufrichtung bediente. Gott, ſagte ſie unter den heftigſten Schmerzen mit einem ſanften Lächeln, meint es doch gar zu gut; ſein Wille iſt der beſte. Goldenes Kind, gab ſie mir einſt zur Antwort, als ich ihre bevorſtehende Trennung beweinte, weine nicht! Dieſe Zeit iſt ja ſo kurz, wie bald werden wir in der Ewigkeit beiſammen ſein. Sie haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und ich verwahre mich durch ſie gegen die Anfälle einer ausſchweifenden Traurigkeit. Ich habe ſelbſt die Stärke des Geiſtes, die ſie uns geben, an unſerer Mutter bemerkt. Mit einer Standhaftigkeit, ſonſt Müttern ungewöhnlich, umarmte und küßte ſie uns, denen der Schmerz die Sprache benahm und die ausgeweinten Augen verfinſterte. Sie ſegnete uns, ohne zu thränen, und dann befahl ſie, Lieder voll gläubiger Sehnſucht zu ſingen und durch die ſanften Töne einer Harfe ihr Herz dem Erlöſer entgegenzuſpielen.

Ich muß Ihnen aber doch noch einen meiner Troſtgründe ſagen, durch den ſich die göttliche Vorſehung über uns auf eine beſondere Weiſe kenntlich gemacht hat. Sie werden die Spuren derſelben in dem, was ich Ihnen erzählen will, ſo leicht entdecken als bewundern. Vielleicht kennen einige unter Ihnen das ſogenannte Halliſche Schatzkäſtchen. Es iſt ein Inbegriff vieler Sprüche der Heiligen Schrift, die auf einzelne Blätter gedruckt ſind. Aus dieſen Blättern zieht man willkürlich und nach Belieben eins, und ſucht ſich aus dem Spruche, den es enthält, zu erbauen. Man unterſucht auch, ob er in einem beſondern Verhältniſſe zu unſerm Zuſtande ſtehe. Sie ſehen daraus, daß man ſich deſſelben zu eben denjenigen Abſichten bedienen kann, zu welchen man die Heilige Schrift ſelbſt braucht. Von dieſer haben die gottesfürchtigſten Männer nicht

nur eine Anwendung zur Erbauung gemacht, sondern sie auch als eine Rathgeberin um Unterricht gefragt. (Ps. 119, 24.) Valerius Herberger, einer unserer frömmsten Gottesgelehrten, schlug jederzeit die Heilige Schrift auf, wenn er ein Buch schreiben wollte. Einst fand er die Worte des ersten Psalms: „Was er macht, das geräth wohl.“ Seine Schriften sind außerordentlich geistreich. Man nennt Leute, deren Hochachtung gegen sie so weit gegangen ist, daß sie dieselben neben sich in den Sarg zu legen verlangt haben. Diejenigen, welche sie niemals gelesen haben, können seine Denkungsart aus seinem bekannten Liede: „Vater, will ich dir geben u. s. w.“, beurtheilen. Sein Beispiel kann mich gegen den Vorwurf eines geheimen Aberglaubens rechtfertigen. Wenigstens bin ich desselben nicht schuldiger als jene Gelehrten, welche behaupten, das Fragen des Herrn im Alten Testament, das der Priester jederzeit thun mußte, wenn etwas Wichtiges sollte unternommen werden, habe blos in Aufschlagung des Gesetzbuches bestanden.

Doch ich werde keiner Schutzrede bedürfen, wenn ich Ihnen sage, daß ich, als die Krankheit meiner Mutter anfing gefährlich zu werden, dieses Kästchen ergriff, um zu sehen, ob der gefundene Spruch mich aufrichten würde. Ich bekam Blatt 200, und auf demselben eine Stelle aus Hebr. 10, 14. Hier ist sie:

„Christus hat den Tod verschlungen, das Gefängniß gefangen geführt und mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet alle, die geheiliget werden. Wer nun im Glauben an ihn abscheidet, ist schon vollendet und hat nach dem Tode nichts mehr zu fürchten.“

Unten standen einige Verse:

Der Tod ist nun besiegt, die Höll' ist überwunden,
Mein Heiland hat dazu die Schlüssel in der Hand,
Er schleußt sie vor mir zu und führt in Todesstunden
Durch sicheres Geleit mich in mein Vaterland.

Es befremdet mich nicht, wenn Sie hierbei gleichgültig bleiben. Ich würde zu einer andern Zeit diese Stelle so wie Sie betrachtet, das ist, ich würde nichts Außerordentliches in ihr

gefunden haben. Aber jetzt waren die Redensarten: In Ewigkeit vollendet werden — im Glauben abscheiden — in Todesstunden in sein Vaterland geführt werden — Donnerschläge für mein Herz. Ich fühlte mich sogleich gedrungen, die Zueignung an meine Mutter zu machen. Voll banger Bestürzung ging ich an ihr Bett, um ihr das traurige Blatt zu zeigen. Komm, sagte sie, laß mich auch ziehen. — Sie zog Blatt 159:

„Ich will dich zur Pracht ewiglich machen und zur Freude für und für. Deine Sonne soll nicht mehr untergehen; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben, und dein Volk sollen eitel Gerechte sein."

(Hier — vergeben Sie mir eine kleine Ausschweifung — unterbrach ich sie im Lesen. Mama, sagte ich zu ihr, das wird die Gesellschaft der Heiligen im Himmel sein. Nein, fiel sie mir geschwind in die Rede, das sind meine Kinder. Und der folgende Zusammenhang, den wir beide noch nicht gesehen hatten, zeigt deutlich, daß dies Volk der Gerechten von Bewohnern der Erde müsse erklärt werden. Es heißt:)

„Sie werden das Erdreich ewiglich besitzen, als die der Zweig meiner Pflanzung und das Werk meiner Hände sind zum Preise. Ich will schaffen, daß ihre Arbeit soll gewiß sein, und einen ewigen Bund will ich mit ihnen machen. Und du wirst sein eine schöne Krone in der Hand des Herrn, und ein königlicher Hut in der Hand deines Gottes. Und wie sich ein Bräutigam über seine Braut freuet, so wird sich dein Gott über dich freuen." Jes. 60, 15. 20. 21. K. 60, 8. K. 62, 35. Siehe auch Sir. 15, 2.

Was meinen Sie, daß ich hierüber empfand? Sie sollte ewiglich zur Pracht gemacht werden, zur Freude für und für. Die Sonne sollte ihr nicht mehr untergehen. Denn der Herr wollte ihr ewiges Licht sein, und die Tage ihres Leidens sollten ein Ende haben.

Meine Besorgniß wurde größer; ich war auf weiter nichts bedacht, als die letzten Zärtlichkeiten der sterbenden Mutter anzunehmen.

Und doch, wer hofft das nicht gern, was er wünſcht? Alle meine Wünſche flehten für ihr Leben. Einſt hatte ſie eine von denjenigen ruhigen Stunden, in welchen die erſchöpfte Natur Kräfte ſammelt, um ihre letzten Verſuche zu thun. Ich wollte mich überreden, daß dieſes ein Merkmal der gebrochenen Gewalt der Krankheit ſei. Ich ging noch einmal zu meinem Käſtchen. Ein heißer Seufzer ſtieg gen Himmel um Troſt für mein Herz. Aber mein Troſt war: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen.“ Pſ. 90.

Ich würde zu weit gehen, wenn ich dieſe Stellen der Heiligen Schrift für außerordentliche Weiſſagungen der Gewißheit des Abſchieds unſerer Mutter ausgeben wollte. Dies hieße einen Misbrauch von ihnen machen. Die gütigſte Vorſicht hat ſie nur in unſere Hände fallen laſſen, um eine, Chriſten anſtändige, Zufriedenheit mit ihren Schickungen durch ſie in uns hervorzubringen.

Vater, weinen Sie nicht; Brüder, weinet nicht; Schweſterchen, weine nicht! Unſere Mutter iſt eine ſchöne Krone in der Hand des Herrn, und ein königlicher Hut in der Hand ihres Gottes geworden. Er freuet ſich über ſie, wie ſich ein Bräutigam über ſeine Braut freuet. Dreimal glücklich bin ich, einer ſolchen Mutter mein Daſein danken zu können. Möchte doch ihr Geiſt zwiefältig auf mir ruhen!

Betrübter Vater, freuen Sie ſich über die künftige Wohlfahrt Ihrer Kinder! Geſchwiſter, freuet euch mit ihm! Sie iſt auf einem unbeweglichen Grunde befeſtigt. Er, der Herr, der wahrhaftige, hat verheißen, daß wir ihr Volk (bemerken Sie, Hochzuehrende! wie ſchön dieſer Ausdruck mit unſerer Menge übereinſtimmt) * eitel Gerechte ſein ſollen. Wir ſollen das Erdreich ewiglich beſitzen, als die wir der Zweig ſeiner Pflanzung und das Werk ſeiner Hände ſeien zum Preiſe. Er will ſchaffen, daß unſere Arbeit ſoll gewiß ſein, und einen ewigen Bund will er mit uns machen.

---

* Die Selige hat aus einem faſt 27 Jahre geführten Eheſtande elf Kinder gehabt. Vier Töchter ſind vor ihr in die Ewigkeit gegangen; die überlebenden Kinder waren: Johann Ludwig, Georg Chriſtoph, Ernſt Ludwig, Anton Chriſtoph, Friedrich Timotheus, Johann Chriſtoph, Chriſtina Luiſa.

Herr, wahrhafter Gott! was bin ich und was ist meines Vaters Haus, daß du uns solches alles verheißen hast? Es ist dir das zu wenig gewesen, was du bereits an uns gethan hast. Du hast uns auch noch geredet von fernem Zukünftigen. Wir sind unwerth aller Gnade und Treue, die du an uns beweisest. Aber, was soll ich mehr sagen von dir? Du erkennest, Herr, deine Knechte. So bekräftige nun dein Wort über uns in Ewigkeit. Thue, wie du geredet hast. Wenn jemand unter uns sündigt, so strafe ihn mit Menschenruthen und mit Menschenkinderschlägen. Aber deine Barmherzigkeit laß nicht von ihm entwendet werden. Verherrliche deinen großen Namen durch Wohlthaten an uns! Segne uns, auf daß wir ewiglich vor dir bleiben, und daß jedermann sage:

Der Herr ist ihr Gott! Der Herr ist ihr Gott!

Hier folgt eine etwas breite Danksagung an die Zuhörer, in welcher der dreiundzwanzigjährige Candidat, damaliger Sitte gemäß, Stand und Würden der Anwesenden, obigem Eingange entsprechend, mit sorgfältiger Auswahl der Adjectiven und Adverbien unterscheidet und endlich schließt:

Du aber, erblaßte Mutter,

So gehe hin und ruhe sanft in deiner Gruft,
Bis Jesus dich und uns zur Auferstehung ruft.

Beilage B.

Das Lied vom Doctor Sondergleich.

In der alten, tüchtigen Welt
Gaſtmahl und Sänger ſtets waren geſellt;
Lieder in Ernſt und Lieder in Scherz
Friſchten weidlich den Geiſt und das Herz,
Und ich meine, wir halten's heut auch
Mit dem alten, ſinnigen Brauch.

Auf groß berühmter Schule zu Hall'
War ein luſtiger Burſch einmal,
Stand ihm an Kopf und Geiſt nichts knapp,
Nur den Seckel fand er viel ſchlapp;
Als er einmal ſich gütlich gethan,
Sind zehn Dreier darauf gegahn.

Fette Biſſen, die machen's nicht aus,
Quer und leer kommt Vollhans zu Haus.
Drum der Burſch bei Salz und Brot
War gar friſch und hielt's keine Noth.
Hat das Doctorn faſt tief ſtudirt,
Wie man die Leut' bis ans Ende curirt.

Drob nach Spandau von Hall' herab
Setzt' er rüſtig den Wanderſtab;
Und von dem neuen Doctor erſcholl
Bald des Löblichen viel und voll,
Wie er ſo klug und wohlgeſcheit
Ausflicken könnt' die Lebenszeit.

Oben hinaus will die Alltagswelt,
Was vor der Naſe liegt, niemand gefällt.
Aber im Floh und im Elefant
Thut der liebe Gott gleich breit ſich bekannt:
Alſo durchforſcht er das winzige Moos,
Und das Kleine ward rühmlich und groß.

Und er begab ſich nach Stadt Berlin,
Gar viel' Kranke begehrten dort ihn.
Half aus Leibes gebrechlicher Noth,
Mancher, der noch läuft, wär' ſonſt längſt todt;
Und wer's hatte, thät reichlich beſcher'n,
Jetzt konnt' er täglich zehn Dukaten verzehr'n.

Klein oder groß, arm oder reich,
Gilt in Noth und Tod ihm gar gleich;
Hat der Tod den Kleinen aufs Rohr,
Großer muß warten, der Kleine geht vor.
Und dem Armen in drückender Noth
Reicht er die Pflege — Lieb' iſt ſein Gebot.

Hält nichts und weiß nichts von blauem Dunſt,
Auf den Grund greifen ſoll ihm die Kunſt,
Spricht von der Leber vor Herren und Knecht,
Kratze, wen es jucket! — Das macht er recht,
Loſer Maulhelden ſchlimmes Gezücht
Zieht er fleißig vors Geiſel-Gericht.

Reinen Wein liebt er und ſchenkt ihn auch ein,
Allem zu oben muß Wahrheit ihm ſein,
Drum hat er's nimmer kein Lug, kein Hehl,
Stehet dem Kranken die Senſ' an der Kehl';
Liebend ſpricht er: — „Beſtelle dein Haus,
Denn dein Uhrwerk hält nicht mehr aus!"

Bändel im Knopfloch und dran ein Stern
Fand bei ihm ſeinen rechten Herrn.
Kein Menſch hat geſonnen: Warum, woher?
Sonſt kannegießern die Leut' oft ſchwer,
Als ob jeder mit Stern und Band
Müßt' auch dem Volk ſein wohl bekannt!

Siebenzig Jahr' hat er weg nun bald,
Schreitend noch friſch in Jugendgeſtalt.
Und trägt ſtolz daher ihn ſein Roß,
Schwört ihr, er ſei ein Reitersgenoß,

Leib und Geiſt, nach Urväter Sitt',
Hält er geſchickt ſich in gleichem Schritt.

Wem er ſich nähert, Weib oder Mann,
Treulich und innig ſchließt er ſich an.
Sieht er der Knaben Drachenſpiel zu,
Hüpft ihm das Herz — er ſelbſt greift mit zu!
Allem, was ſchuldlos hold geſinnt,
Nach dem Sprichwort: Ein Mann wie ein Kind!

Harren einſt ſeiner vor Himmelsthür,
Die er geheilet, gepfleget allhier —
Führt nicht Sanct-Peter ihn durch mit der Wach',
Kann er leicht vorſtahn ein vierzehn Tag';
Denn des Danks und Wiederſeh'ns Freu'n
Möcht' ſo bald da kein Ende ſein.

Trete mir keiner quer fragend daher:
— Von wem erzähle die feine Mär? —
Forſchet, wenn es der Reiche nicht weiß,
Nur in der Armuth breit lagerndem Kreis.
Doch daß gerundet ſchließe der Reim,
Nenn' ich für Fremdling' — den Doctor Heim.

B.

Beilage C.

Heimiana.

Das iſt: Leben und Thaten Heim's des Einzigen, weltberühmten Doctoren in Berlin am Spreeſtrand, geboren im Thüringerland, drum auch ſoll Er heißen, in Thüringen und Preußen, Heim der Thüringer, der gewaltige Todbezwinger; zuſammengereimt aufs allerbeſt', an ſeinem Doctor-Jubelfeſt, mit allerlei Kurzweil und Spaß; dargeſtellt in ſeinem Haus in der Kronenſtraß' am 15. April 1822:

Schaut an, was ich euch bringe,
Komm alle Welt herbei;
Die Quinteſſenz der Dinge
Zeig' ich im Conterfei,
Die ganze Weltgeſchicht'
In einem neuen Licht. —
Drauf lad' ich unterthänig
Die Kaiſer und die König'
Und alle fürſtlich Titulirten;
Selbſt die Mediatiſirten,
Mir ſind ſie alle gleich,
Ich lebe noch im alten römiſchen Reich,
Da geht es kunter, bunter,
Heut' oben, morgen unter.
Sie alle ſollen in der königlichen Loge ſitzen,
Und ihre Räthe vorn auf den geſperrten Sitzen,
Daß jene auf den Höhen

Freier um ſich ſehen,
Und dieſe in den Nähen
Beſſer verſtehen.
Auch Papſt und Klerus werden eingeladen,
Doch da's ein weltlich Schauſpiel gibt,
So werden Ihre Heiligkeit und Gnaden,
Wenn's beliebt,
Demüthiglich die Hinterplätze wählen,
Um, wenn's incommodirt,
Sich ungenirt
Und unbemerkt hinwegzuſtehlen.
Dann ſind abſonderlich gebeten
Die Philoſophen, hier hineinzutreten,
Damit ſie auch die Füße 'mal verderben,
Von ihren Köpfen haben wir ſchon Scherben.
Auch die Gelehrten lad' ich allzumal,
So viel nur faſſen kann der Saal,
Groß iſt, Gott lob! jetzt nicht die Zahl.
Wir haben ihre Wiſſenſchaft bequemer;
Die Griechen und die Römer,
Die können uns nichts weis mehr machen;
Wir halten ſie in unſern Almanachen.
Für uns gibt's keinen Thurm zu Babel mehr,
Wir leſen alle Sprachen unbeſchwer
Auf Deutſch wie Kasperle,
Und wer's nicht glauben will, der geh'
Nur eine Streck'
Bis an der Jäger- und Charlottenſtraßen-Eck',
Und fordre ſich bei Stähli eine Taſſ'. —
Die Wiſſenſchaft, die liegt daneben,
Dafür braucht er nicht einen Heller zu geben.
Kurz, ein Kalmuck
Kann werden jetzt mit einem Schluck
Ein Solon oder Wilhelm Meiſter! —
Wer klagt noch über Druck der Geiſter! —
Doch ganz verbitt' ich mir
Die Politiker von allen Arten hier;
Die Liberalen abſonderlich
Sind nimmer genügſamlich,
Steh'n nie ſtill auf einem Fleck,
Wollen immer weiter weg,
Möchten gar das Orcheſter ſprengen
Und mich ſelber vom Theater drängen;
Auch die Ultras, die im Trüben
Immer nur rückwärts ſchieben,

Sodaß wir, ehe wir's uns verseh'n,
Alle miteinander hinten am Schafgraben steh'n.
Was anlangt die Medici,
Die wol meinen, sie
Wären heut' par excellence das Publikum,
Hätten vor andern das Privilegium
Zu klatschen oder zu zischen in meinem Auditorium;
Aber ich sag' ihnen, sie
Müssen alle auf die Galerie,
Da mögen sie schreien a priori
Und sich stoßen a posteriori;
Der Purus practicus
Prügeln den Theoreticus,
Schreien der Naturphilosoph,
Der Urmensch ist von Sauerstoff,
Und ein anderer aus dieser Zahl
Nein, er ist ein Mineral,
Und wenn das in die Verkieselung geräth,
Daher kommt die Irreligiosität,
Sodaß ein Atheist
Nichts anders als ein Kieselstein ist.
Nein, unser ist die ält'ste Lehr',
Schrei'n brunter die Magnetiseur',
Leset nur der Bücher Moses erstes Kapitel,
Da steht uns'rer Rechtstitel:
Als Gott, der Herr,
Schuf Erd' und Meer,
Den Menschen und den Menschenhasser,
Da schwebte der Geist auf dem Wasser.
Siehe da unser fluidum,
Das mobile perpetuum,
Das aber flugs stille steht
Auf unsern Wink am Baquet,
Kurz, an unsern Conductoren
Wird der Mensch erst recht geboren.
Doch gemach,
Orgelum. Orgelei. Dudeldum. Dudelbei.*
Endlich komm' ich zur Sach':
Schau'n Sie in meiner Laterne-Magica
Das O und das H
Von einem Mann,
Der von sich sagen kann:

---

* Begleitung der Drehorgel.

Gott gab mir nichts im Schlaf,
Ich bin nicht worden ein Domherr oder Reichsgraf;
Mußt' mich tummeln von Kindheit ſchon,
Lernt' ich was, kriegt' ich keinen Bonbon,
Lernt' ich nichts, kriegt' ich Schmier',
Heutzutag' iſt anders die Manier,
Wer nichts lernt, das iſt Genie,
Das wird ein Reformator,
Wer fleißig iſt, aus dem wird nie
Was anders als ein Regiſtrator.
Der Schüler lobt den Präceptor
Und tractirt ihn bei Jagor.
Orgelum. Orgelei u. ſ. w.
Genug, unſer Knab',
Trotz wunderſamer Gab',
Hat tüchtig ſich angegriffen,
Nichts kam ihm wie gepfiffen;
Hat ſich's werden laſſen ſauer,
Hat geſchwitzt wie der Bauer
An ſeinem Pflug —
Drum iſt er aber worden klug,
Und wie ſich einer bläht oder bückt,
Er weiß, wo ihn der Schuh drückt,
Schaut jedem dreiſt ins Angeſicht
Und ſpricht: Ich kenn' ihn nicht,
Sei's Secretär oder Kanzler,
Trifft er ſie von ungefähr;
Könnt' ſich in Pomp ſehen laſſen,
Geht aber mit bloßem Kopf über die Straßen —
Fürwahr, das iſt ein Mann,
Der einen bloßen Kopf ſehen laſſen kann.
Und ob er gleich im Staat
Ein Geheimer Rath
Mit Stern und Orden geworden,
So gibt's doch, Gott ſei Dank,
Für ihn noch keinen höhern Rang
In der Fremde oder daheim
Als der Doctor Heim.
Dubeldei. Dubeldum u. ſ. w.
Wir feiern heut' ſein Jubiläum,
Funfzig Jahr' trägt er den Doctorhut,
Und hat damit erworben Ehr' und Gut.
Orgelum. Orgelei u. ſ. w.
Treten nun alle näher herbei
Und ſchau'n nach der Reih'

Mancherlei Begebenheit,
Die er erfahren bis heut.
Zwar iſt die erſte Scen'
Nicht erfreulich anzuſeh'n:
Schau'n Sie ihn da an der Wand
In ſeinem Vaterland,
Thüringen genannt;
Wie er da kniet und fleht
Und der Vater vor ihm ſteht
Mit der Karbatſch,
Bald auf den Rücken, bald auf die Patſch —
Faul iſt er geweſen, das iſt er nicht heut,
Alſo iſt der Fleiß ihm eingebläut;
Nehm' das jedermann
Zur guten Lehre an:
Die Faulheit ſitzt dem Menſchen im Blut,
Und Zucht iſt für Alt und Jung gut.
Orgelum. Orgelei u. ſ. w.
Jetzt ſchauen Sie Nummer Zwei.
Wer ſitzt da oben auf dem Dach
Am hellen, lichten Tag;
Das muß ſein ein munt'rer Bub'
Steigt lieber in die Höh' als in die Grub',
Der hat gewiß
Das Licht lieber als die Finſterniß.
Doch macht nicht zu ſchnell die Schlüff',
Ich will die Wahrheit ſagen ohn' Aufſchneiden:
Der Knabe kann den Schlaf nicht leiden.
Warum? Der Papa war ein abſonderlich Mann,
Hat der Junge Böſes gethan,
So mußt' er am lichten Tag
In ſein düſt'res Schlafgemach,
Das hat ihm verleid't den Schlaf,
Wer mag lieben den Schlaf als Straf?
Kurz, als er 'mal wieder mußt' ins Bett,
Ward er ungeduldig, hob das Bret
Und die Latten vom Haus,
Klettert auf das Dach und lacht den Vater aus.
Drum iſt ihm bis auf den heut'gen Tag blieben
Furcht vor dem Schlaf, wie vor den böſen Sieben,
Scheut das zu Bettegeh'n,
Mag lieber aufſteh'n,
Wollte Gott, unſ're Pädagogik
Hätte mehr ſolcher Kunſtſtück',
Lernte was vom Mutterwitz,

So hätten wir weniger Schlafmütz'.
Orgelum. Orgelei u. ſ. w.
Nun ſchau'n Sie Nummer Drei:
Da ſeh'n Sie die wunderbaren
Siebenjährigen Kriegsjahren,
Da ſeh'n Sie die berühmten Reiterſcharen,
Die preußiſchen ſchwarzen Huſaren,
Und ein Knab', obwol kein gebor'ner Preuß',
Die Weg' ihnen zeigt, die er beſſer weiß.
Das iſt unſer Heim, ihm ſteckt im Blut
Der altpreußiſche Muth;
Nehmen Sie aus dieſem Bild die Lehr':
Er wär' auch worden ein Feldherr;
Aber er ſoll's werden mit Gewalt,
Da macht er halt.
Junge, ſagten die Huſaren, du mußt mit,
Nein, ſagt' er, nicht mehr einen Schritt.
Drum Orgelum. Orgelei u. ſ. w.
Schau'n Sie ihn hier
Nummer Vier
Den Huſaren hurtig entwiſchen.
Ich bitt', nicht zu pochen, nicht zu ziſchen,
Es iſt nicht Furcht vorm Schuß,
Courag' hat er im Ueberfluß,
Aber zum Medicus,
Der auch Courag' haben muß,
Pfundweis Mercurius,
Funfzehnmal Aderlaß
Iſt auch kein Spaß:
Tödten zwar ſoll er,
Aber nicht mit Lanz' und Speer.
Drum nun Dudeldei. Dudeldum.
Schau'n Sie Nummer Fünf an,
Da fängt er ſchon ſeine Beſtimmung an.
Iſt Apothekerjung',
Meint, nicht mit einem Sprung,
Wie unſ're heut'gen Genies,
Dringt man ins Paradies,
Drum dient er von unten auf,
Drum ſtößt er friſch drauf
Los und fix
In die Apothekerbüchs.
Manch berühmter Doctor
Hat zuerſt gelernt als Apotheker.
Luſtig geht's hier einher,

Der Apothekerherr
Hat eine Kegelbahn;
Schau'n Sie Nummer Sechs an.
Dubelbum. Dubelbei u. ſ. w.
Da kegeln der Burſch und der Herr,
Und der Burſch ſpricht: Reich' mir die Kugel her;
Das will der Herr nicht,
Aber der Burſch ſpricht:
Wart', ich will dich's lehren ſchon,
Ob du gleich mein Patron —
Nimmt raſch ein Piſtol,
Zum Glück nur von Pulver voll,
Legt auf den Herrn an
Und jagt ihn von der Kegelbahn;
Da ſeh'n Sie nun in der That,
Daß er Courage hat.
Dubelbum. Dubelbei u. ſ. w.
Weiter lernt er nun immer fort,
Bald an dem, bald an jenem Ort;
Jetzund er vor uns ſteht Nummer Sieben
Auf der halleſchen Univerſität,
Aber wie die Natur in ihm treibt,
Daß er lieber heilt als ſchreibt;
An den Nagel hängt die Theorie
Und gleich läuft nach der Praxi,
Das ſchau'n Sie hier im Bilde an,
Da ſeh'n Sie ihn mit einer rothen Fahn',
Nicht Ruh' und nicht Raſt hat
Er bei den Büchern und in der Stadt;
Auf den Dörfern läuft er herum
Wie ein mobile perpetuum,
Und ſchreit ohn' Unterlaß:
„Wer will ſich zur Ader laſſ'" —
Und gleich werden Sie ſchau'n,
Daß er findet Vertrau'n,
Das iſt das Zauberwort,
Was ihn durch Zeit und Ort
Niemals verlaſſen mehr;
Sag' uns, Herr Lavater,
Sag' uns, Herr Gall, an,
Wo ſitzt dies Organ?
Das greift ſich nicht mit der Hand,
Das begreift nicht einmal der Verſtand,
Das ſitzt nur im Gemüth,
Das nur die Liebe ſieht —

Nehmen Sie's nicht übel, daß
Ich selber aus dem Spaß
In den Ernst gerathen kann,
Kann's nur beim rechten Mann
Und an der rechten Stell',
Niemals beim — —
Kurz, halt gemacht,
Wir stehen bei Nummer Acht.
Dubeldum. Dubeldei u. s. w.
Die Bauern kommen in Haufen
Auf seinen Ruf gelaufen,
Und hier probirt er das Aderlassen
An ihnen in Massen,
Just wie Sie's in der Komödie hier
Schau'n im Dorfbarbier;
Und nun rasch zu Nummer Neun.
Dubeldum. Dubeldei u. s. w.
Das ist fast seltsamlich,
Ein guter Bursch war er gewißlich,
Aber nicht liederlich;
Wollt' auch nicht and're verführen —
Kurz, Sie seh'n ihn hier botanisiren.
Da kommt eben ein Fuchs an,
Es ist der Wolbermann*,
Nicht weit davon commerciren sie
In lust'ger Compagnie.
Der Fuchs
Soll nicht klugs
Ein bös' Exempel nehmen;
Da sagt Heim zu ihm: „Du mußt dich bequemen,
Mit mir zu botanisiren,
Du wirst einst im Kammergericht präsidiren,
Und der wird kein guter Präsident,
Der nicht Kraut und Unkraut kennt." —
Dubeldum. Dubeldei u. s. w.
Nunmehr hat er ausstudirt
Und ist zum Doctor promovirt.
Wir wissen nicht, ob die alten sieben Weisen
Gingen auf Reisen,
Aber in der heut'gen Zeit,
Will man werden gescheit,

---

* Damals Präsident des königlichen Kammergerichts in Berlin, bei der Vorstellung gegenwärtig.

Muß man kennen lernen Land und Leut'.
Kurz, auch unser Heim
Meint, nicht alles wächst daheim.
Aber nicht kriecht er umher wie ein Wurm,
Lieber steigt er auf den höchsten Thurm,
Wo er am frei'sten um sich schaut,
Da ist seine Welt, ist er gleich vertraut,
Drum sollen Sie ihn hier seh'n,
Nummer Zehn,
Dudeldum. Dudeldei u. s. w.
Oben auf den Spitzen
Des straßburger Münsters sitzen
Sicher und ohne Sorgen,
Als wär' er im Mutterschos geborgen;
Aller Welt wünschen einen guten Morgen,
Heiter und fröhlich um sich seh'n,
Und mit dem Schnupftuch weh'n.
Wenden Sie hierauf noch einen Blick,
Denn das ist zugleich ein Freundschaftsstück,
Der Muzel, sein Freund, soll die Wette gewinnen,
Heim könnte steh'n auf den höchsten Zinnen;
Drauf, als er genugsam gewahrt
Fremder Menschen Weis' und Art,
Kehrt' er zurück, nicht ins Thüringerland,
Sondern in den Märkischen Sand;
Gibt's da auch nicht eine Au',
So ist doch eine Festung da, heißt Spandau;
Ist weit berühmt durch gute Zucht,
Auch unser Heim hat's da versucht;
Das Beste aber, was er da bekommen:
Ist die Frau, die er genommen.
Doch ein Stück aus seiner Praktika
Schildert die Chronica,
Und das schau'n Sie in Nummer Elf da.
Einstens ritt er in den Wald,
Da sprach ein Köhler zu ihm: „Halt!
Ich bin krank, verschreibe mir
Auf der Stell' Arzenei hier." —
Aber woher nehmen Papier?
Doch das verdarb ihm nicht das Concept,
Er sprach: „Gib mir einen Holzkloben her";
Da kratzt er das Recept,
Als wenn's geschrieben wär',
Und der Köhler lief damit zur Stund'
In die Apothek' und ward gesund.

Form wird gedrechſelt,
Norm wechſelt,
Wer die Sach' begreift,
Nicht immer aus einem Loche pfeift —
Doch macht daraus keinen Schluß:
Non ex quovis ligno fit Mercurius.*
Dubeldum Dubeldei u. ſ. w.
Nicht jedermann unten auf der Straße ſieht,
Was oben im dritten Stockwerk geſchieht,
Auch iſt's nicht anzuempfehlen,
Es möchte manchmal fehlen,
Aber unſer Heim
Sieht auf der Zunge den Schleim,
Wer ſie auch ſteckt im höchſten Haus
Aus dem Fenſter heraus;
Das Experiment ſchau'n Sie ſchier
Nummer Zwölf hier.
Das nenn' ich einen Blick!
Nicht wahr, das iſt mein Hauptſtück,
Hier der Verſtand ſtill ſteht,
Die Kunſt nicht weiter geht;
Drum auch nun kein Wort mehr
Von dem Medicus,
Allen Ruhm und Ehr'
Hat er davon im Ueberfluß;
Macht ſich aber nicht viel draus,
Speiſt lieber zu Hauſ'
Bei ſeiner Familie
Als bei Prinzen und Bankier;
Nur Eins darf ich nicht verhehlen,
Rheinwein muß nicht fehlen.
Doch kann ich ſchweigen nicht
Von einer curioſen Geſchicht':
Einſtens wird ein Geheimer Rath
Erwartet in einer ſchleſiſchen Stadt,
Heißt Hey und ſteht obenan
Im Acciſe-Departement;
Da kommt unſer Heim gefahren,
Das haben die Acciſe-Officianten erfahren,
Meinen, es ſei der Hey,
Gleich erſchallt ein Jubelgeſchrei

---

* Nicht aus jedem (dem erſten, beſten) Holze bildet man einen Mercur.

Im ganzen Städtchen,
Blumen ſtreuen weiße Mädchen,
Und am Thore, wohl ausſtaffirt,
Steht die Acciſe und gratulirt.
Schau'n Sie hier dieſe Scen',
Gar ergötzlich anzuſeh'n,
Und dann ſchau'n Sie auch gleich dieſe,
Da tractirt ihn die Acciſe,
Gibt ihm eine Collation,
Als wär' er ihr Miniſter und Patron —
Aber nun ſchau'n Sie auch die Deſperation,
Als ihnen die Augen aufgeh'n
Und ſie hören müſſen und ſeh'n,
Daß er nicht der Hey,
Sondern der Heim ſei.
Aber nun iſt's zu ſpat,
Ihm's wohlgeſchmeckt hat.
Doch in meinem Schattenſpiel
Muß auch ſein etwas fürs Gefühl,
Ich meine für die Rührung,
Es gehört auch zu meiner Hantierung,
Die empfindſamen Seelen
Ein bischen zu quälen;
Doch wird's keine Tragödie,
Es endet luſtig wie die Komödie.
Das Unglück geht bald vorüber,
Blos ein kleines Wundfieber
Spürt unſer geehrter Herr,
Vom Pferd iſt geſtürzet er;
Frau und Kind erſchrecken ſehr —
Schau'n Sie hier das Malheur,
Und wie es bald ſich wendet
Und ſich ſo fröhlich endet,
Wie jetzt meine ganze Laterna-Magica,
Denn zum Schluß ſchau'n Sie da,
Wie er da ſo luſtig und munter,
Kopf oben, Kopf unter
Sich auf ſeiner Studirſtub' dreht
Und gar auf dem Kopfe ſteht.
Meinen Sie etwa, das Bild comme ça ſei nicht von heut,
Sei aus der Knabenzeit,
Ja, Proſtmahlzeit,
Er hat ſchon graues Haar,
Iſt ſchon über ſiebzig Jahr'.
Aber ſo ein Allerweltskerl

Iſt eine auserleſene Perl',
Wird nimmer ein alter Knaſt,
Ja, wir glauben faſt,
Daß er in die Welt kam,
Um zu machen eine Ausnahm'
In der ganzen Menſchengeſchicht'.
Nie verliſcht ſein Licht,
Der Jünger ſtirbt nicht;
So in dulci jubilo
Sind wir noch Eins ſo froh.
Und nun Dudeldum, Dudeldei,
Iſt unſer Schattenſpiel vorbei.

Beilage D.

Rede am Grabe des Dr. E. L. Heim; von Küſter.

Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben; ja, der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Amen.

„Kein Ort der Trauer für die Familie Heim", ſo bezeichnete das ehrwürdige, patriarchaliſche Haupt derſelben ſchon vor vielen Jahren dieſe von ihm erwählte Stätte, wo dereinſt die Erde das empfangen ſollte, was von ihm der Erde angehört. Welch ein tiefer Sinn liegt in dieſer Bezeichnung, und wie chriſtlich fromm iſt durch ſie vor langer Zeit ſchon die Richtung beſtimmt worden, welche die Gefühle aller der Seinigen — und wie viele nannte ſein liebevolles Herz die Seinigen? — nehmen ſollten, wenn der Zeitpunkt gekommen ſein würde, da die von ihrem Geiſte verlaſſene Hülle dem Grabe zur künftigen Verklärung anvertraut werden müßte. So entweihe denn nun auch nach der eigenen Vorſchrift unſers vollendeten Heim kein eigentliches Gefühl der Trauer den feierlichen Augenblick, da wir ſein Grab, ihm eine Pforte zum Lichte des Himmels, umringen. Der ſanften Wehmuth können wir freilich nicht wehren, daß ſie ſich miſche in die Empfindung des großen Verluſtes, den wir erlitten haben, in die hohe Achtung, in die glühende Dankbarkeit, die ihm gebührt, in die freudigen Hoffnungen, mit denen unſer Auge ihm nachblickt, und in die fromme Unterwerfung unter den Willen deß, der ihn der Welt und den Seinigen gegeben, ihn

so lange in ausgezeichneter Würde und Kraft erhalten und nun auf eine so sanfte Art aus dem Gebiete der Sterblichkeit hinweggeführt hat.

Wie leicht wird es uns werden, unsere Herzen dem eigentlichen Gefühle der Trauer zu verschließen und uns nur der ebenso natürlichen als gerechten Wehmuth hinzugeben, wenn wir auf alles zurückschauen, was dem ganzen Leben und Wirken dieses unvergeßlichen Greises eine so hohe Bedeutung, eine so seltene Auszeichnung, einen so gerechten Anspruch auf die Verehrung aller Stände seiner Mitbürger verliehen und ihn zu einer wahrhaft außerordentlichen Erscheinung gemacht hat.

Verlangen Sie aber nicht, andächtige Versammlung, ein vollständig entworfenes und in allen seinen einzelnen Zügen der Wahrheit entsprechendes Bild von einem Manne, der auf einer der höchsten und seltensten Stufen stand, worauf ein Mensch seiner wahren Würde nach jemals stehen kann. Erwarten Sie noch weniger eine eigentliche Lobrede, die ihn gleichsam als ein glänzendes, nun entschwundenes Meteor in der Menschenwelt heraushebt. Denn fühlte ich mich selbst hierzu auch in meinem Innern gedrungen, so müßte mich hiervon doch sein eigener Befehl zurückhalten, indem er mir selbst geboten hat: „Halten Sie mir ja keine Lobrede, wenn Sie an meinem Grabe das Wort nehmen."

Ich gehorche deinem Willen, vollendeter Greis, zugleich aber auch der Wahrheit, und du verwehrest mir nicht, daß ich dir, der du mir beinahe funfzig Jahre hindurch Freund, Beistand und selbst Retter in einer Todeskrankheit gewesen bist, mit wehmuthsvoller Dankbarkeit hier nachrufe: Gottes beseligender Friede dir auch für das, was du an mir und den Meinigen gethan hast.

O wie viele Tausende aus allen Ständen, besonders auch der Armen und Aermsten im Volke, senden ihm diesen Segenswunsch nach; denn wo er vom frühen Morgen bis zum späten Abend hintrat, da erschien in ihm die Freundlichkeit selbst, und da wichen vor seinem fast untrüglichen Blicke und der Kraft seiner Wissenschaft Schmerzen, Gefahr und oft der Tod selbst. Erscholl dem Leidenden der Name Heim, so richtete

sich die gesunkene Hoffnung auf, so erstarkte der wankende Muth, und das schon mit Thränen gefüllte Auge erheiterte sich, denn so groß war das allgemeine Vertrauen zu ihm, ein Engel des Herrn schien in ihm sich zu nahen.

Doch wir müssen nicht allein bei seiner von Gott hochgesegneten Kraft und Wirksamkeit als Arzt stehen bleiben, denn eine noch glänzendere Seite bietet sein Bild uns dar. Dieser Sarg umschließt nicht blos die irdische Hülle eines der seltensten, ausgezeichnetsten Aerzte, sondern auch, — o mit welcher innigen Freude spreche ich es aus! — eines der edelsten Menschen und der thätigsten Christen. Fast drei Menschenalter hindurch bewegte sich sein Leben unveränderlich und nie wankend auf dem Gebiete des thätigen Christenthums; die speculativen Forschungen über dasselbe lagen seiner Geistesthätigkeit entfernter; aber er fühlte sich berufen, und nie, nie hat er diesen Beruf verfehlt, ein Christ im vollen Sinne des Wortes, in der That und Wahrheit zu sein. O daß alle, die auf ihren Glauben so stolz sind, von ihm doch lernen möchten, wie unendlich viel dazu gehört, ein solcher Christ zu sein, als er gewesen ist. Welche tiefe Ehrfurcht vor Gott durchdrang sein innerstes Herz! Welch ein festes Hinblicken auf den Willen seines himmlischen Vaters war ihm unter allen Umständen des Lebens eigen! Welche innige Freude funkelte aus seinen Augen, wenn sich ihm die Spuren der höchsten Allmacht und Weisheit selbst in dem zartesten Moose enthüllten! Welche kindliche Unterwerfung bewies er, wenn, was auch in seinem Leben nicht ausblieb, Gott durch harte Schickungen und große Verluste seine Gottergebenheit prüfte. Ja, frommer, gottergebener Heim, dein Wille ging immer und überall in dem göttlichen auf und war mit ihm völlig Eins, darum war auch dein ganzes Leben nach dem Vorbilde des Erlösers ein segensvoller Schauplatz der Liebe, denn nur die reinste, die thätigste Liebe regierte dein ganzes Thun und Wirken. O, wenn da, wo jeder Trunk kalten Wassers seine Vergeltung finden wird, alle stillen Werke deiner Liebe an das Licht treten, wenn alle Armen und Elenden, die du hier erquickt hast, in lauten Dank gegen dich ausbrechen werden, welche gedrängte Reihe der edelsten Garben wirst du dann erblicken, wozu du hier mit

verborgener Hand die Saaten ausgestreuet hast. Du hast hier reichlich gesäet, Heil dir! Nun erntest du dort in dem seligen Frieden derer, die in dem Herrn sterben. Ja, der Geist spricht, daß du ruhest von deiner Arbeit, denn deine Werke folgen dir nach.

So erhebt uns, andächtige Versammlung, der Hinblick auf sein ganzes thätig-frommes Leben im wahren Geiste des christlichen Glaubens zur wehmüthigen Freude über seine nun erfolgte Vollendung, und zum innigen Danke gegen Gott, der Großes an ihm gethan und sich ihm hier schon als Vergelter wahrer Treue im Dienste des Herrn verherrlicht hat. Wir alle sind ja Zeugen gewesen, wie hoch Gott ihn geehrt, wie er ihn bis zu einem so seltenen, patriarchalischen Alter an der Seite einer mit allen Tugenden zarter Weiblichkeit gekrönten Lebensgefährtin, in der liebenden Umgebung seiner in der Stadt und im Staat hochgeachteten Familie hinaufgeführt und zuletzt dadurch an ihm die Fülle seiner Gnaden vollendet hat, daß er ihn auf Engelshänden sanft emportragen ließ zu dem Gebiete der Verklärung und Seligkeit.

Hier, nicht an einem Ort der Trauer, sondern an dem Altare froher, seliger Erwartungen beugen wir uns dankvoll vor dir, des Lebens und des Todes Herr, und preisen deine Gnade für alles, wodurch du dich an deinem vollendeten Knechte verherrlicht hast. Laß sein Andenken überall in Segen bleiben; erhalte deine Gnade fortdauernd seiner ehrwürdigen Witwe, seinen verdienstvollen Kindern und den aufblühenden Geschlechtern seiner Enkel, und stelle ihn allen, die ihn gekannt haben, zum Muster dar, wie wir in thätiger Frömmigkeit leben müssen, um einst sterben zu können wie dieser Gerechte. Amen.

Der Herr segne dich, der du heimgegangen bist, und behüte uns, die wir hier noch wallen.

Der Herr laß leuchten sein Angesicht über dir da, wo dem Frommen das Licht aufgeht wie der Mittag, und sei uns gnädig, die wir noch in der Dämmerung weilen.

Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und uns, und gebe dir den Frieden der Schauenden und uns den Frieden der Gläubigen. Amen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

R
512
H467
1879
LANE
STORAGE

GIC.
H46
ed. 3

238022